



ALLGEMEINE

ETHNOGRAPHIE

VON

DR. FRIEDRICH MÜLLER

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT, MITGLIED DER KAIS. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN,
MITGLIED U. D. Z. VICE-PRÄSIDENT DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT
IN WIEN.

WIEN.

ALFRED HÖLDER

(BECK'SCHE UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG)

ROTHENTHURMSTRASSE 15.

1873.

DEN FREUNDEN

ERNST HAECKEL

in Jena

BERNHARD JÜLG

in Innsbruck

CARL VON SCHERZER

in Smyrna

gewidmet.


LIBRARY
AUG 30 1966
UNIVERSITY OF TORONTO

VORREDE.

Als ich vor fünf Jahren in der Vorrede zu dem von mir bearbeiteten ethnographischen Theile der Novara-Expedition das Vorhaben aussprach, später einmal, sobald meine eigentlichen Fachstudien es mir erlauben, mit einer ethnographischen Arbeit vor das Publikum zu treten, ahnte ich nicht, dass ich sobald das betreffende Gebiet wieder öffentlich betreten würde. Der Beifall einerseits, welche meine eben citirte Arbeit bei Naturforschern, Ethnologen und Sprachforschern gewann, und die Wahrnehmung andererseits, dass für ethnographische Arbeiten, bei dem regen Interesse, das man ihnen allenthalben zuwendet, die Zeit endlich gekommen sei, bestimmten mich, mein Versprechen sorgfältig im Gedächtnisse zu behalten und mit der Erfüllung desselben mich lebhaft zu beschäftigen. Und so wäre es bald gekommen, dass ich an die Ausarbeitung und Veröffentlichung einer Arbeit gegangen wäre, welche in dem ungefähren Umfange der bekannten Prichard'schen das gesammte ethnographische Material nach dem gegenwärtigen Standpunkte des Wissens verarbeitet und mit den entsprechenden Literatur-Nachweisungen versehen, umfasst haben würde, hätte nicht der Verleger des vorliegenden Buches mir den Rath ertheilt, vorher ein Lehrbuch der Ethnographie von dem Umfange eines mässigen Bandes auszuarbeiten, um dadurch den Weg für das grössere Werk — eine Art Handbuch — beim gebildeten Publikum zu ebnen. Diesem vom geschäftlichen Standpunkte ausgezeichneten Rathe bin ich um so bereitwilliger nachgekommen, als nach meiner Ueberzeugung ein Buch, welches das ethnographische Material nach

dem heutigen Standpunkte des Wissens, in knapper Form verarbeitet, enthält, gar nicht existirt, obwohl gewiss alle Forscher auf dem Gebiete der Ethnologie mit mir den Mangel eines solchen lebhaft empfunden haben werden.

Und so übergebe ich das Buch, den Vorläufer einer grösseren Arbeit, dem gebildeten und gelehrten Publikum, speciell jenen Männern, deren drei Repräsentanten es gewidmet ist. Die Natur- und Sprachforscher mögen entscheiden, in wie fern sie meine Arbeit vom Standpunkte der strengen Wissenschaft billigen und der weitgereiste Mann, der „vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hat" möge uns sagen, wie weit das Bild, welches ich von einzelnen Völkern zu entwerfen bestrebt war, mit der lebendigen Wirklichkeit übereinstimmt.

WIEN, April 1873.

F. Müller.

Nachträge und Verbesserungen.

S. 14 Zeile 13 von oben statt: Vliesshaarige: 3. Afrikanische Neger. 4. Kaffern.
lies: Vliesshaarige: 1. Afrikanische Neger. 2. Kaffern.

S. 17 nach 5. Sprache der Eskimo, schalte ein: 6. Sprache der Aleuten.

„ „ Zeile 19 von unten statt: Umqua, lies: Umpqua.

„ 20 Zeile 1 von oben ist Talaing zu streichen.

„ „ nach *e.* schalte ein: *f.* Isolirte Sprachen der hinterindischen Halbinsel, Talaing, Sprache der Khamen, Tsiampa, Quanto.

S. 73 zu den verzeichneten Quellen ist als Hauptquelle, die wir leider nicht mehr benützen konnten, hinzuzufügen: Fritsch, Gustav, Die Eingeborenen Süd-Afrikas, ethnographisch und anatomisch beschrieben. (Mit Atlas.) Breslau, 1872, 8° und fol°.

S. 74 Zeile 3 von oben statt: des ganzen südwestlichen Afrikas, lies: des ganzen südöstlichen Afrikas.

S. 93 Zeile 10 von oben statt: dentalen und labialen, lies: dentalen und lateralen.

„ 118 Zeile 6 von unten statt: Westlich von diesen Gegenden, lies: Oestlich von diesen Gegenden.

S. 119 Zeile 21 von oben lies: „Oestlich von den Bari wohnen die Beri, welche eine dem Schilluk und Dinka verwandte Sprache reden, und westlich die Yang-bara. — Im Westen der Niederlassungen der Dinka-Stämme, vom Bahr-Telqauna gegen Süden bis an den Bahr-Dschemit sich hinziehend, liegt das Land der Djur (Luoh), die ein ausgewanderter Schilluk-Stamm sein sollen. Weiter westlich vom 8° 30′ nördl. Breite abwärts bis zum 4° nördl. Breite und bis zum Gebiete der Yang-bara im Osten dehnen sich die Niederlassungen der Bongo, welche von den Dinka Dor genannt werden. Im Westen der Djur und Bongo, und im Süden Darfurs liegt das Gebiet der Kredj (Fertit), das sogenannte Dar-Fertit. Südlich davon und westlich vom Gebiete der Bongo bis zum 31° östl. Länge im Osten liegt das Land der Nyamanyam oder Nyamnyam. Unter diesem Collectivausdrucke hat man zwei von einander verschiedene Rassen und Stämme zu verstehen, nämlich 1) die sogenannten freien, herrschenden (die Sandeh), und 2) die unterworfenen Sclavenstämme, zu denen die Bambiri, Basa, Qerombo, Berembo, Scheri, Bambia u. a. gehören. Während die ersteren als ein starker Menschenschlag mit langem gescheiteltem Haar und starkem Bartwuchs geschildert

werden, sind die letzteren offenbar reine Neger und ihren nördlichen Nachbarn ganz ähnlich. Wahrscheinlich hat man in den Sandeh es mit einem Volke der Nuba-Rasse (nicht der mittelländischen — Hamiten — wie Heuglin meint) zu thun, das eine Reihe von Negerstämmen sich unterworfen hat, wodurch die Kette zwischen den Funje und den Wakuafi und Masai-Stämmen (vergl. S. 430) hergestellt wäre."

S. 147 zu den verzeichneten Quellen ist als Hauptquelle, die wir leider nicht mehr benützen konnten, zu verzeichnen: Fritsch, Gustav, Die Eingeborenen Süd-Afrikas. (Vergl. oben.)

S. 149 Das Gebiet der Matebele gränzt im Süden an den mittleren Limpopo, im Osten und Nordosten ans Land der Ma-schona, im Westen ans Land der Ba-mangwato, während im Norden seine Ausdehnung unbestimmt ist.

Die Fingo, richtiger Fingu (holländisch Fingoe geschrieben) oder Ama-fengu, umfassen die Ueberreste folgender, unter den Ama-nosa in Sclaverei gestandener, ehemals von Tschaka aufgeriebener Nationen: der Ama-hlubi, Ama-fetcani, Ama-zizi, Ama-bele, Ama-zabi-zembi, Ama-sekunene, Ama-tozakwe, Ama-relindwani, Ama-schwayo. (Fritsch.)

S. 150 Zeile 2 von unten ist zu citiren das Buch von Gevrey. Essai sur les Comores. Pondichery, 1870, 8°, wo sich S. 108 ff. ein Vocabular findet. Doch sind die Zahlenausdrücke, die dort mitgetheilt werden, malayisch (madegassisch).

S. 225 Zeile 3 von oben statt: Nordosten, lies: Nordwesten.

„ 231 „ 19 „ „ „ im Durango und im Guadalajara, lies: in Durango und in Guadalajara.

„ 238 Zeile 19 von oben statt: am linken Ufer des Paraguay, lies: am rechten Ufer des Paraguay.

„ 239 Zeile 8 von oben statt: von dem Pampas, lies: von den Pampas.

„ 243 „ 25 „ „ „ pflegmatischen, lies: phlegmatischen.

„ 244 „ 9 „ „ „ einen Schluss ziehen, lies: einen Schluss zu ziehen.

„ 281 Zeile 9 von oben statt: der letzteren, lies: den letzteren.

„ 478 „ 8 „ „ „ Wrongowitz, lies: Wongrowitz.

EINLEITUNG.

§. 1.

Begriff der Ethnographie und ihr Verhältniss zur Anthropologie. *)

Die Ethnographie (von ἔθνος Volk und γράφειν beschreiben) oder Ethnologie (von ἔθνος Volk und λόγος Lehre), deutsch Völkerkunde, ist, wie schon ihr Name besagt, die Wissenschaft vom Menschen, als Volks-Individuum betrachtet. Sie unterscheidet sich wesentlich von der Anthropologie (von ἄνθρωπος Mensch und λόγος Lehre), der Wissenschaft vom Menschen als Mensch, d. h. als einheitliches, sinnlich-vernünftiges Natur-Individuum. Der Unterschied beider Wissenschaften liegt nicht in der Verschiedenheit des Objectes, denn bei beiden ist im Grunde genommen das Object eines und dasselbe, sondern in der Verschiedenheit der Auffassung dieses Objectes. Während die Anthropologie den Menschen als Exemplar der zoologischen Species Homo nach seinen physischen und psychischen natürlichen Anlagen betrachtet, fasst die Ethnographie den Menschen als ein zu einer bestimmten, auf Sitte und Herkommen beruhenden durch gemeinsame Sprache geeinten Gesellschaft gehörendes Individuum.

§. 2.

Entwicklung und Geschichte dieser Wissenschaften.

Sowohl die Anthropologie als auch die Ethnographie sind durchwegs moderne Wissenschaften, sie gehören als solche dem Ende

*) Geographisches Jahrbuch von E. Behm. III. Bd. 1870, S. 310 ff.

des 18. und dem 19. Jahrhundert an. Als Begründer der Anthropologie kann der Deutsche Blumenbach,*) Professor in Göttingen, gelten, während der Engländer Prichard**) der erste war, der eine umfassende Darstellung der Menschheit nach Volksstämmen und Völkern auf naturwissenschaftlicher Grundlage geliefert hat.

Spuren und Anfänge dieser Wissenschaften finden sich bei allen civilisirten Völkern vor. Das älteste Culturvolk des Abendlandes, die alten Aegypter, unterschieden auf den von ihnen errichteten Denkmälern vier von einander verschiedene Rassen, nämlich: 1) die Ludu oder Rudu, worunter die Aegypter sich selbst verstanden; 2) die Aamu, worunter die Semiten von Palästina, Syrien und der Tigris-Euphrat-Länder begriffen wurden; 3) die Nahasiu, worunter man die schwarze Bevölkerung von Inner-Afrika verstand, und 4) die Tamahu, worunter sowohl die nicht-semitischen Asiaten, also wahrscheinlich indogermanische Völker, als auch die nicht-ägyptische weisse Bevölkerung Nord-Afrikas, also die mit den Aegyptern enge verwandten hamitischen Stämme gezählt wurden.***)

Wichtig für die europäische Weltanschauung, wenn auch andererseits von grossem Schaden für die Wissenschaft, wurde die Sage der Semiten über den Ursprung und die Vertheilung des Menschengeschlechtes, letzteres namentlich deswegen, weil man die beschränkte Localsage für eine allumfassende wissenschaftliche Anschauung von tiefem Gehalt ansah. Wie bekannt, betrachtet die semitische Sage der Hebräer den Menschen als die jüngste organische Schöpfung der Erde und verfolgt die Spaltung des rothen Menschen (Adam) in mehrere Völker, worunter offenbar jene gemeint sind, mit denen die Semiten in der ältesten Zeit in Berührung

*) Blumenbach, Johann Friedrich. De generis humani varietate nativa. Praemissa epistola ad Jos. Banks, ed. III, Gottingae 1795, 8°. Uebersetzung: Ueber die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte. Nach der 3. Ausgabe übersetzt mit Anmerkungen von Joh. Gottfried Gruber, Leipzig 1798, 8°.

**) Prichard, James Cowles. Natural history of man. London 1813, 8°. Später in mehreren Auflagen. Uebersetzung: Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Nach der dritten Auflage von Dr. Rudolph Wagner. Leipzig 1840—48, 8°, 4 Bde. in 5 Theilen.

***) Vergl. Lauth. „Ueber die Menschenrassen auf ägyptischen Denkmälern" (Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1870, Nr. 4 (August), S. 31), und siehe die Abbildungen dieser vier Rassen bei Morton. Types of mankind, 8 edition, Philadelphia 1860, 8°. pag. 85.

kamen. Es ist und war nun ein grosser Irrthum zu glauben, der Adam der hebräischen Sage bedeute den Menschen überhaupt, während er doch, wie schon die Etymologie des Wortes darthut, nur den fleischrothen Menschen, den Kaukasier oder Mittelländer bezeichnet. Und auch nicht der Mittelländer in vollem Umfange ist Adam, sondern nur der Stammvater der drei vornehmsten Culturvölker der mittelländischen Rasse, nämlich der Indogermanen (Japhetiten), der Semiten und der Hamiten.

Auffallend ist es, dass die beiden bedeutendsten Culturvölker des Alterthums, nämlich die Griechen und Römer, bei ihrer ausgedehnten Bekanntschaft mit der damaligen Welt so geringen Nutzen für die Völkerkunde gezogen haben, so dass sie kaum zu einer Ahnung dieser Wissenschaft gelangten. — Es ist von keinem Schriftsteller des Alterthums überliefert, dass er sich mit dem Studium fremder Sprachen und Literaturen abgegeben habe. — Deshalb sind die Nachrichten, welche uns die Alten von fremden Völkern überliefert haben, obwohl sehr genau und zuverlässig, dennoch für die Zwecke der modernen Wissenschaft nicht unbedingt zu verwerthen, da ihnen die scharfe Beobachtung des eigentlichen ethnologischen Momentes abgeht.

Alles dies hängt innig mit der Weltanschauung der Alten und ihrer Auffassung des Menschen zusammen. Nur das unter denselben Culturbedingungen lebende freie Individuum galt ihnen als gleichberechtigt. Der Sklave vollends galt nicht als Person, sondern als Sache. Es war daher auf solcher Grundlage eine unbefangene Auffassung des Menschen als solchen schlechterdings unmöglich.

Eine unbefangene universelle Auffassung des Menschen haben zwei Factoren wesentlich vermittelt, nämlich: erstens das Christenthum, besonders dessen letzte durch die Reformation eingeleitete Entwicklungsphase; zweitens die Entdeckung des neuen Welttheiles. Nachdem das Christenthum mit seiner Lehre von der Gleichheit der Menschen die Schranken durchbrochen hatte, welche das Heidenthum gezogen, und vermöge seiner Universalität den einzelnen Völkern und Sprachen eine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, machte die Entdeckung Amerikas die alte Welt mit ganz neuen Völkern und Sprachen bekannt. Es bildete sich durch Einfluss der gleichzeitig eingeleiteten Reformation in den Geistern eine mehr nüchterne auf die Beobachtung der Dinge drängende Weltanschauung. Man fing an neben den anderen Objecten

der sinnlichen Wahrnehmung auch dem Menschen eine erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die durch drei Jahrhunderte in dieser Richtung beschäftigte Forschung brachte es jedoch lange nicht zu einer Wissenschaft, da den einschlägigen Erfahrungen und Kenntnissen das System fehlte. Dieses System wurde für die Wissenschaft vom Menschen, die Anthropologie, zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch Blumenbach gefunden und später durch andere Forscher vervollkommnet. In Betreff der Wissenschaft vom Volke, der Ethnographie oder Ethnologie, hat man sich über das Princip noch nicht allgemein geeinigt, da die einen den Volksbegriff in physischen Merkmalen suchen, während ihn andere mit grösserem Rechte in die Sphäre der geistigen Thätigkeiten verlegen.

§. 3.

Rasse und Volk und ihr Verhältniss zu einander.

Der Mensch bietet der denkenden Betrachtung eine doppelte Seite dar, eine physische und eine psychische. In ersterer Beziehung, als physisches Individuum, ist der Mensch denselben Gesetzen wie das Thier unterworfen. Gleich dem Thiere zerfällt der Mensch in mehrere Varietäten. Gleichwie jeder thierischen, ist auch jeder menschlichen Varietät ein eigener Verbreitungsbezirk, innerhalb dessen sie gedeiht, angewiesen. Gleich dem Thiere, das gezähmt in mehrere Spielarten zerfällt, bietet der Mensch, ein sociales Wesen, κατ' ἐξοχήν, eine grosse Menge verschiedener Typen dar. Obwohl nun gerade in dieser Beziehung allmälige Uebergänge von dem einen Typus zum anderen sich nachweisen lassen, so ist es doch möglich, mit Festhaltung des Allgemeinen und Absehen von dem Besonderen, gewisse Grundtypen innerhalb des Menschen festzustellen, und dadurch eine Classification desselben zu erstreben.

Man nennt diese Grundtypen mit einem herkömmlichen Ausdrucke: Rassen.

Die Feststellung und Beschreibung der Rasse ist Sache des Naturforschers, der sich mit dem physischen Menschen beschäftigt, speciell des Anthropologen. Die Wissenschaft desselben, die Anthropologie, hat die auf dieses Wissensgebiet bezüglichen Thatsachen zu verzeichnen und in einen aus den Gesetzen der Natur erklärbaren Zusammenhang zu bringen.

Während der Mensch als physisches Wesen streng genommen nur den Naturgesetzen unterworfen ist, untersteht er als vernünftig-sociales Wesen jenen Gesetzen, welche die Gesellschaft ihm auferlegt.

Wir wollen zwar damit keinen stricten Gegensatz ausgesprochen haben, als ob die Gesetze der Gesellschaft nicht auch von den Naturgesetzen abhängig wären; aber während die Naturgesetze in dem ersteren Falle unmittelbar wirken, wirken sie in dem letzteren Falle mittelbar, durch den Menschen selbst.

Als gesellschaftlich-vernünftiges Wesen zerfällt der Mensch in eine Reihe von Völkern, deren Individuen durch gleiche Sprache und gleiche Sitten zu einer das Volksthum begründenden Einheit zusammengehalten werden. Wie innerhalb der Rasse ist es auch hier möglich, mit Festhalten des Allgemeinen und Absehen vom Besonderen, mehrere Völker zu einer höheren Einheit zusammenzufassen, mehrere Sprachen auf eine ihnen zu Grunde liegende Ursprache zurückzuführen. Mehrere auf diese Weise mit einander zusammenhängende Völker bilden dann einen Volksstamm, mehrere Sprachen, welche in derselben Weise mit einander zusammenhängen, einen Sprachstamm.

Die Abgränzung des Menschen nach Völkern und die Beschreibung der letzteren beschäftigen den Ethnographen oder Ethnologen; die betreffende Wissenschaft, die Ethnographie oder Ethnologie, hat die darauf bezüglichen Thatsachen zu verzeichnen und aus natürlichen Gesetzen zu erklären. Obwohl nun der Mensch ein einheitliches, sinnlich-vernünftiges Wesen ist, so ist er doch in dieser Hinsicht das Object zweier Wissenschaften, nämlich der Anthropologie oder allgemeinen Menschenkunde, und der Ethnographie oder speciellen Volkskunde. Während die erstere ihn in Rassen zerlegt und classificirt, vertheilt und classificirt ihn die letztere nach Völkern. Obwohl nun Rasse und Volk auf ein und dasselbe Object sich beziehen, nämlich den Menschen, gehören sie doch zwei verschiedenen Wissenschaftssphären an. Rasse ist ein streng anthropologischer, Volk dagegen ein streng ethnographischer Begriff.

Gleichwie beim Thiere die ihm von Natur aus zukommenden Merkmale und Eigenschaften die ursprünglichen sind, gegen welche die durch Zähmung entstandenen Qualitäten als erst später hinzugekommen betrachtet werden müssen, ebenso ist auch beim Menschen der Rassencharakter das Ursprüngliche, der ethnologische Charakter dagegen als etwas später nach und nach Gewordenes anzunehmen.

Wenn wir auch gegenwärtig keinen Menschen ausserhalb einer bestimmten, mit Sprache und Sitte versehenen Gesellschaft — eines Volkes — antreffen, da es im wilden Naturzustande lebende Menschen nirgends gibt, so müssen wir dennoch annehmen, dass es einmal eine Zeit gegeben hat, in welcher zwar Rassen, aber keine Völker existirten. Es gab also damals noch kein Volksthum, mithin auch noch nicht die dasselbe begründenden Factoren — Sprache und Sitten.

Dem Menschen als Mitglied einer bestimmten Rasse kommt also keine Sprache zu, der Mensch war damals, als es nur Rassen und keine Völker gab, ein sprachloses, der geistigen auf der Sprachthätigkeit beruhenden Entwicklung noch völlig ermangelndes Wesen.

Zu dieser Annahme werden wir, abgesehen von den so eben entwickelten naturhistorischen Voraussetzungen, durch die Betrachtung der Sprachen selbst gedrängt. Die verschiedenen Sprachstämme nämlich, auf welche die Wissenschaft die Sprachen zurückzuführen im Stande ist, setzen nicht nur bei den verschiedenen Rassen, vermöge ihrer totalen Verschiedenheit in Form und Stoff, mehrere von einander unabhängige Ursprünge voraus, sondern sie weisen selbst innerhalb einer und derselben Rasse auf mehrere von einander unabhängige Ursprungspunkte hin.

So sind, um ein nahe gelegenes Beispiel zu wählen, sämmtliche Anthropologen darin einig, dass die indogermanischen, hamitisch-semitischen, kaukasischen und baskischen Völker einer und derselben Rasse angehören. Andererseits steht aber unter den Sprachforschern fest, dass die indogermanischen, hamitisch-semitischen und kaukasischen Sprachen sammt dem Baskischen unter einander gar nicht verwandt sind. Da eine jede Sprache in ihrem Ursprunge auf eine besondere, von den anderen abgesonderte Gesellschaft hinweist, diese verschiedenen Gesellschaften aber leiblich unter einander die engste Verwandtschaft verrathen, daher auf die leibliche Abkunft von einer und derselben Species hinweisen, so ist der Schluss nahe gelegt, dass diese Gesellschaften die Sprache von Haus aus nicht mitgebracht haben können, sondern sie erst nach ihrer Absonderung von einander gebildet haben müssen.

§. 4.

System der Anthropologie und Ethnographie.

Blumenbach, der Begründer der wissenschaftlichen Anthropologie, zerlegt in seinem Werke: „De generis humani varietate nativa

ed. III., Gottingae, pag. 286", den Menschen in fünf Rassen (varietates), nämlich: 1. die weisse, kaukasische (caucasia); 2. die gelbe, mongolische (mongolica); 3. die schwarze, äthiopische (aethiopica); 4. die rothe, amerikanische (americana) und 5. die braune, malayische (malaica).*)

Obwohl Blumenbach bei dieser Eintheilung von den physischen Merkmalen des Menschen ausgeht und namentlich die Schädelbildung und die Hautfarbe berücksichtigt, so scheint es doch, als hätte ihn nicht dies allein zu seiner Eintheilung bestimmt, sondern vielmehr und in noch grösserem Maasse die geographische Vertheilung des Menschen nach den fünf Welttheilen: Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien.

Wenn auch der Gedanke, der dabei zu Grunde liegt, dass nämlich jeder grössere Strich Landes seine eigene Menschenvarietät beherbergt, ein ganz richtiger ist, und durch die Lehren der Thier- und Pflanzengeographie glänzend bestätigt wird,**) so ist dennoch seine Ausführung eine ganz verfehlte. Wie nämlich der Thier- und der Pflanzen-Geograph nachweisen, fallen die von ihnen gezogenen Verbreitungsgebiete der Thier- und der Pflanzen-Arten nicht mit der von der Geographie angenommenen Theilung der Erde in die sogenannten Welttheile zusammen, sondern im Gegentheile, beide gehen sehr weit aus einander und haben mit einander wenig oder gar nichts gemein.

Dieses scheinen auch Blumenbach's Nachfolger nach und nach eingesehen zu haben, und es hat beinahe jeder ein eigenes System aufgestellt, indem er entweder den Umfang der von ihm aufgestellten Rassen restringirte oder erweiterte. So nimmt Cuvier in seinem Werke: „Le règne animal, Paris 1817", vol. I., pag. 94, nur drei

*) Vor Blumenbach waren schon mehrere Versuche gemacht worden, den Menschen nach seinen natürlichen Merkmalen zu classificiren, die sich bei ihm in dem oben citirten Werke, pag. 296, besprochen finden. Am bemerkenswerthesten darunter ist das System Linné's, der nach Blumenbach, pag. 297, vier Rassen aufstellen soll (die amerikanische, europäische, asiatische und afrikanische). In dem Systema naturae, Halle 1760, vol. I., p. 20, wird von Linné folgende Uebersicht des Menschen gegeben. Homo ferus (nach den gegebenen Beispielen meint er offenbar Microcephalen) α. Americanus, β. Europaeus, γ. Asiaticus, δ. Afer, ε. Monstrosus (dahin rechnet er die Patagonier, Hottentoten, Chinesen, Canadier).

**) Vergl.: Morton, Types of mankind, ed. by Nott and Gliddon, 8 edit., Philadelphia 1860, pag. 62. „Geographical distribution of animals and races of men."

Rassen an, nämlich: 1. die weisse (la blanche, ou caucasienne); 2. die gelbe (la jaune, ou mongolique); 3. die schwarze (la nègre, ou éthiopique), wenn ihm auch pag. 99 die Malayen, Papuas und Amerikaner nicht geringe Schwierigkeiten zu bereiten scheinen.*) Dem gegenüber stellt Charles Pickering (United states exploring expedition during the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842 under the command of Charles Wilkes, vol. IX., „The races of man", Philadelphia 1848, pag. 10) nicht weniger als eilf Rassen auf, die er unter vier nach der Hautfarbe vertheilte Gruppen zusammenbringt, nämlich: *A.* Weisse: 1. Araber, 2. Abessinier; *B.* Braune: 3. Mongolen, 4. Hottentoten, 5. Malayen; *C.* Schwarzbraune: 6. Papuas, 7. Negrillos, 8. Hindus oder Telingas, 9. Aethiopier; *D.* Schwarze: 10. Australier, 11. Neger. Der Amerikaner Samuel George Morton stellt in seinen Schriften sogar zweiundzwanzig Rassen auf.

Eine grosse Einseitigkeit aller dieser Systeme, sowie mehrerer anderen an diese sich anschliessenden, besteht darin, dass der Mensch ausschliesslich nach seiner äusserlichen Seite, als thierisches Wesen, betrachtet wird. Von einer Betrachtung der geistigen Seite, seiner Sprache, seines Fühlens und Denkens, seines socialen Lebens sind dabei nur wenige Spuren vorhanden. Und doch darf gerade beim Menschen, im Gegensatze zum Thier, eine genaue Betrachtung dieser Seite nicht vernachlässigt werden.

Nach und nach hat auch parallel mit den grossen Fortschritten, welche die Sprachwissenschaft am Anfange dieses Jahrhunderts gemacht hat, das Bewusstsein von der Wichtigkeit der Sprache für die intellectuelle Entwicklungsgeschichte des Menschen unter den Forschern Platz gegriffen, und es wurden einzelne Versuche einer Eintheilung des Menschen auch in dieser Richtung unternommen. Jedoch sind dieselben theils unvollendet geblieben, indem man über die Classification einzelner Völker nicht hinauskam, theils litten sie an denselben Gebrechen, wie die von der naturwissenschaftlichen Richtung unternommenen Versuche, indem sie nur eine ganz specielle Seite des Menschen zum Ausgangspunkte nahmen.

Bei dieser Einseitigkeit, in welche sowohl die Naturforscher vom Fache als auch die Sprachforscher und die Ethnologen bei der Betrachtung und der Classification des Menschen verfielen, konnte es nicht ausbleiben, dass auch die Resultate beider Richtungen mit

*) Auf diese Dreitheilung kommt auch später Gobineau wieder zurück. (Essai sur l'inégalité des races humaines. Paris 1853—55. 3 vol.)

einander in einen förmlichen Widerspruch geriethen, und dies umsomehr, jemehr man die ausschliessliche Berechtigung seines Standpunktes gegenüber jenem des Gegners hervorhob.

Nicht mit Unrecht hatte man die grosse Wichtigkeit des Schädels und seines Inhaltes, des Gehirnes, innerhalb des menschlichen Organismus stets betont, und der Betrachtung dieser Organe eine ganz besondere Sorgfalt gewidmet. Dieser Theil des menschlichen Leibes war auch am leichtesten einer genauern Untersuchung zugänglich, indem er sich einerseits vor Beschädigungen schützen und aufbewahren liess, andererseits mit Leichtigkeit aus allen Welttheilen beschafft werden konnte.

Man darf sich daher nicht wundern, dass mehrere Anthropologen gerade im Schädel und seinen Formen jenes Merkmal gefunden zu haben glaubten, nach welchem man methodisch und exact den Menschen classificiren könne.*) Das erste und consequenteste System in dieser Richtung verdanken wir dem schwedischen Naturforscher Anders Retzius, welcher, von zwei Schädel- und zwei Gesichtsformen ausgehend, vier Typen der Kopfbildung aufstellte. Die zwei Schädelformen sind folgende: 1. Die kurze, wobei der Schädel rund oder viereckig, aber stets kurz erscheint. — Breite und Länge des Schädels sind einander im Wesentlichen gleich, das Hinterhaupt ist dabei kurz, etwas platt. Der Scheitelhöcker ist stark, der Hinterhaupthöcker ist oft nicht vorhanden. 2. Die lange. Der Schädel erscheint durch die grössere Entwicklung des Hinterhauptes oval und mehr in die Länge gezogen. Der Hinterhaupthöcker ist stark, der Scheitelhöcker oft nicht vorhanden. Die zwei Gesichtsformen sind folgende: 1. Die orthognathische, mit gerader Stellung der Kiefer und Zähne, daher mit senkrechter Profillinie des Gesichts. 2. Die prognathische, mit vorspringenden Zahnhöhlenfortsätzen und Zähnen, wodurch das Gesicht durch den schnauzenartig hervortretenden unteren Theil ein thierisches Aussehen bekommt.

Durch Combination dieser Schädel- und Gesichtsformen entstehen nun vier Typen, nämlich 1. der dolicephalisch-orthognathische, der edelste von allen; 2. der dolichocephalisch-prognathische; 3. der brachycephalisch-orthognathische; 4. der brachycephalisch-prognathische.

---

*) Vergl. Davis, J. Barnard Thesaurus craniorum, catalogue of the skulls of various races of men. London 1867. 8°, und Nott „Comparative anatomy of races." in dem Werke von Morton Types of mankind. 8 edit. Philadelphia 1860. pag. 111.

Die nähere Ausführung dieses Systems hat Retzius nicht weniger als vier Mal versucht, nämlich erstens 1842 in einem Aufsatze „Ueber die Schädelform der Nordbewohner", der 1845 in Joh. Müller's Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin, pag. 84 ff. (übersetzt von Dr. C. F. H. Creplin) mitgetheilt wurde, und in den „Ethnologischen Schriften", Stockholm 1864. fol. pag. 1, sich findet, zweitens im Jahre 1844 in einer Arbeit „Ueber die Form des Knochengerüstes des Kopfes bei verschiedenenen Völkern" (übersetzt von W. Meves in Müllers Archiv 1848, pag. 263 und wieder abgedruckt in den Ethnologischen Schriften, pag. 27), drittens im Jahre 1852 in einem an Dr. G. Nicolucci gerichteten Briefe (Ethnologische Schriften, pag. 120), und viertens im Jahre 1856 in einer Abhandlung, betitelt: „Blick auf den gegenwärtigen Standpunkt der Ethnologie, mit Bezug auf die Gestalt des knöchernen Schädelgerüstes" (aus dem Schwedischen von Prof. W. Peters, in Müller's Archiv 1858, pag. 106, wieder abgedruckt in den Ethnologischen Schriften, pag. 136).

Da Retzius' Arbeiten epochemachend auftraten und von vielen noch als die besten dieser Richtung anerkannt werden, so halten wir es für nothwendig, diese vier einander ergänzenden systematischen Ausführungen hier mitzutheilen.

Im Jahre 1842 stellt nun Retzius folgendes System auf:

I. **Gentes dolichocephalae orthognathae**: Gallier, Celten, Britten, Schotten, Germanen, Skandinavier.

II. **Gentes dolichocephalae prognathae**: Grönländer, mehrere amerikanische Stämme (wie Caraiben, Botokuden), Neger, Neuholländer.

III. **Gentes brachycephalae orthognathae**: Slaven, Finnen, Afghanen, Perser, Türken, Lappen, Jakuten.

IV. **Gentes brachycephalae prognathae**: Tataren, Kalmüken, Mongolen, Malayen, mehrere amerikanische Völker (wie Peruaner, Charrua's), Papua's.

Das im Jahre 1844 aufgestellte System ist folgendes:

I. **Gentes dolichocephalae orthognathae**: Schweden, Norweger, Dänen, Holländer, Deutsche, Engländer (Celten), Franzosen, Irländer, Schotten, Belgier — dann vermuthungsweise Spanier, Portugiesen, Italiener, Griechen — ferner Hindus, Georgier, Nubier, Abessinier, Berber.

II. **Gentes dolichocephalae prognathae**: Chinesen, Japanesen, Australier, Amboinesen, alle Negerstämme, Kaffern, Hotten-

toten, Kopten, Grönländer, Koluschen, Tscherokosen, Chippeways, Irokesen, Huronen, Tschikkesah's, Cayugas, Ottigamies, Potowatomies, Lennilenapes, Blackfoot-Indianer, Botokuden, Caraiben, Guaranis, Aymaras, Huanches, Südpatagonier.

III. Gentes brachycephalae orthognathae: Türken, die alten Avaren in Ungarn, Lappländer, Slaven, Tschuden, Basken, Samojeden, Jakuten, Perser, Tagalen, Azteken, Chineas (?).

IV. Gentes brachycephalae prognathae: Kalmüken, Buräten, Afghanen, Malayen, Otaheitier, Papuas, Natchez, Creeks, Seminolen, Euchées, Klatstonis, Charrhuas, Puelches, Araucaner, Neuperuaner.

Im Jahre 1852 stellt Retzius folgendes System auf:

I. Gentes dolichocephalae orthognathae: Celten (Gallier, Cimbern, Belgier), Germanen (Schweden, Dänen, Norweger, Normannen, Deutsche, Holländer), Romanen, Hellenen, Perser, Inder, Araber.

II. Gentes dolichocephalae prognathae: Atlantische Rasse (Nubier, Abessinier, Kopten, Kabyen, Tuariks), Chinesen, Japanesen, Caraibische oder Guarani-Rasse, Eskimos, die rothen Indianer, Botokuden, Tapujos, die Alfurus oder australischen Neger.

III. Gentes brachycephalae orthognathae: Scythen (Lappen, Finnen, Magyaren, Türken, Tataren), Slaven (Polen, Tschechen, Slovenen, Kroaten, Wenden, Russen, Litauer), Basken.

IV. Gentes brachycephalae prognathae: Malayen, Mongolen, Papuas, Polynesier, Natchez, Creeks, Incas (Peruaner), Chenonques u. s. w.

Das im Jahre 1856 aufgestellte System ist folgendes:

I. Gentes dolichocephalae orthognathae: Germanen, (Norweger und Normannen in Frankreich und England, Schweden, Dänen, Holländer, Flamänder, Burgunden, Deutsche, Franken, Angelsachsen, Gothen — in Italien und Spanien), Celten (Schotten, Irländer, Engländer, Wallonen, Gallier), die alten Römer, die alten Griechen sammt deren Abkömmlingen, Hindus, Perser, Araber, Juden.

II. Gentes dolichocephalae prognathae: Alle afrikanischen Stämme, Tungusen, Chinesen, Australneger, Eskimos, mehrere amerikanische Stämme.

III. Gentes brachycephalae orthognathae: Ungarn in Europa (Samojeden, Lappen, Wogulen, Ostjaken, Permier, Wotjaken, Tscheremissen, Mordwinen, Tschuwaschen, Magyaren, Finnen), Türken in Europa, Slaven (Tschechen, Wenden, Slovaken, Morlaken, Kroaten, Serbier, Polen, Russen, Neugriechen), Letten, Albanier, Etrurier, Rhätier, Basken.

IV. Gentes brachycephalae prognathae: Ungarn in Asien (Samojeden u. s. w.), Türken, Circassier, Turkomanen, Afghanen, Tataren, Mandschus, Mongolen, Malayen, Polynesier, Papuas, mehrere Stämme Amerikas.

Ueberblickt man nun diese von uns mitgetheilten vier Systeme, wie sie Retzius nach und nach aufstellte, so muss Jedermann das Schwanken in Betreff gewisser Völker unwillkürlich auffallen. So zählt Retzius die Afghanen im 1. System zu den gentes brachycephalae orthognathae, in dem 2. und 4. System dagegen zu den gentes brachycephalae prognathae. Die Perser gehören unter Nr. 1 zu den gentes brachycephalae orthognathae, unter Nr. 3 dagegen zu den gentes dolichocephalae orthognathae. Die Nubier, Abessinier und Berber stehen unter Nr. 2 bei den gentes dolichocephalae orthognathae, unter Nr. 3 dagegen bei den gentes dolichocephalae prognathae. Die Tataren sind im 1. System unter die gentes brachycephalae prognathae gereiht, während wir sie im 3. System unter die gentes brachycephalae orthognathae geordnet finden.

Am meisten in Verwunderung setzen muss aber die im vierten System vorgenommene Eintheilung eines und desselben Stammes, nämlich der Ungarn und der Türken unter zwei verschiedenen Rubriken, nämlich brachycephalae orthognathae und brachycephalae prognathae, je nachdem die betreffenden Individuen Europa oder Asien angehören (vgl. Retzius, Ethnologische Schriften, pag. 142).

Wie nun aus einer etwas genaueren Prüfung hervorgeht, steht dieses System gleich den andern von der naturwissenschaftlichen Seite ausschliesslich unternommenen mit mehreren Erfahrungen, welche der Sprachforscher und Ethnograph zu machen Gelegenheit haben, im Widerspruche (z. B. ist die Abtrennung der Afghanen von den Persern und Indern für den Ethnologen ein Räthsel). Dieser Widerspruch rührt aber offenbar daher, dass einerseits dieses System kein genealogisches, sondern ein morphologisches ist, andererseits der Naturforscher die Geschichte des Menschen zu wenig zu Rathe gezogen und die geistig-sociale Seite desselben ganz über-

sehen, der Sprachforscher und Ethnolog dagegen die physische Seite des Menschen bisher fast gar keiner Betrachtung gewürdigt haben.

Soll nun auf diesem Gebiete ein Fortschritt überhaupt angebahnt werden, so ist eine Vereinigung dieser beiden Richtungen nothwendig. Diesen Weg habe ich bereits vor mehreren Jahren in dem von mir bearbeiteten ethnographischen Theile der „Reise der Fregatte Novara" *) einzuschlagen versucht und wurde meine dort aufgestellte Rassen-Eintheilung von dem Naturforscher Ernst Häckel im Geiste der Lehre Darwins in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte", II. Auflage, Berlin 1870, 8°, begründet.

Die von E. Häckel im Anschluss an meine Forschungen aufgestellte Eintheilung des Menschengeschlechtes nach Rassen und Völkern (oder wie Häckel von seinem Standpunkte es nennt, Arten und Rassen), stützt sich vornämlich auf die Beschaffenheit der Behaarung und die Sprache, welche zwei Dinge viel constanter als die Schädelform sich zu vererben pflegen. Dabei ist jedoch die Betrachtung der übrigen körperlichen und psychischen Eigenschaften, welche die Verschiedenheit der Typen innerhalb des Menschengeschlechtes begründen, nicht ausgeschlossen, sondern im Gegentheil genau berücksichtigt.

Nach der Beschaffenheit der Kopfhaare zerfallen die Menschen zunächst in zwei grosse Abtheilungen, nämlich Wollhaarige (Ulotriches) und Schlichthaarige (Lissotriches). Während bei den ersteren das Haar bandartig abgeplattet und der Querschnitt desselben länglich rund erscheint, ist jedes Haar bei den letzteren cylindrisch und zeigt sich der Querschnitt desselben kreisrund. Sämmtliche wollhaarigen Menschenrassen sind langköpfig (dolichocephali) und schiefzähnig (prognathi), zeigen also relativ die grösste Verwandtschaft mit dem Affentypus. Sie wohnen alle auf der südlichen Erdhälfte bis zum Aequator und einige Grade über diesen hinauf.

Innerhalb dieser zwei grossen Abtheilungen, nämlich: I. Wollhaarige, II. Schlichthaarige, ergeben sich nach der nähern Beschaffenheit und dem Wachsthum des Haares beiderseits wieder zwei Unterabtheilungen. Zunächst bei den Wollhaarigen: 1. Büschelhaarige (Lophocomi); 2. Vliesshaarige (Eriocomi). Bei den ersteren wachsen die Haare getrennt in einzelnen Büscheln, bei den letzteren dagegen

*) Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857, 1858, 1859, Anthropologischer Theil. Dritte Abtheilung, Ethnographie, Wien 1868, 4°.

gleichmässig über die ganze Kopfhaut vertheilt. — Die Schlichthaarigen zerfallen ebenso in zwei Unterabtheilungen, nämlich: I. Straffhaarige (Euthycomi): II. Lockenhaarige (Euplocami). Während bei den ersteren das dunkle Haar glatt und straff herabhängt, fliesst bei den letzteren das schwarze oder blonde Haar in Locken herunter. Mit dieser letzteren Eigenschaft ist ein mehr oder weniger kräftiger Bartwuchs verbunden, welcher den übrigen Abtheilungen entweder ganz mangelt oder nur schwach entwickelt ist.

Diese zwei Abtheilungen mit ihren zwei Unterabtheilungen umfassen 12 Rassen, welche folgendermassen sich vertheilen:

I. Wollhaarige.	*A. Büschelhaarige:*	1. Hottentoten.
		2. Papuas.
	B. Vliesshaarige:	3. Afrikanische Neger.
		4. Kaffern.
II. Schlichthaarige.	*A. Straffhaarige.*	1. Australier.
		2. Hyperboreer oder Arktiker.
		3. Amerikaner.
		4. Malayen.
		5. Mongolen.
	B. Lockenhaarige:	1. Dravidas.
		2. Nubas.
		3. Mittelländer.

Diese zwölf Rassen theilen sich wieder ihrerseits je nach der Sprache und der auf dieser basirten geistigen Cultur in mehrere Volksstämme. Die Zahl dieser ist innerhalb der einzelnen Rassen verschieden: seltener kommt es vor, dass Sprache oder Volk und Rasse sich gegenseitig decken.

Einen Volks- und Sprach-Ursprung setzen nur die Kaffern und Malayen unzweifelhaft voraus, und diese beiden Menschenrassen kann man in Bezug auf die in sie fallenden Völker als monoglottisch bezeichnen.

Zweifelhaft ist dies bei den Papuas und den Australiern, da das Material, aus welchem der Forscher seine Schlüsse ziehen könnte, nicht derart vollständig ist, um dies mit Sicherheit thun zu können.

Dagegen sind die übrigen acht Rassen, nämlich die Hottentoten, die afrikanischen Neger, die Hyperboreer, die Amerikaner, die Mongolen, die Dravidas, die Nubas und die Mittelländer polyglottisch, d. h. sie setzen mehrere mit einander in gar keinen Verwandtschaftsverhältnissen stehende Sprach-

stämme voraus, sie zerfallen daher in eine Reihe von Völkern, welche von einander vollkommen unabhängig sind.

Dass von den Negern Afrikas und den Indianern Amerikas eine Unzahl von Sprachen gesprochen wird und dass sie in eine beinahe unglaubliche Menge von Völkern zerfallen, dies ist ein Factum, welches durch das übereinstimmende Urtheil aller Missionäre und Reisenden über allen Zweifel erhaben ist. Und auch die Wissenschaft war, trotz den ansehnlichen Hilfsmitteln, welche ihr zu Gebote gestellt waren, nicht im Stande, die Einheit dieser Sprachen und Völker, so gerne sie es gethan hätte, zu erweisen.

Nach diesem stellt sich auf Grund des von uns vorgeschlagenen Eintheilungsprincipes folgende Uebersicht der Rassen und Völker, respective Sprachen, heraus:

I. Wollhaarige Rassen.	Sprach-Stämme.	Sprachen.
A. Büschelhaarige.		
1. Hottentoten.	**1. Hottentoten-Sprache.**	Nama, !Kora, Cap-Dialekt.
	2. Buschmann-Sprachen.	Sprachen der Buschmänner.
2. Papuas.	**Papua-Sprachen.**	Sprachen von Neu-Guinea, der Aboriginer der Sunda-Inseln und der Philippinen.
B. Vliesshaarige.		
1. Afrikanische Neger.	**1. Mande-Sprachen.**	Mandingo, Bambara, Susu, Vei, Kono, Tere, Gbandi, Londoro, Mende, Gbese, Toma, Mano.
	2. Wolof-Sprache.	
	3. Felup-Sprachen.	Felup, Filham, Bola, Sarrar, Papel, Biafada, Padschade, Baga, Kallum, Temne, Bullom, Scherbro, Kisi.
	4. Bidschogo.	
	5. Banyum.	
	6. Nalu.	
	7. Bulanda.	
	8. Limba.	
	9. Landoma.	
	10. Sonrhai.	
	11. Hausa.	

	Sprach-Stämme.	Sprachen.
	12. Bornu-Sprachen.	Kanori, Teda, Munio, Nguru, Kanem.
	13. Kru-Sprachen.	Kru, Grebo.
	14. Ewe-Sprachen.	Ewe, Yoruba, Odschi, Akra.
	15. Ibo-Sprachen.	Ibo, Nupe.
	16. Mbafu.	
	17. Mitschi.	
	18. Musgu-Sprachen.	Batta, Musgu, Logone.
	19. Bagirmi.	
	20. Maba.	
	21. Nil-Sprachen.	Bari, Dinka, Nuer, Schilluk.
2. Kaffern.	Bantu-Sprachen.	**1. Oestliche Gruppe.** *a.* Kafir-Sprachen: Kafir, Zulu; *b.* Zambesi-Sprachen: Sprache der Barotse, Bayeye, Maschona; *c.* Sprachen von Zanzibar: Kisuaheli, Kikamba, Kinika, Kihiau. **2. Mittlere Gruppe.** *a.* Setschuana (Sesuto, Serolong, Sehlapi); *b.* Tekeza (Sprache der Mankolosi, Matonga, Mahloenga). **3. Westliche Gruppe.** *a.* Bunda, Herero, Londa; *b.* Congo, Mpongwe, Dikele, Isubu, Fernando Po.
II. Schlichthaarige Rassen.		
A. Straffhaarige.		
1. Australier.	Australische Sprachen.	**1. Nördliche Abtheilung.** **2. Südliche Abtheilung.** *a.* Westliche Gruppe. Spr. am Svan River und King Georg's Sound; *b.* Mittlere Gruppe. Parnkalla Spr. am Murray

	Sprach-Stämme.	Sprachen.
		River und an der Encounter Bay;
		c. Oestliche Gruppe. Spr. am Lake Macquarie, an der Moreton Bay. Kamilaroi. Wiraturoi. Wailwun. Kokai. Pikumpul, Paiampa. Kingki. Turrupul, Tippil.
		3. Sprachen von Tasmanien.
2. Hyperboreer oder Arktiker.	1. Yukagirisch.	
	2. Korjakisch. Tschuktschisch.	
	3. Sprache v. Kamtschatka und der Kurilier (Aino).	
	4. Sprache der Jenissei-Ostjaken und Kotten.	
	5. Sprache der Eskimos.	
3. Amerikaner.	1. Kenai-Sprachen.	
	2. Athapaskische Sprachen.	Qualihoqua. Tlatskanai, Umqua, Hoopa. Sprache der Apachen, Navajos, Lipanes etc.
	3. Algonkin-Sprach.	Cree, Ottawa, Ojibway, Mikmak, Mohegan.
	4. Irokesen-Sprach.	Onondago, Seneca. Oneida. Cayuga, Tuscarora.
	5. Dakotah.	
	6. Pani.	
	7. Appalachische Sprachen.	Natchez. Muscogee, Chocktaw, Cherokee.
	8. Sprachen der Nordwestküste.	Koloschisch, Nootka.
	9. Oregon-Sprachen.	Atnah, Selisch, Chinook, Kalapuya, Wallawalla, Sahaptin.
	10. Sprachen von Californien.	Cochimi, Pericu.

	Sprach-Stämme.	Sprachen.
	11. **Yuma-Sprachen.**	
	12. **Isolirte Sprachen von Sonora und Texas.**	Sprachen der Pueblos.
	13. **Sprachen der Eingeborenen Mexicos (isolirt).**	
	14. **Aztekische Spr.**	Mexicanisch (Nahuatl), Sonora-Sprachen.
	15. **Maya-Sprachen.**	Maya, Huasteca.
	16. **Isolirte Sprachen Mittelamerikas und der Antillen.**	
	17. **Caraibische Sprachen.**	Caraibisch, Arowakisch.
	18. **Tupi-Sprachen.**	Tupi, Guarani.
	19. **Andes-Sprachen (isolirt).**	
	20. **Araukanisch.**	
	21. **Guaycuru-Abiponisch.**	
	22. **Puelche.**	
	23. **Tehuel.**	
	24. **Sprache der Peschäräh.**	
	25. **Chibcha.**	
	26. **Quichua-Sprach.**	Quichua, Aymara.
4. Malayen.	Malayo-polynesische Sprachen.	**1. Melanesische Sprachen.** Sprache von Viti, Annatom, Erromango, Tana, Mallikolo, Lifu. Baladea, Bauro, Guadalcanar etc. **2. Polynesische Sprachen.** Samoa, Tonga, Maori. Tahitisch, Rarotonga. Sprache der Marquesas-Inseln, Hawaiisch. **3. Malayische Spr.** *a.* Tagala-Gruppe: 1. Spr. der Philippinen (Tagala, Bisaya, Pampanga, Ilocana, Bicol), 2. Spr. der

	Sprach-Stämme.	Sprachen.
		Marianen, 3. Malagasi, 4. Spr. von Formosa.
		b. Malayo-javanische Grp.: Malayisch (mit mehreren Dialekten), Javanisch, Sundaisch, Maduresisch, Bugis, Mankasarisch, Alfurisch, Battak, Dayak.
5. Mongolen.	1. Ural-altaische Sprachen.	*a.* Samojedisch (Yurakisch, Tawgy, Ostjak-Samojedisch, Jenisseisch, Kamassinisch);
		b. Finnisch: 1. Suomi, Lappländisch, 2. Ostjakisch, Wogulisch, Magyarisch, 3. Sirjänisch, Wotjakisch, 4. Tscheremissisch, Mordwinisch;
		c. Tatarisch: 1. Jakutisch, 2. Türkisch, Tschuwastisch, 3. Nogaisch, Kumükisch, 4. Tschagataisch, Uigurisch, Turkmenisch, 5. Kirgisisch;
		d. Mongolisch: 1. Oestliche Sprache, 2. westliche Sprache (Kalmükisch), 3. nördliche Sprache (Burjätisch);
		e. Tungusisch: 1. Mandschu, 2. Lamutisch, 3. Tschapogirisch.
	2. Japanesisch.	
	3. Koreanisch.	
	4. Einsilbige Spr.*)	*a.* Tübetisch, Himalaya-Sprachen;
		b. Barmanisch, Rakhaing, Lohita-Sprachen.

*) Die unter diesem Ausdrucke begriffenen Sprachen setzen wahrscheinlich nicht einen, sondern mehrere Ursprünge voraus. Ich habe diesen Ausdruck, der sich auf die äussere Form dieser Sprachen bezieht, deswegen beibehalten, weil der Gegenstand noch nicht so genau als dies wünschenswerth wäre, untersucht worden ist.

	Sprach-Stämme.	Sprachen.
		c. Siamesisch, Khamti, Talaing, Khassia, Spr. der Miao-tse;
		d. Annamitisch;
		e. Chinesisch: 1. Kwan-hoa (Dialekt von Peking und Nanking), 2. Fukian, 3. Kwan-tung(Punti,Hakka).
B. Lockenhaarige.		
1. Dravidas.	1. Munda-Sprachen.	Sprache der Kolh, Ho, Santal etc.
	2. Dravida-Sprach.	Tamil. Telugu. Tulu, Kanaresisch, Malayalam, Spr. der Todas etc.
	3. Singhalesisch. (Elu).	
2. Nubas.	1. Fula-Sprachen.	Sprache der Fula-Länder (Futatoro, Futadschallo, Masena. Borgu. Sakatu).
	2. Nuba-Sprachen.	Nubi. Dongolawi, Tumale, Koldagi Kondschara.
3. Mittelländer.	1. Baskisch.	
	2. Kaukasische Sprachen.*)	a. Lesghisch. Awarisch, Kasikumükisch;
		b. Tscherkessisch, Abchasisch;
		c. Kistisch (Tusch);
		d. Georgisch, Lazisch. Mingrelisch. Suanisch.
	3. Hamito-Semitische Sprachen.	a. Hamitische Sprachen: 1. Libysche Gruppe (Tamascheq); 2. Aethiopische Gruppe (Bedscha. Somali. Dankali. Galla); 3. Aegyptische Gruppe (Alt- und Neu-Aegyptisch);

*) Es ist zweifelhaft, ob alle sogenannten kaukasischen Sprachen auf eine Ursprache zurückgehen. Es ist wahrscheinlich, dass die im Norden des Kaukasus von den im Süden desselben gesprochenen Idiomen ganz verschieden sind; möglich, dass in den ersteren selbst mehrere grundverschiedene Sprachstämme vorliegen.

Sprach-Stämme.	Sprachen.
	b. Semitische Sprachen: 1. Nördl. Gruppe (Chaldäisch, Syrisch, Hebräisch, Samaritanisch, Phönicisch); 2. Südl. Gruppe (Aethiopisch mit Tigre und Amharisch, Himjarisch, Arabisch).
4. Indogermanische Sprachen.	*a*. Indische Gruppe: Altindisch, Pali, Prakrit; die neu indischen Sprachen (Bengali, Assami, Oriya, Nipali, Kaschmiri, Sindhi, Pandschabi, Hindustani, Gudscharati, Marathi); Sprache der Sijaposch, der Dardu-Stämme und der Zigeuner.
	b. Eranische Gruppe: 1. Altpersisch, Pehlewi, Parsi, Neupersisch (mit seinen Dialekten) Kurdisch, Balutschi; 2. Zend, Afghanisch; 3. Ossetisch; 4. Armenisch.
	c. Keltische Gruppe: Welsh, Gaelisch.
	d. Italische Gruppe: Etruskisch (?), Umbrisch, Oskisch, Lateinisch, mit den romanischen Sprachen: Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Französisch, Rhät.-Romanisch, Walachisch.
	e. Thraco-illyrische Gruppe: Albanesisch.
	f. Griechische Gruppe: Altgriechisch, Neugriechisch.
	g. Letto-slavische Gruppe: 1. Slavische Sprachen: Altslavisch, Bulgarisch,

Sprachen.

Serbisch, Slovenisch, Russisch, Polabisch, Böhmisch, Polnisch.
2. Altpreussisch, Litauisch, Lettisch.

h. Germanische Gruppe:
1. Skandinavische Sprachen: Altnordisch, Schwedisch, Norwegisch, Dänisch:
2. Germanische Sprachen: Gotisch, Hoch-Deutsch (Alt-, Mittel-, Neu-), Nieder-Deutsch (Alt-, Mittel-, Neu-), Angelsächsisch, Englisch, Friesisch, Niederländisch.

§. 5.

Werth der Menschenrassen innerhalb der naturwissenschaftlichen Systematik.

Diese Frage bedeutet so viel als: „bilden die Menschenrassen eine oder mehrere Species?“ Dieselbe wurde von den Naturforschern und Anthropologen bald in diesem, bald in jenem Sinne entschieden, und es lassen sich sowohl für die eine als auch für die andere Ansicht plausible Gründe anführen. Darwin kommt in seinem neuesten Werke: „Die Abstammung des Menschen“, I. 190, auch auf die Erörterung dieser Frage und bringt die beiderseitigen Gründe in kurzem vor. Für die Ansicht, dass die menschlichen Rassen mehrere Species repräsentiren (eine Ansicht, welche auch Haeckel theilt), sprechen die Verschiedenheit des Typus und seine Beständigkeit (vergl. weiter unten), die geographische Verbreitung der Rassen nach eigenen Zonen und die gänzliche Verschiedenheit der auf ihnen wohnenden Schmarozer (Darwin I, 190—198); dagegen sind die Gründe für die Ansicht, der Mensch repräsentire nur eine Species, namentlich folgende: Die einzelnen menschlichen Rassen lassen unter einander eine vollkommene und fruchtbare Vermischung zu, wie man namentlich in Mittel- und Süd-Amerika sieht, wo drei verschiedene Rassen (Amerikaner, Neger, Mittelländer) zur Constituirung der Mehrzahl der

heutigen Bevölkerung beigetragen haben. Zweitens ist die Variabilität der verschiedenen von den Anthropologen angeführten Rassencharactere sehr gross, so dass sich zwischen den einzelnen Rassen immer gewisse Mittelformen nachweisen lassen. Ein Beweis für die Schwierigkeit gerade dieses Punktes sind die Ansichten über die Anzahl der Rassen, welche, wie man weiss, zwischen zwei und dreiundsechzig schwankt (Darwin I. 198—201). Darwin entscheidet sich für die Ansicht, dass der Mensch nur eine Species bilde und die Rassen den Werth von Sub-Species haben (I, 201), welche wir für die richtigste halten und im Nachfolgenden durch Thatsachen zu erhärten suchen werden.*)

§. 6.

Bildete der Mensch vom Anfang an mehrere distincte, oder blos eine Rasse?

Die Antwort auf diese Frage ist bereits durch unsern Standpunkt gegeben, welchen wir in Vorhergehenden angedeutet haben. Nachdem wir uns für die Einheit des Menschen als Species ausgesprochen und die einzelnen Rassen als Sub-Species bezeichnet, ferner auch die allmälige Entstehung der Arten mit Darwin angenommen haben, müssen wir uns auch folgerecht zur Ansicht einer allmäligen Entwicklung der menschlichen Rassen aus einer ihnen zu Grunde liegenden Urform bekennen. Dies ist auch die Ansicht Haeckels, welcher in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“, Seite 620, 621, die verschiedenen Rassen auf eine Stammart, den sogenannten sprachlosen Urmenschen (Homo primigenius alalus) zurückführt. „Aus dieser Stammart entwickelten sich durch natürliche Züchtung verschiedene uns unbekannte, jetzt längst ausgestorbene Menschenrassen. Von diesen wurden zwei, eine wollhaarige und eine schlichthaarige, welche am stärksten divergirten und daher im Kampfe ums Dasein über die anderen den Sieg davon trugen, die Stammformen der heutigen Menschenrassen.“

Nach den weiter unten (§. 9) zur Erledigung kommenden Problemen dürfte unserer Ansicht gemäss die erstere, wollhaarige

---

*) Vergl. auch Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes, von Rudolph Wagner, I. 439. „Zusatz über die Bastardzeugung und einen physiologischen Beweis, dass alle Menschenrassen nur eine Art (Species) bilden.

Stammform im Süden, wahrscheinlich in Afrika, die letztere, schlichthaarige Stammform dagegen im Norden, in Europa und Asien, zur vollständigen Entwicklung gelangt sein. Nach und nach trennten sich auch die beiden Stammformen in je zwei Abtheilungen und diese wiederum in mehrere Rassen, deren successive Ablösung die nebenstehende Tabelle veranschaulicht.

Alle diese im Vorhergehenden ausgesprochenen Ansichten lassen sich mehr oder weniger durch Belege aus der Naturgeschichte des Menschen bestätigen. Dass den verschiedenen Rassen in letzter Instanz eine Stammform zu Grunde liegt, dies beweist namentlich der Umstand, dass die einzelnen Rassencharaktere in der Regel erst nach erlangter Pubertät an den einzelnen Individuen deutlich hervortreten. So zeigen der Chinese und der Javane, welche zwei verschiedenen Rassen angehören, in der Jugend mit dem Mittelländer grosse Aehnlichkeit, und können manchmal selbst nach unsern Begriffen hübsch genannt werden. Dagegen treten mit zunehmendem Alter die Rassenmerkmale immer mehr und mehr hervor. Die Rassenverschiedenheiten sollen am kindlichen Schädel überhaupt nicht nachweisbar sein. (Darwin, Die Abstammung des Menschen, II, 278.) Auch die Farbe der Haut tritt bei den einzelnen Rassen-Individuen nach und nach zum Vorschein. Die Negerkinder sind Anfangs röthlich-nussbraun, dann schiefergrau, erst später, nach einem bis drei Jahren, werden sie völlig schwarz. Das Kind des Australiers ist Anfangs gelblich-braun und wird nach und nach dunkel-kaffeebraun. Die Kinder der Guaranis in Süd-Amerika sind Anfangs weiss-gelb, erst nach und nach nehmen sie die gelblich-braune Farbe an. (Darwin a. a. O. II. 278.)

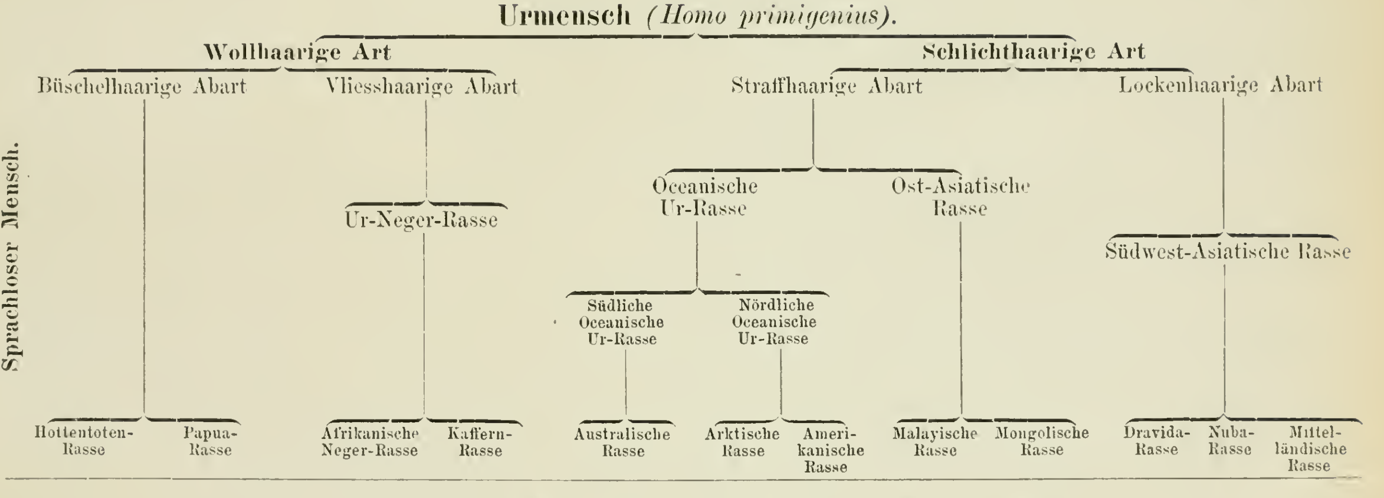
§. 7.

Ueber den Ursprung des Menschen.*)

Wenn wir die uns umgebenden Wesen in ihrer wunderbaren Mannichfaltigkeit betrachten und uns die Frage nach dem Ursprunge derselben vorlegen, so sind, wenn wir nach den aus unserer Erfahrung über die Kräfte der Natur gewonnenen Begriffen urtheilen, nur folgende zwei Antworten möglich:

*) Darwin, Charles. Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl, übersetzt von V. Carus. Stuttgart 1871, 8°, 2 voll. Wagner, Moritz. Neue Beiträge zu den Streitfragen des Darwinismus. (Ausland 1871, Nr. 13, 14, 15, 23, 24, 37, 38, 39, 40, 45, 46).

Stammtafel der Menschen-Rassen nach der monogenistischen Ansicht.



1. entweder sind alle Wesen auf einmal aus anorganischen Stoffen durch eine schaffende Kraft hervorgegangen, oder

2. es sind blos die einfachsten derselben durch eine schaffende Kraft hervorgebracht worden, und haben sich die anderen, complicirteren, nach und nach aus diesen einfachsten Wesen entwickelt.

Es lässt sich jedoch nicht leugnen, dass beide Annahmen zwei nicht leicht zu lösende Schwierigkeiten enthalten. Erstens ist die Entstehung organischer Wesen, auch der niedrigsten und einfachsten, aus anorganischen Stoffen von Niemandem zweifellos und sicher beobachtet und nachgewiesen worden, und zweitens war es der Wissenschaft bisher nicht möglich, die Umbildung einer Species in eine andere mit jener Präcision festzustellen, als dies bei dem Umstande, dass die Evolutionstheorie von diesem Satze wie von einem von der gesunden Vernunft postulirten Fundamentalaxiom ausgeht, wünschenswerth gewesen wäre. Die vorweltliche Fauna, welche in ihren Arten von der jetzigen ganz verschieden ist, bleibt sich, gleich den letzteren, durch gewisse Perioden so ziemlich constant und man hat bis jetzt jene Uebergänge innerhalb derselben noch nicht zu entdecken vermocht, welche von der Transmutationslehre für die gegenwärtige Fauna angenommen werden.

Trotzdem hat von den beiden Annahmen, nämlich der gleichzeitigen Schöpfung und der successiven Entwicklung der Wesen die zweite einerseits eine grössere innere Wahrscheinlichkeit, andererseits wird nur sie von der Geologie bestätigt.

Die Schichten der Erdoberfläche, insofern sie Sedimentgesteine, d. h. durch die Kräfte des Wassers flüssig gewordene und dann wieder abgesetzte Gesteine darstellen, enthalten die Zeugen eines früheren Lebens in sich begraben, und geben uns von der Beschaffenheit desselben sicheren Aufschluss.*)

Nun zeigen uns von diesen Schichten die ältesten, was die Flora anlangt, zuerst die einfachsten Formen derselben, nämlich Algen, Tange, Farren; später erst treten uns die Cycadeen und Coniferen entgegen, noch später die Monocotyledonen, ganz zuletzt endlich die Dicotyledonen. Dasselbe stufenweise Auftreten zeigt

*) Natürliche Geschichte der Schöpfung des Weltalls, der Erde und der auf ihr befindlichen Organismen, begründet auf die durch die Wissenschaft errungenen Thatsachen. Aus dem Englischen nach der sechsten Auflage von Carl Vogt. Zweite verbesserte Auflage, Braunschweig 1858, 8°.

sich auch in der Thierwelt. Zuerst in der sogenannten silurischen Formation begegnen wir nur Strahlthieren (Radiata) und Weichthieren (Mollusca), nämlich: Polypen, Trilobiten, Pteropoden, Gasteropoden, Cephalopoden. Spätere Schichten, die Schichten der sogenannten devonischen Formation, zeigen uns Fische (Ganoiden und Placoiden.) Erst die weiteren Schichten der sogenannten permischen und Trias-Formation bieten uns Reptilien. Die Vögel und Säugethiere treten verhältnissmässig sehr spät — erst während der Kreidezeit und der tertiären Formation auf. Dabei ist überall vom Menschen, dem entwickelsten aller Organismen, nicht die mindeste Spur vorhanden.

Abgesehen von dieser Stufenreihe der Organismen, vom niedrigsten zum höheren und höchsten, wie sie aus der Untersuchung der Erdrinde mit Sicherheit erschlossen werden kann, treffen wir, je weiter wir von unten nach aufwärts steigen, eine immer grössere Aehnlichkeit und Uebereinstimmung der Flora und Fauna der Vorwelt mit den jetzigen an. Umgekehrt weichen Fauna und Flora, je älter sie sind, desto mehr von den jetzigen ab.

Bei dieser theilweisen Aehnlichkeit und Uebereinstimmung, welche die vorweltlichen Wesen in den höheren Schichten mit den jetzt lebenden zeigen, ist dennoch keine einzige der jetzt lebenden Species mit einer vorweltlichen etwa identisch, sondern beide sind von einander verschieden. So sind die riesigen Farren der Vorwelt nicht die zum grössten Theile unansehnlichen Farren der Jetztzeit; ebenso sind die Fische der Jetztzeit nicht mit den schon im äusseren Aussehen verschiedenen Fischen der Vorwelt zu identificiren.

Aus diesem allem geht deutlich hervor, dass keines der Wesen, welche wir kennen, in derselben Form, in welcher es uns jetzt entgegentritt, immer existirt hat, sondern dass vielmehr ein jedes Wesen das Product eines langen Entwicklungsprocesses ist.

Können wir den Menschen, das nach den Lehren der Geologie jüngste Wesen, von diesem natürlichen Entwicklungsgange aller Dinge ausnehmen? Nein und abermals nein! und mögen sich angeborene und anerzogene Vorurtheile dagegen sträuben, auch der Mensch, als letztes Glied der unendlichen Entwicklungkette muss an ein ihm zunächst stehendes Wesen sich anlehnen, aus welchem er nach und nach sich entwickelt hat. So wenigstens fordert es die denkende Betrachtung der Dinge im Allgemeinen und der geologischen Thatsachen im Besonderen, wenn

auch der stricte wissenschaftliche Beweis nie wird vollständig geführt werden können, da die Mittelglieder, auf denen er beruhen müsste, uns fehlen.

Mehrere Forscher, die unerschrocken die Schlüsse aus den ihnen entgegentretenden Thatsachen zu ziehen gewohnt sind, unbekümmert um die Einsprache fremder, der Wissenschaft fern stehender Stimmen, haben in der neusten Zeit die Ansicht ausgesprochen, dass jenes Wesen, an welches der Mensch sich anlehnt, aus dem er nach und nach sich entwickelt hat, im Affen gesucht werden müsse. Unter diesem Affen, der bald zum Schibboleth der Zeloten aller Confessionen geworden, haben aber diese Männer keineswegs, wie man ihnen in die Schuhe geschoben, den heutigen Affen verstanden, auch nicht die in den jüngsten vorweltlichen Schichten erhaltene Affenspecies, sondern eine viel — viel ältere Form.*) Und es klingt in der That nicht gar so widersinnig, als gemeinsamen Stammvater des Menschen und Affen eine Urform anzunehmen, von welcher der Mensch den Fortschritt, der jetzige Affe dagegen den Rückschritt und das Verharren repräsentirt. Ueberhaupt darf aber diese Frage, falls man sich mit ihr beschäftigt, nicht vom idealen Standpunkte zerpflückt, sondern muss vom rein wissenschaftlichen Standpunkte mit Ernst erwogen werden. Man stelle sich nur vor, in welche Wuth ein neugebackener Edelmann verfällt, wenn man ihn an seine bürgerliche oder gar bäuerliche Abstammung erinnert, und bedenke nur, was ein auf seine Abstammung stolzer blaublütiger Edelmann wohl sagen würde, wenn man ihm bemerkte, er und der im Kothe sich wälzende von Unflath starrende Bettler seien eines Ursprungs. Und was für ein edles Wesen ist nicht dieser unser Bettler gegen den jetzigen Australier und Hottentoten? Und auf welcher hohen Stufe befinden sich diese beiden gegenüber ihren vor tausend und abermals tausend Jahren heimgegangenen Stammvätern, denen das bischen Menschenthum, das in ihnen steckt, noch fehlte!

Wir können nicht umhin, die Worte Darwins, womit er sein schönes Werk schliesst (II, S. 356), herzusetzen:

---

*) So bemerkt Darwin (Die Abstammung des Menschen I, 173) ausdrücklich: „Wir dürfen aber nicht in den Irrthum verfallen, etwa anzunehmen, dass der frühe Urzeuger des ganzen Stammes der Simiaden, mit Einschluss des Menschen, mit irgend einem jetzt existirenden Affen identisch oder ihm auch nur sehr ähnlich war."

„Das Erstaunen, welches ich empfand, als ich zuerst eine Truppe Feuerländer an einer wilden, zerklüfteten Küste sah, werde ich niemals vergessen: denn der Gedanke schoss mir sofort durch den Sinn: so waren unsere Vorfahren. Diese Menschen waren absolut nackt und mit Farbe bedeckt, ihr langes Haar war verschlungen, ihr Mund vor Aufregung begeifert und ihr Ausdruck wild, verwundert und misstrauisch. Sie besassen kaum irgend welche Kunstfertigkeit und lebten wie wilde Thiere von dem, was sie fangen konnten. Sie hatten keine Regierung und waren gegen jeden, der nicht von ihrem Stamme war, ohne Erbarmen. Wer einen Wilden in seinem Heimathlande gesehen hat, wird sich nicht sehr schämen, wenn er zu der Anerkennung gezwungen wird, dass das Blut noch niedrigerer Wesen in seinen Adern fliesst. Was mich betrifft, so möchte ich eben so gern von jenem heroischen kleinen Affen abstammen, welcher seinem gefürchteten Feinde trotzte, um das Leben seines Wärters zu retten, oder von jenem alten Pavian, welcher von den Hügeln herabsteigend im Triumphe seinen jungen Kameraden aus einer Menge erstaunter Hunde herausführte — als von einem Wilden, welcher ein Entzücken an den Martern seiner Feinde fühlt, blutige Opfer darbringt, Kindesmord ohne Gewissensbisse begeht, seine Frauen wie Sclaven behandelt, keine Züchtigkeit kennt und von dem gröbsten Aberglauben beherrscht wird.“

§. 8.

Ueber das mutmassliche Alter des Menschen als Rassen- und Volks-Individuum.

Wenn wir nach dem Alter des Menschen fragen, so bieten sich uns zwei Wege, um das ungefähre Mass der Zeit, welche wir für dasselbe in Anspruch nehmen können, zu bestimmen.

Zuerst haben wir in einzelnen Werken seiner Kunstthätigkeit ganz unverdächtige Zeugen, die uns von seiner Existenz als eines über dem Thiere hoch erhabenen, nach bestimmten Zwecken thätigen Wesens Nachricht geben.*) — Dieselben bestehen in Werkzeugen und Waffen, deren sich der Mensch zur Erlangung seiner Lebensbedürfnisse, Bereitung seiner Geräthschaften oder zum Schutze gegen die ihm an Grösse und Kraft überlegenen Thiere bediente.

---

*) Lubbock, John, Prehistoric times as illustrated by ancient remains, and the manners and customs of modern savages: III edition, London 1872, 8°.

Diese Instrumente sind aus Stein oder Knochen verfertigt und verrathen in ihrer Ausführung in der Regel eine mühsame und von nicht unbedeutendem Erfindungsgeiste zeugende Bearbeitung. Die Abschätzung ihres Alters lässt sich freilich nicht mit jener Genauigkeit und Sicherheit vornehmen, als dies im Interesse der Frage wünschenswerth wäre und als manche zu Schlüssen und Hypothesen allzusehr geneigten Forscher uns glauben machen möchten. Trotzdem lässt sich aber eine gewisse Anzahl von Jahrtausenden als Minimum nach den unter unseren Augen bei Naturvölkern vor sich gehenden Entwicklungen feststellen.

Dieselben Entwicklungsphasen, die wir auf dem Boden des uns vor allen bekannten Welttheils Europa annehmen, müssen auch bei den ältesten Culturvölkern, z. B. den Aegyptern, den Semiten, vorausgesetzt werden, umsomehr, als sich der Gebrauch steinerner Werkzeuge, freilich aber nur zu gottesdienstlichen Zwecken, bei ihnen nachweisen lässt. Es müssen daher einmal auch jene Völker, deren Geschichte sich ins graueste Alterthum verliert, vor Beginn ihrer Geschichte auf einer Culturstufe gestanden haben, wo das Feuersteinmesser und das polirte Steinbeil den ganzen Reichthum ihrer Werkzeuge ausmachte.

Das Stein- und das Knocheninstrument sind aber nicht die letzten, auf welche wir, die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Cultur zurückverfolgend, gelangen, sondern hinter denselben muss, nach den an den heutigen Naturvölkern gewonnenen Erfahrungen, das Holzinstrument gesucht werden. Und auch dieses zeigt uns noch nicht den Beginn der menschlichen Cultur, sondern hinter dem Holzinstrument liegt noch der zufällig aufgelesene Stein, das zufällig gefundene oder abgebrochene Stück Holz.

Welch eine Zeit mag vergangen sein, von jenem Punkte an, wo der Mensch ausschliesslich von der sich ihm zufällig darbietenden Nahrung lebte, bis zu jenem Punkte, wo er den Stein aufhob, das Holz abbrach, um sich mit ihnen die Nahrung zu suchen! — Da erst begann der eigentliche Kampf ums Dasein, aus dem der Mensch, auf dem also betretenen Pfade fortschreitend, als endlicher Sieger hervorgehen sollte.

Welch ein riesiger Fortschritt war darin gelegen, als der Mensch begann, den rohen Knüttel zum zweckmässigen Instrument zu bearbeiten, den Stein zur schneidenden und stechenden Waffe zu formen! — Welche Gedanken-Entwicklung war dazu nothwendig! — Welch ein Zeitraum gehörte dazu, um den Menschen, der auf

seine eigene Erziehung angewiesen war, auf diese Höhe hinaufzuheben!

Neben dieser auf der denkenden Betrachtung der alten Culturüberreste des Menschen und der Zustände der heutigen Naturvölker beruhenden Methode zur ungefähren Bestimmung des Alters des Menschengeschlechtes, lässt sich auch auf einem anderen Wege, dem historisch-ethnologischen, das Alter des Menschen annähernd berechnen.

Dies geschieht füglich am sichersten, indem wir an die Geschichte eines alten Culturvolkes, dessen Ursprünge weit zurückreichen, und dessen Denkmäler das vollste Vertrauen verdienen, anknüpfen. Unter allen Völkern, die wir kennen, ist es das ägyptische, welches die beiden von uns angegebenen Bedingungen erfüllt.

Die Anfänge der ägyptischen Staatenbildung unter einem königlichen Oberhaupte gehen mindestens auf das Jahr 3000, höchstens auf 6000, am wahrscheinlichsten aber auf das Jahr 4455 (nach Brugsch) vor Beginn unserer Zeitrechnung zurück. Um diese Zeit dürfte das älteste ägyptische Reich, das Reich von This, im oberen Nilthal, unter Menes sich gebildet haben.

Nun bilden aber die Völker monarchische Einheitsstaaten, die nicht auf Eroberungen, sondern auf einer hoch entwickelten Cultur beruhen, wie der ägyptische Staat es war, nicht im Zustande roher Barbarei, sondern in einem Zustande, der eine lange Entwicklungsgeschichte voraussetzt. Wir werden daher nicht irren, wenn wir im Hinblick auf das moderne Europa, welches trotzdem, dass ihm Griechen und Römer vorgearbeitet hatten, lange brauchte, um aus der Barbarei des Mittelalters sich herauszuarbeiten, mindestens 1000 Jahre für den Zeitraum der ältesten, vorhistorischen Cultur der Aegypter, während welcher Zeit sie nach ihrer Sage von Göttern regiert wurden, annehmen, mithin die Aegypter als Volk bereits auf das Jahr 5500 vor Beginn unserer Zeitrechnung ansetzen.

Nun sind aber die Aegypter keine Autochthonen des Nilthales, sondern sind, wie sich beweisen lässt, aus Asien dort eingewandert. Sie gehören nämlich zur sogenannten mittelländischen Rasse und bilden mit mehreren Völkern im Norden Afrikas (den Berbern, den nun ausgestorbenen Guanchen, den Bedschas, den Somalis, den Dankalis, den Gallas) einen eigenen Stamm, den man heutzutage mit dem Ausdrucke des hamitischen bezeichnet. Die Sprachen dieser hamitischen Völker sind mit einander aufs Innigste verwandt; sie lassen sich vermöge der ursprüng-

lichen Einheit ihrer Form nur als Abkömmlinge einer in ihnen aufgegangenen Ursprache begreifen.

Was nun diese hamitische Ursprache betrifft, die eben aus den vorhandenen hamitischen Sprachen erschlossen werden kann, so zeigt sie eine innige Verwandtschaft mit den semitischen Sprachen und es ist, nachdem eine ursprüngliche Rassen- und Sprach-Einheit vorausgesetzt werden kann. nothwendig anzunehmen, dass eine ursprüngliche Einheit der Semiten und Hamiten obgewaltet habe, und dass beide Stämme in grauer Vorzeit sich von einander abgetrennt und dann jeder für sich ganz eigenthümlich sich entwickelt haben.

Als Urheimath der Semiten gilt mit Recht das Hochland im Norden Erans, das Land um den Oxus und Jaxartes, jene Gegend, in welche die hebräische Sage den Garten Eden verlegt. Dahin deuten auch die Wanderungen der verschiedenen semitischen Stämme, namentlich der Hebräer, deren Patriarchen nach der Sage von Norden her eingewandert sein sollen.

Nachdem nun, wie wir oben bemerkten, die Hamiten mit den Semiten ursprünglich ein Volk gebildet und eine Sprache gesprochen haben, so müssen wir auch annehmen, dass es einmal eine Zeit gegeben habe, wo beide in ungetrennter Einheit im Norden Erans sassen. Von da aus sind zuerst die Hamiten, später die Semiten nach dem Süden gezogen. Von den ausgewanderten Hamiten müssen die Aegypter die letzten gewesen sein, nachdem wir sie hart an der Schwelle Asiens ansässig finden. Die Einwanderung der mit ihnen verwandten übrigen hamitischen Völker, welche alle den Norden und Nordosten Afrikas bewohnen, muss lange vor der Ansiedelung der Aegypter im Nilthal stattgefunden haben.

Nachdem wir nun oben bemerkt haben, dass die Anfänge der ägyptischen Cultur, welche eben mit der Besonderung der Aegypter als Volk zusammenfallen, etwa in das Jahr 5500 vor Beginn unserer Zeitrechnung versetzt werden dürften, so begehen wir gewiss keinen Irrthum, wenn wir für den Zeitraum, welcher von der Auswanderung der Hamiten bis zur vollständigen Ansiedelung aller hamitischen Völker im Norden Afrikas reicht, die Länge von mindestens 1000 Jahren annehmen, und die Auswanderung der Hamiten selbst in das Jahr 6500 v. Chr. versetzen.

Es erscheint somit wenigstens das Jahr 6500 vor Beginn unserer Zeitrechnung als jener Zeitpunkt, wo wir von einem hamito-

semitischen Urvolke im Norden Erans reden können. Dieses hamito-semitische Urvolk ist aber ein Zweig der mittelländischen Rasse, zu welcher bekanntlich neben ihm noch drei andere Stämme, nämlich der indogermanische, der kaukasische und der baskische gehören. Die Sprachen aller dieser vier Stämme sind jedoch, wie von den competenten Sprachforschern allgemein angenommen wird, mit einander nicht verwandt.

Wenn wir nun sehen, dass die mittelländische Rasse vier mit einander in keinem verwandtschaftlichen Verhältnisse stehende Volksstämme umfasst, so liegt der Schluss nahe, dass, nachdem man jede Sprache auf eine Gesellschaft zurückführen muss, die eine Rasse nach und nach in vier Gesellschaften zerfiel, deren jede selbständig ihre Sprache sich schuf. Eine weitere Folgerung ist die, dass der Rasse als solcher keine Sprache zukommt, indem ja, wenn dies der Fall wäre, Rasse und Sprache sich gegenseitig decken müssten, was nicht der Fall ist.

Wir müssen also annehmen, dass dem Menschen damals, als die verschiedenen Völker der mittelländischen Rasse eine Einheit bildeten, damals, wo der Mensch keinem Volke, sondern nur einer Rasse angehörte, die Sprache noch gänzlich gefehlt habe.

Welch eine Zeit mag nun von dem Augenblicke, wo sich Gesellschaften bildeten, denen die menschliche Sprache noch fehlte, bis zu dem Punkte, wo die Nachkommen dieser Wesen als Mitglieder eines bestimmten, durch die Sprache unter einander verbundenen und von den anderen geschiedenen Volkes auftraten, verflossen sein? Welch ein Zeitraum war wohl erforderlich, um aus den einfachen Tönen, welche der Brust der ersten sprachbildenden Menschen entquollen, ein so kunstvolles Gebilde zu schaffen, wie es die hamitischen, semitischen und indogermanischen Sprachen sind? —

Gewiss war dieser Zeitraum im Vergleich zu den anderen ein enorm grosser und wir können seinen Umfang nur annähernd bezeichnen, wenn wir etwa die Zahl von 3000 Jahren für ihn substituiren. Rechnen wir nun diese 3000 Jahre zu den oben bereits gefundenen 6500 Jahren, so gewinnen wir die Summe von 9—10,000 Jahren, welche uns etwa den Zeitraum bezeichnen, innerhalb dessen die Völker der mittelländischen Rasse bis zum Anfange unserer Zeitrechnung aus dem Zustande thierischer Rohheit zu der Höhe menschlicher Gesittung sich emporgearbeitet haben.

Nach dieser ungefähren Berechnung, die von uns gewiss mit der allergrössten Vorsicht und Aengstlichkeit angestellt worden ist,

bestand also 9000—10,000 Jahre v. Chr. oder etwa 12,000 Jahre vor dem heutigen Tage bereits eine mittelländische Rasse. Es frägt sich nun weiter, wie verhält sich die mittelländische Rasse zum Menschen überhaupt, d. h. zu den übrigen, mit ihr parallel laufenden Rassen? Nach dem von uns über die Beständigkeit der Rassen Bemerkten, zusammengenommen mit dem Gesetze der Entwicklung aller lebendigen Organismen, ist es nun keinem Zweifel unterworfen, dass die Entwicklung der Rassen aus einem Urtypus eines ungeheuren Zeitraumes bedurfte. Gewiss muss dieser Zeitraum gegenüber der kurzen Spanne Zeit von 12,000 Jahren, welche wir für die Entwicklung des Menschen aus dem Individuum einer sich bildenden und die Sprache schaffenden Gesellschaft, eines Volkes, bis zum Punkte der heutigen Culturstufe angenommen haben, gewiss muss dieser Zeitraum gegenüber jener kurzen Spanne Zeit enorm gross gewesen sein, den wir also *nicht* nach *einfachen Tausenden*, sondern nach *Zehntausenden* oder *Hunderttausenden* von *Jahren* berechnen müssen.

Und was ist endlich der Zeitraum von mehreren Zehntausenden oder Hunderttausenden von Jahren, welchen der Mensch brauchte, um sich aus der einen Species zu den vielen Varietäten zu differenziren, von denen die heutigen Rassen nur schwache Reste sein dürften, was ist dieser, für unsere Vorstellung grosse, aber für die Entwicklung der Natur-Organismen ganz geringe Zeitraum gegen jene unabsehbare Periode, innerhalb welcher der Mensch von der ihm zunächst stehenden Gruppe der Wesen sich lostrennte, um die physische Grundlage für seine dereinstige geistige Entwicklung vorzubereiten?

§. 9.

Ueber die Urheimath des Menschen.

Die Frage über die Urheimath des Menschen ist oft aufgeworfen und in verschiedenem Sinne beantwortet worden. Ohne uns auf eine Aufzählung und kritische Beleuchtung aller Antworten einzulassen, da sie für die Beantwortung dieser Frage im Geiste der modernen Forschung wenig Werth besitzen, bemerken wir nur so viel, dass die Antwort auf die obige Frage eine *doppelte* sein kann, je nachdem man die Rassen als *Modificationen einer Species* oder als *verschiedene Species* annimmt.

Entscheidet man sich für die letztere Annahme, und hält zugleich an der Unwandelbarkeit der Species fest, so kann von einer

Urheimath natürlich nicht die Rede sein, während dagegen mit der ersten Annahme auch eine Urheimath angenommen werden muss.

Nachdem aber, wie wir oben gesehen haben, durch die von der Geologie gelieferten Thatsachen die Entwicklungstheorie nicht nur ihre volle Bestätigung erhält, sondern auch als die einzig mögliche, die Thatsachen auf eine wahrhaft philosophische Weise erklärende Hypothese anerkannt werden muss, so können wir nur von der Einheit der Species ausgehen und müssen dem zufolge auch eine Urheimath für das Menschengeschlecht annehmen.

Wenn wir weiter nach der Lage und Beschaffenheit dieser Urheimath fragen, so können wir der Beantwortung dieser Frage insofern näher kommen, als wir die Lebensbedingungen für den Menschen und jene Wesen, aus denen er sich muthmasslich entwickelt hat, ins Auge fassen.

Vermöge des Baues seines Gebisses, sowie des Mangels an allen natürlichen Waffen wie sie beinahe alle Thiere besitzen, ist der Mensch von der Natur vorwiegend zum vegetabilischen Nahrungsgenusse bestimmt. Schon dadurch ist er auf ein warmes Klima angewiesen, welches die zu seiner Ernährung erforderlichen Lebensmittel in reicher Fülle hervorbringt. — Ein anderer Punkt, der auf ein entschieden warmes Klima hindeutet, ist die durchgängige Nacktheit des Menschen, die nicht etwa durch die spätere Gewohnheit der Bekleidung erklärt werden kann, da ja die Naturvölker, welche vorwiegend nackt umhergehen, weit entfernt eine dichtere Behaarung zu zeigen als der Culturmensch, im Gegentheile mit wenigen Ausnahmen sich durch Mangel an Behaarung an vielen Stellen des Leibes auszeichnen, die beim Culturmenschen mit Haaren bewachsen zu sein pflegen.

Damit stimmen auch die Lebensbedingungen jener Wesen, welche gegenwärtig dem Menschen am nächsten stehen, nämlich der Affen, vollkommen überein. Der Affe, welcher ausschliesslich von Vegetabilien lebt, bewohnt nur jene warmen Gegenden der alten und neuen Welt, welche die zu seiner Existenz nothwendigen Baumfrüchte hervorbringen.

Nach allem diesem muss die Urheimath des Menschen in einem warmen Klima gesucht werden. Zur nähern Bestimmung der Lage dieser Urheimath gibt uns aber die Entwicklungstheorie einen wichtigen Fingerzeig an die Hand. Nachdem die grössere oder geringere Uebereinstimmung in morphologischer Hinsicht, welche zwischen den Wesen herrscht, auf eine grössere oder geringere

Verwandtschaft derselben unter einander hinweist, so ist es sicher, dass der Mensch nur mit den Katarrhinen der alten Welt, nicht aber mit den Platyrrhinen der neuen Welt zusammenhängen kann. Wir sind also durch diesen Punkt auf einen warmen Landstrich der alten Welt als Urheimath des Menschen hingewiesen.

Ob die Urheimath des Menschen genauer, als wir es gethan, bestimmt werden könne, möchten wir bezweifeln, da die jetzige Erdgestaltung für diejenige Zeitperiode, in welche die Entwicklung des Menschen fällt, keine Gültigkeit hat, und in Folge dessen auch die klimatischen Verhältnisse ganz andere gewesen sein mussten.

Ob der Mensch in diesem warmen Landstrich, in welchem er sich zu entwickeln begann, gleich als Mensch, d. h. als ein scharf von den ihm zunächst stehenden Wesen unterschiedenes Individuum auftrat, wie von Vielen angenommen wird, ist eine durch nichts gerechtfertigte Voraussetzung, welche auch die Entwicklung des Menschen vollkommen unerklärt lässt.

Es gilt gegenwärtig unter den Forschern, welche der Entwicklungstheorie anhängen, als ausgemacht, dass der Mensch, gleich jedem anderen organischen Geschöpfe seine Vervollkommnung dem mit Erfolg bestandenen Kampfe ums Dasein zu verdanken habe. Ein Kampf ums Dasein ist aber nur dort möglich, wo die Lebensbedingungen in Folge einer durch überlegene Kräfte bewirkten Einschränkung an das in ruhigem Lebensgenusse befangene Wesen gewisse Forderungen stellen, denen es nur mit Aufgebot seiner Kräfte zu entsprechen vermag.

Es muss dort, wo der Mensch aus jenem Zustande, den er mit dem Thiere gemeinsam hat, sich entwickelte, ein gewaltiger Wechsel der Naturkräfte und seiner Umgebung stattgefunden haben. Nichts ist natürlicher, als an die Eiszeit des Endes der pleiocänen und der Diluvial-Periode, welche durch eine Reihe schlagender geologischer Thatsachen für das nördliche Europa, Asien und Amerika bestätigt wird, zu denken. Damals, wo das Paradies des in der Befriedigung leiblicher Bedürfnisse einzig und allein dahinlebenden, unschuldigen, Gutes und Böses noch nicht unterscheidenden Menschen mit eisiger Hand zertrümmert wurde, damals fing der Mensch den eigentlichen Kampf ums Dasein an und stieg durch Anspannung aller seiner Kräfte zum Herrn der Natur empor. Nachdem die Bäume ihm keine Früchte mehr boten, wie ehemals, begann er seine Nahrung auf dem Lande zu suchen, und es wurde aus dem Kletterer ein Läufer. In Folge dessen differenzirte sich der Fuss von der

Hand, und Schenkel und Wade wurden kräftiger und muskulöser. Die Noth lehrte das gelehrige Wesen seine Geisteskräfte fleissig üben, wodurch das betreffende Organ sich rasch entwickelte und vergrösserte. Das rauhe Klima zwang zur Bekleidung und zur Bereitung eines warmen Nestes.

Um es kurz zu sagen, der damalige, auf der ersten Stufe seiner Entwicklung stehende Mensch befand sich dem Affen gegenüber, der in jenen Strichen fortlebte, die eines ewigen Frühlings und Sommers sich erfreuten, in demselben Verhältnisse, wie wir modernen Culturvölker, Bewohner eines rauhen Klimas, gegenüber den Naturvölkern, den Bewohnern des Paradieses, wo es keinen Winter gibt, und wo die Sorge um das tägliche Brot kein Gemüth beunruhigt. — Gleichwie wir nur der harten Arbeit unsere Herrschaft über das Menschengeschlecht verdanken, ebenso erhob sich der erste Mensch über den Affen durch jene furchtbaren Kämpfe, welche die nach ewigen Gesetzen wirkende Natur über ihn geschickt hatte.*)

Die vorangegangenen Betrachtungen, welche unsere Ansicht über des Menschen Urheimath und wahrscheinliche Entwicklung umfassen, sind eine auf dem Wege der naturwissenschaftlichen Speculation aufgestellte Hypothese. Diese Hypothese steht mit den auf historisch-mythologischen Grundlagen aufgestellten Hypothesen in keinem Zusammenhange.

Während bei Aufstellung der letzteren, nämlich der auf historisch-mythischem Grunde basirenden Hypothesen der Mensch bereits als

---

*) Während Häckel (Natürliche Schöpfungsgeschichte, II. Aufl., S. 619) einen im Süden Asiens ehemals gelegenen, gegenwärtig versunkenen Continent, Lemurien genannt, für die Urheimath des Menschen annimmt, entscheidet sich Darwin (Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl, übersetzt von V. Carus, Stuttgart 1871, 8°, Bd. I, S 174) für Afrika, wo der Mensch bereits in der eocänen Periode, d. h. der ersten Phase der Tertiär-Bildungen aus den Katarrhinen sich herausentwickelt haben soll. Letztere Hypothese wird mit Erfolg von Moritz Wagner im Ausland (1871, pag. 558.) bestritten. Wagner sucht jenes Land, innerhalb dessen der Mensch vom Affen sich lostrennte, im nördlichen Europa und Asien, welche in der Mitte der Miocän-Periode ein warmes Klima hatten, so dass Palmen, Brodfruchtbäume, Feigenbäume in Ueberfluss reifen konnten. Beide Landstriche wurden gegen Ende der Pleiocän-Periode von der Eiszeit heimgesucht, welche durch die diluviale und quaterniäre Periode andauerte. Die Eiszeit, welche nach Wagner durch die Zerstörung der tropischen Vegetabilien und die Isolirung Europas und Nordasiens, den Impuls zur Entwicklung der fleischfressenden Raubthiere und des Menschen gab, kann für Afrika nicht nachgewiesen werden.

Mitglied eines bestimmten Volkes betrachtet und die ganze Frage nach des Menschen Urheimath nach rückwärts verfolgt wird, fasst die auf naturhistorischer Basis ruhende Hypothese den Menschen als solchen schlechthin ohne Rücksicht auf eine bestimmte Rasse oder ein bestimmtes Volk, da beide damals noch nicht existirten, und verfolgt die ganze Frage nach vorwärts.

Bei dieser gänzlichen Verschiedenheit der Standpunkte beider Richtungen begreift es sich vollkommen, dass die Ansichten derselben auseinander gehen müssen. Mensch und Volk sind eben nicht identisch und es ist am allerwenigsten gestattet, aus der Betrachtung eines winzigen Bruchtheiles der engeren Sphäre (des Volkes) auf die weitere Sphäre (den Menschen) unmittelbar zu schliessen.

§. 10.

Von dem Ursprunge des Menschen aus einem oder mehreren Paaren.

Die Frage, ob der Mensch in einem oder mehreren Paaren erschaffen worden oder entstanden sei, ist oft aufgeworfen und verschiedenartig beantwortet worden. — Wir halten von unserem Standpunkte die ganze Frage für unwissenschaftlich, schon deswegen, weil sie einerseits einen Punkt betrifft, der sich allen Beobachtungen entzieht, andererseits sich gar kein wissenschaftliches Materiale für die Beantwortung derselben beibringen lässt.

Wie es scheint, wurde diese Frage sowohl von den Theologen als auch von den Naturforschern nur deswegen aufgeworfen, um ihre vorgefassten Meinungen zu rechtfertigen. Die einen wollten die biblische Schöpfungsgeschichte begründen, die anderen ihre Definition der Species erhärten, wobei die ersteren im allzugrossen Eifer übersehen haben, dass man mit der Annahme eines einzigen Paares den ersten Menschen und ihren Nachkommen das Vergehen der Blutschande imputiren muss.

Die Wissenschaft, als eine inductive Disciplin, hat aber mit solch' subtilen Fragen, wie die vorliegende es ist, nichts zu schaffen, und es kann ihr im Grunde die Beantwortung derselben, möge sie wie immer ausfallen, nur gleichgiltig sein. — Sie kann aber nicht umhin, auf zwei Irrthümer, welche oft mit dieser Frage verbunden erscheinen, aufmerksam zu machen und vor ihnen eindringlich zu warnen.

Der erste dieser beiden Irrthümer ist der Schluss von der Einheit der Abstammung und der damit für identisch

gehaltenen Einheit der Species auf die Einheit der Sprachen; der zweite, nicht weniger schädliche, da er im Grunde nur eine Umkehrung des vorhergehenden darstellt, ist der Schluss von einer angeblich erwiesenen Einheit der Sprachen auf die Einheit der Species und der damit für identisch gehaltenen Einheit der Abstammung.

Beide Schlüsse sind, wie der mit diesen Problemen Vertraute auf den ersten Blick einsieht, schon deswegen unstatthaft, weil sie zwei ganz ungleiche Sphären, nämlich Rasse und Volk, mit einander vermengen und stillschweigend eine ursprüngliche Einheit beider voraussetzen. Zum Beweise der Einheit der Species kann die übrigens aus dogmatischen, der Wissenschaft fern liegenden Gründen geschöpfte Ansicht von der Einheit der menschlichen Sprachen nicht das Mindeste beitragen, wie auch umgekehrt die aus religiösen Motiven entsprungene Ansicht von der Einheit des Menschengeschlechtes den Beweis der Sprach-Einheit nimmermehr zu erhärten vermag.

Wir unsererseits halten an der Einheit der Species fest, indem nur diese einerseits mit den Lehren der Entwicklungstheorie, andererseits mit den Thatsachen im Einklange steht, und lassen die Frage nach der Abstammung des Menschen aus einem oder mehreren Paaren als eine ganz unwissenschaftliche bei Seite.

§. 11.

Von der Uebereinstimmung der Rassen und Völker.

Die Uebereinstimmung der menschlichen Rassen und Völker unter einander ist eine doppelte, insofern sie nämlich entweder auf physischen oder psychischen Momenten beruht. Wir wollen im Nachfolgenden beide einer kurzen Betrachtung unterziehen.

A. Uebereinstimmung der Rassen und Völker nach physischen Momenten.

Dieselben bestehen zumeist in denjenigen Merkmalen, durch welche der Mensch von den Thieren sich auszeichnet. Es sind dies der aufrechte Gang, der bewegliche Kopf, die freien, nach jeder Richtung beweglichen Augen, die glatte, wenig behaarte Haut, der im Gegensatze dazu regelmässig stark behaarte Kopf. Umfang und Gewicht des Gehirnes sowie der Gesichtswinkel halten sich beim Menschen innerhalb gewisser Gränzen. Zahl und Anordnung der Zähne sind bei allen Rassen gleich, ebenso auch die Dauer der

Schwangerschaft. Die Wirbelsäule ist im Vergleich mit dem Thiere beim Menschen kürzer, ebenso fehlt (bis auf gewisse monströse Fälle) die Verlängerung derselben, der Schwanz. Mangel an natürlichen Waffen (Gebiss, Krallen u. s. w.) ist bei allen menschlichen Varietäten anzutreffen.

B. Uebereinstimmung der Rassen und Völker nach psychischen Momenten.

Diese bestehen namentlich in zwei Dingen, nämlich dem Vorhandensein menschlicher Vernunft und Sprache. Jedes noch so rohe und verkommene Volk spricht eine aus einer grösseren Anzahl von Lauten und Worten bestehende Sprache, jedes Volk hat Sinn für Zahlen, wenn auch manche Völker über drei hinaus die Zahl nicht scharf unterscheiden können. Jeder Mensch ist für moralische Gefühle und Ideen empfänglich und einer sittlichen Erziehung fähig. Ueberall, auch bei den rohesten Völkern, finden wir den Gebrauch des Feuers, bestimmter aus Holz, Bein, Stein, Kupfer, Bronze oder Eisen gearbeiteter Geräthe, welche selbst in Betreff der Form grosse Uebereinstimmung zeigen, da ihnen allen die Idee der Zweckmässigkeit zu Grunde liegt. Ueberall treffen wir Tanz und Gesang, als Aeusserungen der Freude, überall werden die Todten bestattet, was eine dunkle Vorstellung von der Fortdauer der psychischen Seite des Individuums voraussetzt.

§. 12.

Von der Verschiedenheit der Rassen und Völker.

Die Verschiedenheit der einzelnen Rassen und Völker von einander beruht sowohl auf *physischen* als *psychischen* Momenten, welche wir im Nachfolgenden einer kurzen Betrachtung unterziehen werden.

A. Verschiedenheit der Rassen und Völker nach physischen Momenten.

Unter den äussern Merkmalen, durch welche sich die Rassen von einander unterscheiden, und die vor allen andern in die Augen springen, sind es besonders die *Haut* und die *Haare*.*)

*) *Dunn, Robert.* Some observations on the tegumentary differences. which exist among the races of man (Transactions of the ethnological society of London, New Series I. 59). *Crawfurd, John.* The colour as a test of the races of man (a. a. O. II. 251.) *Derselbe*, On the skin, the hair and the eyes as tests of the races of man. (a. a. O. VI. 144).

Die Farbe der Haut der verschiedenen Menschenrassen zeigt vom tiefsten Schwarz durch Braun, Olivengelb, Roth und Strohgelb bis zum reinen Weiss alle Abstufungen, welche sich innerhalb dieser Farbenscala überhaupt nur denken lassen. (Vergl. Darwin, Die Abstammung des Menschen, I, 213.) Das grössere oder geringere Dunkel der Haut lässt sich aber nicht als Folge der klimatischen Einwirkungen, denen die Rassen gegenwärtig ausgesetzt sind, fassen, sondern muss nach den darüber gewonnenen Erfahrungen als bestimmter Rassencharakter aufgefasst werden. Die schwärzesten Menschen finden sich nicht, wie man erwarten sollte, unter dem Aequator, wie auch die weissesten Menschen nicht an den Polen angetroffen werden.

Der Aboriginer Amerika's zeigt unter allen Graden vom Feuerland bis nach Mittelamerika und von da an bis zu den Sitzen der Eskimos dieselbe schmutzigrothe bald ins Bräunliche, bald ins Gelbliche sich neigende Farbe. Der Galla, welcher vom 10° und 15° nördliche Breite bis zum Aequator sich herabzieht, zeigt eine bräunliche bis ins Kastanienbraune schillernde Hautfarbe, während der Wolof, der auf demselben Continent ungefähr unter derselben Breite wohnt, eine intensive Ebenholzschwärze darbietet. Der Isländer und der Bewohner der Hebriden zeichnen sich durch eine auffallende Weisse und Zartheit der Hautfarbe aus, während der Eskimo, der weiter höher im Norden lebt ein beinahe dunkelgelbes Colorit zeigt. „Die Eskimos leben ausschliesslich von animaler Kost, sie sind mit dicken Pelzen bekleidet und sind einer intensiven Kälte und lange dauernden Dunkelheit ausgesetzt; und doch weichen sie in keinem ausserordentlichen Grade von den Einwohnern des südlichen China ab, welche gänzlich von vegetabilischer Kost leben und beinahe nackt einem heissen, ja glühenden Klima ausgesetzt sind. Die unbekleideten Feuerländer leben von den Meereserzeugnissen ihrer unwirthlichen Küste, die Botokuden wandern in den heissen Ländern des Inneren umher und leben hauptsächlich von vegetabilischen Erzeugnissen, und doch sind diese Stämme einander so ähnlich, dass die Feuerländer am Bord des Beagle von unseren Brasilianern für Botokuden gehalten wurden. Ferner sind die Botokuden ebenso wie die andern Einwohner des tropischen Amerika völlig von den Negern verschieden, welche die gegenüberliegenden Küsten des atlantischen Oceans bewohnen, einem nahezu gleichen Klima ausgesetzt sind und nahebei dieselben Lebensgewohnheiten haben." (Darwin, Die Abstammung des Menschen I, 217.)

Am Haare, dem zweiten augenfälligen Merkmale sind mehrere Punkte hervorzuheben, durch welche es sich bei den verschiedenen Rassen unterscheidet. Es sind dies die Farbe, die Structur und das Wachsthum desselben.

Was die Farbe des Haares anlangt, so finden wir verschiedene Abstufungen desselben vom Schwarzblau durch Schwarz- und Kastanienbraun bis zum Blond und Roth. Die beiden letzteren Farben sind eine Eigenthümlichkeit der mittelländischen Rasse und finden sich häufig mit einer blauen Iris vereinigt.

In Betreff der Structur ist das Haar entweder straff oder gekräuselt. Diese beiden Formen hängen, wie man weiss, von dem Baue der einzelnen Haar-Individuen ab. — Während der Durchschnitt des straffen Haares eine kreisrunde Form zeigt, ist er bei dem gekräuselten Haare elliptisch abgeplattet.

Was das Wachsthum anbelangt, so wächst das Haar theils dicht beisammen, theils getrennt in mehreren Büscheln. Eine noch grössere Verschiedenheit zeigt sich in der Behaarung des Gesichtes, der Schamtheile und den anderen von Haaren bewachsenen Theilen des menschlichen Körpers. Während die eine Rasse durch kräftigen Bartwuchs an den Wangen, am Kinn und an der Oberlippe sich auszeichnet, bietet uns die andere Rasse nur einen spärlichen Bartwuchs am Kinn und an der Oberlippe.*)

Diese beiden in die Augen springenden Momente, nämlich Hautfarbe und Haar, werden für uns noch bedeutender, wenn wir den Zusammenhang, welcher zwischen ihnen und anderen Momenten stattfindet, näher betrachten und den Einfluss beider auf die Thätigkeit des Menschen in Anschlag bringen.

In der Regel finden sich dunkle Hautfarbe und dunkles krauses Haar mit einander verbunden vor. — Das krause dunkle Haar wächst meistens auf einer sammtartigen Haut, deren unterste Oberhautschicht (das sogenannte rete Malpighii) mit dunklem Farbstoff erfüllt ist. Es scheint dies eine Folge der geringen Oxydation des Blutes in den Lungen zu sein, für welche eine erhöhte Thätigkeit der Leber, daher eine etwas stärkere Gallabsonderung statt-

*) Vergl. Darwin, Die Abstammung des Menschen II. 281, 282. Es ist merkwürdig, dass jene Rassen, welche ohnehin schwachen Bartwuchs haben, die wenigen Haare auszureissen suchen, nach dem Grundsatze A. v. Humboldts, „dass der Mensch die Charaktere bewundert und häufig zu übertreiben sucht, welche die Natur ihm nur immer gegeben haben mag.“ (Darwin, a. a. O. 305, 308.)

findet. Es pflegen daher das Kraushaar und die schwarze Hautfarbe den Bauchmenschen im Gegensatze zum Lungenmenschen zu charakterisiren.

Daraus geht die relativ grössere geistige Begabung des letzteren, nämlich des schlichthaarigen Lungenmenschen, gegenüber dem ersteren, dem kraushaarigen Bauchmenschen. hervor. Während beim ersteren die Speisung des Gehirnes durch frisches arterielles Blut rasch vor sich geht, findet sie bei dem letzteren langsam statt. Der energische Lungenmensch erscheint daher ungleich höher entwickelt als der träge Bauchmensch. Die dunklen kraushaarigen Bauchvölker haben nie eine höhere Stufe der Civilisation erstiegen: sie haben keine Geschichte in unserem Sinne durchgelebt.

Neben den beiden äusseren Merkmalen, der Haut und dem Haare, sind von besonderer Wichtigkeit die inneren anatomischen Merkmale, davon namentlich die auf den Schädel und seinen Inhalt, das Gehirn, bezüglichen.

Dabei kommt es nicht nur im Allgemeinen auf die Gehirnmasse an (denn wenn auch eine grössere Gehirnmasse eine grössere geistige Capacität verräth, so ist diese Regel nicht von allgemeiner ausnahmloser Giltigkeit), sondern noch mehr auf die Ausbildung und Entwicklung der einzelnen Gehirntheile. Denn wie man in neuester Zeit durch vielfache Experimente nachgewiesen hat, haben die verschiedenen Sphären psychischer Thätigkeit in den verschiedenen Theilen des Gehirnes als Centralorganen ihren Sitz, und muss sich also dem entsprechend die Seelenthätigkeit je nach dem verschiedenen Grade der Ausbildung dieser auch verschieden äussern.

Ferner ist selbst die Entwicklung der einzelnen Gehirntheile, namentlich der sogenannten Gehirnwindungen von der allergrössten Wichtigkeit. Man kann, anolog der Ausbildung der andern Organe auch hier sagen, je einfacher das Gehirn, desto weniger sind die einzelnen Seelenthätigkeiten entwickelt, je complicirter das Gehirn, je feiner die Anlage seiner einzelnen Theilchen, eine um desto entwickeltere, vollkommnere Seelenthätigkeit kann vorausgesetzt werden.

Eine Verschiedenheit der menschlichen Rassen liegt auch in dem verschiedenen Verhalten derselben gegen gewisse Krankheiten und in dem dadurch bedingten verschiedenen Acclimatisationsvermögen. Wie bekannt trotzt der Neger jenem Klima, dem der Europäer auf die Länge der Zeit unfehlbar erliegt. Ferner lässt sich für die Verschiedenheit der Rassen auch noch jener Punkt

anführen, dessen wir schon einmal erwähnt haben, nämlich die Verschiedenheit der auf ihnen wohnenden Parasiten. (Darwin, Die Abstammung der Menschen, I, 193.)

B. Verschiedenheit der Rassen und Völker nach psychischen Momenten.*)

Die psychischen Momente des Menschen sind grösstentheils in den physischen begründet. Wenngleich es uns nur in den allerseltensten Fällen gelingt, den Zusammenhang wissenschaftlich zu begründen, so haben wir doch ein ziemlich sicheres, greifbares Merkmal, mit dessen Hilfe wir auf das zu Grunde liegende Moment schliessen können. Es sind dies die verschiedenen Culturformen, unter denen wir die Völker auftreten sehen, und die besonders da einen ziemlich sicheren Schluss gestatten, wo die Bedingungen, unter denen zwei Völker leben, entweder dieselben sind, oder von einander nur sehr wenig abweichen.

Wenn wir z. B. die Wahrnehmung machen, dass der Neger, der oft unter denselben Bedingungen wie der alte Aegypter lebte, es nicht so wie dieser zu einer dauernden Cultur gebracht hat, so müssen wir nothwendiger Weise eine auf seine Rasse zurückzuführende geistige Inferiorität annehmen und wir begehen gewiss keinen Irrthum, wenn wir sagen, dass der Neger in Betreff seiner geistigen Fähigkeiten viel beschränkter ist als der Mittelländer, zu welcher Rasse bekanntlich der Aegypter gehört.

Auffallend tritt die Verschiedenheit der geistigen Fähigkeiten in einem einzelnen Punkte hervor, der in das Culturleben der Menschheit so tief eingreift wie kein zweiter, nämlich in der Zähmung gewisser Thiere und Umwandlung derselben zu Hausthieren. — Während die Völker der alten Welt, und hier vor allen die Mittelländer, das Rind vollkommen gezähmt und sich nutzbar gemacht haben, ist dies den Völkern der neuen Welt nicht gelungen. Der kräftige Bison ist nach wie vor ein wildes unbändiges Thier geblieben, welches man gleich jedem anderen Wilde jagt. Während der Elephant, jener furchtbare Koloss in Indien zu einem nützlichen Hausthiere geworden ist, streift er in Afrika zum

---

*) Dunn, Robert. Some observations on the psychological differences, which exist among the typical races of man (Transactions of the ethnological society of London. New Serie III, 9). Carus, C. G.. Die ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschenstämme für höhere geistige Entwicklung, Leipzig 1849. 8°.

Schrecken des Negers wild umher. Dass aber der afrikanische Elephant der Zähmung ebenso zugänglich ist wie sein asiatischer Bruder, dies haben die Karthager und Numidier bewiesen, welche im Alterthume denselben vortrefflich abzurichten verstanden.

Ein weiteres Moment zur Beurtheilung der geistigen Fähigkeiten der Völker bieten die Gesellschaftsformen und die religiösen Ideen, insofern sie nämlich auf den Endzweck aller dieser Einrichtungen, die Vervollkommnung des Menschen, hinleiten.

Es gibt eine Reihe von Völkern, welche nur die ursprünglichste und einfachste Gesellschaftsform, die Familie kennen. Andere Völker gehen über die Familie hinaus zur nächst höheren Stufe, dem Stamme. Wieder andere gehen bis zum Volke, einer Vereinigung mehrerer Stämme durch gemeinsame Sprache und gemeinsame Sitte, wobei aber Stamm und Familie als Individuen fortbestehen. Nur wenige Völker haben es zu Staaten gebracht, zu jener grossen einheitlichen Gesellschaft, in welcher der Einzelne dem Ganzen sich unterordnet, um desto leichter und sicherer die Culturbedürfnisse befriedigen zu können.

Auch in Betreff der religiösen Ideen herrscht unter den Völkern eine sehr grosse Verschiedenheit.*) Von dem Aberglauben der Australier und der amerikanischen Wilden, der grösstentheils in dunklen Vorstellungen ohne alle Form besteht, bis zu dem in bestimmten Formen auftretenden Götzendienste der Mexicaner oder gar der alten Aegypter und vorderasiatischen Völker ist ein grosser Fortschritt. Ein noch grösserer Fortschritt liegt in der Verkörperung bestimmter kosmogonischen und ethischen Ideen zu göttlichen Formen: welch eine Grösse geistiger Kraft und Thätigkeit liegt aber vollends in der Idee eines reinen, von den Dingen verschiedenen Wesens, wie selbe die Propheten der Hebräer und die Philosophen der indogermanischen Völker erfassten!

Wenn wir die Veränderungen, denen die Lehre Buddha's — eine That indischen Geistes — bei den Völkern der mongolischen Rasse anheimfiel, betrachten, welche Schlüsse lassen sich daraus in Betreff der Verschiedenheit arischer und mongolischer geistiger Begabung ableiten! — Die einfache Lehre Christi, wie verschieden entwickelt sie sich im Geiste der indogermanischen Völker, der

*) Vergl. Race in religion (Anthropological review 1866, pag. 289) und Andree, Karl. Einwirkung des Racencharakters auf die Religionen und deren Umwandlung (Globus XIV. 236).

Semiten selbst, und vollends der südamerikanischen, aus spanischem und einheimischem Blute zusammengesetzten Bevölkerung! Wie verschieden zeigt sich der germanische und romanische Geist dem Christenthum gegenüber!

Das wichtigste Merkmal jedoch der verschiedenen geistigen Begabung des Menschen ist die Sprache.

Wir müssen gleich hier bemerken, dass die menschliche Sprache uns mit Wilhelm von Humboldt nicht für ein Werk (ἔργον), sondern für eine Geistesthätigkeit (ἐνέργεια) gilt, und zwar nicht etwa für eine dem Menschen anerschaffene, oder angeborene, sondern eine zum Zwecke des Denkens selbst geschaffene. Es lässt daher die Sprache einen Schluss auf die ihr zu Grunde liegende geistige Kraft mit ziemlicher Sicherheit machen.

Wie bekannt, sind die Sprachen, die der Mensch spricht, nicht nur wurzelhaft von einander sehr verschieden, sondern auch verschiedenartig organisirt. Nicht allen Sprachen z. B. wohnt die Kraft inne, eine Thätigkeit als solche zu fassen und zur Darstellung zu bringen. Einer Menge von Sprachen fehlt jener Ausdruck, den wir Verbum nennen, so z. B. dem Tagala auf den Philippinen, den Algonkin-Sprachen in Nord-Amerika. Ebenso sind mehrere Sprachen zwar reich an concreten Ausdrücken, dagegen arm an abstracten, ja manche können die letzteren gar nicht bezeichnen. Das Zulu z. B. in Süd-Afrika hat eine Menge Ausdrücke für die einzelnen Spielarten des Rindes, z. B. weisses, braunes, geflecktes Rind etc., dagegen keinen Ausdruck, der unserem „Rind" gleich käme. Dem Malayischen fehlt ein knapper Ausdruck für unser „Thier". Selbst dem Semiten stehen für die speciellen Arten des Gehens, wie hineingehen, herausgehen, vorübergehen, Abends, Morgens gehen u. s. w. Ausdrücke zu Gebote, während ihm eine Bezeichnung des Gehens in Abstracto mangelt.

Nun gehen die sprachlichen Ausdrücke der Concreta den Anschauungen des Denkens parallel, ebenso wie die sprachlichen Ausdrücke der Abstracta den Begriffen unserer Denkthätigkeit entsprechen. Man kann also mit Recht behaupten, dass ein Volk, dem der Sinn für Abstracta in der Sprache mangelt, auch das begriffliche Denken gar nicht kenne.

Die Anschauungen gleichen den concreten Zahlen der Arithmetik, die Begriffe dagegen der allgemeinen Buchstabenzeichen der Algebra. Wie verschieden mag nun das Denken des australischen Natursohnes von jenem des indogermanischen Culturmenschen sein!

Es mag sich ungefähr ebenso zu ihm verhalten, wie das Rechnen auf dem chinesischen Rechenbrette oder mit den Fingern zum Rechnen des geübten Mathematikers, der die grössten und verwickeltsten Probleme mit einem Blicke zu überschauen vermag.

§. 13.

Ueber die Beständigkeit der Rassen und Völker.

In Betreff des Rassencharakters hat man durch wiederholte Beobachtungen die Erfahrung gemacht, dass er keineswegs so schwankend ist, als man nach den zwischen den einzelnen Rassen existirenden Uebergängen glauben könnte.*) Im Gegentheil ist der Rassencharakter so fest und beständig, dass weder der Einfluss der Zeit, noch auch eine Veränderung des Aufenthaltes denselben bedeutend zu modificiren vermögen.

Ein eclatantes Beispiel für die Zähigkeit des Rassencharakters können die Juden bieten. Auf den Gemälden der italienischen und niederländischen Meister finden wir denselben Typus, dem wir bei diesem Volke heut zu Tage begegnen, ja selbst auf den altägyptischen, assyrisch-babylonischen und altpersischen Denkmälern, die nun mindestens 4000 Jahre alt sind, lässt sich der Rassencharacter, der den Juden ganz besonders auszeichnet, keinen Augenblick verkennen.

Auf den persischen und assyrisch-babylonischen Monumenten erscheint der Typus der Bewohner der Tigris-Euphrat-Ebene ebenso, wie er noch heut zu Tage bei der unvermischten Bevölkerung dieser Gegenden sich findet. Derselbe wallende gekräuselte Bart, dieselben mandelförmig geschnittenen Augen, dieselbe eigenthümlich geformte kräftige Nase.

Ebenso bietet der Zigeuner trotz seinen beispiellosen Wanderungen noch immer den indischen Typus im eigenthümlich geformten Gesichtsschnitt, in den lang gestreckten Schenkeln und den langen dünnen Fingern.

Ein besonders instructives Beispiel ist der Neger. Wir finden denselben schon auf den ältesten ägyptischen Denkmälern abgebildet, und zwar mit denselben charakteristischen Merkmalen wie heut zu Tage. Es ist derselbe Krauskopf, es sind dieselben wulstigen, aufgeworfenen Lippen, dieselbe dicke Stumpfnase.

---

*) Vergl. Farrar, Frederic, W. Fixity of type (Transactions of the ethnological society of London, New Series III, 394).

Es hat also der Zeitraum von etwa 5000 Jahren nicht vermocht, den Neger irgendwie für uns wahrnehmbar umzugestalten!

Wenn man endlich den von der Geologie beigebrachten Thatsachen in diesem Punkte Glauben schenken darf, was uns, nebenbei bemerkt, etwas zweifelhaft scheint, so hätte der Aboriginer Amerikas schon damals, als dieser Welttheil noch von mehreren vor der Entdeckung ausgestorbenen Säugethieren bewohnt war, denselben Rassentypus dargeboten, durch den er sich heut zu Tage auszeichnet. Es wäre dies eine Summe von Jahren, die sich mit dem Masse der geschichtlichen Chronologie gar nicht messen lässt. (Darwin, Die Abstammung des Menschen, I. 191.)

§. 14.

Ueber die zwischen den Rassen und Völkern statt gehabten Mischungen.

Was die Mischungen der einzelnen Rassen und Völker anbelangt, so haben seit undenklichen Zeiten, wenigstens in der alten Welt, solche stattgefunden, vollends aber in der neuesten Zeit, nachdem die alte und die neue Welt durch den steigenden Verkehr einander nahe gerückt waren.*)

Einer Mischung unter einander sind alle Rassen gleichmässig fähig, aber alle sind nicht im Stande, ein kräftiges, dauerndes und fruchtbares Product zu liefern. Es scheint, dass die Gegensätze, namentlich in Betreff der Hautfarbe, einander abstossen, indem das aus solcher Vermischung entsprungene Product sich stets an die schlechtere Rasse anlehnt, während im entgegengesetzten Falle, wenn nämlich beide Theile einander nahe stehen, ein in jeder Beziehung tüchtiges Product geliefert wird. Aus der Vermischung der olivengelben straffhaarigen Polynesier mit den chocoladebraunen, krausköpfigen Papuas sind die kräftigen Melanesier hervorgegangen, welche in Betreff der Widerstandskraft im Kampfe ums Dasein beiden überlegen sind. Einer Vermischung des zur mongolischen Rasse gehörenden Finnenstammes der Ungarn mit Slaven und Germanen verdankt das kräftige und ritterliche Volk der Magyaren

---

*) Vergl. Quatrefages, The formation of the mixed human races (Anthropological review VII, 22). Crawfurd, John. On the commixture of the races of man, as affecting the progress of civilisation (Transactions of the ethnological society of London, New Series, III, 98).

seinen Ursprung. Die Russen, das mächtigste Slavenvolk der Neuzeit, sind einer Mischung der Slaven und Germanen mit mehreren Völkern der mongolischen Rasse entsprossen.

Noch deutlicher zeigt sich der veredelnde Einfluss der Mischung innerhalb einer und derselben Rasse. Unter den romanischen Völkern sind die mit germanischem Blute am meisten versetzten auch die tüchtigsten, und unter den verschiedenen deutschen Stämmen haben die mit slavischem Blute gemischten als die kraftvollsten und intelligentesten sich erwiesen. Der am meisten unter allen germanischen Stämmen mit fremdem Blute versetzte, nämlich der englische, zeigt im Ganzen das grösste Acclimatisationsvermögen und die zäheste Widerstandskraft im Kampfe ums Dasein.

Im Ganzen aber ist jede Mischung der Rassen von einer heftigen Reaction begleitet, die sich in epidemischen Krankheiten äussert, von denen namentlich die schwächere Rasse hinweggerafft wird. Solche Reactionen pflegen selbst dann, wenn eine Vermischung im eigentlichen Sinne des Wortes nicht stattfindet, einzutreffen, wie z. B. bei grossen Festen, Schaustellungen, die eine Ansammlung von Menschenmassen bedingen, in Kriegen u. s. w.

Die weisse (mittelländische) und die gelbe (mongolische) Rasse üben auf die dunkelfarbigen Rassen einen zersetzenden Einfluss aus, indem überall dort, wo sie nicht selbst durch das ihnen feindliche Klima hinweggerafft werden (so namentlich in Afrika), die einheimische Bevölkerung vor ihnen verschwindet. Solches nehmen wir besonders in den neu entdeckten Welttheilen, Amerika, Australien und Polynesien, wahr. — Auf allen diesen Punkten geht die einheimische Bevölkerung vor den eingewanderten Europäern und Chinesen mit Riesenschritten dem Untergange entgegen.*)

In den tropischen Gegenden mit ihrem für die lichten Rassen mörderischen Klima leistet allein der kräftig gebaute afrikanische Neger der Invasion des Europäers und des Chinesen erfolgreichen Widerstand. Anderseits geht aber vor dem Neger im tropischen Amerika, wohin ihn der Europäer verpflanzt hat, der zart gebaute Indianer unter. Nach allen diesen Wahrnehmungen dürften nur die drei auch numerisch am mächtigsten Rassen, nämlich die mongolische oder hochasiatische, die mittelländische und die afrikanische Negerrasse, sichere Aussicht haben, aus dem besonders gegenwärtig hart entbrannten Kampfe ums Dasein als Sieger hervorzugehen.

---

*) Vgl. Gerland. Ueber das Aussterben der Naturvölker. Leipzig 1868, 8°.

§. 15.

Ueber den Einfluss von Land und Klima auf die menschliche Cultur-Entwicklung.*)

Die äussere Form des Landes, in welchem der Mensch wohnt, hat grossen Einfluss auf das Ziel und die Entwicklung seiner Bildung. Es ist keineswegs für den Menschen gleichgültig, ob er einen weit ausgedehnten Continent oder eine Insel bewohnt. Auch von der Gestaltung des Landes selbst ist vieles abhängig. Ein von hohen Gebirgen durchzogenes Land wird des Menschen Leben anders gestalten als ein Land, das frei von jedem Gebirge nach allen Seiten sich ausdehnt. Und letzteres wieder nährt ganz andere Bewohner, wenn es von grossen schiffbaren Flüssen durchschnitten ist, als wenn es von Flüssen entblösst, verdorrt und vertrocknet daliegt.

Das Klima ist eine Macht, welche den Menschen beherrscht und ihm nicht nur in physischer, sondern auch in moralischer Beziehung seine Richtung vorzeichnet. Das rauhe Klima zwingt den Menschen zu härterer Arbeit und grösserer Anstrengung als das warme. Nicht nur dass Kleidung und Wohnung, deren er im warmen Klima fast gar nicht bedarf, einen grossen Theil seiner Kräfte in Anspruch nehmen, benöthigt er zur Fristung seines Lebens sowohl reichlicherer als auch substanziöserer Nahrung. Letztere wird im warmen Klima von der üppig sprossenden Natur in allen Formen von selbst dargeboten, während sie im kalten Klima durch harte mühselige Arbeit erkämpft werden muss.

Wir wissen, dass mässige Arbeit den Menschen sittigt und veredelt, während Müssiggang denselben moralisch zu Grunde richtet. Daher finden wir in den Tropenländern die Sclaverei und den Servilismus zu Hause, die um den Preis des geliebten Müssigganges alles über sich ergehen lassen, was der Despotismus über sie verhängt. Daher begegnen wir in den Ländern des Nordens dem

---

*) Crawfurd, John. On the effects of commixture, locality, climate and food on the races of man. (Transactions of the ethnological society of London. New Series 1, 76.) Derselbe. On the condition, which favour retard or obstruct the early civilisation of man (a. a. O. I, 154). Derselbe. On the connection of ethnology and physical geography (a. a. O. II, 4). Derselbe. On the relation of the domesticated animals to civilisation (a. a. O. II, 387). Derselbe. On the migration of cultivated plants, in reference to ethnology (a. a. O. V, 178, 255, 318).

wilden unbeugsamen Trotz, der, eine Folge harter Arbeit, alles zu bezwingen glaubt. — Wie die Geschichte zeigt, sind allzu grosse Hitze und allzu grosse Kälte in ihren Einwirkungen auf die moralische Cultur des Menschen nicht viel verschieden. Beide lähmen die Energie desselben und unterbrechen seine Arbeit; beide führen in Folge der Unregelmässigkeit und der damit Hand in Hand gehenden Armuth und Unwissenheit zu Lastern — in dem einen Falle zum stillen hinbrütenden Müssiggang, in dem anderen Falle zum Trunk.

Einen nicht unwesentlichen Einfluss auf des Menschen Entwicklung nimmt die ihn umgebende Natur, die Flora und Fauna des Landes, das er bewohnt. Besonders sind es die Nutzpflanzen und Nutzthiere, deren Verbreitung in des Menschen materielle und moralische Cultur tiefer eingreift als andere anscheinend wichtigere Ursachen. So lässt sich die tiefe Stufe, auf welcher der Australier steht, ganz leicht — neben der eigenthümlichen Gestaltung des Landes — aus der äusserst beschränkten Anzahl der Nutzpflanzen und Nutzthiere begreifen, welche ihm von der Natur zur Verfügung gestellt waren. Der Polynesier wäre gewiss weiter fortgeschritten, wenn er einerseits nicht auf so arme Inselchen verschlagen worden wäre, andererseits ihm säbare Nutzpflanzen und grössere, stärkere Nutzthiere zu Gebote gestanden hätten. Und gewiss wäre auch der Amerikaner, vorausgesetzt der grössere Theil des von ihm bewohnten Continentes wäre günstiger gestaltet, nicht Jäger und Fischer geblieben, wenn ihm von der Natur eine grössere Anzahl von Nutzpflanzen und irgend ein grösseres zähmbares Thier zur Verfügung gestellt worden wären.

§. 16.

Ueber die Culturstufen und Culturherde der Menschheit.

Ausser dem nun dem Aussterben zueilenden Australier gibt es wol kaum eine Menschenrasse, die auf einer so tiefen Stufe materieller und geistiger Entwicklung stünde, dass man sie, falls sie keine Sprache und die darauf basirte gesellschaftliche Entwicklung hätte, kaum vom Thiere unterscheiden könnte. Die Bedürfnisse des Australiers sind rein thierischer Natur. Seine Wohnung ist von den Lagerstätten der Thiere, den Nestern der Vögel wenig verschieden. Er baut weder Nutzpflanzen, noch sammelt er irgend welche Vorräthe ein. Er jagt und fischt mit den einfachsten und

primitivsten Werkzeugen, sobald ihn der Hunger quält; ist dieser befriedigt, so hat die Arbeit auch ihr Ende. Ausser der natürlichen Zuneigung zu den Kindern und, wenn er von Geschlechtslust erregt ist, zum Weibe, welche allen Thieren gemeinsam ist, finden sich bei ihm wenige Elemente eines Familienlebens vor.

Auf einer bedeutend höheren Stufe stehen die Fischer- und Jägervölker Amerikas und Nordasiens. Wenn auch die Bedürfnisse vorwiegend sinnlicher Art sind, so haben sie doch schon einen Zweck — den der Bequemlichkeit. Die Wohnung wird meistens derart aufgebaut, dass sie dem Sturm und Regen Trotz bietet und dagegen hinreichenden Schutz gewährt. Man richtet sie wohnlich ein und verbirgt in derselben seine Geräthschaften. Meistens ist der Sinn nicht nur auf die Nützlichkeit, sondern auch auf die Schönheit gerichtet; die Wohnung wird in verschiedenartiger Weise geziert.

Obschon der Jäger und Fischer in seltenen Fällen — und dies nur nebenbei — sich auf den Anbau von Nutzpflanzen einlassen, so sammeln sie doch meistens Vorräthe verschiedener Art ein. Schon auf dieser Stufe offenbart die Arbeit ihren veredelnden Einfluss. Sie stählt den Menschen und gibt ihm ein gewisses Bewusstsein. Sie erhöht seine physische Kraft und verleiht ihm gegenüber seinen Genossen einen gewissen Adel. Durch das Zusammenwohnen in grösseren Gemeinschaften entwickeln sich die Familienverhältnisse immer mehr und mehr und stellen sich auch bestimmte sittliche und religiöse Begriffe ein.

Auf einer höheren Stufe der Entwicklung stehen die verschiedenen Nomadenvölker. Jägerei und Fischerei sind ein unsicheres Gewerbe. Sie reiben des Menschen Kraft zu viel auf, ohne ihm immer ausgiebige Nahrung zu bringen. Sie machen ihn wild und trotzig; nicht nur das Wild, welches er verfolgt, sondern alle seine Mitmenschen, die unmittelbar den Ertrag seiner Jagd schmälern, sind seine Feinde. Mit wilder Brutalität entringt er der Natur seinen Unterhalt. Anders der Nomade. Dieser hat das Thier eingefangen, durch sanfte Behandlung an sich gewöhnt und gezähmt. Dieses Thier treibt er auf die besten Weiden; und da der Boden, auf welchem er wohnt, diese nicht immer bietet, so zieht er mit demselben umher. Der Umgang mit dem zahmen Thiere macht ihn selbst milder und mitleidsvoller. Dadurch, dass er einerseits seine Kräfte zur Erzielung des Lebensunterhaltes weniger anzustrengen braucht, andererseits der Zukunft mit mehr Sicherheit und Zuversicht entgegensehen kann, vermag er manche andere Bedürf-

nisse zu befriedigen und sein Leben angenehmer zu gestalten. Wegen des grösseren Ertrages, den die Viehzucht gegenüber der Jagd gewährt, ist es nicht mehr nöthig, in abgesonderten kleinen Stämmen über das Land zerstreut zu wohnen. Es können sich grössere Gesellschaften bilden; in Folge dessen entwickeln sich die Familienverhältnisse immer mehr und mehr, die sittlichen und religiösen Ideen werden klarer.

Doch hat das Nomadenthum eine grosse Schattenseite. Es zwingt die Stämme zu immerwährendem Wandern, wodurch viel Zeit, an der wohl dem Nomaden wenig liegt, verloren geht. Nebstdem ist es noch zu sehr auf die Stillung der täglichen Bedürfnisse berechnet und nicht im Stande eine grössere Menschenmenge dauernd zu ernähren. Letzteres vermag der Ackerbau allein zu leisten.

Daher steht der Ackerbauer höher als der Nomade. Der Ackerbau allein ist im Stande, eine Cultur, welche über die täglichen Bedürfnisse hinausgeht, zu erzeugen. Der Ackerbau macht dem Wandern Einhalt und bewegt den Menschen, nicht nur seine Hütte fester und wohnlicher aufzubauen, sondern seine ganze Umgebung sich einzurichten. Die Pflege des Bodens erfordert eine gleichmässige Arbeit, die dem Nomaden fremd ist. Trotzdem gewinnt der Ackerbauer, da er des zeitraubenden Wanderns überhoben ist, so viel Zeit, um auch andere Bedürfnisse, welche sich regen, zu befriedigen. Dazu gibt ihm nicht nur der reichliche Ertrag seines Bodens hinreichende Mittel, sondern derselbe setzt ihn auch in den Stand, Andere für gewisse ihm zu leistende Arbeit und Dienste zu ernähren.

Während der Nomade in weit von einander liegenden Gesellschaften zu wohnen gezwungen ist, da er grössere Strecken Weidelandes zur Ernährung seiner Herden benöthigt, können die Ackerbauer ganz nahe zusammenrücken und in grossen Gemeinschaften zusammen wohnen. Es können sich nicht nur Gemeinden, sondern auch Staaten bilden. Allen jenen Bedürfnissen der Kleidung und Nahrung, welche vom Jäger und Nomaden innerhalb der Familie befriedigt werden, widmen sich nun Leute von besonderer Kunstfertigkeit: Es entwickelt sich die Industrie.

Wir sind damit bei den Bedingungen der Cultur angelangt. Nicht auf jedem zur Ausübung des Landbaues tauglichen Fleck Landes kann sich aber eine höhere Cultur entwickeln. Es sind nur einzelne grosse, durch massenhafte Gebirge geschützte und von bedeutenden Strömen durchschnittene Ebenen, oder günstig gelegene

Inseln, auf denen sich die Menschen zu grösseren Gesellschaften ansammeln und in wechselseitigem Verkehr mit einander die Elemente der Cultur selbständig erzeugen können. Und deren sind auf der ganzen bewohnten Erde nicht viele.

Im äussersten Osten ist es China, drei von Gebirgen eingeschlossene und von drei mächtigen Strömen durchschnittene grosse Becken. Diese drei Flüsse sind von Norden nach Süden der Hoangho, der Yang-tse-kiang und der Tschu-kiang. Die Gebirge liefern alle Mineralien, deren die Civilisation bedarf, während die Ebenen eine Fauna und Flora beherbergen, welche alles darbieten, um des Menschen Bedürfnisse zu befriedigen und neue zu wecken. Auf der östlichen Seite, wo das Meer die Grenze bildet, liegen gut gegliederte Meeresküsten, um einen Verkehr zwischen den einzelnen Theilen aufkommen zu lassen.

Dieses Land wird, soweit unsere historische Kunde reicht, von einem Volke bewohnt, welches ohne irgend einen näheren Verkehr mit den Völkern des westlichen Asiens und Indiens aus sich selbst eine eigenthümliche Cultur erzeugte, welche, grundverschieden von jener des Abendlandes, eine eben so grosse, wenn nicht noch grössere Anzahl von Völkern beeinflusst hat. Diese Cultur ist wahrscheinlich älter als die westliche und steht ihr in keiner Beziehung nach, sie kann überhaupt mit dieser vermöge ihres ganz heterogenen Charakters gar nicht verglichen, geschweige denn an ihr gemessen werden.

Als zweiter Culturherd der Menschheit kann die Halbinsel Indien, besonders der nördliche Theil derselben, gelten. Auch hier entwickelte sich frühzeitig eine selbständige Cultur mit eigenthümlicher Richtung. Im Verlauf der Geschichte wurden die Keime derselben nach Osten und Südosten weiter getragen, wo sie auf den grösseren Inseln des Archipelagus und den Halbinseln Hinterindiens weiter gediehen. Auf den letzteren Punkten traf die indische Cultur mit der chinesischen oft zusammen. Alle diese Keime konnten aber selten tiefere Wurzel schlagen und sich eigenthümlich gestalten, da ihnen manche Hindernisse, welche in der Rassenverschiedenheit ihren tiefsten Grund haben, entgegentraten.

Als dritter selbständiger Culturherd Asiens kann die grosse von den beiden mächtigen Strömen Euphrat und Tigris durchschnittene Ebene Mesopotamien sammt den im Osten und Westen sich daran schliessenden Gegenden bezeichnet werden. Die Ebene des Euphrat und Tigris war frühzeitig der Sitz der hamitischen

Cultur und blieb es auch später, als die Semiten sich dieser Gegenden bemächtigten. Dort wurden die ersten grösseren Städte gegründet, dort entwickelten sich die Anfänge einer Kunst, welche später von den Völkern des Westens ihrer Vollendung zugeführt wurde. Gewiss nicht ohne Einfluss dieser Culturstätten entfaltete sich einerseits die erânische, andererseits die vorderasiatische semitische Cultur. In Erân kann man das Fortschreiten der Cultur von Westen nach Osten ganz genau verfolgen. Die Annahme einer alten Cultur, die sich im Osten selbständig entwickelt hat und nach und nach gegen Westen vorgedrungen sein soll, ist ganz und gar ungegründet und widerspricht allen culturhistorischen Erfahrungen. Gewiss ist die erânische Tradition im vollen Rechte, wenn sie ihren Religionsstifter Zarathustra im Westen geboren sein und von da aus nach Osten wandern lässt.

Auch die Cultur der vorderasiatischen Semiten und semitisirten Hamiten kann den Einfluss, welchen sie von den im Osten gelegenen Tigris- und Euphratländern empfangen, nicht verläugnen. Die Sage der Semiten lässt sie von den Gebirgen im Norden dieser Ebenen abstammen und in das von den Hamiten besetzte Land einwandern. Alle wesentlichen Cultureinrichtungen der Semiten tragen den hamitischen Typus deutlich an sich.

Als vierter Herd einer selbständigen Cultur kann das Nilthal Aegyptens gelten. Dieses Land ist für den Culturhistoriker und denkenden Geschichtschreiber besonders deswegen interessant, weil er an ihm die verschiedentlichsten Bedingungen der Cultur besser und umfassender studiren kann als an irgend einem anderen Lande der Erde. Die ganze Cultur Aegyptens ist eine Gabe des Nil. Nur dadurch, dass dieser mächtige Strom seine schlammigen Wogen durch das trockene, am Rand der Wüste gelegene Thal dahinwälzt, war es möglich, dem Boden so viel Ertrag abzugewinnen, dass damit nicht nur die nach den Angaben der Alten fabelhaft zahlreiche Bevölkerung Aegyptens ernährt werden konnte, sondern dass auch durch den Verkauf der Produkte nach aussen Mittel zur Befriedigung der verschiedenartigsten Bedürfnisse des Luxus übrig blieben. Die Cultur Aegyptens ist echt hamitisch, sie kann ihre tiefste Verwandtschaft mit der Cultur Mesopotamiens niemals verläugnen.

Als fünften Culturherd innerhalb der Grenzen der alten Welt betrachten wir die Meeresküsten und Inseln Vorderasiens mit den gegenüberliegenden Halbinseln und Inseln Europas, nämlich Griechenland und Italien. Hier war der Boden bereits durch

hamitische und semitische Einflüsse vorbereitet, als die beiden Zweige des reichbegabten indogermanischen Volksstammes, die Hellenen und Italer, von demselben Besitz nahmen. Durch rüstigen Verkehr mit einander und mit der ganzen damals bekannten Welt brachten sie die Cultur zu einer Blüte, welche sie vor dem nie erreicht hatte. Diese Cultur unterschied sich von den andern durch einen wesentlichen Punkt: durch die Universalität. Sie war aus den Bedürfnissen zur Vollendung entwickelter Menschlichkeit entsprungen und auf die Befriedigung derselben berechnet. Dadurch war sie im Stande überall dort, wo durch eine nationale Gesittung der Weg geebnet war, Eingang zu finden und sich also über die ganze civilisirte Welt zu verbreiten.

Nachdem die alten Culturen ihre Rolle ausgespielt hatten und durch Vereinigung westlicher und orientalischer Cultur-Elemente sich eine neue Cultur vorbereitete, brachte die Vorsehung aus ihrer gewaltigen Rüstkammer Centralasien neues frisches Blut in die damals entnervte und verpestete Menschheit. Es waren wieder zwei Sprossen der indogermanischen Familie, die Germanen und Slaven, denen es vorbehalten blieb, auf Grundlage dessen, was andere geleistet, eine neue Cultur zu entwickeln. Der Boden, den sie sich dazu auserkoren, war zwar nicht geebnet — er bedurfte harter Mühe und Arbeit — aber keiner scheint von der Natur besser geschaffen als er. Es ist Europa — gegenwärtig die Beherrscherin der gesammten Menschheit.

Gehen wir auf Amerika über, so zeigt sich an mehreren Punkten im Allgemeinen der Boden für den Anbau von Nutzgewächsen nicht ungeeignet, da er hinreichend bewässert wird. Jedoch fehlt hier eine wesentliche Hauptbedingung, nämlich einerseits die passenden Nutzpflanzen, andererseits die zur erfolgreichen Bebauung des Bodens nothwendigen grösseren Nutzthiere. Zudem muss Nordamerika bis gegen Mexico herab aus der Reihe der culturerzeugenden Landstriche deswegen ausgeschieden werden, weil auf ihm das Verhältniss der Wärme zur Bewässerung in einem umgekehrten Verhältnisse steht. Während die östliche Seite ausgedehnte Landstriche besitzt, die von mächtigen Strömen bewässert werden, empfängt sie nicht die zum Gedeihen der Organismen erforderliche Wärme; dagegen ist die westliche Seite, wo die Wärme vorhanden ist, aller grösseren Flüsse bar, leidet daher an allzugrosser Dürre.

Auch Südamerika scheint der Entwicklung einer selbständigen Cultur nicht sehr förderlich. Wohl ist jenes Missverhältniss zwischen

Feuchtigkeitsmenge und Wärme, welches in Nordamerika so störend einwirkt, nicht vorhanden. Im Süden vom Aequator ist die östliche Seite des Welttheiles gegen die westliche wärmer und wird auch, gleichwie die nördliche Abtheilung, von grösseren Strömen durchschnitten. Zu dieser reichlichen Bewässerung treten noch zahlreiche periodische Regen, in welchen sich die vom Meere aus über das Land hinziehenden und an den hohen Gebirgszügen aufgefangenen Wolkenmassen entladen.

Durch alle diese Umstände wird die Natur zu immerwährender Production angeregt. Es ist ein ewiges Erzeugen neuer Organismen ohne Zweck, blos nach dem ewigen Gesetze der Natur, dem gegenüber zwar jeder Organismus Berechtigung hat, die aber indirect das Schwache in die Gewalt des Starken liefert. Einer solchen mächtigen Natur gegenüber steht der Mensch ohne irgendwelchen starken Gehilfen aus dem Thierreiche ganz machtlos da. Wie soll er, der Schwache, dessen Organismus für schwere Arbeit unter der tropischen Sonne gar nicht eingerichtet ist, den Boden bebauen ohne das starke muthige Pferd, das ausdauernde Rind, den gewaltigen Büffel?

Es bleiben in Amerika daher nur noch die Länder der Mitte, Mexico sammt den Gegenden der Landenge und die Länder des westlichen Theiles des südlichen Continentes, vor allen Peru, über. Diese Länder sind die einzigen, welche die Bedingungen zur Entwicklung einer selbständigen Cultur in sich vereinigen. Mexico sammt den südlich davon gelegenen Ländern kann seiner Lage nach zwischen zwei grossen Meeren förmlich für eine Halbinsel angesehen werden. Sein tropisches Klima ist einerseits durch die hohe Lage des Landes, andererseits durch die vom Meere herwehenden Winde gemässigt. Feuchtigkeit ist in hinreichender Menge vorhanden.

Diese Gegenden waren auch die einzigen der neuen Welt, welche eine selbständige Cultur hervorgebracht haben. Wenn wir bedenken, dass diesen Völkern das Eisen und die stärkeren Nutzthiere abgingen, die Zahl der ihnen zu Gebote stehenden Nutzpflanzen eine geringe war, und sie mit anderen Culturvölkern in gar keinem Verkehre standen, so dürfen wir ihre Anlagen nicht gering anrechnen und ihrem Streben und Ringen unsere Anerkennung nicht versagen.

Freilich erreichten sie nicht die Cultur des Abendlandes und eine Cultur mit Menschenopfern macht immerhin einen widerlichen

Eindruck; aber in einem Volke, welches einen Kalender zusammengestellt hat, der den griechischen weit übertrifft, müssen doch nicht ungewöhnliche geistige Kräfte geschlummert haben!

Zählen wir die angeführten Punkte zusammen, so gewinnen wir von der ganzen Erde etwa sieben Landstriche, welche die Bedingungen zur selbständigen Entwicklung einer höheren Cultur in sich vereinigen. Doch wie sich aus naturhistorischen Prämissen erwarten lässt, und wie auch die Geschichte zeigt, führte die Cultur nicht überall zu demselben Ziele.

§. 17.

Ueber die Bedingungen der Cultur.

Im Allgemeinen spricht man schon dort von Cultur, wo der Mensch den rohen Zustand verlassen und sich an ein festes, durch Sitte und Gesetz geregeltes Leben gewöhnt hat. So können alle jene Staaten, in denen die Menschen sich fest niedergelassen und ihre gesellschaftlichen Verhältnisse durch Gesetze geregelt haben, Culturstaaten genannt werden. Doch eine solche Cultur ist mehr eine materielle und kann nur als Vorbedingung der geistigen Cultur gelten.

Damit geistige Cultur entstehe, ist vor allem Anderen nothwendig, dass sich Jemand der Pflege derselben widme. In Gesellschaften, wo alles mit Hand anlegen muss, um das tägliche Brot zu verdienen, ist dies von selbst nicht möglich, dagegen wohl in Gesellschaften, wo die Arbeit eines einzigen nicht nur ihn, sondern auch eine Reihe anderer zu ernähren vermag. Dies ist nach dem, was wir im vorigen bemerkt haben, nur in Ackerbaustaaten möglich.

Jedenfalls können sich die obigen Zustände nur unter friedlichen Verhältnissen entwickeln. Denn wenn auch in Kriegen kein grösserer, im Gegentheil ein geringerer Theil der Bevölkerung sich dem Ackerbau widmet, so ist doch entweder die grössere Anzahl der rüstigen Bewohner mit dem Kriegführen selbst beschäftigt oder die Gedanken des ganzen Volkes sind auf diesen Punkt so sehr concentrirt, dass an die Pflege der Bildung und anderer damit zusammenhängender Dinge kaum gedacht werden kann.

Durch ungleiche Vertheilung des Grundes unter die verschiedenen Glieder und Familien eines Volkes schon bei Besetzung des Landes (denn ein auf persönliche Tüchtigkeit begründeter Adel besteht

überall), durch Concentrirung in Folge von Erbschaften einerseits und durch Zersplitterung in Folge von Theilungen unter die Nachkommen andererseits wird in kurzer Zeit eine ungleiche Vertheilung des Besitzes unter den verschiedenen Mitgliedern des Volkes hervortreten. Es kommt schliesslich so weit, dass die einen den Grund und Boden in ihren Händen haben, während die andern factisch nichts besitzen. Den letzteren bleibt nichts anders übrig, als für die ersteren den Boden zu bearbeiten, der auch für diese ohne die Hände ihrer Arbeiter nutzlos bliebe. Dafür empfangen die Arbeiter ihren Lohn, dessen Höhe sich theils nach der Billigkeit der Lebensmittel, theils nach der Concurrenz richtet.

Die Lebensmittel sind um so billiger, je mehr ein Land erzeugt, und je weniger der einzelne Mensch zu seiner täglichen Nahrung davon bedarf. Je billiger die Lebensmittel, um so grösser ist auch die Zunahme der Population, daher um so grösser die Concurrenz.

Im tiefsten Grunde hängt daher die Höhe des Arbeiterlohnes von der Productivität des Bodens und der Grösse der Consumtion ab. Erstere ist bekanntlich in warmen Klimaten am höchsten, letztere dagegen am geringsten.

Der Ertrag des Bodens zerfällt in zwei Theile. Ein Theil davon — der Arbeitslohn — gehört dem Arbeiter; der andere Theil — der Nutzen — dem Besitzer. Es lässt sich nun leicht denken, dass dort, wo der Boden einen reichen Ertrag liefert und der Arbeitslohn gering ist (in warmen Ländern) der Nutzen ein viel grösserer sein wird als dort, wo der Boden einen mageren Ertrag liefert, und der Arbeitslohn verhältnissmässig hoch ist (in kalten Ländern). Im ersteren Falle sammelt sich schnell Reichthum an, während es in letzterem Falle nur selten zu einer Anhäufung desselben kommt.

Eine natürliche Folge des Reichthumes ist der Luxus, eine Folge des Luxus die Erzeugung einer Reihe sowohl materieller als geistiger Bedürfnisse. Doch wird sich der Luxus sammt den ihm entsprungenen Bedürfnissen natürlich auf jene Klasse beschränken, welcher die Mittel zur Befriedigung derselben zu Gebote stehen, nämlich auf die besitzende Klasse. Diese kann daher auch als gebildete Klasse gelten.

Und in der That finden wir die Verhältnisse derart gestaltet, wenn wir die Geschichte darüber zu Rathe ziehen. So war es in Indien und Aegypten, wo eine Klasse sich des Besitzthums und der Bildung

erfreute, die andere Klasse dagegen unermüdet arbeitete. So scheint es auch in den Ländern zwischen dem Euphrat und Tigris gewesen zu sein. Auch im alten Griechenland und Rom waren die Bildung und die Freiheit nur auf Grundlage der Sclaverei möglich.

Wir sehen daher in den alten Culturstaaten, besonders in jenen, welche im heissen Klima gelegen sind, Reichthum und Bildung als vorherrschenden Besitz einer bestimmten Klasse, während der übrige Theil des Volkes zu beständiger Arbeit und Verdummung verurtheilt ist. Mit dem Ansehen des Reichthums steigt auch das Ansehen des Besitzers, die Verachtung des Besitzlosen. Eine Folge davon sind die Ueberhebung und die despotische Gesinnung des einen, die Demuth und die sclavische Unterwürfigkeit des andern. In solchen Staaten gibt es nur Herren und Sclaven, Gelehrte und Dummköpfe.

Ein allgemeiner Wohlstand und eine allgemeine Bildung sind nur unter einem Volke von „Herren" möglich. Dazu sind vor allem ein Boden, der nicht allzuviel producirt und ein Klima erforderlich, das dem Menschen reichliche und substantiöse Nahrung vorschreibt. Diese Bedingungen erfüllen nur Europa und das Reich der Mitte. Auch Nordamerika, mit europäischen Colonisten bevölkert und mit den Nutzpflanzen und Nutzthieren der alten Welt versehen, kann Europa und China an die Seite gestellt werden.

Dies sind die einfachen Gesetze, welche die Natur dem Menschen dictirt. Oft mag sie freilich der kurzsichtige Mensch anderswo suchen und manchmal sogar durch seine Bemühungen umzustossen glauben. Es gelingt ihm wohl zeitweilig die Natur zu zwingen, aber diese zerbricht endlich die Fesseln und wirft den verwegenen Frevler zu Boden.

§. 18.

Ueber die Wanderungen der Rassen und Völker.*)

Wenn wir es unternehmen, diese Frage einer kurzen Betrachtung zu unterziehen, so müssen wir im vorhinein erklären, dass wir nur jene Wanderungen ins Auge fassen werden, welche die Schichtung der heutzutage existirenden Rassen und Völker erklären und sich aus gewissen Thatsachen mit einiger Sicherheit ergeben. Wir

---

*) Vergl. Crawfurd. John. On the early migrations of man (Transactions of the ethnological society of London. New Series, III. 335).

werden daher nicht auf jene Wanderungen uns einlassen, welche die einzelnen Rassen von dem hypothetischen Ursprungs-Centrum des Menschengeschlechtes aus unternommen haben mögen, auch nicht auf eine Betrachtung jener Wanderungen, welche manche Völker gemacht haben, die gegenwärtig nicht mehr existiren.

Ausser dem Urbewohner des australischen Festlandes, haben fast alle Rassen und Völker mehr oder weniger weite Wanderungen unternommen. Warum aber der Australier keine über seine ursprüngliche Heimat hinausgehenden Wanderungen unternommen hat, dafür dürfte es mehrere gewichtige Gründe geben. Erstens erhob er sich vermöge der Natur seines Landes, bei dem Mangel an Nutzthieren und Nutzpflanzen, zu keiner des Lebengenusses sich bewusst werdenden Culturstufe, und zweitens war das Land ausgedehnt genug, um die beschränkte Anzahl der Individuen in sich aufzunehmen und die geringen Ansprüche derselben zu befriedigen.

Ob der unmittelbare Nachbar des Australiers, der Papua, jemals Wanderungen unternommen hat, ist fraglich; man könnte vermöge des Umstandes, dass er durchgehends Inseln bewohnt und seine längs der Küste aufgeführten Wohnungen den in den Seen Mittel-Europas entdeckten Pfahlbauten ähneln, die Frage eher bejahen als verneinen. Die ganze Frage hängt jedoch überhaupt aufs innigste mit einer zweiten zusammen, ob man nämlich annimmt, dass jenes ehemalige Festland, von dem die Inseln des indischen Archipels Bruchstücke darstellen, bei seiner Senkung bereits bewohnt war, oder ob die einzelnen Inseln von einem Centrum aus nach und nach bevölkert worden sind.

Keine der bekannten Rassen hat so viele Wanderungen unternommen, wie die malayishe. Die Verbreitung dieser Rasse von Madagascar im Westen bis zur Oster-Insel im Osten und von den Sandwich-Inseln im Norden bis nach Neu-Seeland im Süden steht beispiellos da. Und dennoch ist diese Verbreitung von einem bestimmten Punkte aus von Insel zu Insel erfolgt, wie die Sagen der einzelnen Inseln und die Verwandtschafts-Verhältnisse der Idiome der einzelnen Stämme beweisen. (Vgl. den Abschnitt über die Malayen).

Afrika beherbergt gegenwärtig fünf von einander verschiedene Rassen, nämlich die hottentotische im äussersten Süden und Südwesten, die Kaffern-Rasse, von der Hottentoten-Rasse aufwärts bis an und über den Aequator, die Neger-Rasse im sogenannten Sudan, die Fulah-Rasse, eingekeilt zwischen der Neger-Rasse und von Osten nach Westen in einer Linie sich hinziehend, und endlich die mittel-

ländische Rasse im Norden und Nordosten bis zum Aequator herab. Von diesen fünf Rassen sind nur die vier ersten autochthon, während die letzte erwiesenermassen aus Asien eingewandert ist.

Die Hottentoten waren ehemals die ausschliesslichen Bewohner des südöstlichen Theiles Afrikas von der Spitze an bis etwa zum 18. bis 19. Grad südlicher Breite. Sie wurden aus ihren Wohnsitzen durch die von Norden her andrängenden Kaffern-Völker vertrieben und zuerst in den tiefsten Süden und später von dort längs der Westküste gegen Norden gedrängt, bis sie sich in jenen Gegenden, welche sie gegenwärtig inne haben (bis zum 19. Grade südlicher Breite) festsetzten.

Die nördlichen Nachbarn der Hottentoten, die Kaffern, sind in den südlichen Gegenden, wo sie gegenwärtig am zahlreichsten vorkommen, nicht autochthon, sondern dort eingewandert. Sie sassen ehemals weiter nördlich und standen durch längere Zeit in naher Berührung mit den aus Asien eingewanderten hamitischen Völkern, wie dies ihre Idiome deutlich beweisen. Diese können sich vermöge ihres Typus und ihrer innigen Verwandtschaft untereinander nicht vor gar langer Zeit aus der für sie anzunehmenden Ursprache herausdifferenzirt haben, sie konnten also immer noch eine Einheit bilden, als die Hamiten vom Norden her in Afrika einwanderten; sie zeigen aber auch in der That so nahe Berührungspunkte mit den hamitischen Idiomen, dass man diese ohne Annahme directer Einflüsse zu erklären ausser Stande ist. Neben dieser Wanderungsrichtung von Norden nach Süden, die aus der soeben angeführten Thatsache sich ergibt, wurde aber auch eine andere, von Ost nach West, quer durch den Continent, später eingeschlagen. Sie geht aus dem Umstand hervor, dass die Sprachen mehrerer Stämme im äussersten Nordwesten des Verbreitungs-Bezirkes der Kaffern-Rasse die innigste Verwandtschaft mit den Sprachen des äussersten Nordostens zeigen, eine Verwandtschaft, die sich nicht durch das Zurückgehen beider auf die allen Kaffer- oder Bantu-Völkern gemeinsame Ursprache, sondern durch Ableitung von einem Zweige dieses Urstammes genügend erklären lässt.

Dass die Fulah-Rasse in jener Gegend, wo sie gegenwärtig ihren Sitz hat, nicht autochthon ist, dies beweist schon ihre Verbreitung inmitten der Neger-Rasse. Eine solche Schichtung zweier Rassen kann nicht ursprünglich sein, sondern setzt verschiedene Wanderungen beider voraus. Nach unserer Ansicht sass der Fulah ursprünglich nördlich vom Neger, vielleicht in den gegenwärtig von

den Berbern eingenommenen Landstrichen, und drang nach und nach vom Nordwesten her in die von ihm occupirten Gegenden ein, von wo er sich gegen Osten bis Nubien verbreitete. Wir stützen diese Ansicht auf die nahe Verwandtschaft der Fulah-Rasse mit der mittelländischen, was eine Mischung vorauszusetzen scheint, sowie auf mehrere Berührungspunkte, welche die Fulah-Idiome mit den hamitischen Sprachen gemeinsam haben.

Dass die einzelnen Völker, in welche die Neger-Rasse zerfällt, viele Wanderungen unternommen haben, dafür spricht vor Allem die grosse Anzahl der Stämme, welche sprachlich von einander getrennt sind und von denen nur einige eine Verwandtschaft mit einander verrathen. Zu diesen Wanderungen mag nicht wenig die Sclaverei beigetragen haben, welche keineswegs eine Erfindung der Weissen ist, sondern schon lange von den Schwarzen untereinander geübt wurde. Es ist nichts Seltenes, dass mancher Negerstamm von demselben Schicksale betroffen wird, welches wir unter uns an den Juden und Armeniern vollführt sehen.

Alle diese Wanderungen der vier autochthonen Rassen Afrikas sind aber nicht freiwillig, sondern unter dem Zwange äusserer Verhältnisse unternommen worden. Und zwar war es die massenhafte Einwanderung der mittelländischen Rasse und davon speciell des hamitischen Volksstammes, welche die Autochthonen Afrikas zwang, den ihnen geistig und körperlich überlegenen fremden Einwanderern Platz zu machen und sich nach dem Süden des Continentes zurückzuziehen. Der Beginn dieser Wanderungen fällt in eine sehr frühe Zeit, welche sich auf folgende Weise ungefähr bestimmen lässt:

Von den eingewanderten hamitischen Stämmen sind die Aegypter die l e t z t e n gewesen, da wir sie unmittelbar an der Landenge von Suez, über welche die Einwanderung stattgefunden hat, ansässig finden. Nun geht die beglaubigte Geschichte der Aegypter über 4000 v. Chr. zurück, zu welcher Zeit sie bereits einen monarchischen Einheitsstaat bilden, der auf einer hochentwickelten Cultur basirt. Wenn wir nun auch die geringste Zahl von Jahren für jene Periode ansetzen, innerhalb welcher die Aegypter ihre Cultur aus den rohesten Anfängen bis zu jener Höhe entwickelten, welche uns aus ihren Denkmälern entgegentritt, nämlich 1000 Jahre, so kommen wir mindestens auf das Jahr 5000 als jenes der Einwanderung der Aegypter in Afrika zurück. Nun sind v o r den Aegyptern deren Verwandte, die Berber (mit ihrem Seitenzweige, den nunmehr ausgestorbenen Guanchen), die Bedscha, die Somali, die Dankali,

die Galla und andere Stämme in Afrika eingewandert, und da Völkerwanderungen nicht rapid, sondern successive zu erfolgen pflegen, so können auch ungefähr 1000 Jahre für die Wanderungs-Periode angenommen werden. Wir kommen dann mindestens auf das Jahr 6000 v. Chr., von dem aus wir die Bewegung der autochthonen Rassen und Völker Afrikas datiren können.

Was nun die neue Welt betrifft, so sind hier nach unserer und anderer Forscher Ansicht mindestens zwei von einander verschiedene Rassen vorhanden, nämlich die Eskimo-Rasse, im höchsten Norden, und die Indianer-Rasse, von den Sitzen der Eskimo herab bis in den tiefsten Süden. Andere Forscher sind der Ansicht, dass jener Typus, den wir Indianer-Rasse genannt haben, in mehrere Rassen zu zerlegen sei, über deren Anzahl man bis jetzt noch nicht einig geworden ist. Mag sich nun die Sache wie immer verhalten, so stimmen doch darin so ziemlich alle überein, dass der Eskimo vom Indianer scharf zu trennen ist und kein Autochthone der neuen Welt, sondern ein späterer Einwanderer aus dem höchsten Norden Asiens sein dürfte.

Unter den Indianer-Völkern, deren nur wenige sich sprachlich in Gruppen vereinigen lassen (denn in Betreff der Sprache herrscht in Amerika dieselbe Verschiedenartigkeit wie beim Neger Afrikas), haben mehrere weit ausgedehnte Wanderungen unternommen. Man kann diese Wanderungen am besten auf jenen Punkten verfolgen, welche als die Ziele derselben gelten können. Ein solcher Punkt ist in Nordamerika das fruchtbare Hochland von Mexico, gegen welches jene Stämme, die es im Norden unter ihren Verwandten zu einer höheren Cultur und grösseren Macht gebracht hatten, ihre Eroberungszüge richteten. — Wir finden da mehrere nacheinander auftretende Völker genannt, von welchen es nicht ausgemacht ist, ob sie von einander grundverschieden waren, oder in irgend einem Verwandtschafts-Verhältnisse zu einander standen. Die letzten dieser Einwanderer, die Azteken, kamen von Norden und haben dort, wie die Sprache beweist, noch heute ihre Verwandten. Nach den neuesten Untersuchungen dürften auch die riesigen Erdwälle, welche sich im Norden Amerikas finden, von einem den Azteken Mexikos nahe verwandten Volke herrühren und die rohen Vorbilder der colossalen Bauten Mittel-Amerikas repräsentiren. — Jedenfalls aber haben wir auf der nördlichen Abtheilung des amerikanischen Continents eine Völkerwanderung, deren Strom hauptsächlich von Norden nach Süden sich ergoss, anzuerkennen.

Was Südamerika betrifft, so bildet, wie in Nordamerika Mexico, hier die Hochebene von Peru den Zielpunkt der Wanderungen. Auch hier treten uns successive mehrere Völker entgegen, deren letztes, das erobernde Inka-Volk der Quichuas, von den Spaniern bei der Entdeckung Perus angetroffen wurde. Gleich den Azteken in Mexico waren die Quichuas keineswegs die Urheber der einheimischen Cultur, sondern haben sich dieselbe von einem ihnen vorausgegangenen Volke angeeignet. Obwohl es nicht unwahrscheinlich ist, dass Mexicos und Perus Cultur im tiefsten Grunde miteinander zusammenhängen, indem alte Cultur-Elemente über den Isthmus getragen und beiderseits selbständig entwickelt worden sein konnten, so ist es doch sicher, dass Mexicaner und Peruaner isolirt standen und, wie in der alten Welt China und das übrige Asien, die einen von der Cultur der anderen keine bestimmte Nachricht hatten.

Was die beiden Erdtheile Europa und Asien anlangt, welche in der That nur eine Einheit bilden, indem die Scheidung durch das zwischen ihnen liegende Gebirge als keine beide isolirende gelten kann, so haben wir, abgesehen von den früh ausgezogenen Malayen, vier autochthone Rassen anzuerkennen, nämlich die Hyperboreer-Rasse, im höchsten Norden längs dem Eismeere sich hinziehend, die Dravida-Rasse, im Süden Indiens, die hochasiatische Rasse, das mittlere und östliche Asien ganz erfüllend, und endlich die mittelländische Rasse, welche gegenwärtig den Süden Asiens von Indien an westlich, den Nordosten und Norden Afrikas und, mit Ausnahme des höchsten Nordens und einiger Oasen in der Mitte und im Süden, ganz Europa bewohnt.

Die Hyperboreer-Rasse war ehemals viel bedeutender, als sie gegenwärtig ist, wo sie nur eine unansehnliche Ruine bildet. Sie sass damals weiter südlich und wurde in den höchsten Norden von der sich gewaltig ausbreitenden hochasiatischen Rasse hineingedrängt. Dies beweist der Umstand, dass Angehörige dieser Rasse, freilich ihrer Nationalität bereits vollkommen entkleidet, in Central-Asien sich noch vorfinden. Wir meinen die sogenannten Jenissei-Ostjaken und die Kotten, nebst anderen kleinen Stämmen, welche sprachlich von den sie umwohnenden Ural-Altaiern geschieden sind und wahrscheinlich mit den Jukagiren, Korjaken und Tschuktschen zusammenhängen.

Die Dravida-Rasse hatte ehemals das ganze Indien vom Cap Komorin bis an den Himalaya inne und breitete sich auch über

den Indus hinaus bis nach Belutschistan aus. Von den eingewanderten Ariern gedrängt, musste sie sich immer mehr und mehr nach Süden zurückziehen, bis sie schliesslich auf den südlichen Theil der indischen Halbinsel, das sogenannte Dekhan, beschränkt wurde. Dass diese Rasse ehemals so weit hinaufreichte, wie wir angegeben haben, dies beweisen die Brahuis in Belutschistan, deren Existenz in diesen Gegenden sich nur durch diese Annahme rechtfertigen lässt. Der Beginn der Wanderungen der Dravida-Rasse fällt mit dem Erscheinen der Arier im Pendschab zusammen, dürfte also etwa in das Jahr 2000 v. Chr. versetzt werden.

Als Urheimath der sogenannten mongolischen, richtiger hochasiatischen Rasse muss das mittlere Asien angenommen werden. Von da aus breitete sich diese Rasse nach allen Richtungen, vorwiegend aber nach Osten und Süden aus. Das vornehmste Volk dieser Rasse, die Chinesen, sind nach einer alten Tradition vom Westen her in die von ihnen besetzten beiden grossen Becken des Hoang-ho und des Jang-tse-kiang eingewandert. Vor ihnen war aber das Land bereits von einem anderen Volke besetzt gewesen, als dessen Ueberreste die Stämme der sogenannten Miao-tse gelten können. Diese Stämme sind, wie man in neuester Zeit weiss, nicht Angehörige einer verschiedenen Rasse, sondern nur eines verschiedenen Volkes und hängen mit den Völkern Hinter-Indiens zusammen. Es muss also der ins graue Alterthum fallenden Einwanderung der Chinesen eine Einwanderung dieser zu derselben Rasse zählenden Aboriginer Chinas vorangegangen sein.

Auch die Bewohner Japans sind nicht Autochthonen der von ihnen bewohnten Inseln, sondern vom Westen her eingewandert. Sie sollen bei ihrer Ansiedlung bereits Bewohner vorgefunden haben, welche von den Einwanderern durch ihre physische Complexion sich deutlich unterschieden. Da in der That in den südlichen Gegenden die Hautfarbe der Einwohner dunkel und das Haar etwas gekräuselt ist, so dürfte dies auf eine Mischung mit einer dunklen Rasse hindeuten. Es wäre dann nicht unwahrscheinlich, dass die Papua-Rasse, deren Existenz auf den Philippinen und wahrscheinlich auch auf Formosa sichergestellt ist, sich ursprünglich bis nach Japan ausgebreitet habe.

Die Wanderung der hochasiatischen Rasse nach dem Westen muss frühzeitig begonnen haben, da wir die zu dieser Rasse gehörigen Lappen und Finnen im Norden und Nordosten Europas im

Alterthume schon finden. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese Rasse vor der Einwanderung der Celten den ganzen Norden und Nordosten und vielleicht auch einen grossen Theil Mittel-Europas bewohnte. Viele Forscher halten jenes Volk, welches der steinernen Geräthe und Waffen sich bediente, die man in Nord- und Mittel-Europa in neuester Zeit zahlreich aufgefunden hat, für einen Zweig der mongolischen Rasse.

Danach dürfte Europa vor dem Auftreten der Indo-Germanen, welches mit dem Erscheinen der Etrusker und Celten zusammenfällt, nur von zwei Völkern bewohnt gewesen sein, nämlich von den Basken im Süden und den hochasiatischen Stämmen in der Mitte und im Norden. Diese Festsetzung der hochasiatischen Rasse in Europa, lange vor der Einwanderung der Indo-Germanen, lässt auf eine ins graueste Alterthum fallende Wanderung derselben schliessen.

Nach unserer Ansicht war es vor allen diese Rasse, welche den Impuls zu den Wanderungen der die alte Welt bewohnenden Menschheit gegeben hat. Bekanntlich sind die Angehörigen derselben beinahe ausschliesslich Nomaden, deren Lebensunterhalt von dem Gedeihen ihrer Heerden und Weiden abhängt. Es durfte nur einmal ein Missjahr sich eingestellt oder eine Seuche die Heerden befallen haben, um diese kräftigen Horden zu zwingen, in das Gebiet des Nachbars einzufallen und ihn aus seinen Wohnsitzen zu vertreiben. Dadurch wurde der Letztere gezwungen, seinen Nachbar auf gleiche Weise zu verdrängen, worauf die verschiedenen Stämme gleich einem auf abschüssiger Ebene ruhenden Sandhaufen, von dem man ein einziges Körnchen in Bewegung gesetzt hat, nach allen Seiten sich ergossen.

Denken wir uns die Indo-Germanen als Nachbarn der Hochasiaten und neben ihnen die Semiten sammt den Hamiten gelagert, so begreifen wir, dass in Folge eines Druckes der Hochasiaten auf die Indo-Germanen, diese wiederum auf die Semiten und Hamiten drücken mussten. Während die Letzteren nach Afrika abgedrängt wurden, wo sie den Impuls zu den auf Seite 62 ff. von uns besprochenen Wanderungen der autochthonen Rassen gaben, rückten die Semiten in die von den Hamiten seither eingenommenen Sitze ein und machten den Indo-Germanen Platz, sich nach Osten und Westen ungehindert zu verbreiten. Dort zwangen wieder die Indo-Germanen einerseits die Dravidas (in Indien), andererseits die Hoch-

asiaten (in Eran, Armenien, in Europa) zu jenen Wanderungen, welche wir oben in Kürze zu schildern Gelegenheit hatten.

Neben dieser ersten Wanderung der hochasiatischen Rasse, die lange vor den Beginn der Civilisation Chinas und Aegyptens fällt, treffen wir eine zweite, die den Impuls zu der unter uns allgemein bekannten Völkerwanderung gegeben hat, welche von uns viel genauer verfolgt werden kann, da sie bereits in die historische Zeit fällt.

In Folge dieser Wanderung gelangten die Ungarn und Osmanen in die von ihnen eingenommenen Wohnsitze und traten durch das Hereinströmen der germanischen und slavischen Völker in das Herz Europas jene Mischungen ein, in Folge deren die romanischen Völker entstanden und die verschiedenen germanischen und slavischen Stämme sich zu bestimmten festen Individualitäten ausbildeten.

Was nun die letzte der Rassen, die mittelländische, anbelangt, so scheint der Ursitz derselben im armenischen Hochlande gesucht werden zu müssen. Nur von da aus lassen sich die Wanderungen der vier Abzweigungen derselben, nämlich der Basken, der sogenannten kaukasischen Völker, der Hamito-Semiten und der Indo-Germanen leicht begreifen, während bei einer Verlegung des Ursitzes weiter nach Osten zwar die Verbreitung der Indo-Germanen, nicht aber der anderen drei Abzweigungen begreiflich wird.

Von den mittelländischen Stämmen sonderte sich zuerst der baskische ab, nach Westen — Europa — sich wendend, ihm folgte der kaukasische, dessen nach Norden ziehende Schaaren in den Gebirgen des Kaukasus ein Hinderniss fanden, das sie nur langsam sich verbreiten liess. Die beiden übrig gebliebenen Stämme, nämlich die Hamito-Semiten und Indo-Germanen, blieben geraume Zeit Nachbarn, was durch eine innige Verwandtschaft ihrer religiösen und Stammsagen bestätigt wird, und selbst nachdem eine Trennung derselben eingetreten war, bildeten noch Hamiten und Semiten eine ungetrennte Einheit. Letztere dauerte selbst während der Periode der Sprachentwicklung lange fort und löste sich erst, nachdem durch das Andrängen der hochasiatischen Horden die Hamiten von den Semiten abgedrängt und einerseits in die Tigris-Euphrat-Länder, andererseits nach Afrika vorgeschoben worden waren.

Nachdem wir der Einwanderung der Hamiten in den Norden Afrikas bereits bei der Betrachtung der Völker dieses Erdtheiles

gedacht haben, bleiben uns nur noch die Semiten und die Indo-Germanen zu betrachten übrig.

Ueberall, wo die Semiten auftreten, sehen wir sie als Nachfolger der vor ihnen angesiedelten Hamiten, so in Mesopotamien, in Palästina, in Nordafrika, wahrscheinlich auch in Arabien, wie mehrere in Süd-Arabien erhaltene, vom Arabischen ganz verschiedene Volksdialekte zu beweisen scheinen, und selbst auf der letzten Ansiedlung der Semiten, welche vom südwestlichen Arabien und über das Meer stattfand, nämlich in Abessinien. Auf den meisten dieser Orte gehen die Hamiten in den Semiten ethnologisch auf, nur im Volks-Charakter einzelne Spuren ihres Einflusses zurücklassend, so in Mesopotamien, in Palästina (die Phönicier sind beispielsweise semitisirte Hamiten), in Abessinien. Nur dann, wenn man weiss, dass die Bewohner Mesopotamiens semitisirte Hamiten waren, lässt die Uebereinstimmung der assyrisch-babylonischen (semitischen) Cultur mit der aegyptischen (hamitischen) sich begreifen.

Was die Indo-Germanen betrifft, so hat man anfangs deren Ursitz im Quellengebiete der beiden Flüsse Oxus und Jaxartes, auf der Hochebene Pamir gesucht, vermuthlich deswegen, weil dieser Punkt den Sitzen der beiden am weitesten nach Osten gezogenen Abzweigungen dieses Stammes, nämlich den Eraniern und den Indern, am nächsten gelegen ist und diese beiden Völker erwiesenermassen von Nordwest und Nordost in ihre Sitze eingewandert sind. Man hat aber in der neuesten Zeit, wohl nicht mit Unrecht, gegen diese Ansicht geltend gemacht, dass der gemeinsame Sprachsatz der Indo-Germanen keine Spuren irgend welcher Bekanntschaft mit der Fauna und Flora Asiens verräth, dagegen die Bezeichnungen mehrerer allen indo-germanischen Völkern bekannten Bäume, wie der Birke, der Buche, der Eiche, eher nach Ost-Europa als nach Asien hinweisen. Es haben daher mehrere Gelehrte den Ursitz der Indo-Germanen, d. h. jenen Punkt, auf welchem sie noch zuletzt als ungetrennte Einheit sassen, in der litauisch-russischen Ebene, ja sogar noch weiter westlich gesucht.

Wenn wir nun auch, conform dieser Ansicht, welche eine grosse Wahrscheinlichkeit für sich hat, annehmen, der Ursitz der Indo-Germanen sei im Südosten Europas zu suchen, so sind die Indo-Germanen auf diesem Punkte nichts weniger denn als Autochthonen zu betrachten, sondern sind dort vom armenischen Hochlande in unvordenklicher Zeit eingewandert. Zu dieser Annahme werden wir

nothwendig durch die Rasseneinheit der Indo-Germanen mit den Hamito-Semiten und den Kaukasiern gezwungen, welche beiden Volksstämme unmöglich von Westen her in das über Mesopotamien gelegene Hochland eingewandert sein können.

Wie bekannt, zerfallen die Indo-Germanen in acht Stämme, nämlich: Inder, Eranier, Illyrier (als deren Ueberrest die heutigen Arnauten oder Schkipetaren zu betrachten sind), Griechen, Italer. Celten, Slaven und Germanen, welche wieder, je nachdem sie früher oder später vom gemeinsamen Stocke sich losgetrennt und längere oder kürzere Zeit unter einander eine Einheit gebildet haben, in mehrere Gruppen zerfallen. A. Schleicher, der diese Frage besonders eifrig verfolgt hat, nimmt zuerst eine Spaltung der Indo-Germanen in zwei Gruppen an, nämlich Germanen und Slaven einerseits und Arier (Inder und Eranier), Griechen, Italer und Celten andererseits, wobei die Illyrier zu den Griechen gezählt werden. Später schieden sich auf der einen Seite die Germanen von den Slaven, auf der anderen Seite die Arier von den übrigen drei Stämmen, und setzte dann jede Gruppe für sich in derselben Weise die Spaltung fort.

Gegen diese Ansichten sprechen manche gewichtige Thatsachen, und wir erlauben uns dagegen unsere Ansicht, welche auf einer sorgfältigen Erwägung gerade dieser Thatsachen beruht, in Kurzem anzudeuten. Danach lösten sich zuerst die Illyrier von dem gemeinsamen Grundstocke los, und zogen nach Süden, wo sie die Balkan-Halbinsel und die Küsten der italischen Halbinsel in Besitz nahmen. Später zerfiel der übrig gebliebene Grundstock in zwei Theile, nämlich einerseits Celten, Italer und Griechen, andererseits Arier, Slaven und Germanen. Darauf lösten sich von der ersten Gruppe die Celten los, gegen Westen ziehend. während Italer und Griechen noch geraume Zeit beisammen blieben; ebenso sonderten sich die Germanen von den Ariern und den Slaven, gegen Norden sich wendend. Zuletzt endlich lösten sich die Italer von den Griechen und die Slaven von den Ariern, welche ihrerseits auch in Eranier und Inder zerfielen. Aber auch nach dieser allseitigen Lostrennung blieben noch manche der Völker in einem innigeren Verkehre, wie die Italer und die Griechen, die Eranier und die Inder, die Slaven und die Germanen, wodurch manche Berührungspunkte im Leben der angegebenen Völker geschaffen wurden. Diese erst später, nach der Trennung geschaffenen Verwandtschaftspunkte dürfen aber nicht,

was so oft geschieht, mit den ursprünglichen, vor die Trennung zurückgehenden verwechselt werden.

Nach diesem in Kürze entworfenen Stammbaume der Indo-Germanen haben die dahin fallenden Völker bedeutende Wanderungen unternommen. Weit nach Osten zogen die Eranier, zu denen die heutigen Perser, Kurden, Osseten, Armenier, Belutschen und Afghanen gehören und zu denen im Alterthume die meisten Völker Klein-Asiens, wie die Phrygier, Kappadocier zählten, und die Inder, welche gegenwärtig die Halbinsel Indien vom Norden bis zum Dekhan, mit Ausschluss einiger Gegenden im gebirgigen Innern, bewohnen. Weit nach Westen und Südwesten kamen zuerst die Celten, wo sie die Basken vorfanden und verdrängten, später kamen die Italer, von der Halbinsel aus durch Roms Waffenglück über den ganzen Südwesten Europas sich verbreitend und die Celten verdrängend, zuletzt endlich erschienen die Germanen und Slaven, die beiden mächtigsten Volksstämme der Jetztzeit.

Neben diesen Massenwanderungen der Völker lassen sich unter den Angehörigen der mittelländischen Rasse, und darunter besonders bei den beiden Volksstämmen der Semiten und der Indo-Germanen, weit ausgedehnte Wanderungen nachweisen, die mit den traurigen Schicksalen der betreffenden Stämme zusammenhängen.

Allgemein bekannt ist das Schicksal der Juden, welche gegenwärtig über die ganze Welt zerstreut sind. Dieselbe Rolle, wie die Juden in der Jetztzeit, spielten die Phönicier im Alterthume; man fand sie überall dort, wo der Boden für den Handel geebnet war. Unter den indo-germanischen Völkern sind es die Armenier, welche mit den semitischen Juden sich passend vergleichen lassen. Die Wanderungen der Armenier, welche gleich den Juden kein eigentliches Vaterland haben, stehen den jüdischen an Abenteuerlichkeit in nichts nach; auch die Geschichte beider Völker hat insoferne grosse Aehnlichkeit, als sie sich grösstentheils um Religions-Verfolgungen dreht.

Ein vielgewandertes Volk ist das unter uns allgemein berüchtigte Zigeunervölkchen. Der Abstammung nach ist der Zigeuner, der sich Rom nennt, ein Inder; er spricht ein Idiom, welches in den heutigen Mundarten Indiens, den Enkelinnen der stolzen Veda-Sprache, seine Schwestern erkennt. Freilich ist in dieses Idiom eine Menge fremder Elemente aus allen möglichen Sprachen Asiens

und Europas eingedrungen. So findet man darin persische, armenische, griechische, magyarische, slavische, germanische und romanische Worte, und zwar um so mehr, je weiter man nach Westen kommt. In jedem Lande, das der Zigeuner auf seiner Wanderung berührte, hat er Brocken aufgelesen und sie seinem Jargon einverleibt. Aber gerade diese Brocken sind für den Sprachforscher von dem grössten Werthe, da sie ihm den Weg zeigen, welchen der aus dem fernen Osten gekommene Vagabund bei seiner Wanderung eingeschlagen hat.

I. Abtheilung.

Wollhaarige Rassen.

A. Büschelhaarige.

1. Hottentoten.*)

Die Hottentoten-Rasse umfasst zwei von einander geschiedene Stämme, nämlich: 1. die eigentlichen Hottentoten; 2. die sogenannten Buschmänner.

Die eigentlichen Hottentoten, welche sich selbst im Nama-Dialekte Khoikhoin „Menschen der Menschen" (d. h. Urmenschen) oder schlechtweg auch Khoin „Menschen" (Plurale der Singularformen Khoikhoip, Khoip) nennen, bewohnen gegenwärtig den west-

---

*) Die Quellen siehe bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Band II, pag. XVII ff. Die ausführlichste Quelle über unseren Gegenstand ist: Kolb, Peter, Reise an das Capo du Bonne Esperance oder das Afrikanische Vorgebürge der guten Hofnung, Nürnberg 1719, fol. Manches was Kolb erzählt, erscheint dem Stubengelehrten unglaublich, ist aber nach Theophil Hahn's Versicherungen vollkommen wahr (VI. u. VII. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde inDresden. Dresden 1870, 8°, pag. 9). In neuester Zeit sind zwei gediegene Abhandlungen über diesen Gegenstand hinzugekommen, welche Theophil Hahn (Sohn eines ehemals im Namaqualande thätigen Missionärs) zum Verfasser haben. Th. Hahn ist im Namaqualande geboren, spricht das Hottentotische als seine Muttersprache und hat seine Kindheit unter den Hottentoten verlebt, daher sind seine Nachrichten über die Hottentoten und Buschmänner das zuverlässigste, was wir besitzen. (Globus, Bd. XII, S. 238 ff. und Bd. XVIII, S. 65 ff.) Eine gute Abbildung des Hottentotentypus findet sich in Burchell, William. Travels in the interior of South-Africa, London 1822—24, 4°. 2 voll. Abbildungen von Buschmanntypen findet man im Globus, Bd. XVIII, S. 84 und bei Pickering in United states exploring Expedition, vol. IX, Tafel 11.

lichen Theil der Südspitze Afrikas bis etwa zum 19° südlicher Breite. Ehemals waren sie sammt den Buschmännern die Aboriginer des ganzen südwestlichen Afrikas, südlich von den beiden Flüssen Zambesi und Kunene, wie sich einerseits aus den im Innern dieses Continents erhaltenen Spuren (namentlich den so zahlreichen tumulis, mit denen der Kaffer nichts anzufangen weiss), andererseits aus der Verbreitung derselben und ihrem Einflusse auf die Kaffer-Völker darthun lässt.

Die Wanderung der Hottentoten-Rasse, welche durch das Drängen der Kaffer-Völker aus ihren Sitzen vertrieben wurde, ging von Norden nach Süden vor sich, bis sie an der Südspitze Afrikas ihren Halt fand und dann längs der Westküste von Süden nach Norden sich wenden musste. Dass die Hottentoten im Westen und Süden nicht lange Zeit hindurch heimisch sind, dies bewiesen sowohl ihre Traditionen*) als auch der geringe Einfluss den sie auf die dort wohnenden Kaffer-Völker (die Damas oder fälschlich sogenannten Damaras und die Be-tschuana) geübt haben. Der letztere ist dagegen an der Ostküste sehr bedeutend; nicht nur einzelne Sitten und Einrichtungen,**) sondern auch Worte und Laute sind von den Hottentoten auf die dort wohnenden Kaffer-Stämme übergegangen.***)

Gegenwärtig sind die Hottentoten sowohl eine Rassen- als Völker-Ruine. — Damals als die europäischen Colonisten das Cap der guten Hoffnung besetzten, waren sie ziemlich zahlreich und zerfielen in eine Reihe von Völkern, welche durch Sprache und Sitten von einander geschieden waren und sich eigene Namen beilegten. So finden wir in den alten Acten und Chroniken der holländischen Colonie am Cap, ferner in alten Reisewerken die Goeringaigua, Ankeysoa, Gorachouqua, Kochoqua, Charigurina, Grigriqua, Chairouna, Auteniqua, Habobiqua, Hessaqua, Attaqua und andere Stämme erwähnt, von denen allen kein einziges Individuum mehr vorhanden

*) An der Westküste nennen sich die südlichen Stämme !gunungu (die untersten), während die nördlichen sich mit dem Ausdrucke !aunin (die an der Spitze stehenden), holländisch topnaar bezeichnen.

**) In dem gegenwärtig von den Kaffern an der Ostküste besetzten Landstrichen tragen manche Flüsse und Berge noch jetzt hottentotische Namen.

***) Die Kaffer-Stämme der Ama-nosa und Ama-zulu, sowie die Ba-yeye am Ngami-See haben die sogenannten Schnalzlaute, welche den Kaffern von Haus aus fremd sind, aus dem Hottentotischen aufgenommen.

ist, da sie entweder durch die Kriege mit den Kaffern und besonders mit den am Cap angesiedelten Colonisten holländischer Abstammung (Afrikaner) vernichtet oder durch Mischungen mit allen möglichen durch die Europäer dahin gezogenen Völkern verschwunden sind. — Gegenwärtig können nür zwei Stämme, nämlich die noch ziemlich unvermischten Namaqua (namagu oder naman, Plural von namap) und die mit Kaffern und Europäern stark gemischten Koraqua (!koragu oder !koran, Plural von !korap) als Repräsentanten des Hottentotenvolkes betrachtet werden. — Der Stamm der Griqua (!grigu), sowie die in der Capcolonie lebenden Hottentoten haben ihren Typus und ihre Eigenthümlichkeiten ganz verloren, sie sind Mischlinge (Basters) der Hottentoten und Weissen wie auch der von den letzteren importirten Sclaven aus dem Nordwesten Afrikas und den Inseln des indischen Oceans und sprechen ein Holländisch, in welchem die verschiedenartigsten fremden Elemente vereinigt sich vorfinden.

Den zweiten Stamm der Hottentoten-Rasse bilden die Saan*) oder Sân (Plural von Saap, Sâp), die von uns sogenannten Buschmänner, welche von den Kaffern Aba-tua, von den Basuto Ba-roa**) und von den Be-tschuana Ma-kautu, von den Holländern Bosjesmans genannt werden. Sie bewohnen, in viele Horden zerstreut, mehr die sandigen und gebirgigen Theile des Innern, bis hinauf an den Kunene und Zambesi und stehen vermöge des Mangels an den nöthigen Subsistenzmitteln gegenüber den Hottentoten auf einer viel niedrigeren Culturstufe.

Unter den Stämmen der Sân sind die wichtigsten die !Khuai in der nördlichen Capcolonie, die !Nûsa in den südwestlichen Theilen, die sogenannten Nasenstockträger in den westlichen Theilen der

---

*) Wahrscheinlich von sâ „ruhen“, wornach es die „Sesshaften“ bedeutet. (Hahn, Die Sprache der Nama, Leipzig 1870, S. 6.) Sie sind daher keineswegs herabgekommene Hottentoten, wie man bisher oft geglaubt hat, sondern die auf der primitivsten Culturstufe verbliebenen Mitglieder der südafrikanischen Aboriginer-Rasse. Einen schönen Beleg dafür liefert die Sitte in manchen Kaffergegenden, einem Buschmann, wenn dieser an einer Jagd theilnimmt, das beste Stück des erlegten Wildes zuzutheilen, selbst vor dem Kafferhäuptlinge, „weil die Buschmänner die ältesten Bewohner des Landes waren.“

**) Diese Ausdrücke bedeuten „Bogenmänner“, sie werden von den Kaffern, welche nur der Wurfkeule und des Speeres sich bedienen, auf die mit dem Bogen bewaffneten Buschmänner angewendet.

Wüste !Kari-!Kari, die Kasarere und die Babo-mantsu in den westlichen Gebieten des Ngami-Sees.

Die !Haukhoin oder Berg-Damas, welche von den Namas Chou-daman (Plural von Chou-damap) genannt werden und die wir im ethnographischen Theile der Novara-Expedition (S. 114) zu den Hottentoten gerechnet haben, sind nach Theophil Hahn (briefliche Mittheilung) anthropologisch mit den Hottentoten nicht verwandt. Ihre Hautfarbe ist beinahe schwarz und obwohl ihre Sprache der Nama-Dialekt ist, so enthält sie dennoch manche Elemente, welche von dem Hottentoten-Idiome wurzelhaft verschieden sind. An eine Verwandtschaft der Chou-daman mit den eigentlichen Damas, welche zum Bantu-Stamme zählen, ist ebenfalls nicht zu denken. Theophil Hahn hält die !Haukhoin für einen versprengten Negerstamm, was bei den eigenthümlichen ethnographischen Verhältnissen Afrikas nicht unwahrscheinlich ist.

Leiblicher Typus der Hottentoten-Rasse.

Die Statur des Hottentoten variirt zwischen $4\frac{1}{2}$ und $5\frac{1}{2}$ Fuss; der Bau des Rumpfes, besonders des Beckens ist stark, dagegen sind die Extremitäten schwach und zart. Die Schädelbildung ist länglich, besonders das Hinterhaupt ist beträchtlich nach rückwärts gezogen. (Retzius zählt 1844 die Hottentoten zu den gentes dolichocephalae prognathae.) Die Stirn ist klein, gewölbt und vorstehend, dagegen das übrige Gesicht platt. Die kleinen Augen stehen weit von einander ab und liegen in tiefen Höhlen verborgen, die Nase ist an der Wurzel zwar breit aber wenig vorspringend, die Nasenlöcher sind gross. Die Backenknochen sind stark hervortretend, das Kinn schmal, lang und spitz. Die Lippen sind etwas aufgeworfen. Das Haar ist rauh, grob und wenig gekräuselt, es wächst in getrennten Büscheln auf dem Kopfe, welcher dadurch das Aussehen einer alten zerzausten Bürste darbietet. Bart und Behaarung am Körper fehlen entweder ganz oder sind ungemein schwach entwickelt. Die Farbe der Haut ist gelblich-braun, mit einem röthlichen Anfluge im Gesichte.

Eine besondere Eigenthümlichkeit der Hottentoten-Frauen, über die schon so viel geschrieben worden, ist die sogenannte Schürze. Sie besteht in einer Verlängerung der äusseren Schamlefzen, welche vier bis sechs Zoll lang herabhängen. Sie haben eine schmutzigblaue Färbung und gleichen dem am Schnabel des Truthahnes befindlichen Fleischklumpen. Wie es scheint, ist diese

Verlängerung keine natürliche, sondern künstlich erzeugte und wurde nach und nach, wie dies bei Missbildungen häufig zu geschehen pflegt, vererbt. Dagegen scheinen die enorm umfangreichen Backen des Gesässes, welche allen Reisenden an den hottentotischen Frauen aufgefallen sind, in der That eine Eigenthümlichkeit dieser Rasse zu sein.*)

Mit diesem von uns im ethnographischen Theile der Novara-Expedition (S. 94) geschilderten Typus der Hottentoten stimmt die Beschreibung des Buschmannes, welche Fritsch (ein Anatom) in seinem Werke Drei Jahre in Afrika, Breslau 1868, S. 98, liefert, und welche Theophil Hahn als vollkommen zutreffend (Globus XVIII, 85) reproducirt.

„Gekennzeichnet — heisst es dort — wird der Buschmann, abgesehen von seiner kleinen Figur, durch den unförmlichen Kopf, welcher auf dem Scheitel deprimirt und stark nach hinten verlängert erscheint; die Backenknochen sind weniger hervortretend wie beim Hottentoten, indem sich der Kopf in der Schläfengegend verbreitert und der Unterkieferwinkel stärker hervortritt; die Nase ist flach, der untere Theil des Gesichtes sehr stark hervorgezogen (prognathisch). Die grossen, unförmlichen Ohren, sowie die kleinen, unstäten, tief in den Höhlen liegenden Augen tragen nicht dazu bei,

---

*) Vergl. die Schilderung Theophil Hahn's (Globus XII, 238). „Die Stirn ist durchschnittlich mehr niedrig als hoch zu nennen, dabei vorstehend und etwas kugelig. Die dunkelbraunen Augen liegen schiefgeschlitzt in etwas weiten Höhlen und stehen ziemlich von einander ab. Dabei fehlt der obere Nasenknochen fast ganz und nur kurz über dem Munde tritt die Nase kaum bemerbar hervor, so dass eine ½ Zoll hohe Erhebung eben sichtbar ist, welche ohne die weiten Nasenlöcher auf die Bezeichnung Nase einen geringen Anspruch machen könnte. Umsomehr sind die Backenknochen ausgebildet und bei ziemlich spitz hervorstehendem Kinn, ohne, oder mit nur sehr mangelhaftem Kinnbarte, erscheint die Gesichtsfläche nach unten zusammengedrückt. Doch ist der Mund im Allgemeinen wohl proportionirt, mit Ausnahme beim weiblichen Geschlechte, wo er etwas Rüsselartiges anzunehmen pflegt. Im Uebrigen zeigt der Kopf dieselben Formationen wie bei anderen Völkern, nur mit dem Unterschiede, dass er mit kleinen, krausen, auf den ersten Anblick pfefferkorn-ähnlich aussehenden Haaren bedeckt ist. Füsse und Hände haben oft die niedlichsten kleinen Formen, und in Betreff dieser Eigenschaften sind sie wohl mit Recht in Mancher Augen beneidenswerth. Aber gerade als ob sich Alles bei diesem Volke in Gegensätzen bewegen soll und muss, besitzen viele unter ihnen, besonders aber die Frauen, „unverschämt“ grosse posteriora, die in Folge ungeheuerer Fettansammlung sich bilden.“

die Schönheit dieser Leutchen zu erhöhen und geben ihrem Gesicht den affenartigen Ausdruck.“

Weiter bemerkt Fritsch S. 295: „durch die Gesichter aller Buschleute, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte, geht ein Zug, der mir massgebend erscheint für ihren Charakter, um so mehr, als das Gesicht des Hottentoten einen ganz anderen darbietet. Graphisch lässt sich diese Eigenthümlichkeit so darstellen, dass man sagt, in das Gesicht jener, von vorn betrachtet, lässt sich ein Rechteck eintragen, in das Gesicht dieser eine Raute. Es beruht dies bei ersteren in der grösseren Breite der Stirn und Schläfengegend und dem Vortreten der Unterkieferwinkel bei mässig entwickeltem Kinn; bei letzteren in der stark verschmälerten Stirn, den vortretenden Jochbeinen und dem markirten, sehr spitzen Kinn.“ Diesem fügt Theophil Hahn noch folgende Züge hinzu: „Die Lippen sind mässig aufgeworfen, während der Mund der Hottentoten durchschnittlich fein geschnitten ist. Der schlanke proportionirte Körper variirt in der Höhe zwischen 3 und 4 Fuss; die Hände und Füsse sind zart und zierlich; doch unterscheiden letztere insofern den Buschmann vom Khoikhoib, als die Daumenzehe nicht so stark hervortritt und dadurch der Fuss vorn abgestumpft erscheint, der des Hottentoten sich aber eher mit einem europäischen Damenfusse vergleichen lässt. Dieser Unterschied ist so in die Augen springend, dass ein Namahottentot darüber bemerkte: „Wir (Nama) haben schmalere und zierlichere Füsse als die Sân. Desshalb nehmen wir sie auf die Elephantenjagd mit, dass, wenn die angeschossenen Thiere uns verfolgen, sie der breiteren Spur der schnellfüssigen Buschmänner nachlaufen und wir leichter entfliehen können.“ Den sonst proportionirten Körper verunstaltet der aufgetriebene Bauch, eine Folge der unregelmässigen Lebensweise. Merkwürdig ist die enorme Conservationskraft dieser Leute; es ist wiederholt beobachtet, dass bei einer reichen, vierzehntägigen bis dreiwöchentlichen Kost der Buschmann sich fett und rund mästet; bei den Weibern zieht sich das Fett in das Gesäss, eine Eigenthümlichkeit, die sie mit den Hottentotinnen theilen.“

Psychischer Charakter der Hottentoten-Rasse.

Als die ersten Europäer am Cap der guten Hoffnung erschienen, waren die Hottentoten Viehzüchter, deren hauptsächlichster Reichthum in Rinder- und Schafheerden bestand. Den Landbau scheinen sie gar nie gekannt zu haben und treiben ihn auch jetzt

nur in den seltensten Fällen. Die zweite Abtheilung der Hottentoten-Rasse, die Sân oder Buschmänner, sind dagegen nie über den Zustand des Jagdlebens hinausgekommen, nicht aber, wie man früher geglaubt hat, von einer Stufe höherer Cultur-Entwicklung in diesen Zustand hinabgesunken.

Ein wesentlicher Charakter der Hottentoten-Rasse ist das Vorherrschen jener psychischen Thätigkeiten, welche wir allgemein am Kinde wahrzunehmen pflegen, nämlich der Nachahmung und der Leichtigkeit sinnliche Eindrücke sicher und schnell in sich aufzunehmen. Sowohl der Hottentote als auch der Buschmann zeichnen sich durch einen hochentwickelten Sinn für Musik wie auch ein ungewöhnliches Sprachtalent aus. Der Buschmann zeigt auch nicht unbedeutende Anlagen für Plastik und Malerei, wie die an den Felsen im Innern des Landes zahlreich gefundenen Darstellungen von Thieren beweisen.

Charakteristisch ist die Vorliebe der Hottentoten-Rasse für Bogen und Pfeil (beim Buschmann) und Gewehr (beim Hottentoten) gegenüber dem Kaffer, der an der Keule und dem Speer festhält.

Ein wesentliches Merkmal der Hottentoten-Rasse ist ferner ihre geringe Energie und hochentwickelte Arbeitsscheu. — Selbst der Hunger vermag den Hottentoten selten zur Arbeit zu zwingen: er legt sich lieber hin und sucht denselben zu verschlafen.

Hand in Hand mit der Faulheit geht ein starker Hang zu berauschenden Genüssen. Die Hottentoten sind leidenschaftliche Freunde des Rauchens, wozu in der Regel der wilde Hanf (dacha) entweder allein, oder in Verbindung mit Tabak verwendet wird. Hat einmal der Hottentote von berauschenden Getränken genossen, so gewöhnt er sich bald an dieselben und wird mit der Zeit ein unverbesserlicher Trunkenbold.

Merkwürdig ist das innige Verhältniss des Hottentoten zur Thierwelt. Er verehrt mehrere Wesen derselben und wendet ihr überhaupt eine grosse Theilnahme zu, was seine zahlreichen Thierfabeln beweisen.

Ethnographische Schilderung.

Die Kleidung der Hottentoten besteht in der Regel in einem Schurze um die Schamtheile, welcher mittelst eines Gürtels um die Mitte befestigt wird und in einem über den Rücken geworfenen kurzen Mantel aus dem Felle irgend eines Thieres. Meistens nimmt man zu diesem Zwecke Schaffelle, an denen die Wolle stehen gelassen

wurde und deren man zwei bis drei mittelst Thiersehnen zusammennäht. In der kälteren Jahreszeit wird die wollige Seite nach Innen gekehrt, während man sie in der wärmeren nach Aussen dreht.

Der übrige Körper bleibt in der Regel nackt und wird zum Schutze gegen den Wechsel der Witterung mit Schaffett reichlich eingerieben. Der Kopf ist beim Manne unbedeckt, während das Weib eine Art Mütze daraufsetzt; an den Füssen trägt der Mann, namentlich auf Reisen, plumpe Sandalen aus ungegerbtem Leder, indess das Weib bloss umhergeht.

Als Zierrath werden an den unteren Theilen der Waden Ringe von Leder getragen, welche wahrscheinlich Anfangs zum Schutz der Beine gegen die dornigen Gebüsche gedient hatten. An den Armen und um den Hals tragen die Weiber Ringe von Knochen, Elfenbein, Glasperlen, Messing und anderen Stoffen.

Diese Tracht gilt von den in grösserer Entfernung von den europäischen Ansiedelungen wohnenden Hottentoten-Stämmen. Bei jenen Hottentoten, welche mit Europäern in Berührung kommen, werden von den Männern meistens Hosen von gegerbtem Leder und graue Filzhüte mit grossen Krempen, und von den Weibern ebenfalls Röcke von gegerbtem Leder getragen.

Eine noch grössere Einfachheit als die Bekleidung des Hottentoten bietet jene des Buschmannes dar. In der Regel befindet sich derselbe im Zustande völliger Nacktheit, wenn man von dem schmalen Fellläppchen absieht, welches er um den Leib geschlungen zu tragen pflegt. Um sich vor dem rauhen Wetter zu schützen wirft er ein Stück grösseren Felles um seine Schultern oder in Ermangelung desselben vergräbt er sich in dem vorher durch Feuer erhitzten Sande.

Bei einigen Stämmen der Hottentoten soll eine Art von Tätowirung im Gebrauche sein, die aber keineswegs mit der auf den Südsee-Inseln geübten irgendwelche Aehnlichkeit hat. Allgemein aber bemalen die Weiber ihr Gesicht entweder mit einer rothen Erdart oder Kohlenpulver, welche mit Fett vermischt werden. Als Parfüm wird Buchu-Pulver hineingestreut, welches aus den Blättern mehrerer Diosma- und Croton-Arten gewonnen wird.

Die Männer bemalen, falls sie dieser Sitte huldigen, in der Regel nur jenen Theil des Gesichtes, welcher sich von der Oberlippe gegen die Nase erstreckt.

Die Hütten der Hottentoten sind halbkugelförmig von etwa 10 bis 12 Fuss im Durchmesser und 4 Fuss Höhe und gleichen

grossen Bienenkörben. An der Seite befindet sich ein kleiner Eingang, durch den man hineinkriechen muss, und in der Mitte der Feuerplatz.

Die Hütte besteht aus einem Gestell von krummgebogenen Baumästen, welches käfigartig zusammengestellt wird und wieder auseinander genommen werden kann. Dieses Gestell wird entweder mit Fellen und Matten überspannt oder mit trocknen auf einander gelegten Büschen zugedeckt. Die Bereitung der Matten ist höchst eigenthümlich. Man nimmt dazu die innere Rinde einer Mimosenart, welche in grosser Menge eingesammelt und getrocknet wird. Will man dann aus derselben die Matten bereiten, so wird sie zuerst in heisses Wasser gelegt und biegsam gemacht. Alle Mitglieder der Familie schicken sich nun an, sie zum Flechten herzurichten, welches dadurch geschieht, dass sie dieselbe im Munde kauen und auf den nackten Schenkeln zu Fäden zusammendrehen. Die Fäden werden dann auf dem Boden in parallelen Reihen ausgebreitet, und durch Querfäden, welche mittelst zugespitzter Knochen oder Dornen durchgezogen werden, zu einem lockeren Gewebe verbunden. Eine solche Matte erfüllt ihren Zweck auf eine vollkommene Weise. Während sie vermöge ihres lockeren Gewebes in der heissen Jahreszeit die Luft durchstreichen lässt, schwellen in der Regenzeit ihre einzelnen Fäden an und bilden ein dichtes Gewebe, welches gegen Regen und Sturm hinreichenden Schutz gewährt. In der Mitte der Hütte befindet sich der Herd aus über einander gelegten Steinen zur Aufstellung des Kochtopfes. Ein Rauchfang findet sich nicht vor; der Rauch muss durch die Mattenritzen oder die drei bis vier Fuss hohe Thür selbst abziehen.

Die Felle, aus welchen man sowohl die Kleidungsstücke als auch die zum Bedecken des Daches erforderlichen Stücke verfertigt, werden auf eine höchst einfache Weise zubereitet. Man rollt in der Regel die frisch abgezogene Haut zusammen und überlässt sie durch mehrere Tage einer gelinden Gährung. Darauf wird das Haar abgezogen, die Haut hingebreitet und mit den fein zerstossenen Blättern einer Feigenart bedeckt. Auf diese Weise werden die noch übrig gebliebenen Haare locker und können ohne Mühe weggekratzt werden. Zum Schlusse wird die Haut mit Schaffett eingerieben und weichgeklopft, wodurch sie an Biegsamkeit unserem Tuche nicht nachsteht.

Die einzelnen Hütten stehen im Kreise herum und bilden ein Dorf. Ein solches heisst hottentotisch !âs d. i. Lagerplatz.

Allgemeiner bekannt ist die Bezeichnung Kraal, welche holländischen Ursprungs ist. Auf dem freien Platze in der Mitte eines solchen Kraal wird das Kleinvieh während der Nacht verwahrt, während die Rinder aussen im Kreise herumlagern und von einigen Männern bewacht werden.

Viel primitiver ist die Wohnung des Buschmanns. Nur in jenem Falle, wenn die Gegend für seine Jagd ergiebig zu werden verspricht, schlägt er eine Art fester Wohnung in derselben auf, indem er Pfähle in die Erde treibt und sie mit Gesträuchen, Matten und Fellen behängt. In felsigen Gegenden, wenn hinreichend viele Steine vorhanden sind, schichtet er diese lose über einander und führt rohe Mauern auf, welche die Grundlage für seine Hütte bilden. Auf den Wanderungen dagegen ist von einer Wohnung beim Buschmann keine Rede. Das erste beste von einem Thiere gegrabene Loch, die erste beste Felsenspalte dient ihm zum Obdach, welches er durch Zusammentragen von Gras, Moos oder Baumzweigen wohnlich zu gestalten sucht. In jenem Falle, wo selbst diese Schlupfwinkel fehlen, begnügt sich der Buschmann mit dem ersten besten Strauche, dessen Zweige er gegen die Windseite zusammenflicht und mit Moos verfilzt.

Die Nahrung des Hottentoten ist, falls er sich mit Viehzucht abgibt, den Producten seiner Heerden entnommen. Das Fleisch derselben wird äusserst selten gegessen: wenn dies geschieht, schlachtet man einen Hammel, nur bei besonders festlichen Gelegenheiten ein oder zwei Rinder. Dagegen ist die Benutzung des Rindes als Last- und Reitthier allgemein. Die Thiere werden dazu in frühester Jugend abgerichtet, indem man ihnen den Nasenknorpel durchbohrt und einen mit zwei Haken versehenen Stock durchzieht. Wenn sie beladen werden, bedeckt man den Rücken derselben mit zwei bis drei Häuten, damit die Last sie nicht drücke, und befestigt die letztere mittelst eines festen unter den Bauch gezogenen Gurtes. Ein ausgewachsenes Rind ist gewöhnlich im Stande, eine Last von drei Centnern ohne Schwierigkeit zu tragen. Beim Ritte läuft der abgerichtete Ochs im leichten Trabe, und indem er das, was ihm an Schnelligkeit abgeht durch Ausdauer ersetzt, kann er es mit jedem mittelmässigen Pferde aufnehmen.

Jene Thiere, welche man nicht zur Zucht verwendet, werden verschnitten. Dies geschieht aber nicht wie bei uns durch das Herausschneiden der Hoden, sondern dadurch, dass man diese zwischen zwei Steinen zerdrückt. Sie schwellen an und wachsen

in dieser Grösse fort, wodurch sie, wenn das Thier geschlachtet wird, eine gute und nahrhafte Speise liefern.

Die Kühe der südafrikanischen Rasse liefern spärliche Milch, und diese meistens nur während jener Zeit, wo sie das Kalb säugen. Um aber auch ausser dieser Zeit Milch zu bekommen, wenden die Hottentoten einen eigenthümlichen Kunstgriff an. Während eine Person die Kuh melkt, werden ihr die Hinterfüsse gebunden, damit sie nicht ausschlage und eine zweite Person bläst ihr in die Scheide, damit der Bauch anschwelle und sie die im Euter vorhandene Milch von sich gebe.

Das südafrikanische Schaf ist durch einen Fettschwanz ausgezeichnet, der fünf oder sieben, ja manchmal sogar neun Pfund wiegt. Das aus demselben gewonnene Fett ist rein und schmackhaft und hat die Eigenschaft, an der freien Luft nicht zu stocken, wodurch es dick geronnenem Oele gleicht.

Neben der Viehzucht verlegt sich der Hottentote, besonders wenn er keine Heerde besitzt, auf die Jagd. Letztere Beschäftigung ist beim Buschmann die ausschliessliche. In dieser Richtung ist ihm jede Beute willkommen; es gibt wenige Thiere, vor denen er irgend welchen Abscheu an den Tag legte. Nur der Hase wird von den Hottentoten nicht gegessen, da er nach der Ansicht derselben ein unvollkommenes Thier ist, und in ihren Sagen als Himmelsbote erscheint, der vom erzürnten Gotte gezüchtiget wurde. Dagegen ist der Hase für den Buschmann eine unbedenkliche Speise, die er im vollsten Sinne des Wortes mit Haut und Haaren verzehrt. Auch das Schwein wird von den Hottentoten nicht gegessen; dagegen sind die Heuschrecken in geröstetem Zustande eine sowohl bei den Hottentoten als Buschmännern sehr beliebte Speise.

Ackerbau wird von den Hottentoten nicht getrieben, es widerstrebt ihrem faulen, arbeitscheuen Sinn, das Land zu bebauen und auf den Ertrag desselben zu warten. Dagegen werden einige wildwachsende Wurzeln ausgegraben und roh gegessen. Dahin gehört vor allem die Kamro-Wurzel, ein Knollengewächs von süssem, angenehmem Geschmack und der Gestalt einer grossen Gurke,*) ferner die Kaanap, eine Art von Kartoffel mit weissem milchartig

*) Dieses Knollengewächs wächst meistens auf hartem, steinigem Boden. Es hat ein schwaches, mehrere Fuss langes Stämmchen, welches gleich unserer Feldwinde sich an anderen Stauden hinaufschlingt, und Blätter, welche dem Rosmarin in Form und Farbe gleichen.

schmeckendem Fleische. Dazu kommen mehrere Wurzeln von der Dicke eines Daumens und grosser Länge, mit einem schwachen Anis- und Fenchelgeruche, daher sie von den am Cap angesiedelten Holländern Aniswortel und Vinkelwortel genannt werden.

Eine besonders beliebte Speise des Buschmanns ist der Honig der wilden Biene, die in den Wildnissen zahlreich vorkommt und deren Nest er mit bewunderungswürdigem Scharfsinn aufzuspüren vermag. Er nennt sie seine „Milchkuh“ und betrachtet jedes gefundene Nest, das er mit einem Merkzeichen zu versehen pflegt, als sein Eigenthum. Wehe dem Fremdlinge, der sich an seinem Eigenthum vergreift!

Ist die Jagd ergiebig ausgefallen und hat sich der Buschmann einmal feist gefressen, so denkt er auch daran, die Ueberreste für die Zukunft aufzubewahren. Das Fleisch wird zerlegt und in dünnen Schnitten in der Sonne zum Trocknen ausgelegt. Nachdem es also zubereitet worden, bewahrt man es in Höhlen oder anderen sicheren Orten auf.

Jene Hottentoten- und Buschmann-Stämme, welche an der Meeresküste oder an grösseren während der trockenen Zeit Wasser haltenden Flüssen wohnen, treiben auch Fischfang. Sie sind im Gegensatze zu den des Schwimmens unkundigen Kaffern in der Regel vorzügliche Schwimmer und Taucher.

Das Fleisch, welches man geniesst, wird nie roh gegessen, sondern immer am Feuer oder in heisser Asche gebraten und zwar ohne jeglichen Zusatz von Gewürzen. Einzelne Theile werden auch im Wasser gekocht und dieses dann als Suppe genossen. Als besondere Delicatesse aber gilt dem Hottentoten das aus den fetten Theilen gezogene Schmalz, welches er ohne jeglichen Zusatz mit grossem Behagen hinabschlürft.

Der Cannibalismus ist der Hottentoten-Rasse vollkommen unbekannt, während die cultivirteren Nachbarn derselben, die Kaffern, demselben im hohen Grade ergeben sind.

Als einheimisches Getränk der Hottentoten kann das Krii oder Honigbier gelten. Dieses Getränk wird aus wildem Honig, Wasser und dem gegohrenen Absude der Kriiwurzel bereitet. Man überlässt diese Mischung einer drei- bis vierstündigen Gährung und erhält auf diese Weise einen Trank, der ebenso angenehm als erfrischend schmeckt, und wie Champagner moussirt. Das Krii soll sehr diuretisch sein und ein probates Mittel gegen den Blasenstein bilden.

Die Hottentoten verstehen es auch, aus einer Gattung süsser Beeren Branntwein zu bereiten. Zu diesem Zwecke werden die reifen Beeren gesammelt und in einem ledernen Schlauche der Gährung überlassen. Wenn diese hinreichend fortgeschritten ist, wird die Maische in einem Topfe gekocht und der Dampf mittelst eines alten Gewehrlaufes in ein nebenan stehendes Gefäss geleitet. Die gewonnene Flüssigkeit wird nach verhältnissmässig kurzer Ablagerung zu einem geistigen, stark berauschenden Getränke.

Als allgemeines beliebtes Reizmittel gelten die Blätter des wilden Hanfes (dacha), welche entweder allein oder mit einem Zusatze von Tabak geraucht werden. Auch der letztere wird besonders von den Weibern gern genossen, und die Leidenschaft für denselben ist so gross, dass man für eine unbedeutende Quantität desselben gerne ein Stück Vieh hingibt.

Die beim Rauchen verwendeten Pfeifen sind grösser als die unseren; sie werden von den Hottentoten selbst aus Thon oder einer weichen Steinart verfertigt und auf ein Horn, gewöhnlich jenes des prächtigen Kudu, gesetzt. Die Art und Weise zu rauchen weicht beim Hottentoten von der bei uns gewöhnlichen ganz ab. Während wir nämlich den Rauch einziehen und dann beim Mund oder der Nase wieder herausströmen lassen, ist der Hottentote gewohnt, denselben zu verschlucken, wodurch die narkotische Wirkung des Krautes um ein Bedeutendes verstärkt wird.

Unter den Hausgeräthen stehen obenan mehrere Decken und Matten, in welche man sich während der Nacht einhüllt, die bei Tage zusammengerollt und in der Hütte aufbewahrt werden. Zur Aufbewahrung der Milch bedient man sich lederner Schläuche oder ausgehöhlter Kürbisse. Zum Kochen dienen irdene Töpfe eigener Fabrikation, welche sehr porös sind und ein ziemlich plumpes Aussehen haben.

Zu den ursprünglichen Waffen des Hottentoten sowie des Buschmannes gehören der Wurfspiess, der Bogen und der Pfeil. Der Wurfspiess (Assagay) besteht aus einem langen, nach hinten zu immer schwächeren Schafte von leichtem Holze mit einer eisernen Spitze. Er kann nur in geringen Entfernungen mit einiger Sicherheit geworfen werden. Der Bogen ist etwa drei Fuss lang und mit einer aus den Gedärmen der wilden Katze verfertigten Sehne bespannt.

Die Pfeile bestehen in einem Schafte aus Rohr von etwa 18 Zoll Länge und einer in demselben eingesetzten, mit einem

Widerhaken versehenen Spitze aus Knochen oder Eisen. Letztere ist gewöhnlich mit Gift betrichen und kann ohne schwere Verletzung des verwundeten Wesens nicht herausgezogen werden. Das Gift wird theils aus gewissen Zwiebeln (Haemanthus toxicaria) gewonnen, theils aus den Giftbeuteln der Schlangen herausgepresst. Es ist von starker Wirkung und führt nach kurzer Zeit den Tod des Getroffenen herbei.

Mit dem Bogen weiss der Hottentote und noch mehr der Buschmann sehr gut umzugehen; Auge und Hand desselben sind fest und sicher. Er trifft seine Opfer selbst auf eine Entfernung von hundert bis hundertundfünfzig Schritten und schiesst mit solcher Schnelligkeit, dass ein Pfeil dem anderen unmittelbar zu folgen scheint.

Durch die Europäer sind die Hottentoten mit dem Schiessgewehre bekannt geworden, welches in neuester Zeit jede andere Waffe bei ihnen verdrängt hat, so dass man Bogen und Pfeil gegenwärtig beinahe nur bei den Buschmännern im Gebrauche findet. Durch ihre grosse Sicherheit in der Handhabung der Flinte sowie durch den Besitz des Rosses sind bekanntlich in neuerer Zeit einzelne Hottentoten-Stämme der Schrecken ihrer Nachbarn, der Kaffervölker, geworden.

Wenn eine Hottentotin die Stunde der Geburt herannahen fühlt, begibt sie sich in die Hütte, wo ihr von mehreren Frauen der Nachbarschaft Hilfe geleistet wird. Während dieser Zeit muss ihr Mann die Hütte verlassen.

Die Geburt geht in der Regel mit grosser Leichtigkeit vor sich. Sollte dies jedoch nicht der Fall sein, so nimmt man zu sogenannten Hausmitteln seine Zuflucht, welche meistens in einem Absude von Tabak in Kuh- oder Ziegenmilch bestehen.

Das Kind wird gleich nach der Geburt mit Kuhmist gereinigt, mit dem Safte einer Feigenart und Schaffett eingerieben und mit Buchu-Pulver reichlich bestreut. Seine Geburt ist für die Familie ein fröhliches Ereigniss, welches nach Massgabe der Mittel mit einem oder zwei Rindern oder einem Schafe gefeiert wird. Werden Zwillinge geboren, so wird dies nicht, wie es bei wilden Völkern der Fall ist, bedauert, sondern im Gegentheile der Vater empfindet Freude und rühmt sich seiner Männlichkeit. Nur in dem Falle, wenn die Familie arm ist und die Mutter nicht im Stande sein sollte, die beiden Kinder selbst zu säugen, greift man zu dem

grausamen Entschlusse, eines derselben zu opfern. Es wird dann entweder ausgesetzt oder lebendig begraben.

Das Kind wird von der Mutter selbst gesäugt und während des ganzen Tages, selbst bei der Arbeit, auf dem Rücken umhergetragen. Zu diesem Behufe befestigt die Mutter das Kind mittelst eines langen Matten- oder Deckenstückes und legt ein zweites unter, damit es nicht herabfalle. Während des Säugens kräftigt sich die Mutter durch fleissiges Rauchen und pflegt auch zeitweilig das Kleine, wenn es unruhig wird, von dem köstlichen Kraute kosten zu lassen.

Oft pflegt die Mutter den kleinen Säugling auf den Schooss zu nehmen und zu besingen. Ein solcher Lobgesang ist improvisirt und der Inhalt desselben ungefähr folgender:

„Du Sohn einer helläugigen Mutter,
Du weitsichtiger,
Wie wirst Du einst „Spur schneiden" (das Wild aufspüren) —
Du, der du starke Arme und Beine hast,
Du starkgliedriger,
Wie wirst du sicher schiessen, die Herero berauben,
Und deiner Mutter ihr fettes Vieh zum Essen bringen —
Du Kind eines starkschenkligen Vaters,
Wie wirst Du einst starke Ochsen zwischen deinen Schenkeln bändigen —
Du, der Du einen kräftigen Penis hast,
Wie wirst Du kräftige und viele Kinder zeugen!"

Hierbei pflegt die Mutter die besungenen Theile zu streicheln und zu küssen, die Geschlechtstheile jedoch betastet sie nur und küsst die eigenen Finger, welche diese Theile berührt haben. (Theophil Hahn im Globus XII, 278.)

Sobald das Kind der Säugung der Mutter nicht mehr bedarf, wird es sich selbst überlassen und muss den Gebrauch seiner Glieder selbständig erlernen. Es werden daher hier, wie auch bei den anderen Naturvölkern, nirgends Krüppel oder sonst mit Gebrechen behaftete Personen angetroffen.

Ehemals bestand unter einigen Hottentoten-Stämmen die Sitte, bei den heranwachsenden Jünglingen im neunten oder zehnten Jahre die Exstripation eines Hodens vorzunehmen. Der Patient wurde dabei auf den Boden gelegt und von mehreren Männern an den Händen und Füssen gehalten. Der Hoden wurde von einem älteren Manne mittelst eines scharf geschliffenen Messers herausgeschnitten und die Wunde, nachdem sie mittelst einer Ochsen- oder Schafsehne vernäht worden war, mit einer aus Schaffett und

verschiedenen Kräutern bereiteten Salbe verstrichen. Die unfläthige Cermonie des Besprengens mit Urin, welche mit diesem Acte verbunden war, hat man bei uns in Europa bezweifelt, sie soll aber, nach der Versicherung Theophil Hahn's vollkommen verbürgt sein.

An das Fest der Verschneidung schloss sich ein Schmaus, wobei ein fetter Hammel geschlachtet wurde. Alle Anwesenden rieben sich mit dem Fette reichlich ein und jener Mann, welcher die Operation glücklich vollzogen hatte, trug zum Schlusse verschiedenartige Geschenke davon.

Auch bei der Jungfrau wird die Zeit der Mannbarkeit, d. h. jener Periode, wo sie die erste Menstruation hat, mit einem besonderen Feste gefeiert. Während das Mädchen, abgesehen von einigen Ringen um Arme und Waden und einigen Amuleten am Halse, nackt umherging, wird nun der Jungfrau ein verzierter Pelz umgehängt, womit sie als heirathsfähig bezeichnet wird. Nachdem sie drei Tage lang am Eingange der Hütte gleichsam zur Schau mit stolzem Antlitz und mit fischmaulartig vorgestrecktem Munde gesessen, wird am dritten Tage eine junge Kuh geschlachtet. Es kommt einer ihrer nächsten unverheiratheten Anverwandten mit den Nachbarn daher, um seine Glückwünsche darzubringen. Indem er ihr das Magenfell der geschlachteten Kuh über den Kopf hängt, wünscht er ihr so fruchtbar zu sein wie die junge Kuh und recht viele Kinder zu gebären. Darauf nahen ihre Freunde und Freundinnen zu ähnlichen Glückwünschen und die Ceremonie findet in einem solennen Schmause, bei dem Honigbier in reichlicher Menge getrunken wird, ihren würdigen Abschluss.

Während der monatlichen Reinigung pflegen die Weiber sich in eine abgesonderte Hütte zurückzuziehen und bei einigen Stämmen obendrein ihr Gesicht mit einem brillenförmigen Zeichen zu bemalen.

Wenn ein Jüngling einem Mädchen seine Neigung zugewendet hat, so entdeckt er sich vor allem seinem Vater oder Vormunde und begibt sich mit demselben in das Haus des Vaters seiner Braut. Man bietet Dacha zum Geschenke an. Die Pfeife wird angezündet, und nachdem der Rauch seine Wirkung zu äussern begonnen, wird der Bräutigam redselig und bringt in Gemeinschaft mit seinem Vater die Werbung vor. Ist man damit einverstanden, so werden allsogleich die Vorbereitungen getroffen und ein Schmaus veranstaltet. Die Braut zieht mit dem Bräutigam fort und sie sind ohne alle Ceremonien Mann und Weib. Die von älteren Schriftstellern berichtete unfläthige Ceremonie, wonach Braut und

Bräutigam von dem Zauberpriester dreimal angepisst wurden, ist neuerdings von mehreren europäischen Gelehrten bezweifelt worden, sie soll aber nach Theophil Hahn's Versicherung noch immer im Schwunge sein.

Vielweiberei ist dem Hottentoten zwar gestattet, er nimmt aber selten mehr als eine Frau, was theils seinem trägen Temperamente, theils dem Mangel an ausreichenden Subsistenzmitteln zuzuschreiben ist.

Ehescheidungen sind leicht zu bewerkstelligen. In diesem Falle muss das Vermögen getheilt werden und ebenso folgen von den Kindern die weiblichen der Mutter, während die männlichen beim Vater zurückbleiben.

Wie bei allen Naturvölkern ist die Stellung des Weibes bei den Hottentoten und Buschmännern bis auf einzelne Ausnahmen eine höchst gedrückte. Alle Sorgen und Geschäfte des Hauses lasten vornehmlich auf ihr; sie hat nicht nur das Kind zu säugen und den ganzen Tag mit sich herumzuschleppen, sondern muss auch alle grobe Arbeit verrichten und auf der Wanderung das Lastthier des Mannes abgeben. Trotzdem, dass sie sich all' diesem willig unterzieht, wird sie vom Manne oft erbarmungslos misshandelt und kaum mit der genügenden Kost versorgt. Eine Folge davon ist das ungewöhnlich rasche Altern der Weiber und das frühzeitige Aufhören ihrer Fruchtbarkeit.

Mehrere Familien sind gewöhnlich zu einem Stamme unter einem Häuptlinge vereinigt. Die Stellung des letzteren ist dieselbe wie bei anderen Naturvölkern. Er zeichnet sich weder durch eine bessere Wohnung noch durch schönere Kleidung von den übrigen Genossen des Stammes aus. Manche Häuptlinge jedoch, welche mit den Weissen viel in Berührung kommen, tragen eine halbeuropäische Kleidung. Dieselben verstehen es auch in der Regel ihre Macht zu consolidiren und sich zu förmlichen Despoten sowohl ihres eigenen als auch mehrerer anderen Stämme aufzuwerfen.

Ist ein Mord ohne Absicht begangen worden, so kann er durch Abgabe von bestimmten Geschenken an die Mitglieder der Familie des Ermordeten gesühnt werden. Dabei wird auch ein Festmahl von Seite des Todschlägers veranstaltet, an welchem die beiderseitigen Verwandten und Freunde Theil nehmen. Während die Letzteren fröhlich die geschlachtete Kuh verzehren, muss er selbst, mit dem Blute derselben bestrichen, schweigend zusehen. Ist dagegen der Mord absichtlich begangen worden, so gilt hier wie bei allen Naturvölkern

die Blutrache, wonach das Vergehen erst mit dem Tode des Mörders als gesühnt zu betrachten ist. Die Pflicht der Blutrache fällt auf den nächsten Anverwandten, in Ermangelung desselben auf den besten Freund.

Wenn ein Hottentote alt und krank wird, so bringt man ihn in eine abgesonderte Hütte und versieht ihn mit einiger Speise und Trank; andere Hilfe wird im nicht geleistet. Ist die Krankheit eine bösartige, so ziehen die Bewohner aus dem Dorfe und überlassen den Kranken seinem Schicksale.

Sobald Jemand gestorben ist, hüllt man ihn in alte Felle und legt ihn in kauernder Stellung in ein vom Stachelschwein oder einem anderen Thiere gegrabenes Loch und deckt dieses mit Erde und einigen Steinen zu. Bei Häuptlingen wird ein Steinhaufen von etwas grösserer Höhe errichtet. Den anwesenden Freunden und Anverwandten wird ein Gastmahl gegeben, wobei mehrere Thiere des Verstorbenen (die Zahl richtet sich nach seinem Reichthume) erwürgt werden.

Im Ganzen erreichen die Hottentoten ein hohes Alter; Greise von neunzig bis hundert Jahren sind keine Seltenheit. Dies ist um so merkwürdiger, als der Hottentote nicht im Ueberflusse lebt und beständig dem Wechsel der Witterung ausgesetzt ist.

Mit der Heilung der verschiedenen Krankheiten befassen sich bestimmte Personen, welche im Rufe stehen, Regen zu machen, Geheimnisse zu entdecken und noch andere Zauberei zu verrichten. Als Ursache der Krankheit wird von ihnen stets eine Schlange angegeben, welche sie nach einigen am Körper des Patienten vorgenommenen Schnitten herausziehen.

Ehe sie jedoch auf eine Cur sich einlassen, muss regelmässig entweder ein Rind oder ein Schaf, je nach dem Vermögen des Patienten, geschlachtet werden, von dem natürlich ihnen selbst der Löwenantheil zufällt.

Diese Zauberer befassen sich auch mit der Heilung der von Schlangen Gebissenen und nach der Versicherung mehrerer Reisenden, sowie der am Cap angesiedelten europäischen Colonisten sollen sie dies stets mit dem besten Erfolge ausführen. Gewöhnlich wird von jedem der reichen Boer's ein hottentotischer Giftdoctor gehalten, um sich von ihm vorkommenden Falles behandeln zu lassen.

Ein solcher Giftarzt beginnt seine Wirksamkeit damit, dass er Schlangengift verschluckt und dasselbe durch mehrere am Körper gemachte Schnitte sich einimpft. Er soll dadurch giftfest werden:

seine Ausdünstung nimmt einen penetranten, Ekel erregenden Geruch an und sein Urin wird süss.

Wird er zu einem von einer Schlange Gebissenen gerufen, so umhüllt er die Wunde mit einem Lappen, welcher mit seinem Schweisse imprägnirt ist und gibt dem Kranken seinen Urin, sowie einen aus seinen Kleidern gezogenen Abguss zu trinken. Die Kleider, welche der Giftdoctor getragen, sollen lange Zeit ihre Wirkung gegen Schlangengift bewahren, und es werden einzelne Theile derselben als Medicamente nicht nur von den Eingeborenen, sondern auch von den europäischen Colonisten aufbewahrt.

Gleich anderen Naturvölkern sind die Völker der Hottentoten-Rasse grosse Liebhaber des Tanzes, welcher meistens in der Nacht während des Mondscheines unter Gesang und Musikbegleitung ausgeführt wird. Bei demselben stellen sich die Tänzer, abwechselnd Männer und Weiber, im Kreise um eine in der Mitte befindliche Person, welche als Vortänzer gelten kann, fassen sich bei den Händen und drehen sich bald rascher bald langsamer herum. Dann löst sich plötzlich der Kreis auf und jeder beginnt für sich mit aller Anstrengung seiner Glieder zu tanzen, bis sich Ermüdung der Tänzer bemächtigt und ihren Productionen ein Ende macht.

Das National-Instrument, womit die Hottentoten ihre Unterhaltungen begleiten, ist die !Gora. Dieses Instrument hat die Gestalt eines Bogens; an einem Ende desselben ist ein Federkiel befestigt. Es wird entweder einfach geblasen als auch mit einem kleinen Stäbchen geschlagen. Im letzteren Falle wird es wie eine Harfe aufgestellt und an dem untersten Ende mit dem Fusse gehalten. Die Töne, welche dadurch hervorgebracht werden, sind höchst einfach und etwas unrein; selten ist ein Spieler im Stande denselben Ton zu wiederholen, noch weniger gelingt es, aus mehreren Instrumenten ein zusammenstimmendes Orchester zu bilden.

Der religiöse Glaube der Hottentoten scheint im tiefsten Grunde auf sehr verschwommenen Ideen zu beruhen und sich auf eine gewisse Verehrung der Seelen der Verstorbenen zu beschränken. Darauf führt wenigstens ihre Furcht vor den Leichen. Die Hütte, worin Jemand gestorben ist, wird in der Regel abgebrochen und Niemand wird es wagen mit den Hölzern derselben eine andere zu bauen, oder Speisen, die am damit angezündeten Feuer gekocht wurden, zu geniessen. Kein Hottentote, wenn er an einem Grabe vorübergeht, vergisst einen Stein oder einen Baumast auf dasselbe zu werfen, so das in manchen Gegenden die dadurch entstandenen

Hügel eine namhafte Höhe erreichen. Dabei wird der Name des Heitsi-Eibip ausgesprochen, der hier begraben liegen soll. Dies ist wahrscheinlich nichts Anderes als die Personification der Seelen der Verstorbenen, da Heitsi-Eibip nach der Sage stirbt und wieder auflebt und an mehreren Orten begraben liegt. (Vergl. Theophil Hahn im Globus XII, 275 und VI und VII Jahresbericht des Vereins für Erdkunde in Dresden 1870, S. 64 und Bleek, Reynard the fox in South-Africa, London 1864, Nr. 36 und 37.)

Neben Heitsi-Eibip, der namentlich in den Sagen der Hottentoten eine grosse Rolle spielt, kommt noch eine andere Persönlichkeit vor, die Tsui-ngoap (Wundknie) genannt wird. Tsui-ngoap ist der Schöpfer der Menschen: auf ihn wird alles Gute bezogen. Er soll gleich Heitsi-Eibip ein grosser Zauberer gewesen sein. Merkwürdig ist, dass die Kaffern den Namen Tsui-ngoap als u-tino zur Bezeichnung ihres höchsten Wesens (Gott) von den Hottentoten entlehnt haben.

Als dritte göttliche Persönlichkeit, welche auch in den Sagen vielfach erwähnt wird, ist der Mond zu betrachten. Der Neumond wird von den Hottentoten mit Tänzen und Gesängen gefeiert, an denen sich alle Mitglieder des Stammes betheiligen. Während einer Mondesfinsterniss werden Klagelieder gesungen und sollte sich der Stamm auf einer Jagd oder sonst gearteten Unternehmung befinden, wird diese abgebrochen, da man sonst Unglück befürchtet.

Noch viel primitiver als der religiöse Glaube des Hottentoten ist jener des Buschmanns. Der Buschmann gibt sich gleich jedem andern Sohne der Natur mehr mit der Besänftigung der bösen Geister ab, als der Verehrung der guten. — Er trägt daher Amulete, um den Einfluss der bösen Geister abzuwehren. Je nach der Verschiedenheit der Stämme geniesst auch dieses oder jenes Thier eine Art von Verehrung. In diesem Falle wird es nicht gegessen. Auch von fabelhaften Thieren, ähnlich unserem Basilisken, wird erzählt. Den früher noch nie gesehenen Geräthen der Weissen wird mit einer gewissen abergläubischen Furcht begegnet. So nannte ein Buschmann, der einen Wagen vorher nicht gesehen, denselben „das grosse Thier des weissen Mannes“ und setzte mit Furcht über die Radspuren desselben hinweg.

Sprache.

Die Hottentotensprache ist ein selbständiges, mit keiner anderen, weder afrikanischen noch asiatischen Sprache verwandtes Idiom.

Morphologisch ist sie in die Classe der sogenannten anfügenden Sprachen zu stellen. Als die Europäer am Cap erschienen, bestanden von dieser Sprache mehrere Dialekte, gegenwärtig sind davon nur zwei, nämlich der Nama- und der !Kora-Dialekt vorhanden, welche von den beiden Stämmen der Nama und Kora gesprochen werden.

Das Lautinventar der Hottentotensprache besteht aus neunzehn ächten Consonanten (Exspiraten) nämlich h, g, k, ch, ng, kh, kch, gy, d, t, ts, s, z, n, r, b, p, w, m, vier Schnalzlauten (Inspiraten), nämlich dem palatalen, cerebralen, dentalen und labialen und mehreren Vocalen, nämlich den fünf einfachen a, e, i, o, u und deren Trübungen und Nasalirungen, sowie den aus ihnen zusammengesetzten Diphthongen. Die Schnalzlaute kommen nur im Anlaute der Wörter vor Vocalen und Gutturalen vor.

Die Wurzeln, jene Elemente, aus denen die Worte aufgebaut werden, sind einsilbig; sie sind ihrer Natur nach doppelt, entweder stofflich oder blos hinweisend. Durch Anfügung der letzteren an die ersteren werden die Worte gebildet, wobei nicht ausgeschlossen wird, dass auch die ersteren mit einander verbunden werden können; jedoch ist ohne Hinzunahme von einem hinweisenden Elemente ein hottentotisches Wort nicht möglich.

Das belebende Element der Sprache bilden die Pronomina, an welchen drei Geschlechter und drei Zahlen (Singular, Dual, Plural) unterschieden werden. Jedoch sind Geschlechts- und Zahlenbezeichnung nicht formaler, sondern rein stofflicher Natur, was aus der gänzlichen Verschiedenheit ihrer Exponenten deutlich hervorgeht. Durch Anfügung der Pronomina an Nominal-Stämme wird eine Art Flexion derselben erzielt, wie auch das Verbum, welches ein Passivum, Reflexivum, Reciprocum und ähnliches, sowie Praesens, Perfectum und Futurum deutlich unterscheidet, durch lose Vorsetzung oder durch Anfügung der Pronomina gebildet wird.

Abgesehen von den Schnalzlauten, welche eine daran gewöhnte Zunge hervorzubringen ausser Stande ist, wird der Klang der Hottentotensprache als nicht unschön geschildert. Die Erzeugnisse des hottentotischen Volksgeistes bestehen in Liedern und Thierfabeln, von denen mehrere in neuester Zeit durch Bleek und Theophil Hahn bekannt geworden sind.

Die Sprachen der Buschmänner (Sân), denn es sollen in der That verschiedene Sprachen und nicht etwa Dialekte sein, hängen weder mit dem Hottentotischen noch mit irgend einer anderen

Sprache Afrikas zusammen. Sie werden gegenüber dem Hottentotischen durch eine gewisse Rauhheit gekennzeichnet. So besitzen sie nicht nur die vier Schnalzlaute des Hottentotischen sondern manche derselben noch einen fünften und sechsten, manche sogar einen siebenten und achten Schnalzlaut. Während im Hottentotischen der Schnalzlaut nur vor Vocalen und Gutturalen vorkommt, ist er in den Buschmann-Sprachen auch vor Labialen möglich.

So weit man diese Sprachen kennt, gehören sie morphologisch in die Classe der isolirenden. Sie unterscheiden kein Geschlecht wie das Hottentotische und haben nur zwei Zahlen, nämlich Singular und Plural. Letzterer scheint meistens durch Verdoppelung des Singulars gebildet zu werden.

Während das Hottentotische im Ganzen wohlklingend genannt werden kann, sind die Buschmann-Sprachen wegen der Menge von Schnalzlauten und eigenthümlich gekrächzten Gutturalen als äusserst übelklingend zu bezeichnen.

2. Papua's.*)

Der Name Papua gründet sich auf das malayische papuwah, „kraushaarig", worunter die Malayen die dunkle Bevölkerung der benachbarten Inseln verstehen. Wir wollen den Ausdruck, da er auf ein in der That charakteristisches Merkmal basirt ist, und auf einen Gegensatz, also einen eigenthümlichen Rassen-Typus hindeutet, beibehalten, mit dem einzigen Unterschiede, dass wir darunter nicht

*) Die Litteratur findet man verzeichnet bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. 5, Abth. 2, S. XXVI ff. und Bd. 6, S. XIX. Besonders wichtig für unseren Gegenstand sind: Wallace, Alfred Russel. On the varieties of man in the Malay archipelago. (Transactions of the ethnological society of London, N. S. III, 196.) Derselbe: The Malay archipelago, London 1869, 8°, 2 voll. Uebersetzung: Der malayische Archipel. Autorisirte deutsche Ausgabe von Adolf Bernhard Meyer, Braunschweig 1869, 8°, 2 Bde. — Earl, George Windsor. The native races of the Indian archipelago. Papuans. London 1853, 8°. Nieuw Guinea ethnographisch en natuurkundig onderzocht in 1858 door en Nederlandsch Indische commissie, Amsterdam 1862, 8°. Das mit besonderer Rücksicht auf letzteres Werk bearbeitete Buch von Finsch, Neu-Guinea und seine Bewohner, Bremen 1869, 8°, und Semper, Die Philippinen und ihre Bewohner, Würzburg 1869, 8°. Abbildungen des Papua-Typus findet man bei Raffles, History of Java, Crawfurd History of the Indian archipelago, bei Earl in dem oben citirten Werke und in dem Buche Nieuw Guinea ethnographisch en natuurkundig onderzocht (vergl. oben).

nur die von den Malayen papuwah benannten Stämme begreifen, sondern denselben auf die ganze Sippe ausdehnen.

Als ursprüngliche Heimath der Papua-Rasse können die Inseln des indischen Archipelagus überhaupt gelten. Dort sind die Papuas die eigentlichen Aboriginer, gegenüber den späteren Ansiedlern, den Malayen.

Wie wir weiter unten bei der näheren Betrachtung der malayischen Rasse sehen werden, müssen die ursprünglichen Sitze der letzteren auf den östlichen Küsten des asiatischen Festlandes und den demselben zunächst gelegenen Eilanden gesucht werden. Von da aus breitete sie sich über die herrlichen Sunda-Inseln und Philippinen aus, wo sie sich vorzüglich an den Küsten niederliess und die dunkle Urbevölkerung entweder ganz vernichtete oder ins Innere zurückdrängte. Die letztere verschwand auf einzelnen, besonders den kleineren Inseln nach und nach ganz, während sie auf anderen bis heutzutage unter verschiedenen Benennungen ihr Dasein fristet.

Die auf diese Weise von der malayischen Rasse besetzten Inseln waren die Philippinen, die Sunda-Inseln und die Molukken. Ueber diese hinaus scheint sie Anfangs nicht gekommen zu sein. Erst in späterer Zeit zogen malayische Prahu's, nach den Erinnerungen, wie sie die Tradition aufbewahrt, von Buro aus gegen den Osten. Nachdem sie auf dem nördlichsten Theile Neu-Guineas, in der Nähe des Arfak-Gebirges, kleine Ansiedelungen zurückgelassen hatten, richteten sie ihren Lauf nach der Südsee, wo auf den grösseren vulcanischen Inseln die nämliche dunkle kraushaarige Bevölkerung seit langem bereits sesshaft war, während die kleinen Koralleninseln sammt Neuseeland noch ganz unbewohnt waren.

Es ist eine von mehreren Forschern gemachte Beobachtung, dass auf den Continenten oder grossen Inseln eine Vermischung zweier verschiedener Rassen niemals, oder nur sehr langsam eintritt: so gross ist die Abneigung, welche den civilisirten Stamm von dem auf niedriger Stufe stehenden trennt. Ein Beweis dafür sind die Kaffern gegenüber den Hottentoten in Südafrika, die Neger gegenüber den Weissen auf dem Continente, endlich auch die Malayen gegenüber den Papuas auf den grossen Inseln des indischen Archipels. Dem ist aber auf den kleinen nicht so; dort wird der ursprüngliche Gegensatz leichter vergessen und gegenseitige Annäherung und Vermischung treten bald ein. Wie es scheint, gingen auf den vulcanischen Inseln der Südsee die weniger zahlreichen Malayen in

den Papuas auf, während diese ihre ursprüngliche Sprache gegen das Idiom der ihnen geistig überlegenen malayischen Rasse eintauschten.

Als zur Papua-Rasse gehörig sind zu betrachten:

A. Reine Papuas. Dies sind vor allen die Bewohner von Neu-Guinea, sowie die Bewohner der Ké- und Aru-Inseln, von Mysol, Salwatty und Waigiou (vergl. A. Russel Wallace. The Malay archipelago II, 277.) Ferner gehören hieher die sogenannten Negritos auf den Philippinen, genannt Aeta, Agta „schwarz", welches mit dem malayischen hêtam identisch ist. Ehemals auf allen Inseln einheimisch, wie die Nachrichten älterer Schriftsteller beweisen, finden sie sich gegenwärtig blos in den gebirgigen, der malayisch-europäischen Cultur unzugänglichen Gegenden einzelner derselben vor. So auf der Insel Negros in der Gebirgsgegend um den Vulcan herum und in den nördlichen Theilen der Insel Luzon. Auf der letzteren Insel finden wir sie an der Ostküste auf Alabat, bei Mauban, auf der Bergkette von Mariveles und Zambales, bei Baler, bei Casiguran, bis sie endlich von Palanan an bis an das Cabo Engano hinauf ausschliesslich die Küste sowohl wie die Gebirgsgegenden der östlichen Bergkette bevölkern. (Semper, Die Philippinen und ihre Bewohner, Würzburg 1869, 8⁰, S. 49.) Auf der Insel Mindoro, wo Earl, a. a. O. 137, die Negritos in einem Gebirgsdistricte, genannt Bangan anführt, scheinen sie gegenwärtig nicht mehr vorzukommen. Ob die von den Malayen unterschiedenen Stämme in den inneren Theilen der grösseren Inseln, Borneo, Celebes und Gilolo als reine Negritos oder als Mischlinge aufzufassen sind, bleibt bei dem Mangel bestimmter Nachrichten etwas zweifelhaft. (Vergl. besonders Earl a. a. O., S. 144 ff.) Dagegen sind die Semang im Gebiete von Kedah auf der Halbinsel Malaka,*) sowie die Bewohner der Andamanen und Nicobaren (?), nach dem Urtheile competenter Naturforscher reine Negritos. (A. Russel Wallace. The Malay archipelago, II, 278 und Earl, S. 161.) Wie es mit den wollhaarigen (?)

*) Die Semang finden sich am Berge Jerei im Gebiete von Kedah nördlich von Pinang. Die Malayen theilen die Semang in vier Classen, nämlich: 1. Semang paya (diejenigen, welche in der Ebene wohnen), 2. Semang bukit (diejenigen, welche im Gebirge wohnen), 3. Semang bakau (diejenigen, welche an den Meeresküsten wohnen) und 4. Semang bila (diejenigen, welche das wilde Leben verlassen haben und mit dem Malayen verkehren). Identisch mit den Semang sind die Pangan in Innern von Tringanu. (Vgl. Earl a. a. O., S. 150 ff.)

und schwarzen Stämmen in den Gebirgen Cochin-Chinas sich verhält (Earl, a. a. O. S. 158) ist bei dem Mangel bestimmter auf Autopsie beruhender Nachrichten nicht zu entscheiden.

Wir können nicht umhin, gleich hier des Widerspruches zu gedenken, welcher in Betreff der Negritos zwischen den Ansichten zweier ausgezeichneter Naturforscher, nämlich des Deutschen Semper und des Engländers A. Russel Wallace, besteht. Der letztere hält in seinem oft citirten Werke: The Malay archipelago II, 278, die Negritos für eine von der Papua-Rasse ganz verschiedene Menschenvarietät aus dem Grunde, weil trotz der Uebereinstimmung in Betreff der Haarbildung und Hautfarbe die Körperhöhe und Nasenbildung beider Typen von einander gar zu sehr abweichen. Während nämlich der Papua in der Regel 5 Fuss überschreitet, erreicht der Negrito kaum 4 Fuss 6 bis 8 Zoll, und während der Papua durch eine grosse vorspringende und herabhängende Nase sich auszeichnet ist die Nase des Negrito klein und platt. Daher spricht Wallace in Erwägung des Umstandes, dass die Andamanen von Negritos bewohnt werden, dieser Varietät einen continentalen (asiatischen) Ursprung zu (a. a. O. 279).

Obwohl nun Semper, wie aus der von ihm gelieferten Beschreibung dieses Menschentypus hervorgeht (a. a. O. 49), diese Abweichungen des Negrito vom reinen Papua nicht unbekannt waren, steht er dennoch nicht an, beide, vermöge der gleichen Hautfarbe und Behaarung, zu einem Rassen-Typus zu vereinigen und den Negrito für einen auf einer niedrigeren Stufe stehenden Repräsentanten der Papua-Rasse zu erklären. Wir unsererseits halten die Ansicht Semper's für die richtigere und indem wir sie adoptiren, erlauben wir uns auf den Umstand aufmerksam zu machen, dass die Stämme Neu-Guineas, je nachdem sie an der Küste, oder im Innern wohnen, in Betreff der Statur von einander ebenso abweichen (Earl, a. a. O., S. 3) und können nicht umhin, auf ähnliche und zwar noch auffallendere Abweichungen innerhalb des amerikanischen Rassen-Typus (Feuerländer und Patagonier) hinzuweisen.

B. Gemischte Papuas. In diese Abtheilung gehören strenge genommen sämmtliche östlich von den Ursitzen der Papua's wohnenden Stämme der malayischen Rasse, da sich bei allen ohne Ausnahme eine mehr oder weniger intensive Vermischung derselben mit den Papuas annehmen lässt. Dies wird namentlich aus den Nachrichten Wallace's, eines in naturwissenschaftlichen Dingen ganz besonders feinen und zuverlässigen Beobachters, klar. Wallace hält

nämlich den östlichen Zweig der malayischen Rasse, den polynesischen, für nahe verwandt mit den sogenannten Melanesiern und den Papuas, wobei er sich auf die Uebereinstimmung aller dieser Typen in Betreff der physischen Merkmale, mit alleiniger Ausnahme des Haarwuchses, und in Hinsicht der psychischen Anlagen stützt. — Und in der That sind alle diese Beobachtungen vollkommen zutreffend (a. a. O. 279, 280).

Wenn wir nun auch die Richtigkeit der Beobachtungen Wallace's vollkommen anerkennen, vermögen wir dennoch nicht seine aus den festgestellten Thatsachen gezogenen Schlüsse zu adoptiren, da dieselben mit anderen ebenso wohl begründeten Thatsachen nicht im Einklange sich befinden. Wir halten den ganzen östlichen Zweig der Malayen-Rasse von den Sitzen der Papuas an für einen gemischten oder richtiger ausgedrückt mit Papua-Blut versetzten, woraus der Gegensatz beider zu einander leicht erklärlich wird, glauben aber im Laufe unserer Untersuchung von einer Mischung im eigentlichen Sinne des Wortes nur da sprechen zu können, wo diese durch gänzliche Umbildung des ursprünglichen Typus offen zu Tage tritt. Daher werden wir die Polynesier nicht als einen „Mischstamm“ bezeichnen, da die Beimischung von Papua-Blut nicht so bedeutend ist, dass der Malayen-Typus darin untergegangen wäre (was die Abweichung des Polynesiers vom Papua in Betreff der Haarbildung und Uebereinstimmung desselben in diesem Punkte mit dem Malayen darthut), während wir jene Stämme, bei welchen das Papua-Blut den Malayen förmlich zum Papua umgestaltet hat, als Mischstämme aufzählen werden. Zu denselben gehören die sogenannten Alfuren der nördlichen Halbinsel von Gilolo, die Aboriginer-Bevölkerung der Inseln Ceram, Bouru und Timor, ferner der Inseln westlich von Timor bis Flores und den Sandelholz-Inseln und östlich bis Timorlaut. Alle diese Stämme werden als verschieden, ebenso von den Malayen, wie von den Papuas beschrieben. Sie haben die Gesichtszüge des Papua und sein Haar, sind gross, schlank und am Körper behaart, aber von lichter Hautfarbe wie der Malaye. (Wallace II, 276, 277.)

Die Mischlinge von kraushaarigen Negritos mit den schlichthaarigen Malayen, wie die Mamanuas an der Ostküste von Mindanao, die Balugas in der Provinz Pangasinan, die Irayas am Ilarön theilen zwar mit der Papua-Rasse die Hautfarbe, weichen aber von ihr durch die Behaarung ab (schlichthaarige Neger).

Den Hauptsitz jedoch der gemischten Papua-Bevölkerung bilden jene Inseln, welche man mit dem Namen Melanesien bezeichnet, unter denen die Viti-Gruppe am bekanntesten ist. Hier ist der schlichthaarige Malaye, der bei seiner Wanderung nach Osten diese Gegenden passiren musste, in dem kraushaarigen Papua spurlos untergegangen. Die Bewohner dieser Gegenden sind sämmtlich durch die dunkle Hautfarbe und den krausen Haarwuchs charakterisirt, d. h. sind leibliche Papuas, sprechen aber Idiome, die sich als Abkömmlinge der malayischen Ursprache deutlich verrathen, wodurch sie ethnologisch in die Reihe der Polynesier (malayische Rasse) einzureihen sind.

In Betreff der Papua-Rasse, sowie deren verschiedenen Mischformen gibt es mehrere Ansichten unter den Anthropologen und Ethnographen, welche ziemlich weit auseinander gehen. — A. Russel Wallace, welcher in seinem Werke: „The Malay archipelago" zu wiederholten Malen in den bestimmtesten Ausdrücken auf den Gegensatz zwischen Malaye und Papua hinweist (besonders II, S. 270 ff.), spricht sich dennoch (II, 280) dahin aus, dass der Papua, der Bewohner von Gilolo und Ceram, der Viti-Insulaner sammt dem Bewohner der Sandwich-Inseln und dem Neu-Seeländer nur verschiedene Varietäts-Formen der einen grossen oceanischen oder polynesischen Rasse repräsentiren dürften. Dass er aber in diesem Punkte selbst nicht ganz sicher ist, dies beweist der Umstand, dass er unmittelbar darauf die Ansicht, nach welcher der braune Polynesier eine Mischform des Papua und Malayen sein dürfte, für ebenso wahrscheinlich hält. Nach unserem Dafürhalten ist nur die letztere Ansicht die einzig richtige, da mit ihr neben dem anthropologischen Moment im Typus des Polynesiers zugleich die unzweifelhafte ethnische Einheit desselben mit dem Malayen genügend erklärt wird, während sie in dem ersteren Falle für uns ein vollkommenes Räthsel bleibt.

Eine andere Ansicht vertritt G. Gerland, der Fortsetzer des Waitz'schen Werkes „Anthropologie der Naturvölker". Derselbe verwirft die von A. Russel Wallace entworfene Schilderung des Papua-Typus als nicht überall zutreffend (natürlich — da vielfache Mischungen stattgefunden haben) und erklärt die Melanesier, namentlich die Viti's (a. a. O. 545), für einen reinen ungemischten Stamm. Diese Ansicht ist, wie ich schon früher (Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien II, S. 45) gezeigt habe, deswegen nicht richtig, weil sich mittelst derselben die anthropologische

Verschiedenheit der Melanesier und Malayo-Polynesier einerseits (die einen sind nämlich eine kraushaarige dunkelgefärbte Rasse, die anderen dagegen schlichthaarig) und die ethnische Einheit aller dieser drei Menschen-Typen andererseits schlechterdings nicht erklären lässt.

Es bleibt noch eine Ansicht übrig, welche dahin geht, dass der Papua mit dem Australier identisch sein dürfte, wie es denn manche Forscher gibt, welche an eine Bevölkerung Australiens von Neu-Guinea aus festhalten. Gegen diese Ansicht spricht die gänzliche Verschiedenheit der Behaarung beider in Betreff der Hautfarbe einander nahestehender Menschen-Typen. Während der Papua kraushaarig ist, wird der Australier durchgehends als schlichthaarig beschrieben. (Vergl. besonders Earl a. a. O., S. 189 und Plate VI.) Wiewohl es nun, wie wir oben gesehen haben, auf den Philippinen schlichthaarige Neger gibt, so sind diese stets aus einer Mischung der wollhaarigen Negritos mit den schlichthaarigen Malayen hervorgegangen. Wir müssten auch hier annehmen, dass sich der wollhaarige Papua mit einem schlichthaarigen Stamme in unvordenklicher Zeit gemischt habe und dieser Mischung der schlichthaarige Austral-Neger entsprossen sei. Nachdem aber auf eine vor diesem schlichthaarigen Neger existirende ungemischte schlichthaarige Bevölkerung keine einzige Spur hinweist, so könnte dabei nur an den Malayen gedacht werden. In diesem Falle aber müssten sich gewisse ethnologische, namentlich aber linguistische Momente nachweisen lassen, aus denen auf den einstigen Zusammenhang geschlossen werden könnte. Nun weist aber weder im Leben des Australiers noch in seiner Sprache (die durchgehends nur die Suffixbildung kennt, während den malayischen Idiomen auch die Präfixbildung geläufig ist) etwas auf eine Verwandtschaft mit dem Malayen hin, wodurch die Annahme einer ehemaligen Mischung irgendwie gerechtfertigt wäre.

Leiblicher Typus der Papua-Rasse.*)

A. Russel Wallace beschreibt den Papua-Typus folgendermassen (The Malay archipelago II, 273, Uebersetzung 411 ff.):

„Die typische Papua-Rasse ist in vielen Hinsichten der malayischen gerade entgegengesetzt und bis jetzt sehr unvollkommen beschrieben worden. Die Farbe des Körpers ist tief schwarzbraun (deep sooty brown) oder schwarz; sie erreicht zwar nie das

*) Ueber die craniologische Seite dieser Frage vgl. Baer, K. E. Ueber Papuas und Alfuren, St. Petersburg 1859.

Kohlschwarz einiger Neger-Rassen, aber sie nähert sich demselben manchmal. Sie variirt in der Tinte jedoch mehr als die des Malayen und ist manchmal dunkelbraun.*) Das Haar ist sehr eigenthümlich rauh, trocken und gekräuselt und wächst in kleinen Büscheln oder Locken, welche in der Jugend sehr kurz und compact sind, aber später zu einer beträchtlichen Länge auswachsen und die compacte gekräuselte Frisur bilden, in welcher des Papua Stolz und Ruhm besteht. Das Gesicht ist mit einem Barte von derselben krausen Art wie das Kopfhaar geschmückt. Die Arme, die Beine und die Brust sind mehr oder weniger mit Haaren gleicher Art bekleidet.**) In seiner Statur übertrifft der Papua entschieden den Malayen und ist dem Durchschnitts-Europäer vielleicht gleich oder selbst überlegen. Die Beine sind lang und dünn und die Hände und Füsse grösser als bei dem Malayen. Das Gesicht ist etwas verlängert, die Stirn flach, die Brauen sehr hervorstehend, die Nase gross, ziemlich gebogen und hoch, die Basis derselben dick, die Nasenlöcher breit und die Oeffnungen derselben hinter der verlängerten Nasenspitze verborgen; der Mund ist gross, die Lippe dick und aufgeworfen. Das Gesicht hat daher in Folge der grossen Nase im Ganzen ein mehr europäisches Aussehen,***) als das des Malayen; und die eigenthümliche Form dieses Organes, die hervorstehenden Brauen und der Charakter des Haares auf dem Kopf, im Gesicht und auf dem Körper setzen uns in den Stand, die beiden Rassen auf einen Blick zu unterscheiden.“ Ueber den leiblichen Typus der Negritos auf den Philippinen bemerkt Semper (a. a. O. 49): „Bei einer durchschnittlichen Körperhöhe von 4′ 7″ par. (Männer) und 4′ 4″ (Weiber) sind ihre Glieder dem entsprechend ungemein zart, aber wohlgebildet. Mit rundem, namentlich bei den Weibern stark ausgeprägtem Gesichte, äusserst dicker, schwarzbrauner, glanzloser und wolligkrauser Haarkrone; mit geradem wenig vorspringendem Kiefer und schwach gewulsteten Lippen, mit sehr flacher, breiter Nase und dunkelkupferbrauner Körperfarbe†) — so

*) Der Stich ins Blaue, von dem oft berichtet wird, ist nichts Natürliches, sondern etwas Künstliches, was die Papuas wahrscheinlich mittelst des Absudes einer Baumrinde hervorbringen. (Vergl. Earl a. a. O., S. 47.)

**) Vergl. auch Earl a. a. O., S. 2 ff.

***) Vergl. besonders die Profilzeichnungen bei G. Windsor Earl, auf Plate VI.

†) Earl (a. a. O., 131) nennt sie ebony-black, like the negroes of Africa.

bilden diese Neger einen schroffen Gegensatz zu den grösseren und eckiger gebauten malayischen Usurpatoren. Durch die ungemeine Schmächtigkeit ihrer Beine und die verhältnissmässig grossen Bäuche erinnern sie etwas an die glatthaarigen Bewohner Australiens.“ *)

Mit dieser Schilderung der Negritos stimmt die Charakteristik der Semangs, welche Logan, wahrscheinlich nach Autopsie, in seinem Journal of the Indian archipelago (bei Earl a. a. O. 156) mittheilt und die wir hier im Auszuge reproduciren wollen. Höhe 4′ 8″ bis 4′ 10″, Kopf und Vorderhaupt klein, das Gesicht enger wie beim Malayen, Augenbrauen vorstehend, die Glabella eingedrückt, die Nase klein, an der Spitze dünn, oft aufstehend, Backenknochen breit aber nicht besonders hervorragend, Mund gross, Lippen dick aber nicht aufgeworfen, der untere Theil des Gesichtes oval. Die Gliedmassen sind zart, dagegen der Bauch gross, die Bauchhaut schlapp und faltig. Hautfarbe dunkelbraun bis schwarz. Das Haar ist spiralförmig und wächst in dicken Büscheln. Die Stimme ist nasal-cerebral.

Psychischer Charakter der Papua-Rasse.

Ueber denselben äussert sich A. Russel Wallace (The Malay archipelago, II, 274 ff., Uebersetzung 413 ff.). „Die moralischen Charakteristiken des Papua scheinen ihn ebenso deutlich von dem Malayen zu unterscheiden, wie seine Gestalt und Gesichtszüge. Er ist impulsiv und demonstrativ in Sprache und Handlungen. Seine Erregungen und Leidenschaften drücken sich im Schreien und Gelächter, im Geheul und ungestümen Sprüngen aus. Die Frauen und Kinder nehmen Theil an jeder Unterhaltung und scheinen bei dem Anblick von Fremden u. Europäern wenig beunruhigt zu sein.“ Weiter beurtheilt Wallace den Intellect des Papua; er hält ihn dem Malayen gegenüber hierin überlegen und setzt seine thatsächliche Inferiorität auf Rechnung des mangelnden tieferen Einflusses von Seite höher gebildeter Rassen, mit denen der Malaye zu wiederholten Malen verkehrt hat.

Schliesslich fasst er sein Urtheil zu folgender treffenden Charakteristik zusammen. „Der Malaye ist blöde, kalt, in sich geschlossen.

---

*) Vergl. auch Earl a. a. O., 131. While still young they are neatly formed; but the life they lead in the woods, . . . eating a large quantity one day and often nothing the next . . . produce a large stomach and render the extremities meagre and lank.

ruhig: der Papua kühn, ungestüm, reizbar und geräuschvoll. Der erstere ist ernst und lacht selten, der letztere ist vergnügt und liebt das Lachen — der Eine verbirgt seine Bewegungen, der Andere trägt sie zur Schau."

Hiemit stimmt auch Dasjenige, was Semper über den Charakter der Negritos bemerkt, überein, indem es den Gegensatz derselben gegen den Charakter der Malayen deutlich erkennen lässt. „Ihr Charakter — so schreibt Semper a. a. O. 50 — ist meistens besser als ihr Ruf. Von Natur sind sie zutraulich, frei und offen, misstrauisch nur im Verkehr mit den Christen, den Räubern ihres Landes; ausdauernd und an Muth den malayischen Nachbarn weit überlegen; bereitwillig zu Diensten, sobald diese nur im Bereich des Gewohnten liegen; und von einer unbegrenzten Liebe zur individuellen Freiheit und zum Wanderleben. Von ihrer wirklich gutmüthigen Natur erhielt ich im Lande der Irayas an der Westküste der Cordillere von Palanan einen freundlichen Beweis. In der einen Hälfte dieses Stammes (den Catalanganes, einer Mischung von Malayen und Chinesen, vergl. Semper a. a. O., S. 54) fand ich eine sehr ungastliche Aufnahme, und hier schienen sich die Bewohner fast gänzlich allen intimen Umganges mit den Negern zu enthalten; in der andern aber hatte die unverkennbare grosse Vermischung mit den Negern allen Leuten ein so freundliches Wesen eingeprägt, dass mir der Gedanke an die Wochen, die ich unter ihnen zubrachte, mit zu meinen liebsten Reise-Erinnerungen gehört."

Ethnographische Schilderung.

Der Papua auf Neu-Guinea geht in der Regel nackt umher; doch werden von den Männern die Schamtheile nicht offen zur Schau getragen, sondern in einem getrockneten Kürbis, Bambus-Futteral oder unter einer grossen Muschel verborgen, während die Weiber einen Schurz aus Pflanzenfasern oder Muscheln um ihre Hüften legen. Dem Haar wird grosse Sorgfalt zugewendet; dasselbe wird entweder kurz abgeschnitten oder aber in kleine Zöpfe oder einen grossen Knoten geflochten und mit Bambuskämmen, Knochenstücken, Vogelfedern und anderem Zierrath aufgeputzt. Manchmal wird eine Mütze aus feinen Bambusfasern oder Kängurufellen aufgesetzt. Bei vielen Stämmen wird das Haar mittelst Muschelkalk gebeitzt, wodurch es eine rothe oder flachsige Farbe erhält. Nase, Ohren, Hals und Arme werden verziert, und zwar die beiden ersteren

mit einem durch den durchbohrten Nasenknorpel oder das durchbohrte Ohrläppchen gezogenen Thierknochen, Bambusstäbchen oder einer Feder, ja die Nase selbst mit zwei mit einander verbundenen Schweinehauern, deren Spitzen nach oben gerichtet werden, Hals und Arme mit Ringen, Bändern und anderem Zierrath. Die Sitte, die Haut aufzuschneiden, um erhabene Narben hervorzubringen, und sich Gesicht, Brust und Arme mit allerlei rothen und schwarzen mittelst glimmender Kohle eingebrannten und verschiedenen Erdarten eingeriebenen Flecken und Figuren zu bemalen, ist allgemein verbreitet. Dagegen lässt sich von der malayischen Sitte der Tätowirung mittelst der Nadel nirgends irgend welche Spur nachweisen.

Die Zähne werden von den Papuas spitz zugefeilt: doch scheint diese Sitte nicht von derselben Bedeutung wie eine ähnliche bei den Australiern zu sein.

Hiemit stimmt auch dasjenige, was über die Bekleidung und Ausschmückung der Negritos auf den Philippinen bekannt ist, überein. Auch der Negrito geht nackt einher, bis auf die Schürzen und Schenkelbinden, mit denen er die Hüften umkleidet. Er trägt wunderlich gestaltete Ohrgehänge, sowie Ringe an Beinen und Armen und Halsketten. In Betreff des sogenannten Tätowirens herrscht unter ihnen eine doppelte Sitte. Die einen, die von Mariveles, schneiden gleich den Papuas die Haut auf, wodurch hohe Narben hervorgebracht werden; die anderen, die Negritos der Ostküste von Baler an bis nach Palanan, bedienen sich der Nadel. Die letztere Sitte ist offenbar von den Malayen entlehnt. Aber alle stimmen in der Form der Figuren überein, insofern lauter geradlinige Muster angewendet werden.

Unter den Wohnungen der Papuas sind besonders jene charakteristisch, welche am Flussufer sich befinden: es stehen gewöhnlich mehrere derselben zu einem Kampong vereinigt beisammen. Sie sind auf Pfählen errichtet und aus Bambus aufgebaut. Sie gleichen daher vollkommen den an den Seen Mitteleuropas in neuester Zeit zahlreich entdeckten Pfahlbauten. Eine solche Hütte ist etwa fünf Fuss hoch, sechs Fuss breit, aber nicht weniger als hundert Fuss lang. Doch kommen auch Hütten von etwa siebenzig Fuss Länge und zwanzig Fuss Breite vor. Der Boden besteht aus Bambushölzern, welche ziemlich weit von einander abstehen, so dass das Gehen auf diesem Lattenwerke, durch das man ins Wasser hinab sehen kann, eine grosse Uebung erfordert. Das bis zwanzig Fuss hohe Dach besteht aus den Blättern der Sagopalme: der höhere

Giebel desselben ist dem Wasser zugewendet. Auf dieser Seite werden die Prahus angelegt, und dort wohnen auch die jungen Männer, um bei nahender Gefahr allsogleich bei der Hand zu sein und ihre Massregeln ergreifen zu können. Das Innere der Wohnung zerfällt in zwei durch einen Gang getrennte Hälften, und diese wieder in mehrere kleinere Abtheilungen, deren jede einen besonderen Eingang und Feuerherd hat. Ausser dem letzteren sind ein Haufen Blätter, welcher als Schlafstelle dient, hölzerne schemelartige Kopfkissen und einige ausgehöhlte Kürbisse, welche zum Trinken, Rauchen und anderen Verrichtungen verwendet werden, sowie Säcke, in manchen Fällen auch Matten aus Bast, die einzigen Hausgeräthe. In anderen Gegenden finden sich wieder kleinere Hütten mit niederen Dächern, welche nicht auf Pfählen aufgebaut sind.

Die Papuas bauen Kähne (prâhu) aus ausgehöhlten Baumstämmen, welche sie mittelst langer Ruder geschickt fortbewegen. Ein solcher Kahn ist sehr schmal und oft fünfzig bis sechzig Fuss lang. Bei der steten Gefahr des Umschnappens ist der Papua auf das Schwimmen angewiesen, und in der That ist er in dieser Fertigkeit, sowie im Tauchen von Jugend auf ein vollendeter Meister.

Von Hausthieren finden sich eine eigene Gattung des Schweines (Sus papuensis) und der Hund. In vielen Gegenden werden Beeren und Früchte eingesammelt und für den späteren Gebrauch aufbewahrt. Ebenso ist dem Papua die Bereitung des Sago nicht unbekannt. An manchen Orten findet man angebaute Stücke Landes, welche mit Tabak, Palmen und anderen Nutzpflanzen besteckt sind. Selbst Hecken trifft man um solche Aecker gezogen, was einen gewissen Sinn für Eigenthum verräth.

Die Speisen werden in heisser Asche gebraten; dabei werden aber bei animalischen Nahrungsmitteln keine besonderen Vorbereitungen getroffen. Der Gebrauch des Salzes ist dem Papua unbekannt; an einigen Orten wird es durch Meerwasser ersetzt. Geistige Getränke, namentlich der unter den Polynesiern verbreitete Kawatrank, finden sich bei den Papuas nicht vor.

Unter den Waffen sind Pfeil, Bogen, Lanze und ein aus hartem Holz zierlich geschnitzter Streitkolben zu erwähnen. Derselbe ist ungefähr vier Fuss lang, mit einem cylindrischen schmalen Stiel und drei- oder vierkantigem breiten Ende. Letzteres ist entweder mit verschiedenen Schnitzereien versehen oder mit Steinen ausgelegt. Die Spitze des Pfeiles und der Lanze besteht entweder aus

zugespitzten Casuarknochen oder aus gehärtetem Holze und ist mit einem starken Widerhaken versehen. Der Bogen ist sieben bis acht Fuss lang und aus einer ungemein zähen Holzgattung verfertigt. Auch Messer und Aexte kommen vor, beide aus spitz zugehauenen Kieseln und denen bei uns in den Denkmälern der Steinzeit gefundenen ähnlich.

Etwas den Papuas ganz Eigenthümliches sind die Blasrohre aus Bambus von beträchtlicher Länge. Sie dienen als Signalzeichen, indem Staub mittelst derselben in die Höhe geblasen wird, ähnlich der Rauchsäulen bei anderen Völkeren. (Vgl. Earl a. a. O., S. 38.)

Was das Leben des Aeta auf den Philippinen betrifft, so lebt er unter der kleinen leichten Hütte, die leicht abgebrochen und fortgetragen werden kann, ein ewiges Wanderleben. Von einer Häuslichkeit und irgend welchem Hausthiere ist bei ihm keine Spur vorhanden. Ohne Ackerbau nährt sich derselbe von den Herzen der verschiedenen Palmsorten und den Wurzeln der vielen wild wachsenden Aroideen, sowie den jagdbaren Thieren des Waldes (Rehen und Schweinen) und den Fischen des Meeres und der Flüsse. Seine Werkzeuge und Waffen dabei sind sehr einfach, Bogen und Pfeil, welcher wie bei den Buschmännern in Afrika in der Regel vergiftet ist*) (Earl a. a. O., S. 125, 131 und 134), nebst einem grossen eisernen Messer, das ebenso beim Ausgraben der Wurzeln, wie bei der Vertheidigung gegen den Feind vortreffliche Dienste leistet. Eine besonders beliebte Nahrung ist der Honig der wilden Bienen, welche mittelst Rauches giftiger Kräuter aus den Baumhöhlen, worin sie nisten, vertrieben werden. Das Wachs, welches dabei gewonnen wird, formt man zu Kuchen, die man an die christlichen Händler gegen Strohmatten, Reis, Glasperlen und Tabak verhandelt.

Während der Jagd zeichnet sich der Aeta durch eine besondere Behendigkeit aus. Er versteht es ganz vorzüglich auch die höchsten Bäume gleich einem Affen zu erklettern, so dass eine Truppe dieser Jäger in ihren Bewegungen einer Schaar Orang-utans gleichen soll.

Der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens bildet beim Papua die Familie. Das Oberhaupt derselben ist der Mann, welcher sich so viele Weiber nehmen kann, als er zu ernähren im Stande ist. Die Braut wird von dem Bräutigam durch Erlegung eines bestimmten Schatzes an Sclaven, Waaren und Lebensmitteln erkauft

---

*) Auch die Semang vergiften ihre Waffen (Earl a. a. O. 153).

und demselben dann feierlich bei einem grossen Festgelage, bei dem wohl nicht berauschende Getränke, aber verschiedene lärmende Instrumente die Hauptrolle spielen, übergeben.

Bei den Bergvölkern im Innern Neu-Guineas ritzen sich Braut und Bräutigam sammt den beiderseitigen Verwandten die Stirn auf zum Zeichen der Verbrüderung, was mit der weiter unten zu erwähnenden Sitte des Eides zusammenhängen mag. Irgend welche religiöse Gebräuche scheinen bei der Heirath nicht stattzufinden, obschon der Papua sowohl Tempel als Götzenbilder kennt.

Die Aetas auf den Philippinen sollen in Monogamie leben, woran das beschränkte Mass der Subsistenzmittel Schuld sein mag. Als äusserst sinnig werden ihre Hochzeitsgebräuche beschrieben. Sobald ein Jüngling ein Mädchen heirathen will, lässt er durch seine Eltern oder Freunde um dasselbe werben. Es wird nun ein Tag festgesetzt, an welchem vor Sonnenaufgang das Mädchen in den Wald geschickt wird, wo sie sich verbirgt und entsprechend ihrer Neigung zu ihrem Freier sich finden oder nicht finden lässt. Nach etwa einer Stunde macht sich derselbe auf, seine Braut zu suchen; hat er sie vor Sonnenuntergang gefunden und zu seinen Freunden zurückgebracht, so ist die Ehe vollzogen, im Gegentheil hat er seine Ansprüche auf das Mädchen aufzugeben und ist als mit seiner Werbung abgewiesen zu betrachten.

Sobald eine Papua-Frau niederkommen soll, wird sie von den Frauen des Kampongs aufgesucht und von denselben dadurch unterstützt, dass sie dieselbe mit den Fäusten über der Brust kneten oder mit Wasser begiessen. Nach der Geburt des Kindes bleibt sie durch zwanzig Tage in ihrer Hütte abgesondert zurück, worauf das Kind vom Vater einen Namen erhält. Nachdem das Kind von der Mutter gesäugt worden, wird es, sobald es laufen kann, sich selbst überlassen. Das männliche Kind, grösser geworden, begleitet den Vater auf die Jagd und lernt von ihm die Handhabung der Waffen, sowie die Verfertigung der verschiedenen Geräthschaften kennen. Das weibliche Kind wächst zu Hause unter den Augen der Mutter heran, welche es zu den häuslichen Arbeiten anhält.

Mehrere Familien wohnen in Dörfern, sogenannten Kampongs, vereinigt beisammen. Ueber ein solches Dorf übt zwar in manchen Gegenden ein Aeltester eine gewisse Autorität; diese ist aber immer sehr precär, denn es werden ihm weder irgend welche Abgaben entrichtet, noch zeichnet er sich vor den anderen Bewohnern durch besseren Schmuck oder eine schönere Wohnung aus.

Unter den Gebräuchen, welche das öffentliche Leben betreffen, ist die Eidesleistung zu erwähnen, welche darin besteht, dass die beiden Theile ihr eigenes Blut, welches sie durch Ritzen der Hand hervorlocken, mit Wasser vermengen und dann trinken.

Von Krankheiten ist besonders ein aus eiternden Geschwüren bestehendes Hautübel verbreitet. (Vergl. Earl a. a. O., S. 37 u. 74.)

Die Leichen werden in der Regel begraben; nach Ablauf etwa eines oder zweier Jahre gräbt man aber die Gebeine wieder aus und setzt sie unter Festlichkeiten in einer Felsengrotte bei. Bis dahin müssen die Angehörigen trauern, und die zurückgebliebene Witwe darf sich erst, nachdem dies alles vor sich gegangen, wieder verheirathen.

Bei den Völkern im Innern von Neu-Guinea, ebenso bei den Stämmen an der Südostküste kommen andere Gebräuche vor. Man legt die Leiche, nachdem sie gewaschen und in ein Bastzeug eingewickelt worden, auf ein Gerüst, unter dem man einen Monat lang ein gelindes Feuer unterhält. Nachdem die Leiche auf diese Weise mumificirt worden, setzt man sie unter Festlichkeiten in einer Felsengrotte bei.

Merkwürdig sind in Hinsicht der Verstorbenen manche Sitten der Aetas auf den Philippinen. — Nach ihrer, sowie aller Naturvölker Ansicht ist jeder Todesfall eine Folge des bösen Einflusses eines anderen Wesens und muss der Todte durch den Tod dieses feindlichen Wesens gerächt werden. Man macht sich daher unmittelbar nach dem Begräbnisse auf, um dieses Wesen aufzusuchen, als welches das erste beste, welches den Suchenden gerade in den Weg kommt, erkannt wird. Bei dieser Gelegenheit ist man eifrig bemüht, den Weg der Suchenden durch abgebrochene oder gebogene Zweige und andere Merkmale zu kennzeichnen, damit nicht etwa ein Freund denselben in den Wurf komme, da man ihn sonst als Sühnopfer erbarmungslos tödten müsste. Ueber dem Grabe des Verstorbenen werden seine Waffen, Bogen und Pfeil, aufgehängt, damit er jede Nacht aus dem Grabe emportauchen und jagen könne. Man kehrt zu dem Grabe oft zurück und legt Tabak und Betel darauf.

Ein grosser Fortschritt des Papua gegenüber seinem auf der untersten Culturstufe stehenden Nachbar, dem Australier, ist der Handel. Derselbe beschränkt sich zwar in Neu-Guinea nur auf einzelne Rohproducte, welche von den Bewohnern aus dem Innern geholt und an malayische Kaufleute hintangegeben werden; er trägt

aber wesentlich dazu bei, den Papua für gewisse Bedürfnisse des Lebens empfänglich zu machen. In jenen Gegenden, wo der Tauschhandel in grösserem Umfange betrieben wird, bekleiden sich die Einwohner mit Kleidungsstücken aus Kattun und haben, wenn auch ziemlich oberflächlich, den Islam angenommen.

Ein anderer nicht minder wesentlicher Vorzug des Papua gegenüber dem Australier, ist ein ziemlich entwickelter Formensinn, welcher sich in der plastischen Nachahmung verschiedener Gegenstände kund gibt. Wir finden beim Papua eine Reihe von geschnitzten Figuren, welche sowohl Menschen als Thiere repräsentiren. Die Darstellung der ersteren ist allerdings höchst primitiv und sonderbar: überall zeigt sich ein im Verhältnisse zu den übrigen Körpertheilen auffallend grosser Kopf, eine dicke grosse Nase, ein unförmlicher grosser Mund und ein riesiger Penis. (Offenbar nur eine Uebertreibung des ächten Papua-Typus. Vergl. die geschnitzte Figur bei Wallace a. a. O., II, 274, Uebersetzung 412.)

In Betreff der religiösen Anschauungen der Papuas sind wir wenig unterrichtet, doch scheinen dieselben eine bestimmte Form zu besitzen. Wenigstens finden sich grössere Gebäude von eigenthümlicher Form (so das Rumslam bei Dorei, der Tempel im Kampong Tobaddi in der Humboldtbai), welche nichts anderes als Tempel sein können, sowie Figuren verschiedener Art, denen gewiss irgend welche religiöse Vorstellung zu Grunde liegt. In einigen Theilen von Neu-Guinea begegnet man einer bestimmten Idee von einem höchsten Wesen, das über den Wolken wohnend gedacht wird. Diese Idee ist jedoch ohne irgend welche praktische Bedeutung, da diesem höchsten Wesen weder Opfer dargebracht werden, noch dasselbe mit Gebeten angerufen wird. Mehrere Völker im Inneren sollen die Sonne und die Berge verehren und bei diesen Dingen auch schwören.

Von Fällen des Cannibalismus wird zwar unter den Papuas berichtet, diese sind aber nicht hinlänglich verbürgt und beruhen wahrscheinlich auf Verwechslungen.

Festlichkeiten kommen bei verschiedenen Gelegenheiten vor, so bei Hochzeiten, Begräbnissen. Eine Hauptrolle spielen dabei die Musik und der Gesang. Erstere wird in der Regel mittelst einer Trommel gemacht. letzterer besteht in dem lärmenden Absingen von Liedern. Die Trommeln sind mit der Haut einer grossen Eidechse oder dem Felle eines vierfüssigen Thieres bespannt und aus einem etwa zwei Fuss langen, ziemlich schmalen ausgehölten

Stück Holz verfertigt. Sie werden mittelst eines Stäbchens geschlagen.

Gleich anderen Naturvölkern haben die Papuas ihren Nationaltanz, zu dem sie sich eigenthümlich schmücken. Arme und Hüften werden mit Vogelfedern geziert; Nase, Wangen und Brust werden mit Kalk oder einer anderen Erdart bestrichen. Man stellt sich in zwei Reihen auf und sucht den Vortänzer, welcher mit einem eigenthümlichen grotesken Kopfputze ausgestattet ist, zu copiren. Das Ganze wird von ohrenzerreissendem Trommelschall begleitet. Neben dem Nationaltanz kommen auch Kriegstänze vor, welche von zwei Abtheilungen, wovon die eine die Angreifer, die andere die Angegriffenen darstellt, aufgeführt werden. — Alle diese Tänze werden seltener zur Nachtzeit, häufiger bei Tage aufgeführt. Merkwürdig ist, was von den Aetas auf den Philippinen berichtet wird, dass sie keine Musik-Instrumente besitzen (Earl a. a. O., S. 133), obwohl man ihr Temperament als heiter und lebhaft schildert.

Bei den Papuas des Bezirkes Lobo (in der Nähe des Berges Lamantseieri auf Wonim-di-bawa) lässt sich eine geordnete Zeitrechnung nachweisen, welche auf der Wiederkehr des Vollmondes und Monsun's (Ngarak-wida) basirt. Die Zeit von einem Vollmonde zum anderen heisst Uran-sa (ein Mond). — Der Ost-Monsun enthält sechs, der West-Monsun fünf Monde; ein Mond entfällt auf die grosse Ebbe (Meti besar). Ein Jahr heist Ngarak-sa. Die grosse Ebbe tritt im Oktober ein, wo die Papuas auf den Trepangfang aussegeln und wird auch von ihnen am Ausschlagen des Eisenholzbaumes erkannt.

Sprache.

Die von den reinen Papuas gesprochenen Sprachen sind noch wenig bekannt, daher die Vergleichung derselben unter einander nur äusserst mangelhaft sein kann und sich auf das Allgemeinste beschränken muss. Dass die verschiedenen auf Neu-Guinea gesprochenen Dialekte mit einander in einem tieferen Zusammenhange stehen, scheint sicher zu sein; wie sich das Verhältniss derselben zu dem Idiome der sogenannten Negritos stellt, darüber müssen spätere Forschungen entscheiden.

Die Sprache der Aetas auf den Philippinen wird als besonders rauh beschrieben, „gleich dem Zwitschern der Vögel“ (Earl a. a. O., S. 133), was auf eine starke Häufung der Consonanten schliessen lässt.

B. Vliesshaarige.

1. Afrikanische Neger.*)

Das Gebiet der afrikanischen Neger-Rasse, welches die ältere Anthropologie mit diesem Welttheile identisch erklärt hatte, ist nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft auf einen bestimmten Theil desselben beschränkt. Es ist jener Theil des westlichen und mittleren Afrika, der vom Senegal bis gegen Timbuktu und von da an bis an die nördlichen Ufer des Tsad-Sees reicht, von da aus gegen Norden in die Sahara bis gegen Fezzan sich zieht, wo im Norden mittelländische im Osten Nuba-Stämme ansässig sind. Hier zieht sich das Gebiet der Neger über Darfur, den Nil herauf bis etwa zu den nördlichen Ufern des Ukerewe-Sees, von wo an eine mehr oder weniger gerade gegen den Meerbusen von Biafra gezogene Linie die südliche Grenze desselben bildet. Es umfasst also eine Strecke von etwa 50 Graden Länge und 10 bis 15 Graden Breite des afrikanischen Continents.

Die Neger sind die eigentlichen Aboriginer von Nordwestafrika in eben demselben Sinne wie die Hottentoten es von Südafrika sind. Sie scheinen ehemals vor der Verbreitung der Fulah- und der Kaffer-Rasse über die von ihnen gegenwärtig eingenommenen Strecken den ganzen Norden und Westen bis gegen und über den Aequator herab in Besitz gehabt zu haben.**) Von Norden und Osten her von

*) Die Quellen finden sich verzeichnet bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker Bd. 2, XVII, ff. Die vorzüglichsten darunter sind: Barth, H., Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika, Gotha 1857, 8°, 5 Bde. Cruickshank: Eighteen years in gold coast of Africa, London 1853, 8°, 2 voll. Forbes: Dahomey and the Dahomeans, Paris 1851, 8°. Hecquard: Reise an die Küste und in das Innere von West-Afrika, Leipzig 1854, 8°. Kaufmann, A. Schilderungen aus Central-Afrika, Brixen 1862, 8°. Monrad, Gemälde von der Küste von Guinea, Weimar 1824, 8°. Raffenel, Voyage dans l'Afrique occidentale. Paris 1846, 8° und Nouveau voyage dans le pays des nègres. Paris 1856, 8°. Wilson, Western Africa, its history, condition and prospects. London 1856, 8°. Nebstdem enthalten die sprachwissenschaftlichen Arbeiten von Barth, Boilat, Kölle, Mitterrutzner, Riis, Schlegel, Schön, Schlenker, Zimmermann, sowie der Missionsatlas von Grundemann manche werthvolle Angaben über die ethnographischen Verhältnisse Afrikas.

**) Waitz (Anthropologie der Naturvölker II, 5) glaubt, dass die Neger-Rasse in alter Zeit den ganzen Osten und Süden von Afrika, mit einzigem

Stämmen der Fulah- und Kaffer-Rasse, später auch der mittelländischen Rasse gedrängt, wurden sie nach und nach auf ihren gegenwärtigen Verbreitungsbezirk beschränkt, wobei Mischungen an den Rändern des Gebietes mit den ihnen nachrückenden Stämmen nicht ausbleiben konnten. So sind die Mischungen im Nordosten und Osten mit der mittelländischen und im Süden mit der Kaffer-Rasse nicht zu verkennen,*) während überall dort, wo der Fulah als Eroberer eingedrungen ist, eine Annäherung des Neger-Typus an den seinen nachgewiesen werden kann. Am reinsten und bestimmtesten hat sich der Neger-Typus in jenem Theile seines Gebietes behauptet, welcher am weitesten von den Berührungsgrenzen mit den fremden Rassen und Stämmen entfernt ist, nämlich im Südwesten. Es kann daher vor allem jener Theil Afrikas, welcher vom Senegal bis gegen den Niger reicht, als das Land des ächten Negers betrachtet werden.

Wir finden den Neger mit allen seinen physischen Charaktern, die ihn heutzutage auszeichnen, bereits auf den Denkmälern der alten Aegypter abgebildet. Diese Denkmäler wurden zu einer Zeit errichtet, wo die Wanderung der Kaffer-Rasse gegen Süden schon begonnen hatte und die Verwandten der Aegypter, die sogenannten hamitischen Völker (Berbern, Gallas, Somalis, Dankalis) von Asien aus in ihre Sitze im Norden und Osten Afrikas eingezogen waren. Die Einwirkungen der fremden Rassen auf die Neger-Rasse hatten zwar schon begonnen, aber es ist sehr zu bezweifeln, ob sie so tiefgreifender Natur waren, als man im vorhinein zu glauben versucht sein könnte, da wir dem Neger stets geschieden von dem Weissen und grösstentheils nur als dessen Sclaven begegnen.

Einen viel grösseren Einfluss der stammfremden Rassen und Völker auf den Neger müssen wir dort zugestehen, wo der letztere

---

Ausschluss des Hottentotenlandes, in Besitz gehabt habe. Andererseits hält er dafür (a. a. O., II, 375), dass die westlichen und südlichen Theile des jetzigen Gebietes der Kaffer-Rasse ursprünglich im Besitze von Negern waren bis zu jener Zeit, da sich aus dem Nordosten Afrikas wilde gelbbraune Stämme (Kaffern?), von grobem, wenn nicht schlichtem, doch gewiss nicht wolligem Haar über dasselbe ergossen.

*) Die westlichen Kafferstämme, namentlich im Norden, zeigen eine grössere Annäherung an den Neger-Typus als dies bei den östlichen und südlichen der Fall ist. (Vergl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, II, S. 375.) In gleicher Weise nähern sie sich ethnologisch den Negervölkern derart, dass sie eher zu diesen als zu den Kaffervölkern zu gehören scheinen.

den ersteren gegenüber in der Uebermacht erscheint und der Unterschied beider in intellectueller Beziehung vermöge der weniger entwickelten Cultur der Einwanderer nicht so schroff hervortritt, wie in Aegypten und im Osten überhaupt, wo die hamitische Cultur frühzeitig zu ungeahnter Höhe emporgewachsen war. So namentlich im Norden, wo der wanderlustige und räuberische Stamm der Berber immer tiefer und tiefer ins Gebiet der Neger eindrang und sich festsetzend es sogar frühzeitig zur Begründung eines eigenen Reiches brachte. So dürfte das Reich Ghanata im Nordwesten von Timbuktu an der nördlichen Grenze des Negergebietes, wo nach Ahmed Baba zwei und zwanzig Sultane aus dem Stamme der Weissen vor Muhammed geherrscht haben sollen, auf einen Stamm der Berber zu beziehen sein. — (Waitz, Anthropologie der Naturvölker, II, S. 9.) Es ist interessant, das allmälige Vordringen und Sichfestsetzen des kühnen Berbervolkes in den Negerländern nach den wenigen Nachrichten zu verfolgen, welche uns die Araber hinterlassen haben und nach denen Barth und nach ihm Waitz in seiner Anthropologie der Naturvölker, II, S. 8 ff., sie uns schildern. Sie erklären uns manche Eigenthümlichkeiten des afrikanischen Lebens in diesen Gegenden und liefern uns über die Bewegungen der Negerstämme manche wichtige Fingerzeige.

Von dem grössten Einflusse auf das Leben und die Schicksale der Negervölker wurden jene Begebenheiten, welche der Entstehung des Islam und dem durch ihn genährten kriegerischen Geiste folgten. Durch den Islam wurde auch dem Neger etwas von dem fanatischen Krieger, der in dem Semiten steckt, mitgetheilt. Der Neger, durch den Glauben begeistert, erhob sich gegen den fremden Eindringling und suchte selbst Herr über ihn zu werden. So scheint der Fall des Berberreiches Ghanata, welcher durch die im Südosten davon wohnenden Mandingos herbeigeführt wurde, vornehmlich dem Impulse des Islam zu verdanken sein.

Der Islam brachte aber auch zwei dem Neger stammfremde Eroberer in sein Gebiet, nämlich den Fulah und den Araber. — Der erstere setzte sich als kühner rücksichtsloser Eroberer im Herzen des Negerlandes fest, wo er bis heut zu Tage mit abwechselndem Glücke den Kampf ums Dasein mit dem Neger kämpft, während der letztere vornehmlich als politischer Intriguant und schlauer Kaufmann es wohl verstand, den sanguinischen Neger seinen Zwecken dienstbar zu machen.

Seit dem Beginne der Neuzeit, welche mit der Entdeckung des neuen Welttheils durch Christoph Columbus zusammenfällt, war es vornehmlich der Weisse, der bald als Freund, bald als Feind einen gewaltigen Einfluss auf das Leben und Geschick des Negers ausübte. Durch das auf den Boden der neuen Welt verpflanzte Institut der Sclaverei, wodurch die Nachfrage nach dem der tropischen Sonne trotzenden Schwarzen gesteigert wurde, erhielt die Sclaverei auf afrikanischem Boden, wo sie schon seit undenklichen Zeiten geübt wurde, neue Nahrung. Man veranstaltete förmliche Menschenjagden und schleppte ganze Familien und Stämme in eine ihnen fremde Umgebung. Dadurch wurde die Mischung der Negerrasse sehr befördert; diese wurde um so grösser, je weiter der Neger von seinem heimathlichen Boden entfernt war und frischer Zuzug das fremde Blut nicht so leicht ausgleichen konnte. So ging der Neger in den Colonien nach und nach in einen aus der Verbindung mit Indianer- und Europäerblut gebildeten Mischling über. Und als man vollends in der neuesten Zeit das an dem Neger seit Jahrhunderten verübte Unrecht einsehend, denselben freigab und in sein altes Heimathsland zurückschickte, musste der also umgestaltete, aus der Fremde gekommene Neger auf den in der Heimath gebliebenen keinen unwesentlichen Einfluss ausüben, so dass selbst gerade jener Theil des Negergebietes, welcher als der relativ von Mischungen freieste gelten kann, nicht mehr als völlig rein und unvermischt betrachtet werden darf.

Uebersicht der Völker, welche zur Neger-Rasse gehören.

Im äussersten Westen des Negergebietes, besonders jenes Theiles, wo der Neger-Typus am reinsten sich erhalten hat (zwischen den Flüssen Senegal und Niger), finden wir das Volk der Wolof („die Schwarzen", im Gegensatze zu den Fulah, „den Gelben"). Sie dürften die älteste, d. h. am ersten bei der Wanderung der Negervölker in diesen Gegenden sesshaft gewordene Bevölkerung bilden, welche es frühzeitig zu einem geordneten, von einem Oberhaupte beherrschten Staate gebracht hat. Hieraus erklärt sich die Verbreitung der Wolof-Sprache über ihre Grenzen hinaus, und der Einfluss, den sie auf die umliegenden, mit ihr nicht verwandten Idiome geübt hat, welche mehrere aus ihr entlehnte Cultur-Ausdrücke enthalten.

Gegenwärtig bewohnen die Wolof die Länder Qualo, Cayor, einen Theil von Baol, nebst der Halbinsel Dakar bei Cap Verde.

Die Wolof-Sprache steht in der Reihe der westafrikanischen Neger-Sprachen isolirt da.

Südwestlich von den Wolof, und von ihnen umschlossen, wohnt das Volk der Sererer oder Sarrar. Verwandt den Letzteren sind die Felup an der Gambia, die Filham oder Filhol am Flusse Casamanza, die Biafade oder Biafaren an beiden Ufern des Flusses Geba und am rechten Ufer des Rio Grande, die Papel auf den Bissagos-Inseln und zwischen den Flüssen St. Domingo und Geba, die Balantes zwischen den Flüssen Geba und Casamanza, die Cassangues zwischen den Flüssen St. Domingo und Casamanza und die Naga am linken Ufer des St. Domingo.

Die Banyum, welche ehemals am linken Ufer der Gambia sassen, sind weiter südlich hinabgedrängt worden, wo sie bis an das linke Ufer des Casamanza sich herabziehen. Am linken Ufer des Rio Grande finden wir die Tyapi, dann südlich vom Nunez bis an den Pongos die Nala, weiter die Temne*) und die Bullom, die Bevölkerung des Niederlandes von Sierra Leone.

Indem wir die Vei, welche südöstlich von Sierra Leone wohnen und mit dem Volke der Mandingo zusammenhängen, vor der Hand bei Seite lassen, betreten wir am linken Ufer des St. Paul-Flusses das Gebiet des Kru, welche einer Sage nach von den Eroberer-völkern der Mandingo und Fulah aus dem Innern in ihr jetziges Gebiet hineingedrängt worden sein sollen. Ihr Gebiet erstreckt sich vom Cap Mesurado am rechten Ufer des St. Paul-Flusses bis St. Andreas, ist also jenes Land, welches von uns insgemein „die Pfeffer-Küste“ genannt wird. Mit den Kru dürften die Bewohner der „Zahnküste“, welche von den Wohnsitzen der Kru bis an den Fluss Assinie reichen und sich selbst Avekvom nennen, im innigsten ethnologischen Zusammenhange stehen.

Die Stämme östlich vom Flusse Assinie bis an den Niger stehen, wie ihre Sprachen darthun, zu einander in einem innigen Verwandtschaftsverhältnisse. Es sind dies die Bewohner der Reiche Asante (Aschanti), Fanti, Akim, Akwapim und Akwambu, wo überall die Odschi-Sprache geredet wird. Innig verwandt mit diesen ist das Volk von Akra, welches der Ga-Sprache, eines mit dem Odschi aufs innigste verwandten Idiomes, sich bedient.

---

*) Nach Schlenker (Grammar of the Temne language, London 1864. 8°) von 11° 15′ bis 13° 10′ westl. Länge und von 8° 15′ bis 9° 6′ nördl. Breite.

Weitere Verwandte sind jene Stämme, welche die Ewe-Sprache reden, nämlich die Bewohner von Dahome (Dahomey), Angfue, Anglo und Machi, ferner die Yoruba, welche besonders in der Neuzeit durch die christlichen Missionen und ihren schwarzen Bischof Samuel Crowther allgemein bekannt geworden sind.

Südöstlich von den Yoruba in den Nigerdeltas bis zum Flusse Alt-Calabar wohnt das Volk der Ibo, dessen Sprache mit mehreren Dialekten sich weit nach Nordosten verbreitet.

Weiter hinauf nach Norden in jenen Gegenden, die von der Mündung des Benue in den Niger bis gegen Rabba sich erstrecken, wohnen Stämme, welche der Nuffi- (Nupe-)Sprache sich bedienen. Wie das Verhältniss der beiderseitigen Sprachen, nämlich Ibo und Nupe zu einander sich stellt, dies bleibt näheren Untersuchungen zu entscheiden überlassen.

Oestlich vom Flusse Alt-Calabar bis gegen Adamaua wohnen mehrere uns blos dem Namen nach bekannte Stämme, so die Mbafu, die Batti, die Mitschi u. a.

Nachdem wir die Stämme aufgezählt haben, welche längs der Küste vom Senegal an bis an den Meerbusen von Biafra angesiedelt sind und nach diesem Lagerungsverhältnisse für die ältesten, d. h. am frühesten in diesen Gegenden sesshaft gewordenen Bewohner gelten können, die auch relativ am meisten unvermischt geblieben sind und den ächten Neger-Typus beibehalten haben, wollen wir uns abermals gegen Norden wenden und vom Senegal, der nordwestlichen Scheidegränze des Neger- und Berber-Gebietes ausgehend, jene Stämme betrachten, welche erwiesenermassen nach Ansiedlung derjenigen, welche wir soeben kennen gelernt haben, grösstentheils von Nordosten in diese Gegenden eingedrungen und mit fremdem Blute mehr als die vorigen gemischt worden sind.

Als das älteste Volk in den Gegenden, welche nordöstlich von den Wohnsitzen der Wolof gelegen sind, werden die Serechule (Sarakulé, Serrakolet) angesehen. Die Serechule waren höchst wahrscheinlich jener Stamm, welcher den Grundstock der Bevölkerung innerhalb des alten von den Berbern errichteten Reiches Ghanata bildete. Da der Name Serechule „weisse Menschen" bedeutet und einzelne Stämme derselben in der That durch eine hellere Hautfarbe von den umwohnenden Völkern sich auszeichnen sollen, so dürften die Serechule gar kein eigenthümliches Negervolk, sondern einen durch Aufnahme von Berber-Elementen frühzeitig entstandenen Mischstamm repräsentiren. Damit stimmt auch der Umstand

überein, dass die Serechule zu den Mandingo, welche das alte Reich zerstörten, in ein Unterthänigkeitsverhältniss traten, denn der Name Assuanek, Ssuaninki, der ihnen von den Mandingo beigelegt wird im Gegensatz zu Melli, Mellinki, welches „frei, edel", bedeutet, besagt so viel wie „die Unterdrückten". Gegenwärtig sind die Serechule von den Mandingo zum grössten Theile in sich aufgenommen worden, so dass sie nur in einzelnen Gegenden als eigenthümlicher Stamm erscheinen. Die von ihnen gesprochene Sprache, genannt Gadschaga oder Kadschaga, soll mit dem Mandingo nicht verwandt sein, sondern isolirt dastehen.

Die Mandingo waren vor den Eroberungen der muhammedanischen Fulah das mächtigste Volk Westafrikas. Das Reich Melli, welches auf den Trümmern des alten Berber-Reiches Ghanata sich erhob, war eine Schöpfung der Mandingo, welche ebenfalls zum Islam sich bekannten. — Durch den Glanz und die Macht seines Reiches gewann das Volk der Mandingo, sowie seine Sprache eine grosse Verbreitung unter den Stämmen des westlichen Afrika. Die Mandingo haben sich manchen Stamm ganz assimilirt und sind nach Westen weit hinein in die Gebiete der Wolof und Felup vorgedrungen.

Als Verwandte der Mandingo sind zu betrachten: die Bambara, die Susu, welche frühzeitig neben den Mandingo auf dem Schauplatze der Geschichte Westafrikas erscheinen, und die Vei, welche den äussersten südwestlichen Ausläufer dieser Völkerfamilie bilden. Sie sind nach einer Stammsage erst vor etwa hundert Jahren aus dem Lande Mani, das nordöstlich von ihren jetzigen an der Küste gelegenen Sitzen liegt, in dieselben vorgedrungen.

Nordöstlich von den Mandingo an den gegen das Gebiet der Berber gelegenen Nordgrenze des Verbreitungsbezirkes der Neger-Rasse, sitzt das Volk der Sonrhay. Das Sonrhay-Volk spielt in der Geschichte des westlichen Mittelafrika dieselbe wichtige Rolle wie das Volk der Mandingo in Westafrika. Geradeso wie die letzteren das Berber-Reich Ghanata zerstört und auf den Trümmern desselben das Reich Melli gegründet hatten, wurden sie später von den Sonrhay besiegt und unterworfen, welche nun der mächtigste Staat des sogenannten Sudan wurden. — Durch die Eroberungen des Sonrhay-Volkes wurde auch seine Sprache weit über die Grenzen ihres ursprünglichen Verbreitungsbezirkes getragen. Sie wird gegenwärtig von Timbuktu und der Landschaft Asuad bis gegen Agades

hin gesprochen. Was ihre Stellung zu den umliegenden Sprachen betrifft, so dürfte sie am besten als isolirt-stehend zu betrachten sein.

Südlich vom Verbreitungsgebiet des Sonrhay-Volkes wohnt das Volk der Hausa. Wenn wir auch von der Geschichte desselben nur sehr Weniges wissen, so lässt sich dennoch aus der weiten Verbreitung der Hausa-Sprache, weit hinaus über die Grenzen ihres Stammlandes, auf die ehemalige Bedeutung des sie sprechenden Volkes ein Schluss machen. Sie ist eine in der Reihe der afrikanischen Sprachen isolirt stehende; das semitisch-hamitische Element, welches man in ihr entdeckt zu haben glaubte, beruht auf arger Täuschung. — Gegenwärtig reicht das Gebiet der Hausa-Sprache von den Hausa-Staaten Katsena, Segseg, Saria, Kano, Rano, Gober und Daura gegen Nordosten nach Damerghu und Air; sie wird aber im Süden in den Reichen Sanfara, Kebbi, Nyffi, Guari, Yauri, Yoruba und Kororofa (am linken Ufer des Benue), sowie in Burgu (am rechten Ufer des Niger) als Handelssprache gesprochen und allgemein verstanden.

Südöstlich von Damerghu trifft der Stamm der Kanori (Kanuri) mit dem Hausa-Volke zusammen. Die Kanori sind das Hauptvolk von Bornu, welcher Staat im 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von einem Sultan aus der Reihe der Weissen (Berber oder Araber) errichtet wurde. Durch die glücklichen Eroberungen dieses Reiches breitete sich die Kanori-Sprache über viele Gegenden Mittelafrikas aus. Nahe Verwandte der Kanori sind die Bewohner von Manga, Nguru, Kanem und die Tibbu,*) deren Sprache, Teda, mit der vorhergenannten zu einem und demselben Stamme zu rechnen ist.

Südlich von Bornu, unterhalb des Tsad-Sees, wohnen mehrere Völker, welche sprachlich untereinander verwandt zu sein scheinen. Es sind dies die Bewohner von Kotoko und Gamerghu, Logone, Marghi, Musgu, Mandara und Batta. Die Fali, die Bewohner des Landstriches südöstlich von Adamaua sollen mit den vorhergehenden Stämmen nicht zusammenhängen.

Westlich von diesen Gegenden liegt Baghirmi, dessen Bewohner mehreren Stämmen angehören sollen; die Sprache des Hauptstammes (Baghirmi) ist als eine isolirte zu betrachten. Nordöstlich von Baghirmi liegt Wadai, wo das Maba als allgemeine Verkehrs-

*) Vergl. Nachtigall, Die Tibbu. Ethnographische Skizze (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 1870, S. 216 ff., 289 ff.).

Sprache gilt. Im Osten von Wadai endlich liegt Darfur, das eine mit den östlichen Völkern, Nubas und Arabern, sehr gemischte Bevölkerung zeigt.

In demjenigen Landstriche, der von Baghirmi, Wadai, Darfur, den Nilländern, sowie Kaffa eingeschlossen wird und im Süden an das Gebiet der Kaffer-Völker grenzt, scheint eine ziemlich bedeutende Anzahl von Stämmen zu wohnen, von denen nur die im äussersten Osten am Bahr-al-Abyad wohnenden näher bekannt geworden sind. Es sind dies die Stämme der Schilluk am linken Ufer des Bahr-al-Abyad vom Flusse Kailak und dem Dschebel-Tekem bis hinab gegen Mokadat-el-Kelb, die Nuer am rechten Ufer des Bahr-al-Abyad südlich von den Schilluk, ferner die Dinka von den Dinka-Bergen am östlichen Ufer des Bahr-al-Abyad vom 12° nördl. Breite bis zum 6° und am westlichen Ufer des Bahr-al-Abyad herab bis zum 10° nördl. Breite. Sie zerfallen in mehrere Stämme, unter denen die der Tuitsch, Bor, Elyab und Kyetsch die bemerkenswerthesten sind. Südlich vom Lande der Elyab und Bor wohnen die Bari, deren nördlichster Stamm Tschir genannt wird. Wie weit das Gebiet der Bari gegen Süden sich erstreckt, ist unbekannt; gewiss reicht es weit über den Berg Belenyan hinauf. — Oestlich von den Bari wohnen die Beri, welche eine dem Schilluk und Dinka verwandte Sprache sprechen, westlich die Yang-barä und noch weiter gegen Westen die Nyam-nyam oder Makara, welche Cannibalen sein sollen, obschon dies nicht wahrscheinlich ist, sondern vielmehr auf die im Süden wohnenden Kaffervölker, welche erwiesenermassen Cannibalen sind, hinzuweisen scheint.*)

Physischer Typus der Neger-Rasse.*)

Seiner Gestalt nach ist der Neger im Ganzen stark und muskulös gebaut, er erreicht eine Höhe von $5\frac{1}{2}$ bis 6 Schuh. Neben der mittelländischen Rasse ist, was Arbeitsleistung anbelangt, die Neger-Rasse die stärkste, ja im heissen Klima wird die erstere sogar von ihr übertroffen. Der Hals des Negers ist dick, kurz und

*) Vergl. Kaufmann, A., Schilderungen aus Central-Afrika, Brixen 1862, 8°, Seite 202.

**) Crawfurd, John. On the physical and mental characteristics of the Negro. (Transactions of the ethnological society of London. New Series, IV, 212). Hunt, James. On the Negros place in nature (Memoirs read before the anthropological society of London 1863—64, I, 1). Peacock, Thomas, On the weight of the brain in the Negro (a. a. O., I, 65).

kräftig, sein Nacken stark entwickelt; dagegen ist seine Wirbelsäule weniger biegsam. Das Becken ist bedeutend kleiner und enger wie beim Weissen — es ist mehr keilförmig und stark nach rückwärts geneigt, woraus sich der eigenthümlich steife, das Gesäss stark nach rückwärts wendende Gang des Negers erklärt. Der Unterarm tritt beim Neger bedeutend gegen denselben Theil bei anderen Rassen hervor, ebenso auch die Finger. Dagegen sind der Oberschenkel und die Wade schwach entwickelt, woran die hockende Stellung, welche der Neger gern einzunehmen pflegt, nicht wenig Schuld tragen mag. Die Knie sind etwas gebogen, der Fuss ist mit einer langen und breiten Ferse versehen. Die Haut ist von dickerer Structur wie beim Weissen; sie fühlt sich stets sammtartig und kühl an, zeigt keine Behaarung und hat eine eigenthümlich widerlich riechende Ausdünstung. Bemerkenswerth ist, dass die Haut auf der inneren Seite der Hand bedeutend härter und unempfindlicher als beim Weissen zu sein pflegt.

Das Knochengerüst des Negerschädels ist schwer, dick und hart. Das Hinterhaupt erscheint lang ausgedehnt und das Hinterhauptloch etwas nach hinten gerückt. Das Gehirn des Negers ist im Ganzen von geringerem Volum wie bei der mittelländischen Rasse, auch die Gehirnwindungen sind nicht so vortheilhaft wie bei dieser entwickelt. Das Mittelhirn wiegt immer über das Vorderhirn bedeutend vor. Bei der Schmalheit der Stirn und der langgestreckten und nach vorne gerichteten Kiefern erscheint der Kopf wie von beiden Seiten zusammengedrückt und das Gesicht in Folge dessen lang und schmal; bei dem im höchsten Grade ausgesprochenen Prognathismus ragt der untere Theil desselben schnauzenartig hervor.

Die Oberfläche der kleinen kugligen Stirn ist uneben. Unterhalb derselben befinden sich zwei schwarze enggeschlitzte Augen. Die Nase hat eine breite Basis, ist dick, flach und mit breiten Löchern versehen. Der Mund ist breit und weit, aus ihm blickt eine Reihe hellweisser, nach vorne geneigter schiefsitzender Zähne hervor. Die Lippen sind wulstig, aufgeworfen und dunkelroth gefärbt. Das Kinn ist plump, aber klein. Die Farbe der Haut ist dunkel vom tiefsten Ebenholzschwarz durch Braun bis zum schmutzigen Ledergelb; das Haar, welches in der Regel nur am Kopfe, seltener am Kinn und noch seltener oberhalb der Lippen zu wachsen pflegt, ist schwarz, kraus und kurz. Wie alt der Neger durchschnittlich wird, ist sehr schwer zu bestimmen, da er selbst nie sein Alter anzugeben im Stande ist. Bei dem Umstande jedoch,

dass man in sehr vielen Familien Enkel von 15 Jahren antrifft und der Neger um das zwanzigste Jahr zu heirathen pflegt, kann auf ein Durchschnittsalter von 60 Jahren leicht geschlossen werden. Uebrigens sollen Leute, bei denen man auf ein Alter von 70 Jahren und mehr schliessen kann, nicht besonders selten sein.

Der im Vorhergehenden in Kurzem geschilderte Typus ist ein scharf abgegränzter und findet zunächst auf die Individuen jener Gegenden Anwendung, wo der Neger von Mischungen mit stammfremden Rassen und Völkern sich frei erhalten hat. Dagegen weicht der Typus in jenen Gegenden, wo fremde Elemente auf den Neger eingewirkt haben, in diesem oder jenem Punkte von dem eben geschilderten ab, jenachdem dieses oder jenes Volk oder mehrere durch kürzere oder längere Zeit ihren Einfluss geltend gemacht haben.

So findet im Norden und Nordosten, wo Berber und Araber mit dem Neger sich gemischt haben, eine Annäherung des Negertypus an den mittelländischen insofern statt, als die Hautfarbe oft lichter, das Haar weniger kraus und etwas länger erscheint. So zeichnen sich einzelne Stämme der Serechule durch lichtere Farbe und längeres oft bis auf den Hals herabfallendes Haar aus. Auch die Hausa, obwohl von jener Hautfarbe und jenem Haar, wie sie den Neger auszuzeichnen pflegten, zeigen im übrigen Typus, der als sehr regelmässig geschildert wird, Anklänge an die Formen der mittelländischen Rasse.

Psychischer Charakter der Neger-Rasse.

Der Charakter des Negers ähnelt in vielen Punkten dem des unentwickelten Kindes, er wird durch tiefe Receptivität und nur momentan und heftig wirkende Spontaneität gekennzeichnet. Der Neger ist im Ganzen ein sinnlicher Mensch, bei dem die Phantasie überwiegt. Der Grundzug seines Temperamentes ist daher Heiterkeit; er kann aber auch, durch äusserliche plötzlich auf ihn einwirkende Ursachen leicht in die gegentheilige Stimmung getrieben werden, welcher er, da er in seinem Innern keinen festen Halt findet, in der Regel auch erliegt.

Der ungezügelten Phantasie des Negers entspringen vor allem seine Putzsucht und Eitelkeit, die sich überall im Umgange kund geben, sowie seine Neigung zu lärmenden Schaustellungen und Tänzen. In dieser Stimmung ist er im Stande, alle Sorgen und Leiden zu vergessen und sich mit seinem harten Loose zu versöhnen.

Aeusserlichkeiten, namentlich eitler Prunk, verfehlen nie auf das Gemüth des Negers einen tiefen Eindruck zu machen. Er legt daher gegenüber jenem, der ihm in dieser Richtung zu imponiren versteht, eine grosse Unterwürfigkeit an den Tag. Andererseits aber verleiten ihn sein Hang zur Prahlerei und sein der persönlichen Eitelkeit entsprungener Stolz gegen Gleich- oder unter ihm Stehende zu dem anmassendsten Betragen. Jeder Neger glaubt ein Recht darauf zu haben, von Anderen sich bedienen zu lassen. Selbst der grösste Bettler nimmt die Dienste des ersten besten Knaben, der ihm begegnet, in Anspruch. Ein Knabe, der nur um einen Zoll grösser ist als der andere glaubt diesen deswegen commandiren zu können.

Der Neger ist gleich dem Kinde ein Mensch des reinen Augenblicks. Er lebt so zu sagen „in den Tag hinein" und denkt weder über die Zukunft noch über die Vergangenheit nach. Am liebsten verbringt er den Tag im Nichtsthun unter Tändeleien und sinnlosem Gespräch oder Gesang mit Seinesgleichen und nur Hunger und Geschlechtslust sind stark genug, ihn zu erregen und aus seiner Ruhe zu wecken.

Die im Ganzen geringe geistige Energie der Negers hat eine gewisse natürliche Gutmüthigkeit, ja Sanftmuth zur Folge. Dem Stammesgenossen und Gastfreund gegenüber zeigt er stets eine offene Hand und ein offenes Herz. Er theilt alles was er hat mit ihm, in der Voraussetzung, dass dieser auch dasselbe thun werde. Dieser Leichtsinn und Hang zum Communismus ist für die Entwicklung des Sinnes für Eigenthum, Erwerb und Arbeit von dem grössten Schaden und erhält umgekehrt bei dem Mangel an Energie und Arbeitslust stets neue Nahrung. Alle Missionäre haben über diese Eigenthümlichkeit des Negercharakters Klage geführt und namentlich in ihr das Haupthinderniss einer gründlichen Bekehrung des Negers gefunden. Denn so lange nicht der Neger durch Gewöhnung an regelmässige Arbeit und Lust zum Erwerben vor der Noth geschützt ist, die als eine unausbleibliche Folge der schlechten Wirthschaft einzutreten pflegt, ist an ein Gewinnen desselben für unsere Cultur nicht zu denken.*)

*) Kaufmann, Schilderungen aus Centralafrika, S. 145, bemerkt richtig, „dass eine Mission unter den Negern nur nach Art der Benedictiner in Deutschland gedeihen könne; dass der Missionär zugleich wie ein Colonist arbeiten und die Mission zugleich eine Ackerbauschule sein müsse. Der Neger kann nur

Eine Folge dieser sonderbaren Anschauung über Erwerb und Besitz ist es, dass der Neger, wenn er einen Gegenstand besitzt, den er vorzüglich liebt, denselben den Augen seiner Genossen argwöhnisch zu entziehen sucht, damit er ja nicht von ihnen beansprucht werde. Solche Gegenstände werden in der Regel vergraben und mit Argusaugen behütet. Es entwickelt sich so neben der grössten Freigebigkeit ein schmutziger lächerlicher Geiz, der stets nur auf das Täuschen der Genossen bedacht ist.*)

So gutmüthig und freundlich der Neger dem Freunde gegenüber sich zu betragen pflegt, ein ebenso rücksichtsloses und grausames Betragen übt er gegen den Feind. Wie bei allen Sanguinikern finden aber sein Zorn und seine Wuth mit der Zerstörung der Opfer ihr Ende; der Neger pflegt nie in jene Herz und Gefühl empörende cannibalische Roheit zu verfallen, in welche sich andere Rassen, wie der Malaye und der Amerikaner, mit einer Art von Wollust versenken. Sowohl die bestialische Gier des Malayen als auch die raffinirte Grausamkeit des Amerikaners sind ihm fremd; nur religiöser Fanatismus vermag momentan seinen Sinn zu verwirren und ihn zu einer Art raffinirter Grausamkeit zu verleiten.

So bewegt sich das Leben des Negers in steten Gegensätzen und finden in seinem Herzen die widersprechendsten Gefühle und Gedanken Platz. Leichtfertige, tolle Lustigkeit wechselt mit düsterer Verzweiflung, überspannte Hoffnung mit quälender Furcht, sinnlose leichtsinnige Verschwendung mit dem schmutzigsten Geize.

Der vorwiegend receptiven Grundlage des Gemüthes entspricht auch die geistige Begabung des Negers. Im Allgemeinen sind alle jene Geistesgaben, bei deren Bethätigung es vor allem auf Nachahmung ankommt, beim Neger gut entwickelt, während er in Betreff jener Geistesfähigkeiten, wo ein selbständiges Denken erfordert wird, auf einer niederen Stufe steht.

Das Negerkind ist in den ersten Jahren seiner Entwicklung, wo es ausschliesslich aufs Aufnehmen von Kenntnissen ankommt, in der Regel dem weissen Kinde überlegen; es bleibt aber in der Periode der Pubertät, wo die selbständige Verarbeitung der aufgenommenen Kenntnisse und Erfahrungen beginnt, stehen, während das weisse Kind stetig fortschreitet. Hiermit in Uebereinstimmung

durch Arbeit erzogen und gehoben werden; die Schule allein vermag es nicht."

*) Vergl. Kaufmann, Schilderungen aus Centralafrika, S. 184.

steht auch die oft gemachte Wahrnehmung, dass der Neger gleich dem Kinde mit einem eminenten Gedächtnisse begabt ist und z. B. sehr leicht fremde Sprachen, oft mehrere zu gleicher Zeit, zu erlernen im Stande ist. Dagegen zeigt er gar keinen Sinn für Zahlen. Dies geht so weit, dass oft ein Individuum nicht einmal sein Alter anzugeben im Stande ist.*) Während die Azteken in Nordamerika einen Kalender construirt haben, der den griechischen an Genauigkeit weit übertrifft, haben die Negervölker es stets nur zu einer unvollkommenen Zeitrechnung gebracht.

Mit diesen Bemerkungen steht jene, dass der Neger namentlich im Handelsverkehr mit dem Fremden grosse Findigkeit und List zeige, nicht im Widerspruche. Gerade dieser Zug zeigt uns so recht die Beschränktheit des Negers, aus der das Mistrauen, die Quelle der List, leicht zu erklären ist. Pflegen ja in der Regel geistig nicht besonders entwickelte Weiber in Betreff der List und Findigkeit selbst hochbegabte Männer zu übertreffen!

Die Beschränktheit des Negers offenbart sich auf anderer Seite darin, dass er alles, was über die Capacität seiner Geisteskräfte hinausgeht, d. h. was er nicht im täglichen Leben mit eigenen Augen geschaut hat, dem Anderen unbedingt glaubt. Ueber das unmittelbar Gesehene durch Schlüsse hinauszugehen und sich über das von Anderen Gehörte selbst eine bestimmte Meinung zu bilden, ist nicht des Negers Sache. Daher findet selbst das Unsinnigste und Lächerlichste beim Neger Glauben und der erste beste Betrüger, der es versteht, seine Phantasie gefangen zu nehmen, vermag ihn zum Spielballe seines Willens zu machen.

Diese an einzelnen Individuen gemachten Erfahrungen bestätigen auch vollkommen die Negervölker. Dieselben, seit uralten Zeiten mit höher stehenden Rassen verkehrend, haben es in der sogenannten äusseren Cultur, deren Formen blosse Producte der Nachahmung sein können, ziemlich weit gebracht, sie haben sich aber nie zu einer selbständigen höheren Cultur erhoben. In Allem, wo es auf die Initiative ankommt, sind sie immer von den höheren Rassen abhängig gewesen, selbst die Bildung von Einheitstaaten scheinen die Neger dem Impuls des Islam ausschliesslich zu verdanken. Gleich dem unselbständigen Kinde wurden und werden sie von Anderen geleitet.

---

*) Vergl. Kaufmann, Schilderungen aus Centralafrika, S. 131.

Wenn man bedenkt, dass andere Rassen unter denselben oder viel ungünstigeren klimatischen und materiellen Verhältnissen, z. B. die Amerikaner in Mexico und Peru, es zu derselben oder einer höher entwickelten Cultur gebracht haben, wiewohl sie keinem Einflusse höher gebildeter Rassen ausgesetzt waren, oder dort, wo letzteres stattgefunden (z. B. auf Java), sie den Neger bei weitem übertroffen haben, so kann man nicht umhin, eine gegenüber anderen Menschenvarietäten viel geringere geistige Begabung der Neger-Rasse anzunehmen.

Diese Inferiorität der Neger-Rasse in geistiger Beziehung zeigt sich auffallend sowohl in der mangelhaften Benutzung der von der Natur dem Menschen zur Verfügung gestellten Schätze, als auch in dem Verhältnisse, welches, wie die Geschichte bestätigt, die Neger-Rasse stets zu den anderen Rassen eingenommen hat.

Manches in Afrika einheimische zähmbare Thier war der Neger zu zähmen nicht im Stande, während dem Weissen dies stets gelang. Seit den ältesten Zeiten finden wir, wie die ägyptischen und westasiatischen Denkmäler darthun, den Neger als Sclaven im Dienste der weissen Völker, wodurch sich, stritten nicht dagegen Christenthum und Moral, ein historisches Recht der am höchsten entwickelten weissen Rasse auf die Sclaverei des Negers ableiten liesse.

Im Ganzen und Grossen wird man schon in Betreff des Negers bei der von unbefangenen Beobachtern gemachten Bemerkung bleiben müssen: „der Neger lässt sich zwar abrichten, aber nur sehr selten wirklich erziehen."

Ethnographische Schilderung.

Entsprechend dem Klima, in welchem der Neger wohnt, geht er in der Regel nackt umher, nur pflegt er in manchen Gegenden zum Schutz gegen die Sonne den Leib mit Fett und gewissen Erdarten einzureiben. Dort wo der Islam Eingang gefunden hat, trägt man eine Kleidung aus leichteren Stoffen, die weit und luftig ist und den Gebrauch der Glieder nicht hindert. Der Widerwille gegen eine beengende Bekleidung ist allgemein und selten weiss der Neger, wenn er dieses oder jenes Kleidungsstück erhandelt oder zum Geschenk erhalten hat, den rechten Gebrauch davon zu machen; er wendet es dann als Zierde an, die natürlich nach unseren Vorstellungen über den Zweck des Gegenstandes höchst lächerlich erscheinen muss.

Frauen pflegen in den meisten Fällen ihre Schamtheile mittelst eines um die Lenden geschlungenen Stückes Zeug oder eines Schurzes zu verhüllen: dass aber nicht Schamhaftigkeit die Ursache dieser Sitte ist, beweist der Umstand, dass man in vielen Gegenden Innerafrikas nicht so sehr die vorderen als vielmehr die hinteren Theile den Blicken der Fremden zu entziehen sucht.

In manchen Gegenden (z. B. bei den Nuer am oberen Nil) werden die Haare derart gepflegt, dass man sie mit einem aus Asche, Kuhmist und Kuhurin bereiteten Kuchen bedeckt, so dass sie schliesslich roth werden und straff herabhängen, während man wieder anderswo (so bei den Dinkastämmen) das Haar bis auf einen am Scheitel übrigbleibenden Büschel abscheert, welcher mit Federn und Perlen aufgeputzt wird; in den meisten Fällen wird aber das Haar sich selbst überlassen und nur zum Schutze gegen die Sonne täglich mit Fett, Asche oder gewissen Erdarten eingerieben.

Hals, Arme, Füsse werden mit irgend einem Zierrath, meistens Schnüren von Glasperlen oder Eisenringen aufgeputzt; ebenso herrscht häufig die Sitte, Ohr und seltener eine der Lippen zu durchbohren und mit Schmucksachen zu versehen.

Allgemein verbreitet unter den Negervölkern ist eine Art von Tätowirung, welche aber von der bei den Malayen üblichen vollkommen abweicht, dagegen mit der von den Papuas geübten einigermassen übereinstimmt. Sie besteht in Hautausschnitten auf gewissen Theilen des Körpers, welche, nachdem sie verwachsen sind, erhöhte Narben bilden. Im tiefsten Grunde scheinen diese Narben Zierzeichen zu sein, die erst nach der Art und Weise ihrer Form und Anordnung zu Stammeszeichen erhoben wurden.

In Verbindung mit dieser Sitte findet sich eine andere, welche darin besteht, dass man die Zähne spitz zufeilt oder gar die vordersten derselben ausbricht. Auch sie ist gleich der vorigen beinahe über das ganze Negergebiet verbreitet.

Als das charakteristische Wohngebäude des Negers muss jenes betrachtet werden, welches beinahe im ganzen Negergebiete in einer und derselben Form sich wiederfindet.*) Es gleicht einem grossen mit einem Spitzdache versehenen Bienenkorbe. Die 4 bis $4^1/_2$ Fuss hohe Grundmauer besteht entweder aus einfachen Pfählen, deren

*) Vergl. über den äussersten Westen Monrad, Gemälde von der Küste von Guinea, Weimar 1824, S. 261, und über den äussersten Osten Kaufmann, Schilderungen aus Centralafrika, S. 103 ff. und 184 ff.

Zwischenräume mittelst Schilf verstopft werden oder aus zwei Reihen parallel in die Erde eingetriebener Stöcke, deren Zwischenraum mit Erde ausgefüllt ist, oder aus festgestampfter Thonerde, seltener aus Stein (namentlich bei den Mandingo); das Dach aus Stroh, Schilf, Bambus oder übereinander gelegten Blättern. Der Durchmesser einer solchen Hütte beträgt 6—10 Schuh. Die Thür befindet sich in der Regel nicht unmittelbar am Boden, sondern etwas höher, zum Schutze gegen Schlangen und anderes kriechende Ungeziefer. Sie ist so klein, dass der Neger auf allen Vieren hineinkriechen muss. Fenster oder andere Oeffnungen finden sich an der Hütte nicht vor.

Neben dem Eingange, der Nachts mittelst einer aus Stroh, Schilf oder biegsamem Strauchholz geflochtenen Thüre von Innen verschlossen wird, befindet sich der Feuerherd, auf welchem die Hausfrau bei Tage kocht, und dessen Feuer zur Nachtzeit die Hütte erleuchtet und erwärmt.

Da eine solche Wohnung klein ist und für eine Familie kaum hinreicht, so besitzt dieselbe gewöhnlich mehrere solcher Hütten, welche zusammenstehen und mit einer gemeinsamen Hecke oder Verzäunung umgeben sind. In der Mitte derselben finden sich in der Regel die ähnlich den Hütten gebauten Kornspeicher.

In jenen Gegenden, wo fremder Einfluss auf den Neger eingewirkt und ihn mit den Bedürfnissen einer höheren Cultur bekannt gemacht hat, haben auch der maurische und europäische Baustyl Eingang gefunden. Man trifft da massivere, zum Theil aus einem bis zwei Stockwerken bestehende viereckige Wohnungen mit Fenstern und mehreren Abtheilungen im Innern.

In der Regel stehen mehrere Hüttencomplexe beisammen und bilden ein Dorf. Ein solches Dorf ist mit einem Erddamme und einer Hecke umgeben. Ausserhalb des Dorfes befinden sich die Brunnen und der Begräbnissplatz, letzterer an einem schattigen und angenehmen Orte.

Die grösseren Dörfer (Städte) sind meistens befestigt. Sie haben dicke aus Erde oder Backsteinen errichtete Mauern mit Wachthürmen an den Ecken. Das Eingangsthor ist schmal und niedrig.

Es gibt in den Negerländern ziemlich bedeutende Städte, oft von 70.000—80.000 Einwohnern. So Kuka, Timbuktu u. a. Solche Städte sind mit regelrecht gebauten Mauern aus Backsteinen umgeben,

haben mehrere symmetrisch angelegte Strassen, Moscheen und andere öffentliche Gebäude.

Die Geräthe, welche man in einer Negerwohnung antrifft, sind in der Regel sehr einfach und nicht zahlreich. Sie bestehen in einigen Matten oder Häuten zum Schlafen, einzelnen kleinen hölzernen Schemeln, die zu Kopfkissen dienen, einigen Säcken, Körben oder Taschen zum Aufbewahren von Samenfrüchten und kleineren Utensilien, einigen hölzernen Schlüsseln, Kürbisschalen und irdenen, roh gebrannten, seltener eisernen Töpfen zum Kochen.

Vor der Hütte befindet sich ein grösserer Mahlstein zum Zerstossen und Malen des Getreides, dessen Stelle in jenen Gegenden, wo Steine sich nicht finden, ein aus hartem Holze verfertigter Mörser vertritt.

Die Nahrung des Negers ist theils animalischer, theils vegetabilischer Natur. In beiden Richtungen isst er alles, was nur überhaupt geniessbar ist, falls nicht gewisse religiöse Vorurtheile ihn daran hindern. Vor faulem, bereits halb in Verwesung übergegangenem Fleische verspürt er nicht den mindesten Ekel, er hält es im Gegentheile für seiner Gesundheit sehr zuträglich. Trotzdem wird das Fleisch vom Neger nie roh gegessen, sondern stets gekocht oder am Feuer geröstet. Von einer Reinigung des Fleisches ist dabei natürlich keine Rede, ebenso wartet der Neger selten so lange bis das Fleisch gar geworden, sondern pflegt es heisshungrig halbroh zu verzehren. Das Feuer wird mittelst eines Feuerzeuges, das aus einem Stücke harten und einem Stücke weichen Holzes zusammengesetzt ist, durch Reibung beider Theile an einander erzeugt.

In jenen Gegenden, wo die Viehzucht getrieben wird, bildet die Milch der Kühe das beliebteste Nahrungsmittel. Doch liefern die Kühe, da sie jeder besseren Pflege entbehren, verhältnissmässig nur geringe Mengen von Milch. In den Zeiten der Noth, wo die Quantität und Qualität des Produktes bedeutend sich vermindern, wird dem Rindvieh etwas Blut abgezapft, um es an Stelle der Milch zu geniessen (so am weissen Nil). Das Fleisch der Kuh wird gar nie, jenes des Ochsen nur in seltenen Fällen, so bei Festmahlen genossen, die beim Friedensschlusse, bei Hochzeits- oder Todtenfeierlichkeiten, bei schweren Krankheiten veranstaltet werden. Einen Missionär, der einmal ein weibliches Kalb schlachten liess, schalten die Neger am weissen Nil eine Hyäne, da er sogar die Kühe esse.

Die vegetabilische Kost des Negers besteht aus gewissen Mehlarten (von Hirse, Mais, Dura u. a.), die in süsser oder saurer

Milch, in manchen Fällen mit Zusätzen animalischer oder vegetabilischer Natur eingekocht werden. Als berauschendes Getränk dient ihm Palmwein, oder dort wo dieser nicht vorkommt, ein aus Dura oder anderen Körnerfrüchten bereitetes Bier.

Ein allgemein beliebtes Reiz- und Betäubungsmittel ist der Tabak, der aus grossen thönernen Pfeifen geraucht wird. Wie die Hottentoten, lassen ihn auch mehrere Negerstämme in die Lungen einströmen, wodurch seine betäubende Kraft an Intensität gewinnt. Sonderbar ist die Sitte der Kyetsch am weissen Nil, die von Kaufmann, Schilderungen in Centralafrika, S. 110, beschrieben wird. „Sie haben die Sitte, dass das Weib dem Manne den Tabak raucht, während der Mann den in dem Rauche getränkten Bast kaut. Sie haben dazu eine eigens geformte Pfeife, deren Rohr so weit wie die Pfeife selbst ist, und mit einem Baste, ähnlich unserem Flachse, angefüllt wird; durch diesen Bast muss der Rauch durchgehen und setzt seine Essenz ab, die den Bast gelbbraun färbt und der dann gekaut wird.“

Der Neger hat in der Regel bestimmte Mahlzeiten, die er je nach der Jahreszeit und den mit ihr verbundenen Arbeiten zu gewissen Zeiten des Tages abhält. Im Ganzen genommen isst er nicht oft, aber wenn der Vorrath seiner Mittel es erlaubt ausgiebig. In den Zeiten der Noth ein wahrer Mässigkeitsapostel und Ascet, kann er in Zeiten des Ueberflusses zum Schlemmer werden, der Unglaubliches leistet. Es wird dann so lange geschmaust und getrunken, als überhaupt nur etwas Geniessbares vorhanden ist.

Gewöhnlich scheint eine Hauptmahlzeit genommen zu werden, welche in die Zeit des Sonnenuntergangs fällt. Nur während der Zeit der Ernte, wo die Arbeit grösser ist und die Mittel reichlicher, wird zweimal gegessen. In anderen Gegenden isst man regelmässig zweimal, seltener dreimal.

Im Ganzen ist dem Neger das häufige Essen des Europäers unbegreiflich. Wie A. Kaufmann berichtet, wunderten sich die Bari am weissen Nil, als sie die katholischen Missionäre dreimal des Tages, Morgens, Mittags und Abends essen sahen und sagten: Ngutu tschilo nyetschu mufi (diese Leute essen immer). Nicht unpassend bemerkt dabei Kaufmann: „Diese Mässigkeit und die öftere Noth mag wohl auch vor den vielen Fiebern bewahren, denen Europäer so häufig ausgesetzt sind.“

Seine Nahrungsmittel entnimmt der Neger dem Ertrage der zwei von ihm beinahe ausschliesslich getriebenen Hauptbeschäftigungen,

nämlich dem Landbau und der Viehzucht. Jagd und Fischerei werden von ihm entweder gar nicht oder nur sehr selten, und dies, um die dadurch gewonnenen Producte an Fremde zu verkaufen, getrieben.

Den Landbau treiben in der Regel die im Innern des Continents wohnenden Negerstämme. — An den Küsten dagegen, wo der Neger viel mit Fremden verkehrt und sich durch Handel und andere Beschäftigungen seinen Lebensunterhalt viel leichter zu verdienen im Stande ist, wird der Landbau entweder gar nicht oder nur in geringem Umfange betrieben.

Mit der Viehzucht im grösseren Massstabe beschäftigen sich im Westen blos jene Völker, welche mit den Fulahs, einem Hirtenvolke, in nähere Berührung gekommen sind, so vor allem die Mandingo, im Osten besonders die Bewohner des oberen Bahr-al-Abyad, die Dinka- und Bari-Stämme. Doch scheint an dem letzteren Orte der Einfluss der südlich wohnenden Kaffer-Rasse bedeutend eingewirkt zu haben. Wir finden hier in Betreff der Milchwirthschaft manche Züge, die ganz an die im tiefsten Süden Afrikas wohnenden Kaffer-Stämme erinnern; so z. B. die grosse Werthschätzung des Rindes*) und seiner Excremente, die zum Reinigen der Gefässe gebraucht werden, das Wohnen der erwachsenen Jugend in den Rinderhürden u. a. Von den Hausthieren sind zu nennen das Rind, das Schaf und das Schwein; im Osten findet sich auch die Ziege und an den Küsten der Esel, das Pferd dagegen kommt in einzelnen Gegenden entweder gar nicht vor oder gilt lediglich als Luxusartikel.

Der Ackerbau wird in einer äusserst primitiven Weise mit einem spatenförmigen Werkzeuge aus Eisen oder hartem Holze getrieben, mit welchem man den Boden einige Zoll tief aufreisst. Man bebaut den Boden ein-, höchstens zweimal. Da der Samen nicht sehr tief steckt und das Gras, mit welchem der Boden vor der Aussaat bedeckt gewesen war, nur oberflächlich weggekratzt wurde, so kommt es oft vor, dass die Saat entweder bei längerer Dürre zu Grunde geht oder von dem schnell wachsenden Unkraute erstickt wird. Da ferner der Neger nicht gewohnt ist mit den

*) Kaufmann, Schilderungen aus Centralafrika, S. 101. „Der Todesfall einer Kuh wird beweint und betrauert wie der eines Menschen; der Besitzer trägt einige Tage den Strick, womit die Kuh angebunden wurde, am Halse und erzählt allen sein Unglück.“

Lebensmitteln, wenn solche vorhanden sind, zu sparen, sondern dieselben so schnell als möglich in festlichem Müssiggang zu verprassen pflegt, so stellt sich in trockenen Jahren beinahe regelmässig eine Hungersnoth ein. Angebaut werden Mais, Reis, Bohnen, Dura und andere Gartenfrüchte, ferner Baumwolle und Tabak. Dieses Kraut wird beinahe im ganzen Negerlande genossen, und gerne statt baaren Geldes genommen.

Der Landbau wird von den Weibern, in reicheren Gegenden auch von Sclaven getrieben. Die Weiber sind es auch, welche die äusseren Geschäfte des Hauses besorgen, während den Männern die Geschäfte zu Hause, wie die Wartung der Kühe u. a., obliegen. Gewöhnlich aber beschränkt sich die Beschäftigung der letzeren auf ein müssiges Herumlungern in Gesellschaft der Nachbarn, wobei die Kühe, Weiber und Händel des einen oder andern den Gesprächstoff bilden.

Industrie und Handel finden sich, sollen sie diesen Namen verdienen, nur dort, wo der Neger mit höher gebildeten Völkern in Berührung gekommen ist, also vorzüglich im Westen und Nordwesten und in den Küstengegenden. Von Natur aus mit einem vorzüglichen Nachahmungstalente begabt, versteht es der Neger, Anderen die Kunstgriffe abzugucken und für sich zu verwerthen. Die einheimischen Producte der Industrie, namentlich der Töpferei, welche aus dem Innern kommen, verrathen wohl keine besondere Kunstfertigkeit, doch sind manche derselben, namentlich die aus Metallen verfertigten Producte, zierlich und fein gearbeitet. Letzteres muss uns umsomehr in Erstaunen setzen, als die Werkzeuge dieser schwarzen Schmiede höchst primitiv sind und wie bei unseren Zigeunern nur aus einem grossen Steine als Ambos, einem schlägelartig geformten Steine oder Eisen als Hammer, einer hölzernen Zange und einem mit einer Haut überspannten Topfe als Blasebalg bestehen. Ueberhaupt hat der Neger, wenn auch wenig Kunstgeschmack, doch viel mechanisches Talent; es fällt ihm gar nicht schwer, dem Mechanismus europäischer Fabrikate, z. B. der Uhren, auf die Spur zu kommen und dieselben vorkommenden Falles auszubessern.

In West- und Mittelafrika verstehen es mehrere Stämme ganz gut, gewisse Industriezweige lucrativ zu betreiben, so z. B. die Färberei, Weberei und Gerberei, das Bereiten von Seife und anderen Industrieartikeln. In diesem Falle werden die Waaren nicht, wie dies bei Naturvölkern in der Regel zu geschehen pflegt, zu Hause

nebenbei, sondern von bestimmten, dem Geschäfte ausschliesslich sich widmenden Handwerkern gearbeitet. Doch ist es für die Stellung der Handarbeit zum Leben des Negers charakteristisch, dass die Handwerker im Ganzen überall eine verachtete Stellung einnehmen; natürlich am meisten dort, wo Industrie und Handel ganz darniederliegen, z. B. in den Nilländern. Dort bilden die Schmiede, die sich vorwiegend mit der Anfertigung von Ackereisen und Lanzen beschäftigen, einen verachteten Stand, der bei den öffentlichen Verhandlungen nie etwas mitzureden hat. (Kaufmann, Schilderungen aus Centralafrika, S. 187.)

Der Handel, welcher in Afrika überall vorkommt, besteht in den meisten Fällen in Abgeben der Rohproducte, welche das Land erzeugt, gegen andere Artikel, die man selbst benöthigt. Nur in West- und Centralafrika, namentlich aber in den Küstengegenden wird wirklicher Handel getrieben, indem fremde Producte gegen einheimische eingehandelt und dann weiter vertrieben werden. Dass der Handel, der noch immer zum grössten Theil in einem Tausche besteht, nicht besonders entwickelt sein kann, dies beweist der Mangel einer aus Edelmetall geprägten Münze. In den meisten Gegenden des Innern vertreten noch immer die Kauri-Muscheln die Stelle des Kleingeldes und Gold-, Eisen- und Kupferspangen die Stelle der grösseren Geldstücke, und nur im Nordosten und in den inneren Gegenden findet man europäisches Silbergeld, namentlich die sogenannten Maria-Theresia-Thaler.

Zu den ursprünglichen Waffen des Negers gehören Bogen und Pfeil, ferner der Speer und die Keule. — Die Pfeile sollen in manchen Gegenden vergiftet sein, gleichwie bei den Buschmännern;*) auch bei den Speeren soll dies in einzelnen Gegenden des Ostens vorkommen.**) Doch läugnet der Missionär Kaufmann diese barbarische Sitte bei den Neger-Stämmen am weissen Nil auf das Bestimmteste (Schilderungen aus Centralafrika, S. 118). In jenen Gegenden, wo die islamitischen Völker festen Fuss gefasst haben, und in den Küstengegenden, wo der Neger mit dem Weissen in innigen Verkehr getreten ist, haben auch die Waffen dieser Völker Eingang gefunden und die primitiven Waffen des Negers nach und nach verdrängt.

---

*) Duncan, Reisen in West-Afrika. Uebersetzt von Lindau. Dresden 1848, 8°, II, 178.

**) Rüppell, Reisen in Nubien, Nordafrika und dem peträischen Arabien, Frankfurt a. M. 1829, 8°. S. 151.

Die Ursachen zum Kriege sind oft sehr geringfügiger Natur, wie z. B. der Diebstahl einer Kuh, der Raub eines Weibes. In jenen Gegenden, wo die einzelnen Stämme unter eigenen Oberhäuptern wohnen und eine Centralisirung derselben noch nicht eingetreten ist, betheiligt sich in der Regel nur der Stamm des Bestohlenen am Kriege und davon nur seine nächsten Anverwandten und die unverheirathete Jugend, da die verheiratheten Männer gerne Weib und Kind zum Vorwand nehmen, um sich von der Theilnahme am Kampfe los zu machen.

Man rüstet sich in der Regel zum Kriege, indem man sich am ganzen Körper bemalt, in einigen Gegenden weiss,*) in anderen dagegen roth.**) Der Krieg wird nach einer längeren Berathung beschlossen. Eine solche wird von Kaufmann (a. a. O. 155) unter den Bari's schön geschildert. „Droht ein Krieg — berichtet er — so wird eine allgemeine Volksversammlung gehalten. Solches geschieht spät Abends und dauert bis tief in die Nacht; es erscheint dabei jeder Häuptling mit seiner ganzen Mannschaft, alle in ganzer Rüstung. Während die junge Mannschaft in einem weiten Kreise sich niedersetzt, treten die Häupter in die Mitte, welche nun nach einander in kurzen Reden all das Unrecht vorbringen, das sie vom Feinde erduldet. — Alles horcht stille. Es wird nun berathen, wie abzuhelfen, ob Krieg oder Frieden vorzuziehen sei. Um ihren Reden mehr Kraft zu verleihen, schlagen sie mit den Waffen auf den Boden, springen herum; wer mehr schreit, dringt meistens mit seiner Ansicht durch. So wird dann der Tag bestimmt, an dem es losgehen soll."

In der Regel sind aber die Kriege der Neger unter einander keineswegs so blutig und furchtbar als man dies glauben sollte. Man greift sich gegenseitig mit den leichteren Waffen an und nachdem ein paar Mann verwundet worden oder gefallen sind, zieht man sich zurück und beginnt zu unterhandeln. Kommt ein Vergleich, dessen Preis gewöhnlich in mehreren Kühen oder anderen werthvollen Artikeln besteht, nicht zu Stande, so wird der Kampf bald wieder aufgenommen. Dort wo die Neger-Stämme unter einander keinen Sclavenhandel treiben, werden auch keine Kriegsgefangenen gemacht — es wird weder Pardon gegeben, noch angenommen (Kaufmann, a. a. O. 119). Anders dagegen ist es in jenen Gegenden, wo der

---

*) An der Guineaküste, vergl. Isert. Neue Reise nach Guinea, Berlin 1790, 8°, S. 69.

**) Kaufmann. Schilderungen aus Centralafrika, S. 150.

Sclavenhandel bei den Schwarzen selbst in der grössten Blüthe steht und die Sclaven- und Beutejagd in grösserem Style betrieben wird. So namentlich im Westen und in Centralafrika. Dort werden Land und Städte verwüstet und die Bewohner wie Vieh an Stricken in die Sclaverei fortgeschleppt. Jene Grausamkeiten, wie sie am Feinde von anderen Rassen, wie z. B. den Malayen, den Amerikanern vollführt werden, sind dem Neger fremd, wenn auch in einzelnen Gegenden, wo wilde Despoten das Volk in fortwährender kriegerischer Aufregung zu erhalten verstehen, Dinge vorkommen, die ganz an die bestialischen Siegesfeste der Malayen erinnern.

Bei der eigenthümlichen Organisirung der Neger-Stämme ist die Kriegsmacht, die in den Kampf zieht, nicht bedeutend. Oft sind es blos hundert oder einige hundert Mann; nur despotische Staaten, die auf Eroberungen ausgehen, sind im Stande, Armeen von 15.000 bis 30.000 Mann auf die Beine zu bringen.

Innerhalb der Ehe, der Grundlage der Familie, herrscht beim Neger die Polygamie; er nimmt sich in der Regel so viele Frauen, als er zu ernähren vermag. Der Arme, der nichts besitzt, muss sich mit einer Frau begnügen, während der Reiche deren mehrere hat. Je mehr Frauen, desto angesehener der Mann, wodurch die Frau selbst mit dieser unseren Anschauungen so fremden Institution sich versöhnt.

Von den Frauen nimmt immer eine die Stelle der eigentlichen Hausfrau ein, während die übrigen mehr für bevorzugte Dienerinnen gelten können. Jede der Frauen hat mit ihren Kindern eine eigene Hütte eingeräumt und führt ihre eigene Wirthschaft.

Das Mädchen, welches man zur Frau zu nehmen wünscht, muss, wie bei allen Naturvölkern, dem Vater, oder wenn dieser nicht mehr am Leben sich befindet, seinem Stellvertreter (dem ältesten Bruder, Onkel) abgekauft werden. Der Preis, der gewöhnlich in Kühen oder anderen Werthsachen besteht, richtet sich nach dem Reichthum der Familien, aus welchen Braut und Bräutigam stammen. In Folge dieser Sitte ist in jenen Gegenden, wo der Neger noch in seinen alten patriarchalischen Zuständen lebt und vom Gifte europäischer Civilisation noch nicht inficirt worden ist, das Betragen der jungen unverheiratheten Mädchen im Ganzen ein keusches und eingezogenes.*) Denn selten wird es Jemand wagen

*) Der katholische Missionär Kaufmann, der von den Dinka-Stämmen sagt, „sie leben unter Vieh und ihm ähnlich und denken auch ähnlich. Essen,

ein junges Mädchen zu verführen, da er die sichere Rache des Vaters und der Brüder, denen in einem solchen Falle der Brautpreis entginge, zu erwarten hätte. Anders ist es dagegen in jenen Gegenden, wo der Neger mit dem Fremden viel in Berührung gekommen. Dort sind die Sitten im Ganzen viel lockerer und man soll selbst nicht Anstand nehmen ein Mädchen zu heirathen, welches sich durch Unzucht, wobei es Proben seiner Tüchtigkeit abgegeben, eine erkleckliche Morgengabe verdient hat.

Viel freier und ungezwungener leben die Frauen. Namentlich entlaufene Weiber, sowie alte sitzen gebliebene Jungfrauen geben sich einem zügellosen Lebenswandel hin. Ein mit einer Frau begangener Ehebruch wird nicht so sehr als ein moralisches Vergehen, als vielmehr ein in das Eigenthumsrecht eines Anderen begangener Eingriff betrachtet und in den meisten Fällen mit einem gewissen Preise gesühnt.

Man hat viel über die Lockerheit des ehelichen Bandes unter den Negervölkern geschrieben; doch ist vieles davon nicht so sehr auf die Rechnung der Sitten, als vielmehr des Zwanges der äusseren Verhältnisse zu setzen. Während nämlich überall eine Trennung der Ehe und Wiederverheirathung beider Theile gestattet ist, kommt es auch oft vor, dass beide Theile in Folge von Hungersnoth, die in Afrika nichts seltenes ist, auseinandergehen und in ferne Gegenden ziehen müssen, wo jedes wieder eine neue Verbindung eingeht. So kommen sie später wieder zusammen, gehören aber einander nicht mehr an.

Bis auf die kurze Zeit der Honigwochen muss das Weib, sobald es in das Haus ihrer Mannes gezogen, tüchtig arbeiten. Nicht nur die Besorgung der Küche, sondern auch jene des Ackers fällt ihr zu; sie hat auch die Kinder zu ernähren und für deren sonstige Bedürfnisse zu sorgen. So kommt es denn, dass sie frühzeitig altert und unfruchtbar wird, wo dann der Mann eine jüngere Frau sich nimmt und die ältere ganz vernachlässigt.

Das in der Ehe geborene Kind wird von der Mutter durch 3 bis 4 Jahre gesäugt, wobei sie es zu allen sowohl in als auch

Weib. Kühe und Tanz sind der Gegenstand ihrer Gespräche," bemerkt dennoch (a. a. O. S. 92) „Ich muss sagen, dass ich durch 3 Jahre nie etwas Unsittliches gesehen oder in meiner Gegenwart gehört habe, wenn auch noch so oft junge Burschen und Mädchen unter einander beisammen waren. Von Verführung eines jungen Mädchens haben wir wenig gehört."

ausser dem Hause zu verrichtenden Arbeiten mitnimmt. — Nachdem es entwöhnt worden, wird es sich selbst überlassen und begleitet entweder Vater oder Mutter bei allen ihren Beschäftigungen, um so von ihnen alles für das Leben Erforderliche zu lernen. Die Eltern hängen mit grosser Liebe an den Kindern, wie auch umgekehrt die Kinder den Eltern mit inniger Pietät zugethan sind.*)

Da das Weib in den Augen des Negers keine Person, sondern eine Sache ist, die man um Geld sich kaufen kann, so folgt daraus von selbst, dass demselben in den meisten Negerländern auch kein Erbrecht zusteht. Stirbt der Mann, so ist in der Regel der älteste Sohn, falls er erwachsen ist, sein Erbe: er hat dann für den Unterhalt der Frauen seines Vaters, sowie seiner unmündigen Geschwister zu sorgen. Hat der Mann entweder gar keine Kinder oder blos Töchter hinterlassen, so ist sein nächster männlicher Anverwandter Universalerbe, dem dann der ganze Besitz des Verstorbenen sammt dessen Frauen und Kindern, für die er zu sorgen hat, zufällt.

Beinahe durch das ganze Negerland verbreitet ist die Sitte der Beschneidung, welche aber nicht nur an den Knaben, sondern auch an den Mädchen vollzogen wird. Mit derselben ist auch eine gewisse religiöse Ceremonie verbunden. In jenen Ländern, wo der Islam Verbreitung gefunden hat, soll auch häufig die sogenannte

*) Waitz (Anthropologie der Naturvölker, II. 124) betrachtet die Sitte der Neger in einigen Gegenden, missgestaltete Kinder und Zwillinge umzubringen als Etwas, was Zweifel darüber erregen müsste, ob der Neger wirklich zu seinen Kindern eine tiefere Zuneigung besitzt. Er sucht dabei mit dem Aberglauben, der ohne Zweifel bei den Negern dabei im Spiele ist, den grössten Theil des moralischen Fleckens wegzuwaschen, den diese Sitte auf die Neger wirft. Wir glauben jedoch, dass man diese Sitte überall wo sie sich findet ganz anders beurtheilen müsse, als wir dies vom religiösen Standpunkte (wo man immer die unsterbliche Seele im Gedanken hat) zu thun gewohnt sind. Man bedenke, dass die Liebe zum Neugeborenen beim Vater, der hier zunächst allein in Betracht kommt, weder beim Menschen noch beim Thiere so intensiv ist, wie bei der Mutter, und dieselbe beim Menschen eigentlich erst da beginnt, wo das Kind durch den Anblick, das Lächeln und andere Aeusserungen dem Vater näher tritt. Nun finden wir es entschuldigt, wenn der Vater, dessen Herz keine moralischen Erwägungen bewegen, in Voraussicht des Elends, welches des verkrüppelten Wesens harrt, es vorzieht, demselben die Pforten des Daseins zu verschliessen, als es dem schwankenden Kahne der ungewissen Hoffnung zu übergeben. Es ist diese Sitte keineswegs so roh, als wenn — wie es bei uns so häufig geschieht — eine Mutter als Kindesmörderin auftritt.

Infibulation geübt werden, die gewiss keine Erfindung der Neger ist, sondern ihnen wahrscheinlich von den Arabern überliefert wurde.

Im Leben und Verkehr mit Seinesgleichen ist der Neger nach den Berichten aller Reisenden und Missionäre sehr freundlich, hält aber gleich allen Naturvölkern auf gewisse Höflichkeitsformen. Bei Vernachlässigung derselben ist er in seinem Stolze beleidigt und nicht so leicht zu versöhnen.

Die Gastfreundschaft wird allgemein in grösserem oder geringerem Masse geübt und auch überall wie selbstverständlich erwartet. Man pflegt daher für erwiesene Gastfreundschaft gar nicht zu danken.

Von den Krankheiten werden nur die äusserlichen durch Anwendung gewisser Arzneimittel geheilt, während man bei den innerlichen in der Regel zur Zauberei seine Zuflucht nimmt. Man sucht durch gewisse mystische Hantierungen, Amulete und andere Mittel den Zauber aus dem Leibe des Kranken zu entfernen und im äussersten Falle selbst den bösen Geist, der an der Krankheit Schuld trägt, zu versöhnen. Dass dabei der Patient zu bedeutenden materiellen Opfern an den Zauberdoctor und seine Sippschaft sich herbeilassen muss, brauchen wir wohl nicht ausdrücklich zu erwähnen.

Der Todte wird in vielen Gegenden in jener Stellung bestattet, in welcher der Mensch im Mutterleibe sich befindet, so in Südwest- und in Ostafrika bei den Dinka- und Bari-Stämmen. Ueberall wird das Grab in Ehren gehalten und oft in der Nähe der Wohnung gegraben, damit der Todte durch Raubthiere nicht aus ihm gerissen werde. In den meisten Fällen bringt man dem Todten ein Opfer auf demselben dar; dies besteht in Thieren, in einzelnen Gegenden in Menschen. Bekannt ist Dahomey wegen der enorm grossen Anzahl der Menschenopfer, welche am Grabe des Königs dargebracht zu werden pflegen.

Mehrere Familien sind zu einem Stamme vereinigt. Ueber einen solchen Stamm übt, wie bei allen Naturvölkern, ein Häuptling eine gewisse Oberhoheit aus. Diese gründet sich in den meisten Fällen auf das durch seine kriegerische Tüchtigkeit und andere hervorragende Eigenschaften gewonnene Ansehen. Dieses Ansehen, welches mit einer genauen Befolgung der Stammtraditionen Hand in Hand gehen muss, bringt aber dem Betreffenden keine materiellen Vortheile, sondern muss im Gegentheile in jenen Fällen, wo es auf eine Bethätigung desselben nach Aussen ankommt, durch manche bedeutende Opfer des

Häuptlings gewahrt werden. So namentlich, wenn es gilt einen Kriegszug gegen einen Feind zu unternehmen, der einem an Macht gewachsen oder gar überlegen ist und wo wenig oder gar keine Beute, dagegen aber Wunden oder der Tod in sicherer Aussicht stehen. In solchen Fällen muss der Häuptling seine Ueberredungskunst durch Geschenke und Versprechungen, namentlich aber durch Verabfolgung reichlicher Speisen und Getränke unterstützen.

Diese patriarchalische Verfassung, welche offenbar die ursprüngliche ist, besteht aber nur in den wenigsten Gegenden des Negergebietes. Namentlich in den westlichen und mittleren Theilen desselben hat sie einem an die asiatischen Formen mahnenden und diese in vielen Fällen noch überbietenden Despotismus Platz gemacht. Ueberall dort, wo der Neger mit fremden Rassen und Völkern zusammenstiess, die seine Existenz bedrohten, war eine Consolidirung mehrerer Stämme unter einem kriegstüchtigen Häuptlinge nothwendig, um dem Feinde mit Erfolg Widerstand leisten zu können. Dieser Häuptling hielt sich mit seiner Familie an der Spitze der Verbindung und wurde auch von dem Feinde, der es lieber mit einem als mit mehreren Häuptern zu thun hatte, als Herrscher anerkannt. Dadurch befestigte sich wieder sein Ansehen den Seinigen gegenüber, so dass im Laufe der Zeit aus dem gleichberechtigten Krieger ein die anderen weit überragender Despot wurde. Bei jedem grössere Ebenen bewohnenden Volke, welches von eroberungslustigen Feinden oft angegriffen wird, muss sich im Laufe der Zeit aus dem schlichten Verhältnisse der Stammverfassung der Despotismus (bei rohen Naturvölkern) oder die Monarchie (bei Culturvölkern) entwickeln.

In der Regel liebt es der Herrscher, um sein Ansehen zu erhöhen, sich so viel als möglich dem täglichen Verkehre zu entziehen und mit einem Schutzwalle der albersten Ceremonien zu umgeben. Um sich in seiner Stellung zu befestigen, legt er sich oft übermenschliche Eigenschaften bei, so z. B.: die Kraft, Regen zu machen, Krankheiten zu heilen u. a. m. Man naht ihm mit der allergrössten Unterwürfigkeit, indem man kriechend den Boden küsst, Staub aufs Haupt sich streut oder mit demselben das Gesicht reibt. Auch einer in Asien sehr häufigen Sitte begegnet man bei den Negerdespoten, nämlich nur in der Sprache des herrschenden Stammes mit Jedermann zu verkehren, wenn einem auch die Sprache der Anderen bekannt und geläufig sein sollte. Zu diesem Zwecke ist ein

Dollmetscher, „des Königs Mund“ genannt, zugegen, der den Verkehr zwischen dem Könige und Demjenigen besorgt, welchem die Audienz gewährt worden.

Dieser Stellung entsprechend verändert sich auch das äussere Auftreten und Leben des Häuptlings selbst. Während in jenen Gegenden, wo patriarchalische Sitten noch fortbestehen, der König weder in Wohnung noch in Kleidung und Schmuck von den anderen Stammesgenossen sich irgendwie besonders unterscheidet, tritt er als Selbstherrscher in jeder Beziehung mit gewissem, das Auge blendendem Pomp auf. Er bewohnt ausgedehnte Wohnungen, worin seine zahlreichen Frauen und Kinder sammt seinem Hofstaate untergebracht werden, er trägt besonderen Schmuck, den zu tragen ausser ihm Niemandem erlaubt ist. Den Luxus, der dabei entfaltet wird, bestreitet er zum grössten Theile auf jene einfache Weise, auf welche Fürsten unter Naturvölkern gewöhnlich zu verfallen pflegen, nämlich durch Monopolisirung des Grosshandels. Er ist in seinem Lande entweder der einzige oder doch der bedeutendste Kaufmann und Mäkler, mit dem die Fremden verkehren.

In anderen Ländern, namentlich in den despotischen Staaten Mittelafrikas und in Dahomey, bildet der Sclavenhandel, der ganz systematisch durch Sclavenjagden seine Waare geliefert bekommt, die Haupteinnahmsquelle des Herrschers. Letzteres Land, der afrikanische Militärstaat κατ' ἐξοχήν, kann überhaupt als Musterbild des Despotismus in den Negerländern gelten. Der König ist hier unumschränkter Herrscher im vollsten Sinne des Wortes; er ist der eigentliche Besitzer des ganzen Landes und Volkes, das Leben eines jeden Unterthanen steht ihm auf einen Wink zur freien Verfügung und jeden Augenblick steht es ihm frei, durch einen Urtheilsspruch Leben, Vermögen und Familie jedes Einzelnen zu confisciren. Wie mehrere Reisende berichten, soll er sogar die Töchter seiner Unterthanen zur Ehe vergeben und den Kaufpreis derselben in den königlichen Schatz fliessen lassen.

Neben diesen Einkünften, die nicht unbedeutend sein müssen, fällt dem Könige auch ein grosser Theil aus den Erbschaften seiner Unterthanen und Beamten zu, indem er als Oberherr und „Vater“ des Landes auch der Universalerbe ist. Solche Einkünfte sind aber auch nothwendig, um seine zahlreichen Söldner und Söldnerinnen, sowie das Volk bei den glänzenden Festen, die er ihnen gibt, zufrieden zu stellen, denn ohne bedeutende Geschenke gibt es hier kein Ansehen.

Trotz dem ganz und gar despotischen Charakter der Regierungsform in Dahomey verräth sich dennoch die patriarchalische Grundlage derselben in mehreren Punkten. So vor allem darin, dass der König in Uebereinstimmung mit den Sitten und Traditionen seines Stammes regieren und zwei höhere sein Thun controlirende Beamte an seiner Seite sich gefallen lassen muss. Diese Beamten sind „der oberste Henker" (der Repräsentant der inneren, zumeist auf Strafen sich beziehenden Verwaltung) und der „Aufseher des Handels" (der Repräsentant der äusseren, fast ausschliesslich auf den Handel sich beziehenden Angelegenheiten).

Diese beiden höchsten Beamten des Staates sind auch die Erzieher und Vormünder des unmündigen Königssohnes und so lange bis er zum König ausgerufen worden, seine Mitregenten.

Da der König als der Inbegriff, gleichsam die Personification des heimischen Rechtes angesehen wird, so stirbt mit seinem Tode auch dieses und eine Zeit der Anarchie tritt ein, die so lange dauert bis der neue König installirt worden ist. Während dieser Zeit, die auf eine bestimmte Länge festgesetzt ist, werden alle jene Vergehen, welche sonst hart bestraft werden, ungeahndet gelassen.

Die Königswürde ist in der Regel in den Negerländern erblich, geht aber nur in den seltensten Fällen wie bei uns im Abendlande vom Vater auf den ältesten Sohn über. Viel häufiger ist die ächt patriarchalische Sitte, den Thron dem Aeltesten der Familie, also dem jüngeren Bruder des verstorbenen Königs zuzusprechen. Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit mancher Negervölker ist es, auf den König den ältesten Sohn seiner Schwester folgen zu lassen, an welcher Sitte vor allem das Misstrauen gegen die eheliche Treue der Weiber Schuld tragen mag. Ob aber diese Sitte den Negern ursprünglich zukommt, wie Waitz (Anthropologie der Naturvölker II, 131) meint, möchten wir bezweifeln. Sie scheint gleich der scheusslichen Sitte der Infibulation durch arabischen Einfluss bei den Negern erst entstanden zu sein, wofür besonders der Umstand spricht, dass überall dort, wo die Succession des Schwestersohnes oder der Schwester sammt deren Manne sich findet, auch arabische Einflüsse nachgewiesen werden können. Denn von Natur aus ist der Neger gegen sein Weib nicht eifersüchtig und misstrauisch, kann es aber, von anderen gereizt, bis zum Wahnsinn werden, ein Moment, das der grosse Seelenmaler Shakespeare zu einer seiner wirksamsten Tragödien zu verarbeiten verstanden hat.

Zwischen diesen beiden soeben kurz geschilderten Formen der Verfassung, der patriarchalisch-republikanischen und der patriarchalisch-despotischen, bewegen sich alle Staatsverfassungen der Negerländer. Die erstere Form finden wir vorwiegend im Westen in den Küstengegenden und im Osten unter den Viehzucht und Ackerbau treibenden Stämmen, die letztere dagegen mehr im Innern und namentlich dort, wo der Islam seinen Einfluss geltend gemacht hat.

Was die sociale Stellung der Mitglieder eines Stammes oder Staates anlangt, so zerfallen sie in zwei grosse Classen, nämlich Freie und Sclaven. Die Sclaverei findet sich über alle Gegenden des Negergebietes, mit wenigen Ausnahmen (an der Südwestküste) verbreitet. Dieselbe wurde dort von alten Zeiten her in grossem Massstabe geübt und ist nicht etwa erst durch den Verkehr mit den Weissen entstanden. So sollen in den Mandingoländern die Sclaven drei Viertel, in den Yorubaländern sogar vier Fünftel der Gesammtbevölkerung ausmachen. Im Ganzen ist jedoch bei den Negern das Verhältniss des Sclaven zum Herrn ein durchwegs patriarchalisches und durch bestimmte gesetzliche Bestimmungen geregeltes, es wird kaum härter sein, als es bei den alten Griechen und Römern war und als es in der Geschichte Josephs bei den alten Aegyptern geschildert wird. An die Verhältnisse und die drückende Behandlung der Schwarzen in Amerika ist dabei gar nicht zu denken.

Gleich andern Naturvölkern ist auch der Neger ein besonderer Liebhaber des Tanzes, der im Mondenschein unter dem Getöse der Trommel aufgeführt wird. Dieses Instrument ist in den meisten Gegenden sehr einfach gebaut; es besteht zumeist aus einem ausgehölten Baumstamme, der an beiden Enden mit einer Haut überspannt ist und von beiden Seiten mittelst zweier Stäbchen geschlagen wird.*) Diese Tänze, die im Ganzen sehr einfach sind und an denen sich ein ganzes Dorf, ja sogar mehrere derselben betheiligen, sind entweder erotischer oder kriegerischer Natur, und die ersteren sollen nach den Versicherungen mehrerer Missionäre trotz ihrem sinnlichen Charakter keineswegs so anstössiger Natur sein, als die Tänze jener Mädchen, an denen der „ernste“ Araber im Norden

*) Ausser der Trommel, die überall vorkommt, finden sich bei einzelnen Stämmen auch noch andere Instrumente. So besitzt man Hörner, Trompeten, Glocken, Pfeifen, Cithern, die mit 8, ja sogar 17 Saiten bespannt sind, Harmonicas u. a., aus deren Vereinigung ein ziemlich gutes Orchester zusammengestellt werden kann. Ueberhaupt zeigt der Neger viel Sinn für Musik und dürfte hierin der mittelländischen Rasse am nächsten stehen.

und Osten Afrikas sein Auge zu ergötzen pflegt. Die Tänze werden in den „Zeiten des Ueberflusses", gleich unmittelbar nach der Ernte durch mehrere Monate beinahe täglich auf grossen freien Flächen in der Nähe der Dörfer abgehalten.

Die Kriegstänze, an denen sich ganze Stämme betheiligen, müssen in den herrlichen stillen Mondnächten Afrikas wahrhaft imposant sein, und wir können nicht umhin, die anschauliche Schilderung eines solchen Tanzes bei den Bari am Bahr-al-Abyad, welchem der Missionär A. Kaufmann am 25. Juli 1858 beiwohnte und den er in seinem oft citirten Buche S. 171 beschreibt, herzusetzen:

„Nachmittag — so schreibt Kaufmann — ward schon mit den Trommeln das Zeichen gegeben, dass Abends Tanz sei: und so tönte um 7 Uhr Abends wieder die grosse Trommel mit dem Tanztempo und dauerte lange fort, um allen benachbarten Dörfern dieses Freudenfest anzukünden. Um 9 Uhr, wo der Mond schon hoch stand, war der Anfang; aus allen Dörfern zog alles Volk aus und begab sich auf den Tanzplatz, nachdem sie früher wacker gegessen.

Neben einem riesigen Kurulengi (Oelbaum) befand sich der schon aus alten Zeiten hergerichtete Tanzplatz, vom Vollmond schön beleuchtet; ringsum standen hohe Durafelder, hinter denen die Hütten der Tänzer sich verbargen und einige davon nahe hervorguckten. Als wir hinkamen, lärmten die Trommeln schon wie rasend. „Seid ihr da?" — „Guten Abend!" — „Heut ist Tanz!" — „Ist der Tanz schön?" — „Habt ihr keinen Tabak?" — so riefen viele durcheinander, indem sie unsere Namen in die Menge hineinschrieen. — Das war unser Empfang.

In der Mitte des Platzes stand der alte schon abgewitterte Baumstamm eingegraben, mit dem Wore, d. h. einem Kranze aus Zweigen und Gras, zum Zeichen des Festes. Unter ihm herum waren die Trommler, kecke junge Buben, und ein Trupp Kinder, welche hüpften, sprangen und ihre jungen Glieder reckten. Der Tanz beginnt. Weiber und Kinder, Männer und Jünglinge drängen herbei, alle jubelnd und bunt unter einander, endlich bilden sie den Kreis. Dieser besteht und bewegt sich in zwei Reihen; den inneren, kleineren Kreis bilden die Weiber und Mädchen, die mitunter Durastängel statt Lanzen tragen (oft tragen sie auch wirkliche Lanzen); den äusseren, weiteren Kreis bilden die Familienväter mit ihren Burschen. Alle sind bewaffnet da mit Köcher, Bogen und Lanzen. Angesehene tragen auch Schilde aus Elephantenhaut. Was der Bari Schönes hat, zieht er bei solchen Festlichkeiten hervor, um sich

gross zu zeigen. Jeder ist geschmückt mit weissem Federbusch, theils helmartig emporstehend, theils gleich dem Rossschweife vom Kopfe rückwärts herabhängend. Auch seltene Thierfelle kommen zum Vorschein, von Ichneumon und Zibet-Katzen und kleinen Panthern und zieren je nach ihrer Grösse Scheitel und Brust dieser Neger. Glasperlen dürfen freilich auch nicht fehlen. Eine Hauptsache für die Tänzer sind aber eine Schnur Eisenglöcklein (Waryakan), die sie an ihren Füssen bis über das Knie herauf befestigen, womit sie bei jedem Tact und Schritt ein furchtbares Getöse herausstampfen. Die Mädchen zieren sich ebenfalls Hals und Hüften mit Glasperlen, wie auch die Weiber, die überdies neue Schürzen anziehen. Wer sich noch dazu mit hochrother Oelfarbe vom Scheidel bis zur Fusssohle anschmieren kann, der ist wahrhaft schön und macht Furore. Medi, der Häuptling, prangte mit seiner gelbblechernen Leibbinde, die er Tags vorher um 4 Hennen gekauft hatte, wovon er aber noch zwei schuldete. Alle beneideten ihn um so einen Schatz. „Er ist gross!“ sagten sie nach einander. Sein Haupt ziert nach vorn der Schnabel eines Marabú, seine Hand trägt einen Schild von Elephantenhaut, während über seinem Rücken ein Leopardenfell herabhängt. Auch seine zahlreichen Kupferringe an Händen und Füssen sind neu geputzt. Er schaut jubelnd aus, denn er wird wohl auch zuvor einige Schalen Bier (yawa) geleert haben. Ausser den Kreisen von Tänzern sind Schaaren von Zuschauern, die nur warten, bis die ersten ermüdet abtreten und ihnen Platz machen. Diese halten unterdessen den Tross jubelnder Kinder zurück, damit sie nicht in den Tanzkreis treten und selben verwirren.

Der Tanz selbst besteht im tactmässigen Stampfen in einer grimmigen Stellung, im tactmässigen Hin- und Herbewegen des Leibes, indem sie sich rücklings umkehren, während dem die Eisenglöcklein einen furchtbaren Lärm machen. Die Weiber im inneren Kreise schwenken und schwingen dabei die Arme, beugen sich vor und rückwärts, hüpfen mit emporgehaltenen Händen hoch auf, schreien und jubeln gellend in den Gesang hinein, der choralförmig von den Tänzern gesungen wird und immer fortdauert. Auf ein Zeichen der Trommel geräth Alles in Unordnung, der Tanz hört auf, der Gesang verstummt, nur die Trommeln wüthen rastlos fort in das Gerassel hinein, es wird wie unheimlich! — Denn Männer stürzen auf Männer mit grimmigem Blick, schwingen die Lanzen gegen einander wie in wilder Schlacht, die Weiber heulen — doch die Lanzen sinken zu Boden; es war nur blosser Schein und ein

unendlicher Jubel dringt durch die Lüfte. Wieder ruft die Trommel, es erscheint der Häuptling mit hochgeschwungener Lanze, er zieht voraus und alle Tänzer ihm nach, und im Kreis geht der Zug der Krieger wie zur Schlacht, ebenso bewegt sich der Kreis der Weiber.

Wer schöne, riesige aber wilde Krieger sehen will, kann bei so einer Gelegenheit seine Neugierde befriedigen. Nun kommen noch Fackeln von brennendem Stroh und mitten in den Tanzkreis werden sie getragen, und der Kriegstanz beginnt bei dieser Beleuchtung von Neuem und wird so noch um Vieles schauerlicher, wilder." —

Was die Religion des Negers betrifft, so bezieht sich dieselbe mehr auf die Verehrung eines bösen als eines guten Principes; denn wenn auch an das letztere in den meisten Gegenden namentlich von dem intelligenteren Theile der Bevölkerung geglaubt wird, so ist dieser Glaube ohne alle praktische Bedeutung, da dem guten Geiste nirgends besondere Verehrung bewiesen wird, noch bestimmte Opfer dargebracht werden.*) Dagegen greift der Glaube an einen bösen Geist oder mehrere böse Geister tief in das Leben des Negers ein insofern als beinahe alle religiösen Uebungen desselben auf die Abwendung des bösen Einflusses dieser Mächte sich beziehen.

Diese bösen Mächte werden eigentlich als ausser der sinnlichen Welt existirend gedacht, sie haben aber die Kraft, von jedem Gegenstande Besitz zu ergreifen und in ihm zu wohnen. Dadurch kann der von ihnen besessene Gegenstand selbst dem Menschen furchtbar und schädlich werden. Nur der Zauberpriester hat die Kraft durch Opfer oder durch die Dienstbarmachung noch höherer Mächte den bösen Einfluss derselben zu hemmen und sie unschädlich zu machen.

Darin besteht das eigentliche Wesen des sogenannten Fetischismus, der sich, wie man sieht, im Wesentlichen nicht viel von den primitiven Religionsformen anderer Naturvölker unterscheidet. Wenn der Neger einen Baum, einen Stein, eine Schlange, eine Uhr, ja selbst einen Topf oder sonst ein Product menschlicher Kunstthätigkeit zum Fetisch, d. i. zum Objecte der Verehrung sich auserwählt, so verehrt er damit nicht den Gegenstand selbst, sondern den Geist, der in ihm seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat und den er durch seine Verehrung für sich gnädig stimmen will. Denn er glaubt, dass

---

*) Der gute Geist, der die Welt erschaffen hat, wird auch unter gewissen Formen, wie z. B. der Form des Firmaments, der Sonne u. a. vorgestellt, da er aber gut ist und dem Menschen nie schadet, so tritt er auch naturgemäss im Gedanken des Negers zurück.

der Geist, wenn ungnädig gestimmt, die Macht besitze, ihm schädlich zu sein, andererseits aber auch, gnädig gestimmt, kräftig genug sei, um den Einfluss anderer Geister von ihm abzuhalten.

Diesem wüsten Glauben, der ganz mit dem Hange des Negers zum Phantastischen und Wunderbaren übereinstimmt, sind alle jene Stämme und Völker zugethan, zu denen der Islam noch nicht gedrungen ist; überdies wuchert er auch in den muhammedanisirten Gegenden des Negergebietes neben dem Islam als Volksreligion noch fort. Seine Priester, denen die Ausübung ihres Geschäftes nicht nur zu einem gewissen Ansehen, sondern auch zu nicht unbedeutendem Reichthum verhilft, beschäftigen sich nicht nur mit der Besänftigung der Fetische durch Opfer, sondern auch mit der Heilung von Krankheiten. Wie überall bei Naturvölkern werden auch vom Neger jede schwere Krankheit, jeder Todesfall den Einflüssen böser Menschen und böser Geister zugeschrieben, deren Bann der Zauberpriester durch seine Macht aufheben muss. Bei den eigenthümlichen klimatischen Verhältnissen Afrikas, wo der periodische Regen zum Gedeihen der Feldfrüchte und Weiden unumgänglich nothwendig ist und ein Ausbleiben desselben Hungersnoth mit sich bringt, spielen namentlich die sogenannten „Regenmacher“ eine grosse Rolle und wird deren Beschäftigung als eben so einträglich wie lebensgefährlich geschildert. Denn falls der Regenmacher, nachdem er die reichlichen Geschenke in Empfang genommen, nicht richtig prophezeit hat, kann er sicher gefasst sein, der Wuth des Stammes zum Opfer zu fallen und seinen frommen Betrug mit dem Leben zu büssen.

Dass der Glaube an einen guten Geist, der in der That beinahe überall hinter diesem wüsten Aberglauben durchschimmert, ohne alle praktische Bedeutung für den Neger ist, dies beweist neben dem oben bereits angeführten Moment (dass nämlich der gute Geist nirgends Verehrung und Opfer geniesst) auch der Umstand, dass der Neger entweder an ein zukünftiges Leben gar nicht glaubt, oder wo dies der Fall ist, dieses zukünftige Leben als unabhängig von dem Thuen dieses Lebens von ihm angesehen wird. Es fehlen daher allen seinen Handlungen sogar die religiös-moralischen Motive, der philosophisch-moralischen zu geschweigen.

Wenn der Neger irgendwie gehindert wird, seinen Neigungen und Leidenschaften die Zügel schiessen zu lassen und von Mord, Diebstahl und anderen Vergehen abgehalten wird, so ist dies nicht als ein Ausfluss religiöser oder moralischer Grundsätze zu betrachten,

sondern vielmehr als eine Folge der Furcht, die er vor dem Fetisch hegt, der sein böses Thun an den Tag bringen und zu bestrafen vermag.

Der Islam fand, wie wir schon oben gesehen haben, bei den Negerstämmen des Nordens frühzeitig Eingang und hat sich auch in den meisten Gegenden als Staatsreligion, d. i. als die Religion des gebildeten Theiles der Bevölkerung befestigt. Er ist diejenige Religionsform, durch die noch am leichtesten Cultur und Moral dem Neger zugeführt werden können, er ist kurz gesagt die Religion der Zukunft Afrikas. Ohne bedeutende, das individuelle und Familienleben beschränkende Anforderungen an den Neger zu stellen, ist er ihm überdies durch das Auftreten seiner Bekenner, die vermöge ihrer Lebensgewohnheiten vom Neger durch keine allzuweite Kluft getrennt sind, sympathisch. Er sieht, dass seine hauptsächlichsten Apostel, die Kaufleute, nur mit den Waffen des Friedens kämpfen und ihm Wohlstand und Reichthum zubringen. Alles was diese schlichten Männer ihm sagen ist so einfach und seinen Begriffen angemessen, dass es ihm nicht schwer fällt, seinen Fetischen zu entsagen und ausschliesslich an den einen Gott (Allah) zu glauben, der ja ohnedies seinem Gemüthe nicht fern stand. Und dadurch, dass er an Allah und an die Sendung Muhammeds glaubt, der diesen wahren Glauben der Welt zum Heile und zur Erlösung überbrachte, dadurch ist er schon Muslim geworden.

Gegenwärtig erstreckt sich der Islam über die Mandingoländer, Bornu, Wadai und die Hausastaaten; er findet sich auch bei den Wolof und den Serechule, ferner am unteren Niger, in Aschanti und Dahomey, an den letzteren Orten aber nur sporadisch.

Sprache.

Die Sprachen der Neger scheinen in eine erkleckliche Anzahl eigenthümlicher von einander verschiedener Stämme zu zerfallen. Jene Uebersicht der Negersprachen, die wir auf S. 15 ff. gegeben haben, kann daher nur als eine vorläufige gelten, da wir trotz der immensen Entdeckungen, welche die Neuzeit auch auf sprachwissenschaftlichem Gebiete mit sich gebracht hat, keine richtige Vorstellung von der, wie es scheint, ungeheueren Anzahl der Neger-Idiome besitzen. Doch lässt sich schon auf Grund des mangelhaften Materials, welches uns zu Gebote steht, der sichere Schluss bauen, dass die Negersprachen von einer Ursprache nicht ausgegangen sein können, sondern im

Gegentheil **mehrere** von einander unabhängige Ursprungspunkte voraussetzen. Denn abgesehen davon, dass die Abweichungen im grammatischen Baue der Negersprachen solche sind, die nur zwischen ganz unverwandten Sprachen sich finden, lassen sich auch in lexicalischer Beziehung, abgesehen von einzelnen entlehnten Cultur-Ausdrücken, keine Uebereinstimmungen wahrnehmen, die irgend eine Verwandtschaft verrathen könnten.

Die Erzeugnisse des dichtenden Volksgeistes beschränken sich beim Neger auf Fabeln, Räthsel und Sprüchwörter. Namentlich die beiden letzteren zeugen von einer besonderen Originalität und angeborenem Mutterwitz. Die lyrischen Gesänge sind bei dem engen Gefühlskreise des Negers unbedeutend; die besseren derselben lassen fremden, arabischen Einfluss nicht verkennen.

2. Kaffern.*)

Der Ausdruck „Kaffer" entstammt dem arabischen Worte Kafir, „Ungläubiger", und wäre also richtiger Kafer zu schreiben. Wir verstehen darunter im anthropologischen Sinne eine bestimmte Rasse, im ethnographischen Sinne einerseits ein bestimmtes, im Süden Afrikas, nordöstlich von den Hottentoten ansässiges Volk, andererseits einen Völkercomplex, welcher alle an der Ostküste Afrikas vom Cap bis an das Gebiet der Galla wohnenden Stämme umfasst, von denen das Volk der Kaffern als das bedeutendste betrachtet werden kann.

*) Die Quellen finden sich verzeichnet bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker II, XVII. Die wichtigsten darunter sind: **Alberti**, L., Description physique et historique des Cafres, Amsterdam 1811, 8°. **Andersson**, Reisen in Südwest-Afrika bis zum Ngami, übersetzt v. Lotze, Leipzig 1858, 8°. **Burchell, William**, Travels in the interior of South-Africa, London 1822—24, 8°, 2 voll.; deutsche Uebersetzung, Weimar 1822, 8°. **Döhne**, Das Kafferland und seine Bewohner, Berlin 1843, 8°. **Fleming**, Kaffraria and its inhabitants. London 1853, 8°. **Fritsch**, Drei Jahre in Süd-Afrika, Breslau 1868, 8°. **Grout**, Lewis, Zulu-Land, or life among the Zulu-Kaffirs, New edition, London 1865. 8°. Kay, Travels and researches in Kaffraria, New-York 1834, 8°. **Lichtenstein**, Reisen im südlichen Afrika, Berlin 1811, 8°. **Livingstone**, Missionsreisen und Forschungen in Südafrika, übersetzt von Lotze, Leipzig 1858, 8°. **Patterson**, Reise in das Land der Hottentoten und Kaffern, übersetzt von Forster, Berlin 1790, 8°. Abbildungen des Kaffer-Typus finden sich bei **Burchell, William**, Travels in the interior of South-Africa, London 1822—24, 2 voll., und **Fritsch**, Drei Jahre in Süd-Afrika, Breslau 1868, 8°. S. 33, 91, 332, 379 u. a.

Wie wir bereits schon früher bemerkt haben (S. 111), waren die Kaffern nicht seit jeher in denjenigen Gegenden ansässig, wo wir sie gegenwärtig finden (nördlich von den Sitzen der Hottentoten bis an den Aequator und den 5^0 nördl. Breite), sondern sind in dieselben nach und. nach von Nordosten eingewandert.*) Als die nächsten Anverwandten der Neger sassen sie wahrscheinlich im Osten von dem Verbreitungsgebiete derselben und standen daher frühzeitig in freundlichem und feindlichem Verkehr mit den von Asien eindringenden Stämmen der mittelländischen Rasse, speciell den Hamiten. Manches am leiblichen und geistigen Typus des Kaffern lässt sich nur durch die Annahme eines innigen Verkehrs der beiden Rassen und Völker erklären. Der physische Typus des Kaffern weicht in Farbe und Gesichtsbildung von jenem des Negers bedeutend ab und nähert sich hierin dem mittelländischen, und in der Sprache finden sich manche Punkte, die an Hamitisches und Semitisches so stark anklingen, dass man unwillkürlich an eine in älter Zeit stattgefundene Entlehnung denken muss. Es ist daher eine mehr als wahrscheinliche Annahme, der wir auch beim Entwerfen des Stammbaumes der Menschen-Rassen gefolgt sind (S. 25), dass die Kaffer-Rasse durch eine in unvordenklicher Zeit stattgefundene Mischung mit hamitischen Stämmen aus der Ur-Neger-Rasse zum heutigen Typus sich differenzirt habe.**)

Die Wanderung der Kaffer-Rasse aus dem Nordosten Afrikas ging Anfangs, dem Drängen der hamitischen Stämme nachgebend, nach dem Süden vor sich, bis sie endlich an dem Widerstande der Völker der Hottentoten-Rasse einen Halt fand. Später scheint eine zweite Wanderung, wahrscheinlich durch das Andrängen der Gallastämme veranlasst, quer durch den Continent von Osten nach Westen hinzugetreten zu sein.

Für diese Facta sprechen Zeugnisse, welche sich aus der grösseren oder geringeren Verwandtschaft der Kaffer-Sprachen unter einander ergeben. So zeigt das Kaffer-Idiom sammt dem Zulu die

---

*) Die Traditionen aller Kaffer-Völker berichten, sie seien aus Nordosten in die von ihnen gegenwärtig bewohnten Sitze eingewandert. Vergl. History of the Bassutos. Cape Town 1857, 8^0, pag. 3 ff. Andersson Lake Ngami. London 1856, pag. 218 ff. Nach dem Glauben der Herero wohnt ihr oberster Gott Omu-Kuru im hohen Norden. Damit hängt auch die Sitte zusammen, die Todten mit gegen Norden gewendetem Antlitz zu begraben.

**) Vergl. auch Waitz, Anthropologie der Naturvölker. II, S. 374 ff.

grösste Verwandtschaft mit dem Se-tschuana (der Sprache der Betschuana) und weiter mit dem Otschi-herero (der Sprache der Ovaherero), während ihm das Ki-suaheli und die Sprache von Congo ferne stehen. Ebenso sind wieder das Ki-suaheli an der Ostküste und die Sprachen der M-pongwe*) und Ba-kele**) an der Westküste mit einander innig verwandt, eine Verwandtschaft, welche sich nur aus der Annahme einer vor nicht langer Zeit stattgefundenen Trennung erklären lässt.

Als die ältesten Auswanderer aus der Urheimath im Nordosten Afrikas erscheinen die am weitesten nach Süden vorgedrungenen Kaffer-Völker, worunter die Stämme der Ama-nosa, Ama-tembu, Ama-mpondo und Ama-zulu***) gehören. Darunter ist besonders der letztere Stamm durch Eroberungen unter kriegerischen Häuptlingen, wie Tschaka,†) Umzilikatsi, in der neuesten Zeit allgemein bekannt geworden.††) Zu den Kaffern gehören auch die Fingo, eine Vereinigung mehrerer, ehemals von den Ama-nosa unterworfenen Kafferstämme.

Die Sprachen aller dieser Stämme zeigen unwiderleglich, dass sie sich erst spät, vor nicht gar langer Zeit von einander getrennt haben; sie stehen auch sonst auf einer alten Stufe, so dass sie relativ für das getreueste Bild der nun nicht mehr existirenden Ursprache gelten können. Damit stehen auch die Sitten und Einrichtungen, welche vieles Alterthümliche an sich tragen, in vollem Einklange. Es kann also eigentlich blos der Kaffer mit seinen Verwandten im Süden des Continents für den treusten Typus seiner Rasse und seines Volkes gelten, während bekanntlich in Betreff des ethnischen Charakters der Bewohner des nördlichen Theiles der Westküste an den Neger, der Bewohner der Ostküste an den Galla und Araber sich anschliesst. Wir werden daher bei Schilderung

---

*) Vergl. A grammar of the Mpongwe language by the missionaries of the A. B. C. F. M. Gaboon mission, western Africa, New-York 1847, 8°, pag. VI.

**) Vergl. A grammar of the Bakele language, by the missionaries of the A. B. C. F. M. Gaboon mission, western Africa, New-York 1854, 8°, pag. IV.

***) Die Ama-zulu umfassen gegenwärtig eine Reihe von mehreren ursprünglich von ihnen verschiedenen Völkern, welche von ihnen unterworfen worden sind, und deren Sprache und Sitten angenommen haben.

†) Ueber Tschaka vergl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker II, S. 391 ff.

††) Die Matebele, bekannt durch ihre Eroberungszüge unter Moselakatse (Umzilikatsi), sind ein Zulu-Volk.

der ethnographischen Eigenthümlichkeiten der Kaffer- und Congo-Völker vor allen andern auf diese Stämme zurückgehen müssen.*)

Westlich von den Kaffern, im Innern des Continents, wohnen die Be-tschuana (Be-tjuana), von etwa 28° bis 16° südlicher Breite. Sie zerfallen in 23 Stämme, von denen 12 im Osten und 11 im Westen wohnen. Es sind dies folgende: A. Oestliche Stämme: 1. Die Ba-suto, 2. die Ba-tau, 3. die Ba-puti, 4. die Ma-kolokue, 5, die Ba-phiring, 6. die Li-khoya, 7. die Ba-hlokwa oder Ba-mantati, 8. die Ba-mapela, 9. die Ba-tloung, 10. die Ba-peri, 11. die Ba-tsetse, 12. die Ba-fukeng. B. Westliche Stämme: 1. die Ba-rolong, 2. die Ba-hlapi, 3. die Ba-meri, 4. die Ba-matlaru, 5. die Ba-khatla, 6. die Ba-kwena, 7. die Ba-wanketsi, 8. die Ba-hurutse, 9. die Ba-kaa, 10. die Ba-mangwato, 11. die Ba-lala oder Ba-kalahari.

Westlich von den Be-tschuana wohnen die Dama (fälschlich Damaras oder Damras genannt) nach den Angaben des Missionärs J. Hahn zwischen 22° 58′ und 19° 30′ südlicher Breite und 14° 20′ östlicher Länge, bis einige Grade im Westen vom Ngami-See. Die westlichen Stämme nennen sich Ova-herero, die östlichen werden mit dem Namen Ova-mbandscheru (Ova-mbandjeru) bezeichnet.**) Nordöstlich von den Ova-herero liegen die Sitze der Ova-mpo.

Nördlich von den Kaffern, speciell den Zulus, leben mehrere Stämme, welche uns leider nicht näher bekannt sind, aber in Sprache und Sitten gewiss zu demselben Völkercomplexe gehören. Es sind dies die Ama-tonga an der Delagoa-Bai und westlich von ihnen im Innern die Ama-swazi. Nordöstlich von den nördlichsten Sitzen der Matebele unter dem 18° südlicher Breite und dem 31° östlicher Länge wohnt der Stamm der Ma-schona. Oberhalb des Zambesi wohnt der weit ausgedehnte Stamm der Makua. Am weitesten gegen Norden wohnen die Suaheli (arab. sawahili), unter welchem Ausdrucke man die Bewohner der Küsten (arab. sawahil) vom Cap Delgado bis zu den Ansiedelungen der Somali begreift.***) Sie sind, wie sowohl ihr Körperbau, als auch ihre Sprache beweisen, mit arabischem Blute stark gemischt.

*) Dasselbe thut auch Waitz, Anthropologie der Naturvölker II, 382 ff.

**) Vergl. Hahn, Josaphat, Die Ova-herero (Zeitschrift für Erdkunde der Gesellschaft in Berlin 1868, S. 193, 493 und 1869, S. 226, 482).

***) Auch die ursprüngliche Bevölkerung der Comoren, nach der Sprache der Insel Hanzuan zu schliessen, ist zu den Suahelis zu rechnen.

Westlich von den Suahelis im Innern des Landes, wohnt eine Reihe von Stämmen, welche sprachlich aufs innigste mit ihnen zusammenhängen, wie die Wa-nika, deren südlichste Ansiedelungen sich Wa-digo nennen, während die nördlichen Wu-lupangu genannt werden, ferner die Wa-kamba, die Wa-pokomo u. a.

Südwestlich von diesen, im Osten des Sees Unyamesi wohnt das Volk der Mo-nyamwesi (Monomoezi), im Westen und Süden desselben Sees weit nach Norden das Volk der Muemba oder Molua und weiter südlich eine Reihe von weniger bekannten Stämmen. Am oberen Zambesi, nördlich von den Ma-kololo, sitzen die Ba-rotse, und nordwestlich vom See Ngami die Ba-yeye.

Zu diesen Völkern, obschon es nicht bestimmt ist, zu welchem speciell, ist die Aboriginer-Bevölkerung der Insel Madagascar zu rechnen, deren herrschender Stamm, die Madegassen oder Malgaschen, bekanntlich der malayischen Rasse angehört. — Wie weit diese Aboriginer-Bevölkerung reicht, ist bisher nicht genau ermittelt, als sicher dahin zu rechnen sind die Wa-zimba*) im Westen der Insel, oberhalb des 19° südlicher Breite, welche von den Madegassen als die Urbewohner des Landes angesehen werden, ferner die Schaffat im Südosten der Insel, unterhalb des 22° südlicher Breite.

An der Westküste Afrikas, bis hinauf zum Aequator, wohnen die Congo-Völker, zu denen die Bewohner von Benguela, Angola, Congo und Loango gehören. Weiter gegen Norden sitzen am Gaboon die M-pongwe, Benga, Ba-kele (Ba-kalai) und Ba-tanga, deren Idiome sich sämmtlich als Mitglieder der Bantu-Familie deutlich verrathen. Wie weit das Gebiet dieser Sprachen im Norden, besonders im Innern des Continents, sich erstreckt, ist nicht mit Sicherheit ausgemacht, schwerlich jedoch dürfte es unter den 5° nördlicher Breite herabreichen.

Physischer Typus der Kaffer-Rasse.

Der Schädel des Kaffern zeigt zwar einige Aehnlichkeit mit jenem des Negers, er weicht aber in vielen Punkten wesentlich von ihm ab. Die Form desselben ist langgestreckt und an beiden Seiten abgeflacht, wodurch der Gesichtsausdruck schmal und lang erscheint; dagegen ist die Stirn hoch und gewölbt, die Nase nicht

*) Ueber die Verbreitung und Bedeutung dieses Namens auf dem afrikanischen Festlande, vergl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker II, S. 358 ff.

platt gedrückt, sondern mehr vorspringend und oft sogar gebogen. Der Unterkiefer ist nicht stark vorragend, die Backenknochen zwar breit aber nicht so stark hervorstehend, das Kinn mässig und spitz zulaufend. Die Lippen sind nicht so wulstig wie beim Neger und wenig aufgeworfen. Das Haar ist zwar wollig wie beim Neger, aber weniger grob. Bei den südlichen Stämmen wächst es oft in Büscheln auf dem Kopfe wie beim Hottentoten und Papua, was auf eine Mischung mit der ersteren Rasse hinweist. Der Bart ist schwach entwickelt, aber doch bei weitem reichlicher als beim Neger; die Behaarung der bedeckten Körpertheile ist mangelhaft.

Der Bau der unteren Gliedmassen bietet zwar manche Anklänge an den Negertypus, jedoch sind die Waden entschieden stärker, wie auch die Schenkel fleischiger. Die Farbe der Haut ist ursprünglich gelbbraun, mit einem Stich bald ins Lichtere, bald ins Dunklere; man begegnet aber auch einem tiefen Schwarz, so namentlich im Westen und Nordosten, welches wohl auf Mischungen mit reinem Negerblute zurückzuführen ist.

In Betreff der Zulu bemerkt Fritsch, Drei Jahre in Süd-Afrika, S. 199. „Die äussere Erscheinung derselben ist mannigfaltig, so dass es schwer ist, einen bestimmten Typus dafür festzustellen. Die Gesichter sind regelmässiger als bei den eigentlichen Kaffern, die Nase ist besser entwickelt und nicht so aufgestülpt, die Stirne ist hoch, die Lippen sind stark aufgeworfen, das Gesicht jedoch häufig nur wenig prognathisch. Der Körper ist mehr proportionirt, aber auch bei ihnen findet sich selten eine eigentliche Taille, sondern die Seiten der Brust fallen senkrecht ab."

Psychischer Charakter der Kaffer-Rasse.

Die Kaffern sind von Haus aus ein Nomadenvolk. Alle Kafferstämme zeigen eine besondere Vorliebe für Viehzucht, welche für so ehrenvoll gilt, dass sie ausschliesslich von den Männern geübt wird. Die Nahrung der Kaffern ist ausschliesslich der Milch entnommen. Neben der Viehzucht wird auch Landbau getrieben,*) dieser gilt aber für eine minder ehrenvolle Beschäftigung, welche daher meistens nur von den Weibern ausgeübt wird.

*) Im Ganzen ist der Landbau mehr bei den Betschuana-Stämmen als bei den Kaffern verbreitet.

Ein Punkt, in welchem die Kaffern sich wesentlich von den Negern unterscheiden, ist die Abwesenheit der Sclaverei,*) und das freiere Verhältniss, in welchem der gemeine Mann zu seinem Häuptlinge steht. Denn trotz der Verehrung, welche dem letzteren stets gezollt wird, und trotz der straffen Disciplin, welche namentlich im Kriege geübt wird, hat jeder Mann in der Versammlung das Recht, seine Ansicht frei zu äussern und selbst die Anordnungen und Massregeln des Häuptlings einer Kritik zu unterziehen.

Ausgezeichnet sind die Kaffern durch Tapferkeit, welche aber selten in tollen Blutdurst ausartet; man begnügt sich damit, den Feind zur Unterwerfung zu bringen und ihm seine Besitzthümer wegzunehmen.**) Der Krieg wird stets vorher angekündigt und der überwundene Feind ritterlich behandelt. Eine Folge der Tapferkeit sind die Energie und Mässigkeit, welche den Kaffer auszeichnen. Der Kaffer gibt sich selten dem Nichtsthun in dem Grade hin wie der Neger und findet an aufregenden Getränken überhaupt wenig Geschmack. Ein Ausfluss dieser edlen Eigenschaften ist ein reges Rechtsgefühl und eine aus dem Innersten des Herzens stammende Ehrlichkeit. Diebstahl, welcher vom Neger gern geübt und ohne jegliche Beschämung eingestanden wird, kommt unter den durch fremde Einflüsse noch nicht verdorbenen Kaffern nur selten vor.

Ethnographische Schilderung.

In den jüngeren Jahren geht der Kaffer ganz unbekleidet einher: später trägt der Jüngling einen kurzen Schurz, von etwa acht Zoll Länge, aus dem Felle irgend eines Thieres, um seine Schamtheile und einen gleichen um den Hintertheil, während das Mädchen mit einem Stücke gefärbter und bemalter Haut, welche bis ans Knie hinabreicht, seine Lenden umhüllt.

Bei einigen Stämmen werden (namentlich von angesehenen Personen) Mäntel getragen, welche aus weich gegerbten Ochsenhäuten verfertigt werden. Um den Körper vor den Sonnenstrahlen

*) Als einige Stämme im Innern zum ersten Male von der Sclaverei hörten, erklärten sie dieselbe alsogleich für ein schreiendes Unrecht.

**) Räthselhaft bleibt der Cannibalismus, der in neuester Zeit durch die Endeckung grosser Höhlen mit benagten und zertrümmerten Menschenknochen erwiesen ist. Auch die Erzählungen der südlichen Neger von Menschenfressern dürften auf die alte Sitte der Anthropophagie bei den Kaffern zu beziehen sein. (Vergl. oben S. 84.)

zu schützen, wird derselbe mit Fett reichlich eingerieben. Bei einigen Völkern im Innern, wie z. B. bei den Be-tschuana, ist die Beschneidung im Schwunge, welche zur Zeit der Pubertät an dem Knaben, oft auch an dem Mädchen vollzogen wird. Diese Sitte ist in neuerer Zeit auch zu einigen Kafferstämmen übergegangen.

Beim Eintritt in die Zeit der Verheirathung werden dem Jünglinge und der Jungfrau die Haare geschoren und bei ersterem ein Ring von etwa vier Zoll Durchmesser, bei der letzteren dagegen ein Büschel stehen gelassen. Das Haar des Ringes wird mittelst einer Ochsensehne zusammengeflochten und mit einer Mischung von Klebestoff und Kohlenpulver reichlich bestrichen. Dadurch wird ein Kranz von etwa einem Zoll Dicke gebildet, der vermöge seiner tiefen Schwärze vom übrigen Haarwuchse bedeutend absticht, das Haarbüschel des Mädchens wird zusammengeflochten und mit einer Mischung von Fett und einer rothen Erdart reichlich eingerieben.

Die Kaffern sind grosse Liebhaber von Schmuckgegenständen. Dieselben bestehen meistens aus Ringen, Armspangen und Halsketten, wovon erstere aus Metall, letztere dagegen aus an einander gereihten Muscheln bestehen. Manche Person ist mit dergleichen Zierrath förmlich überladen. Dazu kommen noch verschiedenartige Amulette von Holz- und Hornstückchen, Wurzeln, Zähnen und anderen Dingen, ohne welche man selten einem Individuum begegnet. Ein sehr beliebter Schmuck sind die Haare des Ochsenschwanzes, welche in der Regel am Knie befestigt werden, und über das Schienbein herabhängen. Das Haar wird mit Federn verschiedener Vögelarten aufgeputzt, unter denen namentlich die Strauss- und die Pfauenfedern besonders hoch geschätzt werden. Bei einigen Stämmen besteht auch die Sitte, die oberen Körpertheile (Rücken, Brust, Arme) mit Einschnitten zu versehen (vergl. die Sitte des Negers und des Papua) und diese mit Asche einzureiben, wodurch das ganze Aussehen etwas Wildes und Unheimliches bekommt. Die Ohren werden gewöhnlich in den jungen Jahren durchbohrt und Holzstückchen durchgezogen. In späterer Zeit, nachdem die Oeffnungen sich hinlänglich erweitert haben, steckt man Elfenbeinstücke und anderen Zierrath hinein, die Männer aber lieben es besonders, ihre Schnupftabakdosen — ausgehöhlte Rohrstücke — hier aufzubewahren.

Die Füsse bleiben unbedeckt; nur die Männer pflegen bei weiteren Reisen Sandalen anzulegen, welche aus dickem Leder bestehen und mittelst Riemen am Fusse befestigt werden.

Die Wohnungen der Kaffern bestehen aus einem Complex von mehreren Hütten, mit einer Umzäunung. Dieselben sind halbkugelförmig aus Flechtwerk aufgerichtet, mit zwei bis vier Stützen in der Mitte, und mit Gras bedeckt, so dass sie grossen Bienenkörben nicht unähnlich sehen.*) Ihre Höhe beträgt in der Mitte sechs Fuss, ihr Durchmesser zwölf bis fünfzehn Fuss. Unten befindet sich ein Eingang von etwa zwei Fuss Höhe, und einem und einen halben Fuss Breite, der zugleich als Fenster dient.

Diese Hütten, welche zur Wohnung des Mannes, seiner Frauen und Angehörigen dienen, sind im Kreise aufgebaut. Um dieselben, im Abstande von etwa fünf Fuss, läuft die Umzäunung, innerhalb welcher Nachts die Kühe und übrigen Hausthiere untergebracht werden.

Der Boden der Hütte besteht aus festgestampftem Lehm, wozu man in der Regel die Ameisenhügel verwendet. Derselbe wird mit Kuhdünger reichlich bestrichen und dieser eigenthümliche Ueberzug in gewissen Zeiträumen wieder erneuert. Beim Mittelpfosten gegen den Eingang zu befindet sich der Feuerplatz, ein in die Erde gegrabenes Loch, um welches ein Rand aus Lehm herumläuft. An dem Rande der Hütte werden die verschiedenen Utensilien aufgestellt, wie Töpfe, Kalebassen, Steine zum Mahlen des Kornes, Schlafmatten, Feuerholz u. a.

Bei der Anlage seiner Wohnung sieht der Kaffer vor allem darauf, dass das Regenwasser gehörigen Abfluss habe. Er wählt daher gerne einen sanften Hügel dazu aus, um da sein Getreide sicher in Erdlöchern aufbewahren zu können. Doch muss der Ort frei von Stürmen sein und in seiner Nähe fruchtbarer Boden zum Anbau einiger Cerealien und zur Viehweide, sowie hinreichendes Wasser sich befinden.

Die zur Aufbewahrung des Getreides bestimmten Erdlöcher befinden sich in der Mitte des Hüttencomplexes. Sie haben einen etwa einen und einen halben Fuss breiten und zwei Fuss langen Eingang, so dass ein Mann durchschlüpfen kann, und einen nach allen Richtungen gleich weit ausgehölten, mit Kuhmist bestrichenen Bauch, so dass sie dem Innern einer Flasche gleichen. Das für den Vorrath bestimmte Korn wird hineingeschüttet und mit Steinen, Kuhmist und Erde zugedeckt.

---

*) Vergl. die Abbildung bei Fritsch, Drei Jahre in Süd-Afrika, S. 34.

Dasjenige Korn, welches für den täglichen Gebrauch dient wird in grossen eiförmigen Körben oder in kleinen, taubenhausähnlichen Hütten aufbewahrt.

Zum Baue des Hauses muss nach den einheimischen Gesetzen die Erlaubniss vom Häuptlinge eingeholt werden.

Der vorzüglichste Reichthum der Kaffern sind ihre Rinderherden, ihre liebste Beschäftigung die Milchwirthschaft. Diese wird ausschliesslich von den Männern geübt, während die Bebauung des Landes dem Weibe zufällt. Auf die Vermehrung seiner Rinderherden denkt der Kaffer bei Tag und bei Nacht; alles übrige Besitzthum wird in Kühe umgesetzt, mit Kühen wird alles Kostbare, ja selbst auch das Weib gekauft.

Die hauptsächlichste Nahrung des Kaffern besteht aus der geronnenen Milch. Man füllt zu diesem Behufe die süsse Milch in eine grosse Kalebasse, wo sie mit saurer Milch versetzt und stehen gelassen wird. Nach einiger Zeit schöpft man die Molken ab, welche den Kindern zur Nahrung dienen, und setzt die übriggebliebene dicke, säuerliche Substanz entweder allein, oder mit Maisgrütze vermengt als Speise vor.

Von den Feldfrüchten werden besonders das Kafferkorn (Sorghum saccharatum) und der Mais angebaut; man wählt dazu gewöhnlich einen in der Nähe der Hütte gelegenen fruchtbaren Platz. Zuerst wird alles Strauchwerk und Gras verbrannt, dann der Samen ausgesäet, und durch Umgraben der Erde mit einem Pflocke in dieselbe versenkt. Ausser diesen beiden Feldfrüchten sind Kürbisse, Rüben und verschiedene Knollengewächse eine beliebte Nahrung. Fleisch wird selten, fast nur bei festlichen Gelegenheiten gegessen.

Die Speisen werden in Töpfen aus gebranntem Lehm gekocht, welche auf einer Unterlage von drei Steinen ruhen. Ein zweiter umgestürzter und mit dem Rande eng angelegter Topf dient als Deckel Die Fugen werden mit Kuhmist verstrichen.

Das Mahl wird auf eine auf dem Boden ausgebreitete Matte gelegt und hockend eingenommen. Dabei fehlt niemals ein riesiges Trinkgefäss voll Bier aus Kafferkorn, wozu man entweder einen irdenen Topf oder einen dicht geflochtenen ausgepichten Korb verwendet.

Der Kaffer hält in der Regel täglich eine einzig Mahlzeit und zwar gegen Abend, etwa eine Stunde vor dem Schlafengehen. Während des Tages wird ausser Milch selten etwas genossen.

Bemerkenswerth ist die Scheu des Kaffern vor dem Genusse einzelner Thiere. So wird das Fleisch des zahmen Schweines nicht genossen, während man jenes des wilden geniesst.

Auch die von Hühnern gelegten Eier gehören beim Kaffer in diese Gattung von Speisen, während sie von den Völkern des Innern geschätzt werden. Ebenso wird das Elephantenfleisch nicht genossen, indem das Thier, nach der Ansicht des Kaffern, wegen seiner Klugheit dem Menschen zu nahe steht. Bekanntlich stehen mehrere Stämme des Innern nicht an, von dem Fleische des Elephanten sich zu nähren.

Während dem Weibe die Besorgung des Feldes und die Bereitung der Speisen zufallen, gehört ausser der Milchwirthschaft die Verfertigung der Kleider und Geräthe zu den Obliegenheiten des Mannes. Die Kleider werden in der Regel aus Fellen verfertigt, die Töpfe aus Thon, die Körbe aus Baumzweigen, die Schneidegeräthe und Waffen aus Eisen. Das letztere wird von den Kaffern selbst gegraben und geschmolzen. Obwohl den Schmieden nur sehr unvollkommene Werkzeuge zu Gebote stehen, sind die von ihnen gefertigten Geräthe und Waffen sehr dauerhaft und zweckmässig gearbeitet.

Unter den Waffen stehen obenan die Lanze, der Wurfspiess, die Keule und die Hacke. Bogen und Pfeil kommen bei den Kaffervölkern in der Regel nicht vor. — Das hauptsächlichste Feldgeräth ist ein zehn bis zwölf Pfund schwerer eiserner Spiess zum Umgraben und Zertrümmern der Erdklösse.

Zu jenen Luxusgegenständen, welche bei keinem Kaffer fehlen, gehören die Schnupftabakdose und Pfeife. Die erstere besteht entweder in einem Ochsenhorn oder einem kleinen Kürbis, meistens aber in einem ausgehöhlten Rohrstücke. Das Ochsenhorn wird in der Regel an einer um den Hals befestigten Schnur, der Kürbis in einem kleinen Säckchen am Gürtel getragen, das Rohr aber allgemein durch die durchbohrten Ohrläppchen gezogen.

Ein steter Begleiter der Dose ist ein kleines Löffelchen aus Elfenbein, mit welchem der Kaffer den Schnupftabak in die Nase einführt. Dieses wird entweder gleich der Dose im anderen Ohrläppchen untergebracht oder unter den Haarring am Kopfe eingesteckt. Gewöhnlich hört der Kaffer mit dem Einführen des Tabaks in die Nase nicht eher auf, als bis den Augen reichliche Thränen entfliessen; dann hat sein Wohlbehagen den höchsten Grad erreicht.

Die Pfeife besteht in einem irdenen kugelförmigen Gefässe mit einer unten befindlichen Oeffnung, in welche ein Rohr eingesetzt wird. Dieses Rohr steht mit einem langen Antilopenhorn in Verbindung, durch welches man den Rauch einzieht. Gewöhnlich rauchen an einer solchen Pfeife mehrere Individuen. Das Gefäss wird mit den Tabakblättern und einem Beisatz von dem betäubenden Samen des wilden Hanfes gefüllt, angezündet und in der Runde so lange herumgereicht, bis es vollständig ausgeraucht ist.

Bei der Bereitung des Schnupftabaks werden die Blätter getrocknet, zerrieben und schliesslich — um ihnen eine grössere Schärfe zu verleihen — mit der Asche der Aloëblätter versetzt.

Im ehelichen Leben des Kaffern herrscht die Polygamie. Der Mann nimmt sich in der Regel so viele Frauen, als er zu kaufen im Stande ist. Die Verheirathung des Mannes ist jedoch, gleich dem Baue eines Hauses, in jenen Districten, wo mächtige Häuptlinge herrschen, nicht allein von seinem eigenen Willen abhängig, sondern weit mehr von der Erlaubniss des Häuptlings. Dies hat seinen Grund in der militärischen Disciplin, nach welcher der Stamm organisirt ist, wonach alle unverheiratheten Männer zum Waffendienste und zur Heerfolge verpflichtet sind.

Erst nachdem dieselben durch eine Reihe von Jahren ihrer Pflicht Genüge gethan und ihr ermüdeter Körper nach Ruhe sich sehnt, wird ihnen vom Häuptlinge gestattet, sich einen festen Wohnsitz zu gründen und ein Weib zu nehmen.

Bei Schliessung der Ehe wird das Mädchen um seine Neigung und seinen Willen gar nicht befragt, sondern man wendet sich einfach an ihren Vater, welcher für sie den Preis, der stets in Kühen gezahlt wird, bestimmt. In dieser Sitte, wonach das Mädchen gleich einer Waare taxirt und bezahlt wird,*) sieht dieses gar nichts

*) Zur Illustration der Ehe mag die folgende Schilderung aus Kay's Travels and researches in Caffraria, New-York 1834, pag. 166, dienen: „Der Häuptling der Umzi, der nahe an 60 Jahre alt zu sein schien, war eben daran, ein Weib zur Anzahl derjenigen, welche er bereits besass, hinzuzufügen. Nachdem er seine Vorschläge an die Eltern gemacht und einen Preis für deren Tochter angeboten hatte, wurde dieselbe an den Ort seines Aufenthaltes von einer Anzahl von Freundinnen und Anverwandten geleitet, geschmückt mit Decken und anderem Zierrath, wie es die Sitte erheischt, wie „eine Braut geziert für ihren Bräutigam". Nachdem sie jedoch angekommen, blickte der alte Mann auf sie mit der grössten Kühle und Gleichgiltigkeit, und in einem mürrischen Tone begann er die Zahl der herrlichen Rinder aufzuzählen, welche er zu zahlen

Entwürdigendes, sondern rühmt sich im Gegentheile des für sie bezahlten Preises. Ja sie würde, wenn man sie ohne einen Preis hingeben sollte, die Ehe für gar nicht geschlossen erachten, wie auch umgekehrt der Mann ein Mädchen ohne Zahlung des Preises nimmermehr zur Frau annehmen möchte.

Da bei der Bewerbung nicht Jugend, Schönheit oder andere körperliche Eigenschaften entscheiden, sondern nur der grössere oder geringere Reichthum an Kühen, so ereignet es sich mehr als einmal, dass ein älterer, bereits selbständiger Mann Gehör findet, während der jüngere, von seinem Vater noch abhängige, mit seiner Bewerbung durchfällt. Denn da das Weib als rüstige Arbeiterin und Gebärerin der Kinder nur das Einkommen des Mannes vermehrt und seinen Staat vergrössert, dieses aber nur mit Kühen erkauft werden kann, so sucht jeder Familienvater, welcher Töchter besitzt, so viel Kühe als möglich aus den Verheirathungen derselben herauszuschlagen, um sich dann selbst wieder eine neue Frau kaufen zu können.

In gewissen Fällen, wenn z. B. mehrere Bewerber gleichzeitig sich einfinden, welche gleiche Anerbietungen machen, oder wenn der Vater seiner Tochter eine Stimme in Betreff der Wahl zuerkennt, greift der Liebhaber zu Zaubermitteln, um sich die Neigung seiner Erkorenen zu sichern. Diese bestehen in gepulverten Kräutern, Wurzeln und ähnlichen Dingen, auf welche nur die Phantasie der Verliebten zu verfallen vermag. Sie werden dann von einem guten Freunde in Empfang genommen und der Geliebten in die Kleider gestreut oder irgendwie beigebracht.

Ist man beiderseits übereingekommen, so werden die Anstalten zum Hochzeitsfeste alsogleich getroffen. Die Braut wird von ihren Verwandten abgeholt und in das Haus des Bräutigams geführt. Dabei legen alle Theilnehmer am Feste ihren Schmuck an und zieren sich mit Federn und Ochsenschwänzen.

Im Hause des Bräutigams angekommen, vertheilt die Braut verschiedene Schmuckgegenstände unter die Anwesenden, und ihr Vater schlachtet zwei Rinder, das eine für die Seelen der abgeschiedenen Vorfahren, um deren Beistand und Segen auf das Haus seiner Tochter herabzurufen, das andere für den Bräutigam, um ihm einen

---

hatte, wenn er sie behielt. Nach langem Zögern und einer ernsten Ueberlegung, ob das Weib wirklich so vieler Rinder werth sei, befahl er endlich, eine Hütte für deren Empfang herzurichten."

Ersatz für die als Preis seiner jungen Frau ausgegebenen Rinder zu bieten.

Hierauf beginnen die Braut und deren Gespielinnen einen Tanz aufzuführen, während die Mutter und deren Mitfrauen in dem Lobe der jungen Neuvermählten sich ergehen und deren Reize und Geschicklichkeiten preisen. Es wird dann ein Rind von Seite des Bräutigams geschlachtet und ein solenner Schmaus veranstaltet. Zum Schlusse macht der Bräutigam seiner Schwiegermutter ein Thier zum Geschenke, welches ebenfalls geschlachtet und von den Hochzeitsgästen verspeist wird.

In Betreff der Keuschheit, namentlich der Frauen, lauten die Urtheile der Reisenden und Missionäre verschieden.

Während die einen sie als Muster in dieser Richtung darstellen, können die anderen sich nicht genug über die Liederlichkeit und Ausgelassenheit derselben beklagen. Offenbar wäre es unbillig, an Naturmenschen, deren Kleidung kaum die Schamtheile bedeckt, und deren Cultur-Entwicklung auf einer so niedrigen Stufe sich befindet, jenen Massstab anzulegen, mit dem wir uns zu messen gewohnt sind. Trotzdem stossen wir auf Züge, welche darthun, dass das edlere Schamgefühl ihnen fast ganz fremd ist. So berichtet Kay: Travels and researches in Caffraria, pag. 141: „If a young woman should be asked if she is married, not content with giving the simple negative, she usually throws open her cloak, which generally constitutes her almost only covering.“ Auch die milde Behandlung der Ehebrecher ist bemerkenswerth. Gewöhnlich wird der Ehebruch mit einigen Kühen gesühnt, und es geschieht oft, dass der beleidigte Ehemann über den ihm gewordenen materiellen Gewinn sich freut und mit dem Manne, welcher sein Bett geschändet, später ganz freundschaftlich verkehrt.

Innerhalb der Familie ist der Hausvater das Oberhaupt, welchem die Frauen und Kinder unbedingt gehorchen. In weiterer Folge stehen die Oberhäupter der Familien unter dem Districtsoberhaupte, die Districtsoberhäupter unter dem Häuptlinge des Stammes. Dadurch steht jedes Mitglied eines Stammes vom Districtoberhaupte abwärts in einer gewissen Bevormundung und darf nur mit Erlaubniss seines Vorgesetzten etwas Wichtiges unternehmen. Umgekehrt muss jedes Mitglied für ein zweites in jeder Beziehung solidarisch einstehen und ist für dasselbe verantwortlich. Dadurch soll das Gefühl der Zusammengehörigkeit rege erhalten und die Ansicht, der

Stamm sei nichts anderes als eine grosse Familie, mit dem Häuptling als Vater an der Spitze, praktisch durchgeführt werden.

Von dieser Ansicht ist auch das Erbrecht der Kaffern durchdrungen. Stirbt nämlich ein Mann, so ist der älteste Sohn sein natürlicher Erbe, dem sich alle Mitglieder der Familie unterordnen müssen; ist kein Sohn da, so erbt der Vater des Mannes; ist der Vater gestorben, so erbt der Bruder; ist kein Bruder vorhanden, so geht die Erbschaft an den nächsten Verwandten und in Abwesenheit eines solchen zuletzt an den Häuptling über.

Der Häuptling ist innerhalb seines Stammes unumschränkter Herr, dessen Wort dem Gesetze gleich geachtet wird. Jedoch muss er mit den bestehenden Satzungen und Gewohnheiten so wie mit den Anschauungen seiner Unterhäuptlinge und des ganzen Volkes in Uebereinstimmung sich befinden, widrigenfalls es geschehen könnte, dass ihm der Gehorsam verweigert wird. Er geniesst daher innerhalb seines Stammes dasselbe Ansehen, welches dem Hausvater innerhalb seiner Familie gezollt wird. Dafür hat er aber gegenüber demselben gleiche Verpflichtungen. Er muss über die Sicherheit seines Stammes wachen und für das Gedeihen desselben Sorge tragen. Ihm liegt es ob, in schwierigen Rechts-Fällen zu entscheiden*) und die gewonnene Beute unter die Krieger zu vertheilen. Im äusseren Auftreten unterscheidet sich der Häuptling durch nichts von den übrigen Stammesgenossen; er bewohnt dieselbe ärmliche Wohnung, trägt dieselben Kleider und verrichtet dieselben Geschäfte wie jeder Mann aus dem Volke.

Bei begangenen Verbrechen ist in der Regel die ganze Familie für die Unthat irgend eines ihrer Mitglieder verantwortlich. Auf

*) Die Art und Weise, wie schwierigere Rechtsfälle geschlichtet werden, illustrirt folgender Vorfall bei Kay, Travels and researches in Caffraria, pag. 139: „a calf in its way to the world, or, in other words, when but half-delivered, was killed by a dog. The case was brought before the king, and a defence set up on the ground that the animal destroyed never belonged to the plaintiff, and could no more be considered as a part of his herd than a calf to be born twelve years hence. Neither the judge nor any of his elders could recollect a case in point; and hesitating to establish a precedent even in so simple an affair, he despatched messengers to all the other chiefs for advice upon the subject. Each of them called together the old men of their respective tribes, and demanded their opinion; and all send back a reply stating, that a similar case had never, to their knowledge, been discussed before. The king then ordered the matter to lie over until his doubts should be removed; and with this resolution both parties are perfectly satisfied."

die meisten derselben ist eine Sühne gesetzt, welche in einer Anzahl von Kühen besteht; in den seltensten Fällen — nur dann, wenn der Missethäter auf frischer That ertappt wird — verhängt man über ihn die Todesstrafe. Dies gilt unter den freien Stämmen besonders vom Diebstahl, welcher in den Tagen des wilden Zulu-Eroberers Tschaka regelmässig mit dem Tode bestraft wurde.

Diesen strengen Gesetzen vor allem andern entspringt die Ehrlichkeit der freien Kafferstämme. Alle Missionäre, welche sich unter ihnen niedergelassen haben, versichern, dass ihnen selten etwas von den Eingeborenen gestohlen wurde, während bekanntlich die unter den Negern und Südsee-Insulanern stationirten Sendboten über den diebischen Hang derselben sich nicht genug beklagen können. Diese Ehrlichkeit, welche auch jetzt immer gegen Stammesgenossen geübt wird, erleidet dort, wo Colonien fremder Ansiedler sich finden, bedeutende Ausnahmen. Oft nämlich lässt ein junger Mann, der kein Vermögen besitzt und doch gerne heirathen möchte, sich hinreissen den Hof des Colonisten zu beschleichen und ihm eine Anzahl von Kühen zu entführen. In der That sind auch die Kaffern in diesen Gegenden als äusserst geschickte Rinderdiebe berüchtigt.

Der Wunsch nach Rinderbesitz erfüllt ganz den Sinn des Kaffern und bei Tag und bei Nacht sinnt er auf Mittel, seinen Viehstand zu vermehren. Ihm opfert er alle anderen Lebensbedürfnisse und kaum wird er, in den Besitz von Geld gelangt, sich herbeilassen, irgend ein Kleidungsstück oder Geräth anzuschaffen, wenn er es noch so nothwendig brauchen sollte. Aller Erwerb wird zusammengescharrt und in Kühe umgesetzt. Diese Boomanie macht aus dem von Natur gastfreundlichen Kaffer einen argen Knauser, der Jedermann von Armuth und Mangel vorjammert, damit er ja nicht um irgend etwas angesprochen werde.

Im Umgange ist der Kaffer leutselig, gesprächig und voll von Schmeicheleien. Dabei aber versteht er es ein gewisses Selbstbewusstsein zu behaupten und ist, wenn dieses verletzt worden, auch alsogleich zum Streite bereit. Dieser Streit artet gewöhnlich in grobe Thätlichkeiten aus, so dass beide Theile schliesslich mit blutigen Köpfen heimziehen. Aber die ganze Angelegenheit hat damit auch ihr Ende erreicht; nie wird dem Feinde der unliebsame Handel nachgetragen oder derselbe auch nur durch eine finstere Miene mehr daran erinnert.

Die Sorglosigkeit des Kaffern, in welcher er um den morgigen Tag sich nicht viel kümmert, entspringt nicht so sehr, wie beim

Neger, einer angeborenen Indolenz, sondern einem gewissen Selbstbewusstsein, einem Adel der Seele, welcher es eines Mannes für unwürdig hält, sich mit täglichen Dingen viel abzugeben. Seine liebste Beschäftigung nach der Besorgung der Milchwirthschaft ist es mit mehreren Freunden zusammenzukommen und bei einem Schnupf- und Rauchgelage in ungezwungener Fröhlichkeit zu schwätzen. Diese Unterhaltung dreht sich in der Regel um die Viehheerden, um Stammesangelegenheiten, ja selbst um Gegenstände der äusseren Politik.*)

Der Kaffer ist überhaupt, im strictesten Gegensatze zum Neger, keine leichtgläubige sondern mehr sceptische Natur.

Er hat viel Beobachtungsgabe, und weiss allem, was mit seinem Aberglauben nicht verbunden ist und mit der täglichen Erfahrung nicht übereinstimmt, gewichtige Zweifel entgegenzustellen. Nicht mit Unrecht haben die unter den Kafferstämmen stationirten Missionäre über die Kreuz- und Querfragen ihrer Schüler sich verwundert und es ist hinlänglich bekannt, dass an den Zweifeln Colenso's in Betreff der fünf Bücher Mosis sein eingeborener Zulu-Gehilfe beim Uebersetzen derselben einen nicht unwesentlichen Antheil gehabt hat.**)

Die Gastfreundschaft des Kaffern gegen seine Stammesgenossen ist eine Folge der socialen Einrichtungen und der Beschaffenheit des Landes. Sie wird thatsächlich in der umfassendsten Weise geübt und Niemand, der auf eine Reise sich begibt, nimmt irgend welchen Proviant mit sich, da er gewiss ist in jedem Hause freie Unterkunft zu finden.

Eine weitere Folge der socialen Einrichtungen ist die Sympathie, welche jeder Kaffer seinem Stammesgenossen entgegenbringt. Diese zeigt sich besonders in Unglücksfällen, wie Krankheiten, Brand oder Beraubung. Sobald es bekannt wird, dass irgend Jemandem dergleichen zugestossen, strömen aus Nah und Fern die Freunde herbei, um den Unglücklichen zu trösten und mit ihm zu trauern.

Der Kaffer ist ein unerschrockener und bis zur Todesverachtung tapferer Krieger. Dabei aber artet seine Tapferkeit selten in Barbarei aus, wie beim Malayen und Amerikaner; er weis im tapferen Feinde auch den Menschen zu achten. Der Feind wird nie überfallen und mit Hinterlist bekriegt, sondern der Krieg wird stets vorher angekündigt. Dieser gilt auch nicht so sehr dem Leben des

---

*) Vergl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker II, S 408.

**) Vergl. auch Waitz, Anthropologie der Naturvölker II, S. 407 ff.

Feindes als seinen Besitzthümern, daher wird der wehrlos gefangene Feind auch nach geschlossenem Frieden wieder freigelassen.*)

Im Gegensatz zu dieser Unerschrockenheit steht die Scheu des Kaffern vor dem Wasser. Er versteht das Schwimmen in der Regel gar nicht und ist mit der Schifffahrt vollkommen unbekannt. Daher weiss er auch aus den Producten des Wassers keinen Nutzen zu ziehen, obwohl in vielen Gegenden der Fischfang zum Wohlstande der Bevölkerung nicht unwesentlich beitragen könnte. Dieser Umstand hat seinen Grund einerseits in dem Mangel grösserer ruhiger Flüsse, andererseits in der grossen Vorliebe für Viehzucht, welche mit dem Fischfange sich nicht gut vereinigen lässt.

Was den religiösen Glauben der Kaffern betrifft, so ruht er auf sehr unsicheren Grundlagen. Es ist sehr zweifelhaft, ob ihnen die Idee eines ewigen, freien und allmächtigen Wesens überhaupt bekannt ist, in der Sprache wenigstens lässt sich keine Spur eines solchen entdecken. Dagegen werden wie bei anderen Naturvölkern die Seelen der Abgeschiedenen verehrt und wird ihnen eine grosse Macht über die Angelegenheiten ihrer lebenden Stammgenossen zugeschrieben. Es werden daher oft ihnen zu Ehren Thiere geschlachtet und davon die Galle als besonders wirksam angesehen. Man bespritzt mit ihr die Anwesenden und lässt sie von derselben etwas trinken. Die Gallenblase gilt als ein sehr wirksames Amulet; sie wird daher oft auf dem Kopfe oder am Arme getragen.

Gegen die Anfechtungen der bösen Geister bedient man sich verschiedener Amulete, welche aus Wurzeln, Holz- und Beinstückchen, sowie Hörnern, Klauen, Haaren und anderen Dingen bestehen. Je wirksamer die Pflanze, je wilder das Thier, denen das Amulet entnommen ist, für desto kräftiger wird dasselbe gehalten. Man begegnet oft Individuen, welche mit dergleichen Amuleten förmlich behängt sind. Der Glaube an ihre Kraft und Wirksamkeit ist so tief eingewurzelt, dass der Kaffer, wenn er auch zum christlichen Missionär Vertrauen gefasst hat und rationelle Mittel gegen Krankheiten von ihm annimmt, sich dennoch nicht enthalten kann, nebenbei sein Amulet zu tragen und etwas davon mit der Medicin einzunehmen.

---

*) Anders über den Charakter der Kaffern urtheilt Fritsch (Drei Jahre in Süd-Afrika, S. 142), der die Kaffer-Rasse die feigste und blutdürstigste nennt, die es auf Erden gibt. Offenbar hatte er die mit den Weissen verkehrenden corrumpirten Kaffer-Individuen vor Augen.

Die Priester, welche auch — wie anderwärts bei Naturvölkern — Wunderdoctoren sind, heissen Izi-nyanga (Singular I-nyanga). Der Ausdruck bedeutet, gleich dem polynesischen Tohunga, ursprünglich einen Meister, der irgend ein Handwerk versteht, z. B. einen Korbflechter, Schmied, Gerber u. a. Speciell bezeichnet man damit zunächst einen Wunderdoctor, sowohl fürs Vieh als für Menschen, und dann einen Zauberer, der es versteht mit übernatürlichen Wesen zu verkehren.

Neben den Zauberpriestern kommen im Norden, namentlich im Innern des Continents, wo der Regen sparsam fällt, die Regenmacher zahlreich vor und stehen beim Volk im grössten Ansehen. In der Regel widerfährt auch den christlichen Missionären die Ehre, für solche Regenmacher gehalten zu werden.

Wenn Jemand krank ist, so schickt er nach dem Wunderdoctor, welcher nur nach weitläufigen Ceremonien zur Cur schreitet. Diese besteht theils im Auflegen eines Amuletes und im Hersagen von Zaubersprüchen, theils auch im Darreichen von Arzeneimitteln.

Ist Jemand gestorben, so beginnen seine Freunde und Angehörigen zu klagen und mit ringenden Händen umherzulaufen. Dabei schlagen sie sich auf die Brust und aufs Haupt. Noch an demselben Tage wird der Todte bestattet. Man gräbt zu diesem Behufe innerhalb der Umzäunung oder in der Nähe derselben ein Grab und setzt den Leichnam in hockender Stellung, umgeben von seinen schönsten Kleidungsstücken und Waffen hinein.*) Darauf wird das Grab mit Steinen zugedeckt und in der Regel eine Dornhecke auf demselben gepflanzt, um es vor der Entweihung durch wilde Thiere zu schützen. Oft wird das Grab noch obendrein mit Hörnern verziert. Bei mehreren Stämmen des Innern werden die Leichen ärmerer Leute ausgesetzt, um von den Hyänen aufgefressen zu werden.

Bei einigen Stämmen ist es Sitte, den Kranken, sobald man seinen Tod befürchtet, aus der Umzäunung an einen abgelegenen Ort zu schaffen, damit das Haus und die Inwohner desselben durch einen Todten nicht verunreinigt werden. Dort wird der Kranke so lange gelassen, bis er gestorben ist oder Hoffnung auf seine Besserung eintritt. Im letzteren Falle schleppt man ihn wieder in seine Hütte zurück, wo er mit Mundvorrath versehen und dann grösstentheils sich selbst überlassen wird.

---

*) Vergl. das Zulugrab bei Fritsch: Drei Jahre in Süd-Afrika, S. 216.

Nach dem Tode wird der Mensch nach der gewöhnlichen Ansicht der Kaffern zu einem Geiste. Er wohnt als solcher in der Unterwelt und kommt da mit seinen Vorfahren und Freunden zusammen. Er findet dort dieselben Dinge, wie hier auf der Oberwelt, Häuser, Kühe, Schafe und andere Thiere, aber alle sind viel kleiner. Auch der Mensch wird dort in eine Art Zwerg umgewandelt.

Nach einer anderen Ansicht verwandelt sich der Mensch, nachdem er gestorben ist, in ein Thier, am liebsten in eine Schlange. Nur tapfere Häuptlinge werden in Löwen oder Elephanten verwandelt. Wenn daher eines dieser Thiere einem Hofe naht, ohne Jemandem etwas zu Leide zu thun, so wird es von den Bewohnern mit einer gewissen Pietät betrachtet, und man sagt dann, der dahingegangene Freund sei gekommen, um die Seinigen zu besuchen.

Ein gleiches Schwanken wie über das künftige Leben des Menschen herrscht auch über den Ursprung desselben. Nach einer Tradition war es Un-kulunkulu, „der Grosse", welcher die Menschen geschaffen hat, nach einer anderen dagegen Um-veliqangi, „der Schöpfer", nach einer dritten waren Un-kulunkulu der Mann und Um-veliqangi das Weib, welche das menschliche Geschlecht gezeugt haben. Sie irrten nach ihrer Entstehung aus einem Rohre lange Zeit umher, bis sie in einen Garten kamen, wo mannigfache Früchte wuchsen. Dort assen sie und zeugten Kinder, welche sich nach und nach gewaltig vermehrten.

Sprache.

Die Sprachen der Kaffer-Rasse bilden einen Sprachstamm, den man mit dem Ausdrucke Bantu-Sprachen bezeichnet. Derselbe erstreckt sich, mit Ausschluss der Hottentoten- und Buschmann-Sprachen, über ganz Süd-Afrika vom Cap der guten Hoffnung bis bis zum 5 oder 6° nördl. Breite. Alle diese Sprachen hängen untereinander auf das innigste zusammen, etwa so wie die indogermanischen oder die semitischen Sprachen und sind als Abkömmlinge einer nunmehr nicht existirenden, in ihnen aufgegangenen Urprache zu betrachten. Sie hängen als solche mit keinem Sprachstamme weder Afrikas, noch Asiens zusammen, obgleich sich gewisse Anklänge an die hamitischen Sprachen nicht verkennen lassen.

Das Laut-Inventar dieser Sprachen ist reichhaltig. Es umfasst an Vocalen fünf, nämlich a, i, u, e, o, an Consonanten sieben und zwanzig, nämlich: k, g, ch, h, ng, tsch, dsch, sch, y, l, ny, t, d, s, ts, z, r, rr, n, p, b, f, w, m, py, by, my. Alle Consonanten kommen

in keiner einzelnen Sprache vor, dagegen finden sich in einzelnen Dialekten noch drei eigenthümliche Laute, welche Schnalzen gleichen und welche wir bei Gelegenheit der Betrachtung der Hottentoten-Sprache bereits erwähnt haben.

Die Formen sind im Allgemeinen wohlklingend gebaut. Sie lauten durchgehends vocalisch aus; Consonantenhäufungen, welche eine Sprache rauh und unmelodisch machen, finden sich in den Bantu-Sprachen nicht.

Die Elemente der Sprache zerfallen in zwei Kategorien, erstens in solche, welche sinnfällige Anschauungen oder concrete Vorstellungen bezeichnen, und zweitens in solche, welche allgemeine Verhältnisse ausdrücken. Durch Verbindung der letzteren mit den ersteren werden die Worte gebildet.

Das Princip, wonach dieses stattfindet, ist das der Präfigirung. Es folgt daher nicht wie in unseren Sprachen die Beugung dem Wortstamme nach (z. B. Mensch, Mensch-en, Kind, Kind-er), sondern geht demselben voran. Z. B.: in-komo, Kuh, izin-komo, Kühe, um-fana, Knabe, aba-fana, Knaben, ili-zwi Wort, ama-zwi Worte. Daher stimmt auch das Beiwort mit dem Hauptworte nicht wie bei uns in der Endung (z. B. bon-us serv-us, bon-a ancill-a, bon-um vin-um), sondern in der anlautenden Silbe überein, z. B. um-fana om-kulu, der grosse Knabe (statt um-fana a-um-kulu, der Knabe, welcher ein grosser), ili-zwi elikulu, das grosse Wort (statt ili-zwi a-ili-kulu, das Wort, welches ein grosses) ili-zwi l-ami, mein Wort, izin-komo z-ami, meine Kühe, izin-komo z-aba-fana, die Kühe der Knaben u. s. w.

Das Zeitwort ist merkwürdig wegen seiner zahlreichen Formen, welche die verschiedenen Modificationen der Handlung nicht nur mit Bezug auf das Subject, sondern auch in Bezug auf das Object ausdrücken. So bildet man von bona, sehen, das Causativum bon-isa zu sehen verursachen = zeigen, das Reciprocum bon-ana, einander sehen, das Passivum bonwa gesehen werden. Durch Vereinigung der Exponenten dieser Formen entstehen eine Menge zusammengesetzter Bildungen, wie bonisisa, deutlich zeigen, bonisana, sich gegenseitig zeigen, boniswa, verursachen gesehen zu werden, bonisiswa, verursachen deutlich gesehen zu werden.

Die Modificationen erstrecken sich auch auf die vom Zeitwort ausgehenden Substantivbildungen. So heisst um-boni einer der sieht, um-bonisi ein Aufseher, isi-bono etwas was sich dem Gesichte darbietet, ein Object, isi-boniso eine Vision u. s. w.

Der Kaffer weiss die Sprache mit ausserordentlicher Geschicklichkeit zu handhaben. Seine Rede zeügt von natürlichem Mutterwitz und Nachdenken. In den Versammlungen der Kaffern werden kräftige Reden gehalten, die oft stundenlang dauern. Dabei wird der Redner nie von einem Andern unterbrochen, sondern Alles hört ihm aufmerksam zu. War es eine Streitfrage, so wird seine Rede vom Gegner mit einer ebenso langen und nachdrücklichen Entgegnung beantwortet und alle Punkte derselben werden in gleicher Ordnung einer scharfen Discussion unterzogen.

Die Erzeugnisse des dichtenden Volksgeistes sind bei den Kaffern nicht bedeutend. Ihre Lieder, mit denen sie sich die Zeit verkürzen, sind von geringem Umfange und bestehen in der Regel aus einem einzigen, in mehreren Variationen vorgetragenen Gedanken. Dagegen athmen manche zu Ehren ihrer verstorbenen Häuptlinge verfassten Gesänge einen tiefen poetischen Geist und zeugen von Sinn für dichterische Formen. Neben Gesängen finden sich auch Fabeln, Räthsel, Mährchen u. a. Stücke erzählender Art.

II. Abtheilung.

Schlichthaarige Rassen.

A. Straffhaarige.

1. Australier.*)

Wir begreifen unter diesem Ausdrucke die Aboriginer des australischen Continents (Neu-Holland) sammt den Urbewohnern Tasmaniens (Vandiemensland), denen sich die Bewohner der umliegenden kleinen Inseln (Melville-Insel, Bathurst-Insel, Prinz Wales-Inseln u. a.) zugesellen. Alle diese dunkelgefärbten Stämme sind sowohl von den kraushaarigen dunkeln Papuas als auch von den straffhaarigen olivengelben Malayo-Polynesiern scharf zu sondern und bilden einen besonderen Rassen-Typus, der sich in sehr frühen

*) Die Quellen finden sich verzeichnet bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. VI. XIX. — Die treffliche Darstellung der Australier und Tasmanier von G. Gerland, S. 706 ff. desselben Werkes wurde von uns in umfassender Weise benützt. Treffliche, unseren Gegenstand betreffende Arbeiten sind ferner: Oldfield, Aug., On the Aborigines of Australia (Journal of the ethnological society of London, New Series III, 215). Die Urbewohner Australiens (Globus XVIII, 225) mit Bezug auf Oldfield's Aufsatz; Oberländer, Die Eingeborenen der australischen Colonie Victoria (Globus IV, 238, 278); Major, R. H., Native Australian traditions (Journal of the ethnological society of London, New Series I, 349); Crawfurd, John, On the vegetable and animal food of the natives of Australia in reference to social position, with a comparison between the Australians and some other races of man (a. a. O. VI, 112), Aussterben der Eingeborenen von Australien (Globus IX, 318). Eine Abbildung des australischen Typus findet sich bei Pickering in United states exploring expedition, vol. IX, Tafel 5.

Zeiten von den übrigen straffhaarigen Menschenrassen abgesondert und diesen Welttheil als sein Eigenthum in Besitz genommen hat.

Sowohl anthropologisch als auch ethnographisch zerfällt die australische Rasse in zwei grosse Abtheilungen, nämlich 1. Australier im engeren Sinne und 2. Tasmanier. Leider ist der letztere Menschenschlag gegenwärtig ganz ausgestorben und sind wir in Betreff seiner blos auf die Nachrichten früherer Reisenden und einige Abbildungen desselben angewiesen,*) aber nichts desto weniger zeigen diese eine ziemlich starke Verschiedenheit desselben vom eigentlichen australischen, die namentlich in der Behaarung und in der Farbe der Haut hervortritt. Während nämlich der Australier durch langes straffes, in Folge mangelnder Pflege verfilztes und leicht sich kräuselndes Haar und durch eine braune bald lichtere, bald dunklere Hautfarbe sich auszeichnet, hatte der Tasmanier ein kurzes, mehr wolliges Haar und eine an Schwarz streifende Hautfarbe. Da aber in Betreff der Sprache und mehrerer anderer ethnologischer Momente ein tieferer Zusammenhang zwischen diesen beiden Typen bestanden zu haben scheint, so lässt sich diese Abweichung nur durch Annahme einer ehemaligen Mischung mit einer kraushaarigen, dunkeln Menschenvarietät genügend deuten. Wir stehen daher nicht an, den Tasmanier für einen Mischtypus zu erklären, hervorgegangen aus der Verbindung des straffhaarigen Australiers mit dem kraushaarigen Papua, worin jedoch der erstere gegen den letzteren ungleich bedeutender hervortrat.

Diese Vermischung kann von Neu-Caledonien aus stattgefunden haben, wo der Papua vor Einwanderung des Malayo-Polynesiers als Aboriginer betrachtet werden muss und dessen Entfernung von Tasmanien nicht so gross ist wie jene der Samoa-Gruppe von Neu-Seeland oder der Sandwich-Inseln von ihrem Muttergebiete.

Ueber die Wanderungen der australischen Rasse als solcher lässt sich nichts Sicheres ermitteln, da sie einerseits als eine vollkommen isolirte, keine Schichtungen, die auf alte Wanderungen

*) Vergl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. VI, S. 817 ff., Lebensweise und Ursprung der Tasmanier nach J. Bonwick (Globus XVII, 378); Das Aussterben der Urbewohner von Tasmanien (Globus XVI, 289, 343), welcher Aufsatz eine ausführliche Schilderung dieses Menschenschlages enthält; Der letzte Tasmanier (Globus VII, 320); Nekrolog der Tasmanier (Ausland 1870, Nr. 7); ferner die ausführliche Arbeit über die Tasmanier von Giglioli im Archivio per l'antropologia e la etnologia von Mantegazza und Finzi, vol. I, fasc. 2, pag. 85, wo auch gute Abbildungen derselben sich finden.

schliessen liessen, zeigt, andererseits die Sprachen der einzelnen Stämme, deren grösserer oder geringerer Verwandtschaftsgrad unter einander die Lostrennung derselben vom Mutterstocke uns verrathen könnte, noch nicht hinlänglich erforscht sind. Im Allgemeinen aber können wir behaupten, dass die Bevölkerung des Continents vom Norden nach Süden vor sich gegangen sein muss, dass daher im Grossen und Ganzen die am weitesten nach Süden vorgeschobenen Stämme als die ältesten d. h. auf der primitivsten Culturstufe stehenden aufgefasst werden müssen. Daraus, dass die nördlichen Stämme die in der Cultur relativ am weitesten fortgeschrittenen sind, ableiten zu wollen, dass sie auch die ursprünglichsten sein müssen, wie Gerland bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker VI, S. 708, es thut, scheint uns aus mehrfachen Gründen unzulässig. Und vollends hier ist es misslich, auf gewisse Culturelemente einen Schluss zu bauen, als malayisch-polynesische Einflüsse sich mit ziemlich grosser Bestimmtheit nachweisen lassen, mithin viel leichter der Fortschritt der nördlichen Stämme als der Verfall der südlichen begriffen werden kann.

Die Zahl der Stämme, in welche die australische Rasse zerfällt, ist sehr bedeutend. Dennoch ist es wahrscheinlich, dass sie ethnologisch nur eine einzige Familie bilden, indem trotz der bedeutenden Abweichungen in Sitte und Sprache dennoch die vollkommenste Uebereinstimmung in diesen beiden Momenten unverkennbar hervortritt. (Vergl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI, 706 ff.)

Leiblicher Typus des Australiers.

Die physische Höhe und Muskelentwicklung des Australiers ist wesentlich von der Nahrung, welche ihm zu Gebote steht, abhängig. Man trifft daher an der Meeresküste und an den Flüssen, wo die Quellen der Ernährung reichlicher vorhanden sind, grössere und kräftigere Individuen, als in den trockenen, sandigen Gegenden des Inneren. Im Allgemeinen aber erreicht der Australier nicht die Mittelgrösse des Weissen und bleibt in Betreff der Muskelentwicklung weit hinter ihm zurück. Die Glieder sind dünn und beispiellos mager, dagegen der Bauch in Folge der schlechten und nicht gut vertheilten Kost von grossem Umfange. Der Knochenbau ist äusserst fein und — man könnte sagen — zierlich; auffallend ist, gleichwie bei anderen dunkeln Rassen, der Mangel an Waden, von denen sich keine Spur findet. Die Schädelbildung ist bei den Männern etwas schöner als

bei den Weibern, im Ganzen ist sie schmal und länglich. Die Wangenbeine sind hoch: der untere Theil der Stirn um die Brauen ist hervorragend, dagegen der obere Theil stark zurücktretend. Die Nase ist an der Wurzel schmal, wodurch die Augen zusammengerückt erscheinen; gegen unten zu wird sie breiter und etwas eingedrückt. Die Ohren sind ein wenig nach vorn gebogen, der Mund gross und unförmlich; die Zähne dagegen schön und weiss. Die oberen Zähne decken meistens die unteren, dasselbe ist auch mit der Oberlippe gegenüber der Unterlippe der Fall. Das Kieferbein ist zusammengedrückt, das Kinn klein und zurücktretend. Die Haut ist meistens kaffeebraun, seltener schwarz.

Das Haar ist reichlich entwickelt, nicht nur auf dem Haupte, sondern am ganzen Körper. Bei den Männern findet sich auf dem Kinn und den Wangen ein üppiger Bartwuchs. Das straffe Haar ist von pechschwarzer Farbe und etwas gekräuselt ohne jedoch wollig zu werden. Es breitet sich vom Kopf nach allen Richtungen strahlenförmig etwa sieben Zoll lang aus, wodurch dieser bedeutend grösser erscheint. Die Augen sind tiefliegend, klein und schwarz; das Weisse derselben hat meistens einen gelblichen Anflug. Ueber den Augen hängen dicke, schwarze Augenbrauen herunter. Die Ausdünstung der Haut ist von eigenthümlichem, widerlichem Geruche und wird für die Nase Civilisirter noch unerträglicher durch das Einreiben des Körpers mit dem Fette verschiedener grösserer Fische. Die mittlere Lebensdauer beträgt etwa 50 Jahre.*) Dieser Typus gilt insbesondere von den Bewohnern der südlichen Küsten, wo die Aboriginer Australiens bis auf die Ankunft der Europäer von jeder Berührung mit Fremden freigeblieben sind. Im Norden und Westen des Continents sollen sich Typen finden, welche in mancher Beziehung von dem oben geschilderten abweichen. Höchst wahrscheinlich ist dies dem malayischen Einflusse, welcher dort frühzeitig sich geltend machte, zuzuschreiben.

Mit dieser von uns im ethnographischen Theile der Novara-Expedition, S. 3, gegebenen allgemeinen Schilderung des Australiers stimmt auch jene überein, welche Hale (der Linguist der nordamerikanischen Expedition unter Comm. Wilkes) von ihm entwirft und Gerland im VI. Bd. der Waitz'schen Anthropologie der Naturvölker, S. 708, reproducirt.

---

*) Männer von 70—80 Jahren sollen unter den Australiern nichts seltenes sein.

Mit dieser Schilderung stimmen auch im Ganzen jene Einzelnbeschreibungen überein, welche bei Waitz a. a. O., Bd. VI., S. 709 ff. vorgeführt werden. „Nach ihm (Hale) — so heisst es bei Waitz-Gerland a. a. O. — sind die Australier von mittlerem Wuchse, nur selten über 6′ und unter 5′ gross, schlank mit langen Armen und Beinen, manche Stämme wohlgenährt und nicht hässlich, die Mehrzahl aber äusserst mager, mit vorstehendem Bauch. Ihre Gesichtsbildung steht zwischen Negern und Malayen. Die Stirn ist schmal, meistens zurücklaufend, oft hoch und vorspringend, die Augen klein, schwarz, tiefliegend; die Nase oben eingedrückt, unten breit, aber adlerförmig, Backenknochen und Kiefern vorspringend, bei zurückweichendem Kinn; der Mund gross mit dicken Lippen und starken guten Zähnen. Der Schädel ist sehr lang gezogen und ungewöhnlich dick, er ruht auf einem kurzen, kleinen Nacken. Das Haar lang, fein, aber wollig,*) ist durch Mangel an Pflege häufig wie verfilzt, es ist oft glänzend schwarz, häufiger jedoch tiefbraun. Die Körperbehaarung ist reichlich, der Bartwuchs stark. Die Hautfarbe ist dunkelchocoladebraun bis röthlich-schwarz oder aber heller."

Mit diesen Schilderungen stimmt bis auf die verschiedene Structur des Haares und Hautfarbe der Typus der Tasmanier überein, wie er von Gerland in Waitz, Anthropologie der Naturvölker VI., S. 718 ff., nach den zuverlässigsten Quellen entworfen wird. Derselbe lässt sich in Kürze folgendermassen charakterisiren:

---

*) Diese Beschreibung des Haares leidet zu sehr an unbestimmten und einander widersprechenden Ausdrücken; sie stimmt nicht mit den Photographien und Abbildungen australischer Eingeborenen, die wir vor uns haben, sowie auch den bestimmten Nachrichten anderer Reisenden überein. — So fand Campbell das Haar der Bewohner von Port Essington meistens schlicht und lang, Hombron lang und korkzieherartig (leicht gekräuselt?) gewunden, (Waitz VI. 710); Cook nennt das Haar der Bewohner der Botanybay nicht wollig, theils kraus, theils aber straff (Waitz VI. 711); Peron das Haar der Bewohner von Westernport lang und glatt (Waitz VI, 713); Koeler beschreibt das Haar der Bewohner des Vincentgolfes und der Umgebung von Adelaide als nicht sehr lang, oft gekräuselt, meist struppig abstehend, nie wollig (Waitz VI, 713). Ueberhaupt wird das Haar von den besten Gewährsmännern als nicht wollig, wenn auch gekräuselt beschrieben. Letzteres scheint aber keine natürliche Lockung des Haares, sondern vielmehr eine durch Mangel an Pflege und Verfilzung entstandene Kräuselung zu bedeuten, so dass die Australier in der That mit dem Ausdrucke Straffhaarige, nicht aber, wie man glauben könnte, mit dem Ausdrucke Lockenhaarige zu bezeichnen sind.

Gestalt mittelgross, schlank, mit dünnen Extremitäten und kleinen Füssen. Hautfarbe dunkelbraun bis schwarz, dunkler als die der Australier. Haar wollig, kraus, nach Cook dem der Papuas gleich. Bartwuchs reichlich. Schädelform prognathisch, Kinnbacken breit. Nase breit und dick, Lippen dick aber nicht negerartig. Ohren gross und abstehend, Augen bei stark vorspringenden Braubogen und zurücklaufender Stirn sehr tiefliegend. Das Weisse des Auges ins Gelbliche getrübt. —

Psychischer Charakter des Australiers.

Die geistigen Anlagen des Australiers sind, falls man sie mit jenen der höchst organisirten Thiere vergleicht, als bedeutend entwickelt zu betrachten, dagegen zeigen sie sich mit den Anlagen höherer Rassen in Parallele gestellt als sehr beschränkt. Der Australier zeigt in allen Verrichtungen, welche sich auf das *tägliche Leben* beziehen, eine ungemeine Geschicklichkeit. Seine Geräthe und Waffen sind, obschon höchst primitiv, dennoch sehr zweckmässig; er weiss dieselben gegen das Wild mit grossem Scharfsinn zu verwenden. In der Aufspürung und Verfolgung des Wildes sucht der Australier seines Gleichen; besonders merkwürdig und staunenerregend ist das Verfahren, womit er dem Opossum bis auf die höchsten Bäume ohne andere Werkzeuge als eine Schlingpflanze und eine Steinaxt nachspürt.

Daher ist der Australier von Seite des Europäers nach übereinstimmenden Nachrichten für jede Art mechanischer Fertigkeiten gut zu verwenden. Er ist ein vortrefflicher Jäger und Viehwärter und ein guter Arbeiter, falls ihm die Arbeit genau vorgezeichnet ist. Bei dem bedeutenden Nachahmungstalente, welches er besitzt, lernt er leicht fremde Sprachen, wie er auch für Malerei und Musik ein leidliches Talent zeigt.*)

Dagegen sind die auf Spontaneität beruhenden Fähigkeiten des Australiers unbedeutend. Ein Beweis dafür ist der Umstand, dass der Antrieb zu jeglicher Bethätigung seines Verstandes vom Hunger und Geschlechtstrieb ausgeht. Das Leben des Australiers verläuft zwischen Essen und Schlafen, Hungern und Jagen. Die Sorge für den folgenden Tag ist ihm vollkommen unbekannt. Diese Züge theilt er zwar mit anderen Rassen, und er wäre vielleicht gegenüber

*) Einzelne, das psychische Leben der Australier kennzeichnende Charakterzüge siehe bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker VI. S. 767 ff.

ihnen nicht auf einer so niederen Stufe menschlicher Entwicklung stehen geblieben, wenn ihm ein Land mit einigen Nutzpflanzen und Jagd- oder zähmbaren Thieren zu Theil geworden wäre.

Man hat viel gestritten über die Stellung, welche der Aboriginer Australiens in der Reihe der menschlichen Rassentypen einnimmt. Während die einen im Australier das auf der tiefsten Stufe menschlicher Culturentwicklung stehende Geschöpf erblicken (so Meinicke und wir), halten die anderen (Darwin) denselben um einige Stufen höher als den Feuerländer, andere (Gerland) sogar für noch bedeutend höher begabt. Wir müssen gestehen, dass die letztere Ansicht nur dadurch, dass sie eine Summe einzelner Züge zusammenstellt, die nicht auf Rechnung der einheimischen Rasse, sondern fremder Einflüsse zu setzen sind, scheinbar begründet werden kann, während der Vergleich mit dem Feuerländer über die Höhe der Rassen-Begabung nichts entscheidet. Denn der Feuerländer, welcher wahrscheinlich zu derselben Rasse wie der Azteke und der Quichua gehört, ist ein nur durch die ungünstige Lage seines Landes verkommenes Individuum, während der Australier sich ohne fremde Einflüsse nie über jenen Zustand erhoben hat, in welchem wir ihn im Süden des australischen Continents antreffen. — Wir stehen daher nicht an, geleitet von diesen Erwägungen, die australische Rasse, was natürliche Geistes-Begabung und Cultur-Entwicklung anbelangt, auf die unterste Stufe der Menschheit zu versetzen. Es ist auch diese Rasse vor allen anderen von der Natur dem Untergange geweiht, ein Fingerzeig, den man bei Beurtheilung derselben nicht verkennen darf.

Ethnographische Schilderung.

In den meisten Gegenden leben die Bewohner im Zustande vollkommener Nacktheit; nur im rauheren Klima (im Süden des Continents) oder während der kühleren Jahreszeit hüllt man sich in Ueberwürfe, welche aus dem Felle des Känguru gemacht werden. Bemerkenswerth ist der Mangel an allem Schamgefühl, der sich in der Zurichtung des Kleides kundgibt. Während man den oberen, besonders rückwärtigen Theil des Körpers zu bedecken sucht, lässt man oft die Schamtheile völlig unbedeckt. Eine besondere Sorgfalt widmet man der Verzierung des Kopfes; das Haar wird in der Regel mit Zähnen, Fischgräten, Vogelfedern oder dem Schwanze irgend eines Thieres (gewöhnlich des Dingo) aufgeputzt. Andere Stämme theilen das Haar in kleine Locken, die mit dem Safte des

Gummibaumes bestrichen werden; wieder andere formen es zu einem Kegel, der mittelst eines Bandes aus Gras ringsum zusammengehalten wird.

Alle australischen Stämme, bis auf einzelne an der Südküste, üben die Sitte des Aufritzens und Bemalens der Haut. Das erstere besteht darin, dass man unter gewissen Festlichkeiten zur Zeit der Pubertät die Haut der Brust, des Oberarmes, der Schultern und in manchen Fällen auch der Lenden mittelst scharfer Muscheln aufritzt und dann die Wunden so lange offen hält, bis sie concav vernarben. Die Männer sind in der Regel mit mehr Streifen ausgestattet als die Frauen, welche sich mit einigen Strichen oberhalb der Brust oder auf dem Rücken begnügen.

Die Procedur ist mit vielen Schmerzen verbunden, und es ist selten Jemand im Stande, sie auf einmal zu ertragen. Man bringt daher zuerst nur einige Ritze an und geht erst nach einiger Zeit, nachdem dieselben etwas vernarbt sind, zu den folgenden über. Zum Bemalen der Haut bedient man sich entweder einiger Erdarten, wie Ocher, Kalkerde, oder der Kohle. Dieselben werden gewöhnlich mit Fett vermengt. Meistens gilt das Bemalen bestimmten festlichen Gelegenheiten, wie dem eigenthümlichen nächtlichen Tanze der Australier, genannt Korropori.*) In vielen Fällen scheint dagegen sowohl das Bemalen als auch das Ritzen einfaches Verzierungs- und Unterscheidungszeichen der verschiedenen Stämme zu sein. An der Westküste bemalen die Stämme das ganze Gesicht roth, während bei den östlichen Stämmen ein weisser Strich über das Gesicht von einem Ohre zum anderen gezogen wird. Im Ganzen aber haben die vier dabei zur Verwendung kommenden Farben, nämlich Weiss, Schwarz, Roth und Gelb eine bestimmte Bedeutung. Roth ist gewöhnlich die heilige Farbe, daher Farbe des Todes und der festlichen Freude, Weiss in der Regel die Farbe des Krieges und der Trauer.

Neben der Sitte des Ritzens und Bemalens der Haut kommt auch jene der Beschneidung und Verstümmelung an einzelnen Fingergliedern oder Zähnen unter den australischen Stämmen im weitesten Umfange vor. Dagegen ist das Durchbohren der Nasenwand und die Verzierung derselben mit verschiedenen Gegenständen, wie Thierknochen, Federn, Stückchen Holz u. s. w. keine australische Sitte.

---

*) Beckler, H., Der Corroberri (Globus XIII, 82, 122).

Sie ist augenscheinlich von den Papuas angenommen und wird daher ausschliesslich im Norden des Continents geübt. — Dort werden auch Hals und Arme von den Eingeborenen mit Muscheln und Zähnen verziert.

Die Wohnung des Australiers entspricht ganz seinem primitiven Culturzustande. Jn mehreren Gegenden des östlichen Australiens findet man wahre Troglodyten, oder es lassen die zahlreichen Speisenüberreste in den Höhlen auf dieselben schliessen. Einzelne Familien schlagen im Busch oder in den Baumhöhlen ihr Lager auf.

Wo von den Aboriginern Hütten aufgebaut werden, sind dieselben von der rohesten Anlage. In den Waldregionen werden sie aus Baumrinden, besonders vom Mahagonibaum, in der Höhe von vier bis fünf Fuss aufgebaut. Diese Rinden werden entweder gegen einander geneigt, unten im Boden festgedrückt und oben mit einander befestigt, oder nur auf einer Seite auf zwei ihnen entgegengeneigte und oben mittelst eines Querholzes verbundene Stöcke gelehnt. In dem ersteren Falle entsteht eine Hütte, die einem Kartenhaus ähnlich sieht, in dem letzteren Falle nur eine überhängende Wand.

Die Hütten der Häuptlinge oder der an den Küsten wohnenden Stämme sind etwas besser gebaut. Sie werden aus Pflöcken construirt, die man schräg gegen einander stellt, und in die Erde einrammt: das auf diese Weise gebildete Gerippe wird mit Rinde und Baumzweigen bis auf eine kleine Oeffnung am Boden, welche als Thür dient, überdeckt. Vor der Hütte brennt ein Feuer, welches Tag und Nacht flammend, oder doch wenigstens glimmend erhalten wird. Das Gesicht der Hütte ist stets gegen Südosten gewendet, als diejenige Gegend, von welcher am seltensten Regen und Gewitter zu kommen pflegen.

Die Nahrung des Australiers besteht in allem irgendwie Geniessbaren; Ekel vor gewissen, dem civilisirten Menschen unerträglichen Speisen ist ihm vollkommen unbekannt. Nicht nur Ratten, Fledermäuse, Eidechsen, Schlangen, Frösche, sondern auch aasfressende Vögel und ekelhafte Würmer und Raupen werden mit dem besten Appetit verzehrt.*) Trotzdem wird nach den überein-

*) Man muss stets im Auge behalten, dass Australien von zähmbaren Thieren ganz entblösst ist und auch jene, welche man als Jagdthiere bezeichnen kann, entweder nächtliche Thiere sind oder sich durch ungemeine Schärfe der Sinne und Schnelligkeit auszeichnen. Ebenso fehlt dem Lande jegliche Nutz-

stimmenden Nachrichten aller Reisenden nichts in rohem Zustande gegessen, sondern alles vorher am Feuer geröstet. Dabei ist aber weder von einer vorherigen Zubereitung noch Reinigung des Gegenstandes eine Spur. Derselbe wird nur ein wenig ausgewaidet und dann unmittelbar ins Feuer geworfen,*) oder, was bei Vögeln der Fall zu sein pflegt, abgerupft, die innere Seite desselben nach aussen gedreht und auf die glimmende Feuerstelle gelegt. In einigen Gegenden werden Vegetabilien gegessen, wie z. B. die Wurzeln des wilden Yams, die Körner und Wurzeln gewisser Pflanzen, die man entweder einfach röstet oder zerstampft und daraus Kuchen bäckt. Merkwürdig ist, dass, trotz dem vollständigen Mangel an Ackerbau und an einem eigentlichen Jägerleben, dennoch die Jagd- und Pflanzenreviere von den einzelnen Stämmen als ihr Eigenthum beansprucht werden und der Eingriff Fremder in dieselben als eine Eigenthumsverletzung angesehen und mit Gewalt abgewehrt wird. Ja selbst der Durchzug durch ein von einem Stamme besetztes Gebiet muss vorher erbeten werden, widrigenfalls man sich auf den bewaffneten Widerstand des vermeintlichen Eigenthümers gefasst machen muss.

Originell ist die Art und Weise, wie der Australier seinen Durst löscht. Wenn eine Karavane von der Jagd ermüdet heimkehrt, nachdem sie — was nicht selten der Fall ist — wasserlose Strecken zu passiren hatte, pflegt man, sobald Wasser gefunden worden, sich in dasselbe hineinzulegen, um so von innen und aussen zugleich die verdunstete Feuchtigkeit zu ersetzen.

Ebenso einfach wie die Wohnung des Australiers sind auch seine Geräthe und Waffen. Von den ersteren kennt er nur diejenigen, welche zum Behauen des Holzes, zum Aufkratzen des Bodens oder Zerreissen des Fleisches und zur Aufbewahrung der spärlichen geniessbaren Pflanzensamen und Knollen dienen. Es sind dies Axt und Messer, beide in der Regel aus Stein, besonders Quarz oder Knochen, erstere mit einem hölzernen Stiel, in welchen sie hineingesteckt wird, und eine aus Binsen oder Rinde geflochtene Tasche. —

---

pflanze, die sich mit unserem Getreide oder dem Mais Amerikas vergleichen liesse. Daher ist der Aboriginer Australiens auf ein Leben angewiesen, das in jeglicher Beziehung tief steht unter jenem der Jäger- und Fischervölker Amerikas und Nordasiens.

*) Das Feuer wird mittelst zweier aneinander geriebener Hölzer angemacht oder man trägt, da diese Procedur immer etwas beschwerlich ist, ein brennendes oder glimmendes Holzstück bei sich.

Die Stämme an den Fluss- und Meeresufern verfertigen Netze für den Fischfang aus der Rinde des Nesselbaumes, welche zwischen zwei Steinen weich geklopft und zu Fäden gesponnen wird; sie haben auch kleine, gebrechliche Kähne: grössere Kähne jedoch, in denen sie sich weiter ins Meer hinauswagen könnten, sind ihnen meistens unbekannt. Wo sich solche finden, sind sie entschieden entweder malayischem Einflusse zuzuschreiben oder direct von den Malayen erhandelt.

An Trutzwaffen finden sich der Speer, die Keule und der Wurfstock; an Schutzwaffen der Schild. Vom Speere gibt es mehrere Arten. Die zum Fischspiessen verwendete Art besteht aus vier bis fünf Spitzen aus Känguruzähnen oder zugespitzten Beinen, welche an einem acht bis zehn Schuh langen Stocke aus Myrtenholz mittelst eines Bindfadens befestigt sind. Andere Arten, welche zum Erlegen des Wildes oder zum Kriegführen verwendet werden, haben eine Spitze aus Fischgräten oder Stein. Die Keule ist aus Myrtenholz verfertigt, hat zwei bis drei Fuss Länge und einen wuchtigen mit Unebenheiten versehenen Kolben. Der dem Australier eigenthümliche Wurfstock, Bumerang genannt, besteht in einem harten, schwach bogenförmig gekrümmten, glatt polirten Stücke Holz von zwei bis drei Fuss Länge, und hat, wenn von geübter Hand geworfen, die Eigenschaft, in der Luft einen Bogen zu beschreiben und sodann wieder zu seinem Ausgangspunkte zurückzufliegen.*) Jedoch nimmt die Geschicklichkeit in der Handhabung dieser originellen Waffe unter den Eingeborenen immer mehr und mehr ab. Der Schild endlich wird aus einer weichen und leichten Holzgattung verfertigt. Er ist im Inneren mit einer geschnitzten Handhabe versehen und von Aussen mit verschiedenartigen Strichen bemalt.

Das Leben des Australiers bewegt sich ausschliesslich innerhalb der Familie, welche auf den primitivsten Grundlagen aufgebaut ist. — Das Kind wird von der Mutter so lange gestillt, bis es laufen kann und dann sich selbst überlassen.**) Seine Erziehung besteht einzig darin, dass man es in den verschiedenen Handgriffen und Fertigkeiten, welche es zur Fristung seines Daseins kennen muss, abrichtet. Beim Eintritt in die Pubertät werden dem Knaben

*) Vergl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI, S. 744.

**) Die Kinder zu züchtigen gilt als Grausamkeit, daher wachsen dieselben in Ungebundenheit und Uebermuth, ja in Gewaltthätigkeit heran. (Waitz. a. a. O. 782.)

die beiden vordersten Oberzähne vom Zauberer ausgeschlagen und die Procedur der Hautaufritzung und Bemalung an ihm vollzogen. Bei einigen Stämmen (im Süden, Norden, Nordwesten und im Inneren) ist die Beschneidung im Schwange, welche, wie bei den alten Israeliten, mit einem steinernen Messer ausgeführt wird.*) Darauf ist der Jüngling berechtigt, mit den Männern zu verkehren, an allen Unternehmungen und Unterhaltungen derselben theilzunehmen und sich zu verheirathen.

Die Verheirathung findet ohne alle Ceremonien statt.**) Der Australier nimmt sich so viele Weiber, als er zu ernähren vermag. Da die Nahrungsquellen jedoch nicht allzu reichlich fliessen, kann die Zahl der Weiber auch keine grosse sein; sie übersteigt selten zwei bis drei. — Bei der Bewerbung, welche in den meisten Fällen ein einfacher Raub ist, entscheiden das persönliche Ansehen und der Reichthum, welche wieder von der physischen Kraft und den bereits vollbrachten Thaten abhängen. Daher geschieht es oft, dass älterere Männer die jugendlicheren, schöneren Mädchen heimführen, während mancher Jüngling mit einem älteren Weibe sich begnügen muss.

Nach der Verheirathung wird das Mädchen unter die Weiber aufgenommen. Die Ceremonie, welche dabei stattfindet, beschränkt sich darauf, dass demselben von einem Weibe ein Stück das kleinen Fingers an der linken Hand abgebissen wird.

Merkwürdig und an den thierischen Zustand des Australiers mahnend, ist die Thatsache, dass die Verheirathung und Begattung meistens während der wärmeren Jahreszeit, wo die von der Natur dargebotene Nahrung in reicherer Fülle vorhanden und der Körper zu wollüstigen Regungen disponirt ist, zu geschehen pflegt, und die letztere sich in vielen Fällen darauf beschränkt.***)

Bei einzelnen Stämmen, so z. B. bei den Vatschandi's, soll die Begattung während der warmen Jahreszeit mit einem Feste

*) Ueber die dabei stattfindenden Ceremonien vgl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI, S. 783.

**) Ueber die verschiedenen Arten zu freien, deren eine an die Sitte der Aetas auf den Philippinen erinnert, vgl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI, 772 ff.

***) Auch die Art und Weise der Begattung, welche bei den Australiern wegen der nach einwärts gedrehten Füsse und der Lage der Genitalien stets von hinten vollzogen wird, ist ein Moment, das an den thierischen Zustand derselben erinnert.

gefeiert werden, welches sie Kaaro nennen.*) Dieses beginnt mit dem ersten Neumond, nachdem die Yams reif geworden sind, und wird mit einem Fress- und Saufgelage von Seite der Männer eröffnet. Zu diesem Zwecke reiben sich die Männer mit Asche und Wallabyfett reichlich ein und führen im Mondlicht einen höchst abscönen Tanz um eine Grube auf, welche mit Gebüsch umgeben ist. Grube und Gebüsch repräsentiren das weibliche Glied, dem sie auch ähnlich gemacht werden; die von den Männern geschwungenen Speere stellen die männlichen Glieder vor. Die Männer springen mit höchst wilden und leidenschaftlichen Geberden, welche ihre erregte Wollust verrathen, umher und stossen unter Absingung eines Liedes ihre Speere in die Grube. Dieses Lied, angemessen dem abscönen Feste, lautet:

Pulli nira, pulli nira,
Pulli nira, wataka!**)

Ist die Behandlung des Mädchens innerhalb der Familie gegenüber dem Knaben keine freundliche, so wird sie nach der Verheirathung desselben vollends grausam. Das Weib wird von dem Manne nicht nur als Werkzeug seiner rohen, thierischen Lust angesehen, sondern auch förmlich als Sclavin behandelt. Ihr liegen alle häuslichen Arbeiten ob, ihr werden beim Wandern alle Habseligkeiten zusammt den Kindern aufgeladen. Während der Mann den besten Theil der gesammelten Nahrung verzehrt, sitzt sein Weib schweigend in ehrerbietiger Entfernung und begnügt sich am Schlusse der Mahlzeit mit den spärlichen Ueberresten, welche der Mann ihm übrig gelassen.***) Durch die rohe Behandlung altert das Weib sehr schnell und wird bald unfruchtbar. Sollte aber letzteres nicht der Fall sein, so werden die Kinder, besonders wenn es Mädchen oder Zwillinge sind, gleich nach ihrer Geburt getödtet, da die Mittel zu ihrer Ernährung nicht hinreichen.

Trotzdem hängt die Mutter mit rührender Liebe an ihren am Leben erhaltenen Kindern, und ergreifend ist die Trauer, welche beim Tode eines derselben in lautem Weinen und Wehklagen sich kund gibt.

---

*) Ein Seitenstück zu diesem Tanze bildet jener, von dem Koeler: Einige Notizen über die Eingeborenen des St. Vincentgolfes, S. 53, erzählt.

**) Non fossa, non fossa,
Non fossa, sed cunnus!

***) Dass in der grausamen Behandlung und Missachtung des Weibes bei den Australiern eine Art von Tapu-Gesetzen wie in Polynesien steckt, wie Gerland (Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI, 777) annimmt, ist uns unwahrscheinlich.

Eheliche Treue soll nicht zu den Tugenden der australischen Frauen zählen. Oft geschieht es, dass, während der Gemahl mit seinen Freunden beim Feuer sitzt und arglos dem Gelage sich hingibt, auf ein Gewisper oder ein anderes Zeichen, welches aus dem Gebüsche herüber tönt, die weibliche Ehehälfte unter irgend einem Vorwande sich entfernt, um im Gebüsche mit ihrem jungen Geliebten dem Genusse einiger seliger Augenblicke sich hinzugeben.

Erkrankungen und Todesfälle, besonders bei jungen, kräftigen Individuen, werden den Zauberkünsten der Feinde zugeschrieben. Tritt daher ein Todesfall ein, so ist es Aufgabe der Anverwandten, den Mörder durch Beobachtungen gewisser Zufälligkeiten, z. B. des Fluges eines Insectes, aufzuspüren und zu tödten. Dadurch werden oft Familien in langjährigen Streit verwickelt, welcher erst mit der gänzlichen Ausrottung derselben ein Ende nimmt.

Andere Veranlassungen zu Kämpfen sind Weiberraub, Verletzung der Ruhestätte eines Todten u. a. m. Diese Kämpfe werden aber nicht mit derselben Erbitterung geführt; die Ehre des Beleidigten ist in der Regel mit einigen Blutstropfen des Beleidigers rein gewaschen.

Im Kriege scheint von den Australiern Cannibalismus geübt zu werden, wobei die weit verbreitete Vorstellung zu Grunde liegt, dass man durch den Genuss des Fleisches oder Fettes des erschlagenen Feindes seine Tapferkeit in sich aufnehme. Auch die Zauberer sollen durch Genuss von Menschenfleisch sich ihre Zauberkraft erwerben. Dagegen scheint die Sitte, das Fleisch von verstorbenen Angehörigen zu verzehren und die abgezogene Haut derselben mit sich herumzutragen, ein Ausfluss sehr sonderbar bethätigter Pietät zu sein. (Vergl. über diese Sitten die ausführliche Darstellung bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI, 747 ff. und 782.)

Die Todten werden in dunklen Hainen, meistens in der Nähe des Wassers bestattet. Man gräbt zu diesem Behufe ein Loch von etwa vier Fuss Tiefe, bekleidet es mit Rindenstücken und setzt die Leiche in hockender Stellung hinein. Das auf diese Weise bereitete Grab wird dann mit Gesträuch und Erde zugedeckt, besonders deswegen, um die Leiche vor Verstümmelung durch den Dingo zu schützen. In einigen Gegenden ist es Sitte, den Todten auf ein über dem Erdboden erhabenes hölzernes Gerüst zu legen und mit Gebüsch zu bedecken. Meistens befinden sich mehrere Gräber auf demselben Platze, umgeben von einem Zaune aus Rinden, welche

mittelst eines aus den Fasern der Eucalyptus verfertigten Strickes unter einander verbunden sind.

In anderen Gegenden werden die Todten, besonders wenn es ältere Leute waren, verbrannt. Einer Frau, wenn sie während des Säugens ihres Kindes gestorben ist, wird dieses lebendig auf den Arm gelegt und mit ihr bestattet.*) Man errichtet bei dieser Gelegenheit einen Scheiterhaufen von etwa drei Fuss Höhe aus trockenem Holze und Reisig und legt den Todten mit gegen die Sonne gerichtetem Antlitz, umgeben von seinen Lieblingsgeräthschaften, darauf. Nachdem man den Leichnam verbrannt, werden die Ueberreste gesammelt und in einem Sacke aufbewahrt. Der Name des Todten darf nicht ausgesprochen werden; sollte Jemand den gleichen Namen tragen, so muss er denselben gegen einen anderen vertauschen.

Im südlichen Australien sollen Menschenschädel als Trinkgefässe häufig benutzt werden, wie denn auch das ethnographische Museum von Sydney Exemplare dieser sonderbaren Geschirre aufbewahrt. Höchst wahrscheinlich spricht sich in dieser Sitte eine gewisse Pietät gegen die ehemaligen Besitzer der Schädel aus und dürfte der Cannibalismus ihr fern liegen. (Vergl. die oben erwähnte Sitte, die Ueberreste der Todten in einem Sacke bei sich zu führen.)

Eine Eigenthümlichkeit der Australier sind ihre Heirathsgewohnheiten. Dieselben werden von verschiedenen Schriftstellern je nach der Verschiedenheit der Gegend mit einigen Abweichungen erwähnt. Es scheint, dass die Familien der Australier in zwei Gruppen, nämlich patricische (freie?) und plebejische (unterthänige?) zerfallen. Ob mit dem Patriciat gewisse Vorrechte verbunden sind, ist nicht recht klar. Jede Gruppe umfasst wieder zwei Abtheilungen, deren jede aus einem Mann und einem Weibe, mit besonderem Namen besteht. Die Uebersicht derselben ist im Südosten nach Ridley (The Aborigines of Australia, Sydney 1864, 8°) folgende:

	Mann	Weib
I. Patricier:	Ippai	Ippata
	Kumpo	Puta.
II. Plebejer:	Murri	Mata
	Kupi	Kapota.

Nach den Ehegesetzen darf ein bestimmter Mann nur eine bestimmte Frau heirathen und zwar nur aus einer bestimmten Kaste.

---

*) Diese Sitte kommt auch bei den Grönländern vor. (Cranz, David, Historie von Grönland, Frankfurt 1779, 8°, S. 274.)

Die aus dieser Ehe entsprungenen Kinder werden in eine ebenso bestimmte Kaste versetzt. Dadurch werden die einzelnen Familien in ihren verschiedenen Gliedern gleichmässig des Patriciats theilhaftig. Die Uebersicht dieser Vorgänge ist folgende:

Ippai	heirathet	die	Kapota;	die	Kinder	werden	Murri	und Mata.
Murri	„	„	Puta;	„	„	„	Ippai	„ Ippata.
Kupi	„	„	Ippata;	„	„	„	Kumpo	„ Puta.
Kumpo	„	„	Mata;	„	„	„	Kupi	„ Kapota.

Man sieht hieraus, dass die Kinder in Betreff des Ranges der Mutter folgen,*) aber in eine andere Familie versetzt werden, als jene, in welche die Mutter gehört.

Ebenso bestimmt wie die Heirathsgesetze sind auch, wie bei anderen Naturvölkern, die Formen für die verschiedenen Begrüssungsarten festgesetzt.**) Gleich dem Neger ist auch der Australier, je verkommener desto mehr stolz auf seine Stellung; auch er scheint des Weissen überlegene Geistesgaben und physischen Kräfte anzuerkennen, aber nichts desto weniger in gewissen Hantierungen, die er mit Meisterschaft handhabt und denen gegenüber der Weisse sich unbeholfen anstellt, einen Vorzug zu erblicken.***)

Zu den Belustigungen der Australier gehören Tänze (vergl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI., 754), namentlich eine Art Kriegstanz, genannt Korroporri, den sie, wie die Negervölker, während des Mondscheins bei einem angezündeten Feuer aufführen. Sie bemalen sich zu diesem Zwecke mit den als Verzierung geltenden Strichen und springen mit einem Waffenstücke oder einem Feuerbrand in der Hand, unter Absingen einer kurzen und monotonen Melodie, um das angezündete Feuer herum. Da diese sinnlosen Tänze während der feuchten Jahreszeit stattfinden und die Erhitzung der Tänzer sowohl in Folge der raschen Bewegung als auch des brennenden Feuers bedeutend zu sein pflegt, während der Australier mit einem leichten Ueberwurfe bekleidet oder vollkommen nackt auf dem kalten Boden zur Ruhe sich hinlegt, so kann man leicht

---

*) Es mag dies wie anderswo, z. B. in Afrika, daher rühren, dass man in die Keuschheit des Weibes wenig Vertrauen setzt (vgl. die Züge bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI. S. 774), nicht aber in Tapu-Gesetzen seinen Grund haben, wie Gerland (a. a. O., S. 777) annimmt.

**) Vergl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI, S. 749 ff.

***) Dieser Charakterzug findet sich so ziemlich bei allen Naturvölkern. (Vergl. Cranz, David, Historie von Grönland, Frankfurt 1779, 8°, S. 163.)

ermessen, welche Krankheiten ein solcher Korroporri nach sich zieht und wie viele rüstige Männer einer durchschwärmten Nacht zum Opfer fallen mögen.

In Betreff der moralischen und religiösen Bildung der australischen Aboriginer vermögen wir uns schwer ein bestimmtes Urtheil zu bilden. Die Nachrichten der Missionäre sind oft einander widersprechend und auch die Notizen der Reisenden müssen mit grosser Vorsicht benützt werden, indem in vielen Fällen schon Einflüsse der Europäer vorzuliegen scheinen.

Sicher ist der Glaube der Australier im tiefsten Grunde von jenem anderer auf derselben Stufe der Bildung stehender Naturvölker nicht verschieden. Gleich diesem beruht er vorzüglich auf der Verehrung böser Geister, welche mit den Geistern der Verstorbenen für verwandt oder identisch gehalten werden. Sie schwärmen besonders während der Nachtzeit und beim Sturm umher, daher fürchtet sich der Australier im nächtlichen Dunkel oder während eines Gewitters seine Wohnung zu verlassen. Es gibt Mittel, den bösen Geist zu bannen; doch diese werden blos vom Zauberer gekannt.

Seit der Bekanntschaft mit den Weissen ist unter den Australiern der Glaube verbreitet, die letzteren seien Incarnationen ihrer abgeschiedenen Seelen und jeder Schwarze werde nach seinem Tode in einen Weissen verwandelt.

Alle diese Ideen sind jedoch sehr allgemein und verschwommen und haben selbst nicht zur rohesten Gestalt irgend eines Götzendienstes geführt. — Ebenso wenig ist es bis heutzutage gelungen, ein Götzenbild bei einem australischen Stamme nachzuweisen. Höchstens könnte man die geschlängelten Striche, welche auf den Bäumen oft eingeritzt erscheinen, als solche betrachten; diese sollen, nach der

*) Dass dieser Glaube vor der Bekanntschaft mit den Weissen bestanden habe und in der Anschauung basire, dass die Todten in das Reich des Lichtes und der Wolken zurückkehren (wie Gerland, Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI, 810, annimmt), scheint uns unwahrscheinlich. Wenn der Weisse den Teufel schwarz, der Neger weiss sich dachte, so steckt darin, was die Form anlangt, nicht reine Erfindung, sondern Anlehnung an Thatsächliches. Warum begegnet man im Mythus überall nur Menschen wie sie factisch existiren, nirgends aber grünen oder blauen, die doch der Symbolik weit näher lagen? Einen Beweis gegen die Richtigkeit der Gerland'schen Ansicht liefert übrigens das von ihm selbst (S. 810) erwähnte Factum, dass man im Norden die Todten mit den gelben Malayen identificirte.

Aussagen der Eingeborenen eine Eidechse oder Schlange darstellen, in deren Gestalt das Haupt ihrer Geister sichtbar zu werden pflegt.*)

Es dürfte daher die Ansicht mehrer Forscher, so z. B. Gerland's, des Bearbeiters des VI. Bandes der Waitz'schen Anthropologie der Naturvölker, die Australier hätten ursprünglich eine reiche, an die polynesische mahnende Mythologie besessen, wie sie denn überhaupt von einer höheren Culturstufe in ihren jetzigen Zustand herabgesunken sein sollen**) nicht stichhaltig sein, da bei einzelnen ausführlicheren Sagen eine Entlehnung von den Malayo-Polynesiern nicht unwahrscheinlich ist (wie auch die Malereien am Glenelg deutlich den malayischen Ursprung verrathen, vergl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI, 762), und die Nachrichten über ein höchstes, die Welt schaffendes Wesen höchst wahrscheinlich von den Missionären, die überall Spuren der Uroffenbarung wittern, dem Australier angedichtet sind.

Bei einem so vagen und rohen Charakter des Götzendienstes, der es weder zu Götzen, noch zu Tempeln, noch zu einem bestimmten Cultus gebracht hat, ist es begreiflich, dass ein Priesterstand unter den Australiern nicht existirt. Statt der Priester finden wir die Zauberer, welche die Mittel kennen, den bösen Geist oder Zauber unschädlich zu machen, und in dem Fall, als es sich um Abwendung persönlicher Uebel, z. B., Krankheiten handelt, die Stelle der Arztes vertreten. Denn nach dem Glauben des Australiers, — wie auch der meisten Naturvölker, stammt alles Unglück vom Einflusse der bösen Geister und Zauberer, und kann nur durch Brechung ihrer Macht gehoben werden.

Die Zauberer sind die einzigen Personen, welche bei der Menge ein Ansehen geniessen. Zwar gibt es unter den Australiern Häuptlinge, welche einen gewissen Einfluss auf mehrere Familien ausüben; die Macht derselben ist aber nur vorübergehend und beschränkt. Ein jeder gilt nur insofern etwas, als er die Mittel besitzt oder zu besitzen scheint, sich den anderen furchtbar zu machen. Ein Gleiches wie von den Mitgliedern einer Familie und eines

---

*) Ob die mit Rinde bedeckten Steine, welche in Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI. 804, erwähnt werden, wirklich Idole sind, scheint uns zweifelhaft.

**) Dagegen spricht schon die Ausstattung des äusseren Lebens der Australier. Ein solch' greller Widerspruch ist gegen alle ethnologischen Erfahrungen.

Stammes gilt auch von den Stämmen im Verhältnisse zu einander. Während jeder Stamm absolut frei ist und streng genommen keine Autorität eines anderen anerkennt, so gibt es dennoch gewisse Stämme, welche entweder wegen der Tapferkeit ihrer Mitglieder oder wegen der Kraft ihrer Zauberer gefürchtet werden und in einem gewissen Ansehen stehen.

Sprache.

Die Sprachen Australiens sind sehr zahlreich, was sich aus dem Zerfallen der Bewohner in eine Menge kleiner Stämme, deren mehrere blos aus einigen Familien bestehen, leicht erklärt. Trotz ihrer Mannigfaltigkeit scheinen alle diese Sprachen dennoch im tiefsten Grunde verwandt zu sein, ein Factum, welches sowohl durch die Bemerkungen einzelner Reisenden, als auch durch eine genauere Analyse derselben bestätigt wird. In weiterer Beziehung hängen sie jedoch mit keiner Sprache, weder der neuen, noch der alten Welt zusammen, sondern stehen, gleich der australischen Rasse, vollkommen isolirt da.

Der Bau der australischen Sprachen ist polysyllabisch. Die Silben lauten in der Regel consonantisch und stets einfach an, und lauten auf einen Vocal oder einen flüssigen Consonanten aus. Von den Consonanten kommen nur die momentanen Stummlaute (k, t, p) vor; der Hauchlaut h, die Spiranten (f, w) und die Sibilanten (s, z) fehlen gänzlich. Die Formen werden aus der Wurzel vermittelst des Processes der Suffigirung gebildet, ein für die Entscheidung der Verwandtschaft der australischen mit anderen, z. B. den polynesischen Sprachen schwer wiegendes Merkmal. Bekanntlich kommt sowohl in den malayo-polynesischen als auch in den Papua-Sprachen die Präfixbildung zur Verwendung, welche schon an und für sich entschieden gegen eine gegenseitige Verwandtschaft Verwahrung einlegt.

Da der Accent meistens auf der vorletzten Silbe ruht, so haben die australischen Sprachen keinen unangenehmen Klang. Bei dieser sinnlichen Wohlgestaltung sind sie auch, was die innere Form betrifft, gut eingerichtet. Sie sind sehr reich an Ausdrücken für sinnliche Anschauungen, in deren Ausmalung sie sich gefallen. Dagegen mangeln ihnen Ausdrücke für Begriffe ganz und gar. Sie sind vollkommen adäquat den beschränkten geistigen Bedürfnissen des Australiers, dessen ganzes Denken sich blos in den Dingen des täglichen Lebens bewegt. — Merkwürdig ist auch der Umstand, dass der Australier, wie aus seiner Sprache hervorgeht, für Zahlen

— also für Abstractionen — gar keinen Sinn zeigt, indem die meisten Stämme nur bis „drei“, einige bis „fünf“, welches obendrein ein unbestimmter Ausdruck ist, zählen können.

Die Producte des dichtenden Volksgeistes sind, wie sich nach der niederen Culturstufe erwarten lässt, bei den Australiern ganz unbedeutend; ihre Lieder sind kurze abgerissene Gedanken ohne einen tieferen Zusammenhang, wie sie die augenblickliche Erregung eingibt. Von Fabeln, Märchen und Sinngedichten, wie sie der Hottentote und der Neger in grosser Anzahl und gelungener Form besitzen, ist keine Spur vorhanden.

2. Arktiker oder Hyperboreer.*)

Unter diesem Ausdrucke begreifen wir eine Reihe von Völkern im Nordosten Asiens und im Nordwesten und Norden Amerikas, welche anthropologisch von den Hochasiaten einerseits und den Indianern andererseits abweichen, wie sie denn auch ethnologisch weder mit den einen noch mit den andern zusammenhängen. Nach den über sie bekannten Nachrichten sind nur diese Thatsachen als gewiss anzunehmen, während der Umstand, ob sie wirklich einen einheitlichen Rassentypus bilden oder mehrere, gegenwärtig nicht mit völliger Sicherheit entschieden werden kann. Uns scheint jedoch der erstere Fall mehr wahrscheinlich zu sein als der letztere, daher wir auch den obigen Ausdruck zur einheitlichen Bezeichnung aller dieser Völker gewählt haben.

Wie die Verbreitung dieser Völker über die nordöstliche Spitze Asiens, namentlich die Halbinsel Kamtschatka, die Kurilen und die unterhalb der Mündung des Amurflusses gelegene Spitze, sowie das ganze nordwestliche und nördliche Amerika darthut, muss die Wanderung derselben von Asien ausgegangen sein, und es ist mehr als wahrscheinlich, dass diese Rasse vor Ausbreitung der mongolischen den grössten Theil des Nordens und Nordostens dieses Welttheils bewohnte. Es sind blosse Trümmer einer Rasse und eines Völkercomplexes, die, wenn man den Traditionen über die ältere Bevölkerung Sibiriens glauben darf, jedenfalls sehr bedeutend gewesen sein müssen. —

---

*) Ausführlich behandelt findet man die hieher gehörigen nordasiatischen Stämme bei Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes, III, 2., S. 459 ff. Abbildungen finden sich in dem Prachtwerke von T. de Pauly. Description ethnographique des peuples de la Russie, S. Petersbourg 1862, fol.

Als zur arktischen oder Hyperboreer-Rasse gehörig betrachten wir folgende Völker: *A.* in Asien: 1. die Iukagiren, 2. die Tschuktschen mit den Korjaken, 3. die Kamtschadalen (Itelmen) mit den Ainos (Kürilier), 4. die Jenissei-Ostjaken mit den Kotten; *B.* in Amerika: 5. die Innuit-Stämme, 6. die Aleuten.

1. Iukagiren.*)

Die Iukagiren (Iukahiren), welche sich selbst Adon domni nennen und von den Korjaken Aetäl genannt werden, wohnen östlich von den Jakuten und Tungusen an den Flüssen Jana, Indigirka, Alaseja, Kolyma und dem oberen Anadyr.**) Sie sind der spärliche Ueberrest eines grösseren Volksstammes, welcher vor dem Eindringen der Jakuten und Tungusen im nordöstlichen Sibirien sesshaft war und nebst den Iukagiren die nun verschwundenen Omoken, Schelagen und Aniuylen umfasste.***) Die Tschuwanzen, welche namentlich am Aniuy und dem oberen Anadyr nomadisiren, sind eine Unterabtheilung der Iukagiren.

Die älteren Nachrichten beschreiben die Iukagiren als ein kriegerisches Volk von kräftigem und schönem Körperbau, ganz verschieden von den kleinen Samojeden. Durch Kriege mit ihren Nachbarn, den Tschuktschen und Korjaken, und zuletzt mit den Russen sind sie sehr heruntergekommen und haben sich mit anderen Stämmen vielfach gemischt.

Die Iukagiren sind noch gegenwärtig grosse, schön gebaute Gestalten von heller Hautfarbe. Namentlich bei den Weibern derselben tritt die letztere Eigenschaft stark hervor. Ihr Gesicht ist länglich und schön geformt, Augen und Haar sind schwarz.

Ihre Kleider, deren man in der Regel zwei über einander anzieht, sind aus Renthierfellen gefertigt. Sie wohnen in grossen

---

*) Vergl. Wrangel, Ferdin. v., Reise längs der Nordküste von Sibirien in den Jahren 1820 bis 1824, Berlin 1839, 8°, 2 voll. (Bd. 38 und 39 des Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen).

**) Das Gebet des Herrn in den Sprachen Russlands, St. Petersburg 1870, 4°, S. 3, und die von R. d'Erckert entworfene, von Kiepert ausgeführte ethnographische Karte zum Pauly'schen Prachtwerke. Die ethnographische Weltkarte zu Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. VI. gibt die Sitze derselben nicht richtig an. In dem ethnographischen Theile der Novara-Expedition wo die Sitze ebenfalls nicht ganz genau bestimmt sind, ist statt des Druckfehlers Lena — Jana zu lesen.

***) Wrangel a. a. O., I, 190, II, 5.

hölzernen Hütten. Ihre Hauptbeschäftigung sind der Fischfang und die Renthier- und Gänsejagd, daneben wird eine Wurzel mit mehligem süsslichem Fleische von den Weibern fleissig eingesammelt und für den Winter aufbewahrt. — Die Iukagiren sind besondere Liebhaber des Gesanges und Tanzes; sowohl Lied als Melodie werden improvisirt. Gleich den anderen Völkern Nordasiens sind auch sie dem Schamanismus zugethan.

Gegenwärtig soll die Anzahl der Iukagiren, mit Einschluss der 200 Tschuwanzen, nicht mehr als 1000 Seelen betragen. (Das Gebet des Herrn in den Sprachen Russlands S. 3, und T. de Pauly Description ethnographique des peuples de la Russie.)

II. Die Tschuktschen und Korjaken.*)

Die Tschuktschen (Renthier-Tschuktschen)**) bewohnen den äussersten nordöstlichen Winkel des asiatischen Festlandes, mit Ausnahme des Küstengebietes, von der Kolintschin-Bay im Norden bis zum Golf von Anadyr im Süden. Ihre südliche Grenze ist der Fluss Anadyr, im Westen reichen sie bis zum Cap Schelagow; doch finden sich auch Tschuktschen südlich vom Anadyr, wo sie sich mit den Korjaken vermischen.

Die Korjaken***) wohnen südlich vom Flusse Anadyr, wo sie auf der Halbinsel Kamtschatka bis zum Flüsschen Ukoi im Osten und bis zum Flüsschen Chariuska im Westen reichen; ferner bewohnen sie das ganze Küstengebiet, welches vom Flusse Penschina bis zum Flüsschen Nuktschan sich erstreckt. Sie zerfallen in zwei Abtheilungen, nämlich sesshafte Korjaken, welche die Küstengegenden bewohnen und sich hauptsächlich vom Fischfange ernähren, und wandernde Korjaken, welche mit ihren Renthierherden in dem Inneren des Gebietes herumziehen.

Die Renthier-Tschuktschen und Korjaken, welche sich selbst Tschauktschu nennen, woraus die Russen das Wort Tschuktschi

---

*) Die Tschuktschen nach F. Lütke (Erman's Archiv für wissenschaftliche Kunde von Russland, III (1843) S. 446), Krascheninnikow, Stephan. Opisanie zemli kamtschatki — St. Petersburg 1755, 4°, 2 voll., französische Uebersetzung: Histoire de Kamtschatka, traduite par M. E***, Lyon 1767. 12°, voll., II, p. 215 ff.

**) Die sogenannten Fischer-Tschuktschen (Namollo) gehören nicht hieher sondern zu den Innuit (siehe weiter unten).

***) Der Name Korjak soll von Kora „Rennthier" stammen (vgl. Krascheninnikow, II, 85) und wurde ihnen von den Russen beigelegt.

gebildet haben, sind im Grunde ein Volk; die Sprachen beider Stämme sind mit einander aufs innigste verwandt, auch die Sitten und von beiden gebrauchten Geräthe sind dieselben, nur dass sich die Korjaken von den Tschuktschen in ihrer Lebensweise durch grössere Unreinlichkeit unterscheiden.

Die Renthier-Tschuktschen sind grosse stark gebaute oft gigantische Leute. Ihr Gesicht ist flach, mit hervorstehenden Backenknochen, kleinen aber nicht schiefgeschlitzten Augen und hoher Stirn.

In Betreff der Kleidung haben die Tschuktschen in neuester Zeit viel Russisches angenommen. Die alte Kleidung, welche noch hier und da getragen wird, bestand aus einem kurzen Unterkleide aus Renthierhäuten und zwei bis drei langen Oberkleidern aus den Eingeweiden der Seelöwen, Bären oder Walrosse. Dagegen sind ihre Waffen und Geräthe, nämlich Bogen, Pfeil, Lanze und Messer, noch immer die alten, weil Flinten an sie zu verkaufen von russischer Seite verboten ist.

Ihre Kähne (Baidaren) sind flach gebaute Fahrzeuge, bestehen aus Treibholz und sind mit Walrosshäuten überzogen.

Die Tschuktschen wohnen Sommer und Winter in Zelten von gegerbten Renthierfellen (Jurten.) In einer solchen Jurte, die ziemlich gross ist, wohnen in der Regel mehrere Familien beisammen. daher auch das Innere derselben durch herabhängende Felle in mehrere Abtheilungen getheilt ist. —

Die Tätowirung besonders am Arm und an der Brust wird allgemein geübt. Von den narkotischen Genussmitteln ist besonders der Tabak beliebt, der in grossen Pfeifen geraucht wird. Ihre Tänze sollen zwar sehr monoton, aber im höchsten Grade obscön sein.

Unter den Korjaken unterscheiden sich die beiden Abtheilungen der sesshaften und wandernden sowohl durch ihre Leibesbeschaffenheit als auch ihre Sitten. Die sesshaften ähneln den Kamtschadalen und Renthier-Tschuktschen; sie sind gleich diesen grosse, stark gebaute Leute. Dagegen sind die wandernden klein und mager. Das Haupt ist klein, das Haar schwarz, die Augen klein, die Nase kurz und stumpf, dagegen der Mund gross. Dieselben sind von unglaublicher Eifersucht gegen ihre Weiber besessen; wird ein Weib auf frischem Ehebruch ertappt, so wird sie sammt ihrem Verführer auf der Stelle niedergemacht. Daher sollen die Weiber der wandernden Korjaken einer besonderen Unreinlichkeit sich befleissigen, um ja nicht den Fremden verführerisch zu erscheinen.

Dagegen sind die sesshaften Korjaken auf ihre Weiber, namentlich den Fremden gegenüber, wenig eifersüchtig. Es ist allgemeine Sitte, sowohl bei den Korjaken, als auch bei den Tschuktschen, einem Gastfreunde sein Weib oder seine Tochter zur freien Verfügung anzubieten, und es wäre eine schwere Beleidigung, wenn Jemand von dieser Erlaubniss keinen Gebrauch machen möchte.*) Zu diesem Zuge, der auf eine bei einem Naturvolke beinahe unbegreifliche Sittenverderbniss hinweist, tritt noch ein anderer hinzu, nämlich die allgemeine Verbreitung der Päderastie. Diese widernatürliche Gewohnheit wird unter diesen Völkern ganz offen betrieben und es gibt zahlreiche Männer, welche aufgeputzt gleich einem Weibe und geübt in buhlerischen Verführungskünsten sich dem Schandgewerbe öffentlich hingeben.**)

Gleich den meisten Völkern Nordasiens hängen die Tschuktschen und Korjaken dem Schamanismus an. Der Schaman, der in der Regel ein in Taschenspielerkünsten erfahrener Mann sein muss, befasst sich vornemlich mit der Heilung der Krankheiten, mit Wahrsagen u. a. Die gegenwärtige Anzahl der Tschuktschen wird auf 10,000 angegeben; die der Korjaken soll bedeutend geringer sein. (Das Gebet des Herrn in den Sprachen Russlands S. 4.)

III. Die Kamtschadalen (Itelmen) und die Aino oder Kurilier.***)

Die Kamtschadalen, welche sich selbst Itelmen (welches ausgesprochen wie Itenĕmen lautet)†), d. i. „Bewohner" (Urbewohner), nennen††), bewohnen den südlichen Theil der Halbinsel Kamtschatka unterhalb der Flüsse Ukoi im Osten und Chariuska im Westen bis auf jenen Theil von Kurilskaja Lopatka, der von den Ainos besetzt ist, ferner die Insel Schumtschu, die erste der kurilischen Inseln.

---

*) Vergl. Erman, Adolph, Reise um die Erde in den Jahren 1828, 1829 und 1830, Berlin 1833, 8°. Bd. II, 423.

**) Vergl. Wrangel a. a. O., II, 227, und Erman in Zeitschrift für Ethnologie von Bastian III, 164.

***) Vergl. Krascheninnikow a. a. O., Revue de l'Orient 1863, Decemb. pag. 331, und Zeitschrift für Erdkunde der Gesellschaft in Berlin N. F. III (1857), 501 ff.

†) Erman in Zeitschrift für Ethnologie, II, 307.

††) Vgl. itelachsa „ich wohne" (Erman in Zeitschrift für Ethnologie von Bastian II, 307). Der Name Kamtschadal soll von den Korjaken stammen, welche ihre südlichen Nachbarn Kontschal nennen.

Die Aino sind die Bewohner der sogenannten Kurilen (mit Ausnahme von Schumtschu) und die Aboriginer der Inseln Jeso oder Matsmai und Sachalien. Identisch oder stammverwandt mit den Aino sind die Giljaken, die Bewohner des Sachalien gegenüberliegenden Festlandes, welches sich südlich vom Amur hinabzieht. Auf letzterem Punkte sind die Aino wahrscheinlich die Aboriginer, wo sie durch die immer mehr und mehr vordringenden See-Tungusen oder Lamuten sowie andere tungusische Stämme eingeschränkt wurden.

Ihrer äusseren Erscheinung nach werden die Kamtschadalen ähnlich den anderen Nordasiaten, aber mit mehr länglichen Gesichtern und weniger hervorragenden Backenknochen beschrieben; sie haben grossen Mund, grosse Zähne und besonders starke Schultern.

Die Kamtschadalen zeichnen sich von ihren Nachbarn durch eine besondere Unreinlichkeit aus. Sie waschen sich weder Gesicht und Hände, noch kämmen sie sich die Haare, daher diese mit Ungeziefer angefüllt sind. Sie essen mit ihren Hunden aus demselben Geschirre, welches nie ausgewaschen wird.

Ihre Wohnungen sind je nach der Jahreszeit doppelter Art. Die Winterhäuser bestehen aus grossen, etwa 5 Schuh tiefen Erdlöchern, welche mit Rasen und Erde eingedeckt sind und in der Mitte ein viereckiges Loch haben, das zugleich als Fenster, Rauchfang und Thüre dient, durch die man mittelst kleiner Leitern in die Tiefe hinabsteigt.*) Die Sommerwohnungen, sogenannte Balagane, bestehen in leichten Hütten, die auf zwei Klafter hohen Gerüsten aufgeführt und mit Gras und Strauchwerk eingedeckt sind. In diesen Hütten pflegen sie auch ihr Wildpret und ihre Fische zu dörren und über den Winter aufzubewahren. Ein solcher Balagan hat zwei einander entgegengekehrte Thüren, wodurch er im Inneren sehr luftig zu sein pflegt.**)

Ihre häuslichen Geräthe bestehen in Platten, Kannen und Trögen aus Birkenholz. Ihre Schneide-Instrumente (Messer, Hacken) und Waffenspitzen (Bogen, Pfeil, Lanze) waren, als die Russen in Kamtschatka erschienen, aus Walfischbein, Renthierknochen oder Stein verfertigt, doch waren hie und da eiserne Stücke im Gebrauche, die von den Aino eingehandelt waren und wahrscheinlich aus Japan stammten.

---

*) Vergl. die Abbildung bei Krascheninnikow in der russischen Original-Ausgabe, II, S. 25.

**) Vergl. Krascheninnikow in der russischen Original-Ausgabe, II, S. 38 und 44.

Die Hauptnahrung der Kamtschadalen ist dem Ertrag ihrer Beschäftigung, dem Fischfange, entnommen. Daneben kommen die Wurzeln und Beeren, welche von den Weibern eingesammelt werden, fast gar nicht in Betracht. Die Fische werden zerschnitten und getrocknet oder geräuchert: einzelne Theile wirft man in grosse Gruben, überlässt sie der Gährung, wodurch sie einen unbeschreiblich stechenden Geruch und Geschmack annehmen, und schöpft dann die Jauche mittelst grosser Löffel heraus. Als Getränk ist ein berauschender Absud des Fliegenschwamms besonders beliebt. Ihre Kleider sind aus den Häuten der wilden Thiere, Hunde und Seethiere verfertigt: man zieht, wie anderwärts, zwei derselben über einander an. Wie anderwärts bei den Hyperboreern (z. B. bei den Eskimo) gehört es zu den Beschäftigungen der Weiber, das Haus zu bauen, die Fische zu zertheilen und zu dörren, die Häute für die Kleider zuzubereiten und den ganzen Haushalt zu besorgen. Bei Reisen zu Wasser bedient man sich eigener Boote (Baidaren) zu Lande leichter Schlitten, die mit Hunden bespannt werden.*)

Wie die anderen Völker Nordasiens leben auch die Kamtschadalen in Polygamie; jeder Mann nimmt sich in der Regel zwei bis drei Frauen. Auf die Jungfrauschaft der Braut wird wenig Werth gelegt; in gleicher Weise sind auch die Frauen auf ihre Männer wenig eifersüchtig. Vor dem Erscheinen der Russen in jenen Gegenden lebten die einzelnen Familien unabhängig von einander, höchstens dass mehrere derselben unter einem Aeltesten, der aber keinen Einfluss auf die inneren Angelegenheiten der einzelnen Familien ausübte, vereinigt waren.

Die religiösen Ideen der Kamtschadalen sind sehr verworren und weichen von jenen der anderen Völker Nordasiens nicht sehr ab. Doch trifft man unter ihnen keine Schamanen, sondern die alten Weiber vertreten die Stelle derselben. Ihre Todten werfen sie den Hunden vor, um von ihnen aufgefressen zu werden, indem sie glauben, dass diese von ihnen gezogen um so leichter ins Jenseits gelangen. Zu diesem Zwecke wird der Leiche ein lederner Riemen um den Hals gelegt und diese aus der Hütte herausgezogen und den lauernden Hunden hingeworfen. Die gegenwärtige Anzahl der Kamtschadalen soll kaum 2000 Seelen betragen. (Das Gebet des Herrn in den Sprachen Russlands, S. 5.)

---

*) Vergl. Krascheninnikow in der russischen Original-Ausgabe, II, S. 54.

Die Aino (d. h. „Menschen") oder Kurilier*) werden als ein eigenthümlicher Menschenschlag beschrieben. Von Natur klein, haben sie ein rundes Gesicht und einen dichten schwarzen Bart. Auch der übrige Körper soll sehr stark behaart sein. Die Farbe der rauhen Haut ist kupferbraun. Die Sitte, das Haar bis auf einen Kranz zu scheeren, scheinen die Aino von den Japanesen angenommen zu haben, ebenso auch die Mode, in den Ohrläppchen Gehänge von Silber zu tragen. Originell ist die Sitte, sich die Lippen zu schwärzen. Der Arm bis an den Ellenbogen wird mit verschiedenen Figuren tätowirt.

Ihre Kleider bestehen aus den Fellen verschiedener Thiere, namentlich der Seethiere und Vögel. Im Uebrigen gleichen sie in Kleidung, Wohnung und Bewaffnung den Kamtschadalen: doch zeichnen sie sich durch eine grössere Reinlichkeit und Freundlichkeit im Umgange vor diesen aus. Auch sie leben in Polygamie, auch ihre Frauen sind wenig fruchtbar.

Merkwürdig ist die Verehrung des Bären bei den Aino, eine Sitte, die unter den Hyperboreern und den Völkern Nordasiens überhaupt wiederkehrt.

IV. Die Jenissei-Ostjaken und Kotten, sammt den gegenwärtig tatarisirten Arinen oder Arinzen und Assanen.**)

Die Jenissei-Ostjaken wohnen am oberen Jenissei und seinen Nebenflüssen, zwischen Jenisseisk und Turuchansk, die Arinzen in den sajanischen Steppen und die Kotten am Agul, einem Nebenflusse des Kan. „Die Jenissei-Ostjaken zerfallen in zwei nun deutlich geschiedene Stämme, die sym'schen und die imbazkischen. Die Sym-Ostjaken leben meistens am Sym, aber auch hie und da zwischen dem Dorfe Anzyferowa und der Podkamennaja Tunguska an den Flüssen Kas, Sym und Dubtsches auf der linken, und Pit und Kis auf der rechten Seite des Jenissei. Die imbazkischen Ostjaken wohnen an dem Flusse Bachta bis zur Kureika im Norden; ihr Centralpunkt ist der Jelogui, von dessen neun Mündungen zwei den

*) Vergl. Davis, Joseph Barnard, Description of the skeleton of an Aino woman (Memoirs read before the anthropological society of London. III, 21).

**) Vgl. Castrén, A., Versuch einer jenissei-ostjakischen und kottischen Sprachlehre, St. Petersburg 1858, 8°, S. V ff. Prichard, J. C., Naturgeschichte des Menschengeschlechtes, III, 2, S. 456, und Klaproth, Jul., Asia polyglotta, Paris 1823, 8°, p. 166 ff.

Dörfern Ober- und Unter-Imbazk gegenüber liegen." (Castrén, a. a. O., VII ff.) Wir rechnen diese Völker deswegen zu der Hyperboreer-Rasse, weil sie einerseits in ihrer Sprache von den umwohnenden Ural-Altaiern sich unterscheiden, andererseits auch physisch von ihnen bedeutend abweichen sollen.

Die Gesammtzahl der unter diese Völkersippe fallenden Individuen dürfte kaum 1000 betragen. — Castrén, der diese Völker besuchte, hatte nur mehr fünf Kotten, welche ihre Sprache und Nationalität bewahrt hatten, vorgefunden. Diese fünf Personen waren — wie Castrén erzählt — übereingekommen, ein kleines Dorf am Agul anzulegen, wo sie ihre Nationalität aufrecht erhalten wollten. An diese haben sich mehrere bereits russificirte Kotten-Familien angeschlossen, so dass gegenwärtig die Anzahl der Kotten eine grössere als zu Castréns Zeiten sein dürfte.

V. Die Innuit *) (Holmberg's Konjagen).

Zu denselben gehören die Grönländer, die nördlichen und westlichen Eskimo, ferner eine Reihe von Stämmen, welche längs der Küste von Mount Elias an der Nordwestküste von Amerika im Süden bis an die Kotzebue-Bucht im Norden wohnen. Es sind dies speciell folgende:

1. Die Ugalakmuten oder Ugalachmuten,**) der südlichste dieser Stämme. Er erstreckt sich von der Icy-Bay bis zum Ausflusse des Kupferflusses.

2. Die Tschugatschen oder Tschugatschigmuten. Sie bewohnen die Küsten und die Inseln des Tschugatsch-Golfes und die südwestlichen Küsten der Halbinsel Kenai.

3. Die Konjagen, Kodjaken oder Kaniagmuten. Dieselben bewohnen die Insel Kadjak und den grössten Theil der Halbinsel Aljaska, vom Iliamna-See bis etwa zum 159° westl. Länge.

---

*) Innuit bedeutet „Menschen, Volk", von innuk „Mensch". Die hauptsächlichsten Quellen für die Kenntniss dieser Völker sind: Holmberg, H. J., Ethnographische Skizzen über die Völker des russischen Amerika, I, Helsingfors 1855, 4°. (Aus den Akten der Finnl. Societ. d. Wissenschaften besonders abgedruckt.) Dall, William, Alaska and its resources, Boston 1870, 8°. Cranz, David, Historie von Grönland, Frankfurt und Leipzig 1779, 8°. Etzel, Grönland, geographisch und statistisch beschrieben, Stuttgart 1860, 8°. Egede, P., Nachrichten von Grönland, Copenhagen 1790, 4°.

**) Die Endung -mut (Holmberg schreibt -mjut) bedeutet „Stadt, Platz", das ganze Wort in adjectivischem Sinne bedeutet das Volk oder den Stamm, welcher diesen Platz bewohnt.

4. Die Aglegmuten (Holmberg) oder Oglemuten (Dall). Sie wohnen an der nördlichen Küste von Aljaska, vom 159° westl. Länge bis zur Spitze der Bristol-Bay und längs der nördlichen Küste dieser Bay bis Point Etolin.

5. Die Nuschagagmuten (Dall) oder Kijataigmuten (Holmberg). Sie bewohnen die Küste nahe der Mündung des Nuschagag-Flusses und reichen gegen Westen bis zum Cap Newenham.

6. Die Kuskwogmuten (Dall) oder Kuskokwigmuten (Holmberg). Sie wohnen an den beiden Ufern der Kuskokwim-Bay und weiter hinauf an dem Flusse gleichen Namens.

7. Die Agulmuten. Ihre Sitze erstrecken sich vom Cap Avinoff bis zum Cap Romanzoff. Einzelne Familien wohnen auch auf der Insel Nunivak.*)

8. Die Magemuten oder Magagmuten. Sie bewohnen die Strecke vom Cap Romanzoff bis zur Yukon-Mündung.**)

9. Die Ekogmuten. Sie umfassen die Kwikhluagmuten und Kwikhpagmuten Holmberg's. Dieselben bewohnen das Yukon-Delta von Kipniuk bis Paschtolik.

10. Die Unaligmuten oder Unaleet. Sie umfassen die Tschnagmuten und Paschtoligmuten Holmberg's und wurden von andern auch fälschlich Aziagmuten genannt. Sie bewohnen die Küste von Paschtolik bis gegen Schaktolik.

11. Die Mahlemuten (Dall) oder Maleigmuten (Holmberg). Sie bewohnen die Küste von der Norton-Bay. Ihr östlichster Sitz ist Attenmut und ihr westlichster Punkt jenes Flüsschen, welches sich nördlich in die Sparavieff-Bay im Kotzebue-Sound ergiesst.

12. Die Kaviagmuten (Dall) oder Anligmuten (Holmberg). Sie bewohnen die Halbinsel Kaviak und die Insel Aziak.

13. Die Okeogmuten. Ihr Sitz sind die Inseln der Beringsstrasse.

Die Jakutat, die Bewohner des Küstenlandes von Mount Fairweather bis zum Mount Elias werden von Waitz (Anthropologie der Naturvölker III, 302) nach Buschmanns Vorgange ethnologisch (sprachlich) zu diesen Stämmen gerechnet; sie gehören aber

---

*) Holmberg's Nachrichten über sie sind nach Dall nicht richtig.

**) Die Angaben Holmberg's über diesen Stamm sollen nach Dall auch nicht richtig sein.

entschieden in dieser Richtung zu den Thlinket, speciell den Koloschen, also zur amerikanischen Rasse.

Dagegen sind hieher zu ziehen die sogenannten Fischer-Tschuktschen oder Namollo, richtiger Tuski. Sie bewohnen die Küste Nordwestasiens von der Koliutschin-Bay im Norden bis zum Golf von Anadyr im Süden. Sie sollen erst vor etwa 300 Jahren in diese Gegenden aus dem nordwestlichen Amerika eingewandert sein.

Da von allen diesen Stämmen hauptsächlich die Eskimo und darunter wieder die östlichen am besten bekannt sind, so werden wir diese unserer ethnographischen Charakteristik zu Grunde legen.*)

Die Eskimo bewohnen gegenwärtig den höchsten Norden Amerikas und zwar nur den Küstenstrich, wo sie sich vom Fischfange nähren. Das Felsengebirge scheidet sie in zwei grosse Abtheilungen, welche dialektisch verschiedene Sprachen reden. Die Unterschiede dieser beiden Idiome sind nicht unbedeutend, so dass Individuen dieser beiden Abtheilungen ohne vorherigen längeren Verkehr sich nicht leicht verständigen können.

Der Name Eskimo stammt von den Abenaki, einem Algonkinstamme, der ihnen benachbart wohnt. Dieselben nennen sie Eskimantsik, d. h. „Roh-Fleisch-Esser“,**) während die Eskimo sich selbst Innuit, d. h. „Menschen“, benennen.***) Der Name Karalit, den sie nach den Angaben einiger Missionäre sich beilegen sollen, ist kein einheimischer. Nach Egede's Lexicon der grönländischen Sprache unter dem Worte Karalek sollen die Eskimo diesen Ausdruck in älterer Zeit nicht gebraucht haben. Er ist ihnen von den ersten Europäern, die mit ihnen zusammenkamen, nämlich den Normännern, beigelegt worden und ist nichts anderes als der nach den Lautgesetzen der Eskimosprache umgestaltete nordische Ausdruck skrälling (Zwerg). Die Normänner nämlich nannten alle Bewohner des nördlichen Amerika, mit denen sie auf ihren Fahrten zusammentrafen, und vornehmlich die nördlichsten derselben, die Eskimo, skrällinger (Zwerge).†) Dieselben scheinen damals das von den Normännern besuchte Winland (wahrscheinlich das heutige Massachusetts) bewohnt zu haben, von wo sie im Laufe der Zeit

---

*) Ueber das Rassenmoment bei den Eskimo vergl. Morton. Types of mankind, VIII. ed: Philadelphia 1860, 8°, pag. 446.

**) Cranz, David, Historie von Grönland, Frankfurt 1779, 8°. S. 303.

***) Cranz, a. a. O., S. 160.

†) Cranz, a. a. O., S. 296.

vor den sich ausbreitenden Algonkinstämmen weiter nach Norden zurückweichen mussten.

Wie bekannt, siedelten sich die Normänner in Grönland an und blieben dort bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts, wo die Colonien in Vergessenheit geriethen, so dass die Colonisten theils getödtet wurden, theils mit den Eingebornen sich vermischen mussten. Daher findet man namentlich in Süd-Grönland noch heut zu Tage deutliche Spuren einer ehemaligen Vermischung mit Europäern, indem man häufig europäisch-geformten Physiognomien mit blonden Haaren begegnet.

Der leibliche Typus der Eskimo stellt sich nach den Beobachtungen mehrerer Reisenden, namentlich von David Cranz*), folgendermassen dar:

Die Höhe des Körpers beträgt meistens unter, seltener über fünf Schuh. Der Schädel ist gross, von langer, schmaler, beinahe pyramidaler Form, das Gesicht breit mit einer nach oben sich verringenden Stirn. Die Backenknochen sind breit und vorragend, die Nasenbeine platt, so dass sie mit der Stirnfläche und den Backen beinahe in einer Linie zu liegen scheinen. Der Mund ist klein und rund und die Unterlippe etwas dicker als die obere. Die Augen sind klein, schwarz und etwas schief geschlitzt, Füsse und Hände sind klein und zart, dagegen Brust und Schultern sehr breit und stark. Der ganze Körper ist sehr fleischig und reich an Fett und Blut. Die Farbe der Haut ist am Leibe dunkelgrau, im Angesicht dunkelbraun mit einem Stich ins Röthliche; doch sollen die Kinder weiss zur Welt kommen und erst nach und nach in Folge des Klimas, der animalischen Nahrung und der Unreinlichkeit die oben geschilderte Farbe erhalten. Das Haupthaar ist pechschwarz, straff und lang, dagegen ist das Barthaar ziemlich spärlich und wird auch sorgfältig ausgerupft. Die durchschnittliche Lebensdauer beträgt beim Mann wegen der aufreibenden Strapazen, welche seine Beschäftigung mit sich bringt, selten über 50 Jahre, während das Weib oft ein Alter von 70 bis 80 Jahren erreicht.

Ueber den psychischen Charakter der Eskimo urtheilt Cranz (Historie von Grönland, Frankfurt und Leipzig 1779, 8°, S. 162) folgendermassen. Ihr Temperament ist vorwiegend sanguinisch-phlegmatisch; sie sind zwar immer aufgeräumt und freundlich, aber nicht lustig und ausschweifend. Unbekümmert um die Zukunft und entfernt von jedem Geiz sind sie doch karg im Mittheilen. Ohne

---

*) Vergl. Historie von Grönland, S. 160 ff.

hochmüthig zu sein „haben sie aus Unwissenheit ein grosses Mass von dem sogenannten Bauernstolz, setzen sich weit über die Europäer, oder Kablunät, wie sie sie nennen, hinaus und treiben wohl förmlichen Spott mit ihnen. Denn ob sie gleich die vorzügliche Geschicklichkeit derselben an Verstand und Arbeit gestehen müssen, so können sie doch dieselbe nicht schätzen. Dahingegen gibt ihre eigene unnachahmliche Geschicklichkeit im Seehundsfang, wovon sie leben und ausser welchem sie nichts unentbehrlich benöthigt sind, ihrer Einbildung von sich selbst genugsam Nahrung. Und sie sind in der That auch nicht so dumm und stupid, als man die Wilden insgemein ansieht; denn in ihrer Art und Geschäften sind sie witzig genug. Sie sind aber auch nicht so sinnreich und raffinirt, als sie von manchen ausgegeben werden. Ihr Nachdenken äussert sich in den zu ihrem Bestehen nöthigen Geschäften, und was damit nicht unzertrennlich verbunden ist, darüber denken sie auch nicht. Man kann ihnen also eine Einfalt ohne Dummheit und eine Klugheit ohne Raisonnement zuschreiben.“

Die Eskimo haben grosses Geschick für mechanische Arbeiten, was sich schon aus ihren Geräthen, Waffen und Booten entnehmen lässt.*) Sie sind fleissig, haben aber wenig Ausdauer, so dass sie ein Geschäft, wenn unvorhergesehene Schwierigkeiten dazwischen treten, unbeendigt lassen. Sie sind geduldig und weichen lieber aus, wenn man ihnen zu nahe tritt, dagegen in die Enge getrieben, werden sie wild und schrecken selbst vor dem gewissen Tode nicht zurück. Meister in der Unterdrückung ihrer Affecte, sind sie scheinbar schwer zum Zorn zu reizen; sie werden in solchem Falle stumm, mürrisch und vergessen nicht sich zu gelegener Zeit zu rächen.

Die Eskimo sind ein Fischervolk. Ihre vorzüglichste Nahrung bilden der Seehund, der Walfisch, der Häring und andere Seethiere, welche sie in ihren leichten Booten fangen und für die Zeit des Winters zu grösseren Vorräthen aufspeichern. Das Fleisch wird dann getrocknet und in der Regel roh gegessen. Andere, namentlich vegetabilische Speisen, wie Beeren, Kräuter, Wurzeln und Seegras, können nur als Delicatessen, die man zur Erfrischung geniesst, gelten. Als besondere Delicatesse gilt Renthierfleisch,**) sowie der

*) Belcher, Edw. On the manufacture of works of art by the Esquimaux. (Transactions of the ethnological society of London, N. S. I, 129.)

**) Das Fleisch des Hasen wird vom Eskimo sonderbarerweise nicht geschätzt, daher auch sehr selten gegessen.

Renthiermagen mit seinem Inhalte, welcher Nerukak, d. h. das Essbare kat-exochen, genannt wird. Man pflegt denselben, sowie die Eingeweide einer Rebhuhnart, mit Thran und Beeren gemengt zu verspeisen und zwar nur in Gemeinschaft mit den besten Freunden.

Das Trinken von Thran, welches man von den Eskimo erzählt, ist, wenigstens in diesem Umfange, eine Erfindung. (Vergl. Cranz, a. a. O., 174.) Ebenso sind dieselben keine besonderen Freunde von geistigen Getränken; ihr Getränk besteht in der Regel aus frischem Wasser, das in kupfernen oder hölzernen Gefässen aufbewahrt und täglich in Schläuchen, die aus starkem Seehundsleder zusammengenäht sind, ins Haus gebracht wird. Dagegen sind die Eskimo leidenschaftliche Verehrer des Tabaks, den sie theils rauchen, theils — und zwar häufiger schnupfen. Die letztere Leidenschaft vermag den Eskimo in demselben Grade zu beherrschen, wie anderwärts der Hang zu berauschenden Getränken den Mann gefangen nimmt, so dass er oft lieber sein letztes Hab und Gut hingibt und mit den Kindern Noth und Elend leidet, als dass er den Genuss des Schnupftabaks sich versagen könnte.

Die Wohnungen der Eskimo bestehen während des Winters in festen Häusern, im Sommer in Zelten. Die Winterhäuser sind zwei Klafter breit und vier bis zwölf Klafter lang und in jenen Gegenden, wo Treibholz vorhanden ist, aus diesem, sonst aus Steinen oder Eisblöcken aufgebaut. Sie sind in der Regel auf erhöhten Punkten, am liebsten auf Felsen erbaut, damit der Schnee leichter weggeweht werde und das Schnee-Wasser ablaufe. Man bedeckt sie mit Rasen und Erde, wodurch das Dach in gefrorenem Zustande an Haltbarkeit gewinnt. Die Thür, welche auch als Schornstein dient, vertritt ein 2 bis 3 Klafter langer gewölbter, niedriger, im rechten Winkel gebrochener Gang, durch den man in das Innere hineinkriechen muss. Dieser Gang soll sowohl Wind und Kälte vortrefflich abhalten, als auch eine gute Ventilation vermitteln. Auf beiden Seiten dieses Ganges befinden sich viereckige ellengrosse Oeffnungen, welche mit zusammengenähten Seehundsdärmen vermacht sind. Dieselben spenden hinreichend Licht und halten Schnee und Wind ab. Die Wände sind von Innen mit abgenutzten Zelt- und Boot-Fellen behangen, um die einsickernde Feuchtigkeit abzuhalten.

Von der Mitte des Gebäudes an zieht sich gegen die rückwärtige Wand eine $^1/_2$ Elle über dem Fussboden erhabene Pritsche aus Tannenholz-Brettern, welche mit Fellen bedeckt ist und zum Sitzen und Schlafen der Familie dient. In der Regel ist, da ein

Haus von mehreren Familien bewohnt wird, diese Pritsche durch herabhängende Felle abgetheilt, so dass jede Familie eine solche Abtheilung bewohnt. An jeder Abtheilung befindet sich eine Feuerstelle. Dieselbe besteht in einem Stein oder Holzklotz, auf dem sich eine aus Weichstein verfertigte halbmondförmige Lampe befindet.*) Diese Lampe wird mit Thran gefüllt, in welchen man klein geriebenes Moos statt des Dochtes hineinlegt. Ueber der Lampe hängt ein mit vier Schnüren am Dache befestigter aus Weichstein gehauener Kessel, in welchem die Speisen gekocht werden. Ueber dem Kessel befindet sich ein aus hölzernen Stäben gemachter Rost, auf welchem die Eskimo ihre nassen Kleider zum Trocknen auslegen.

Die Vorrathskammern, in denen sie ihr Fleisch aufbewahren, befinden sich ausserhalb der Wohnungen; sie haben die Form von Backöfen und sind aus Stein aufgebaut.

Die Sommerzelte bestehen aus einem Gerüste von mehreren in der Form eines Viereckes aufgestellten und mit der Spitze zusammenlaufenden Stangen, welches mit einer doppelten Decke von Seehundsfellen belegt wird. Der untere Rand der Decke wird mit Steinen beschwert und mit Moos verstopft, damit der Wind sich darin nicht fange. Den Eingang verhängt man mit einem Vorhange aus zusammengenähten Därmen des Seehundes, wodurch der Wind abgehalten und gleichzeitig genug Licht durchgelassen wird.

Die Winterhäuser werden im Oktober bezogen und im März, April oder Mai wieder verlassen, jenachdem der Schnee früher oder später schmilzt und das mit Erde und Rasen bedeckte Dach durchzuweichen droht.

Das Bauen des Hauses und Zeltes, sowie auch die Verfertigung der häuslichen Geräthe und die Zertheilung des gefangenen Wildes ist ein Geschäft der Weiber, während der Mann nur das Material dazu herbeischafft. Jeder Eskimo würde eine solche Beschäftigung für Etwas ihn entehrendes ansehen, daher denn auch die Weiber vor den Männern durch eine besonders starke Brust und feste Schultern sich auszeichnen.

Die Kleider der Eskimo sind aus Seehunds- und Renthierfellen und Vogelbälgen verfertigt. In Südgrönland trägt man auch Woll-

---

*) Das Feuer wird bei den Eskimo, sowie bei anderen Naturvölkern mittelst eines Holzstöckchens angemacht, das mittelst einer Schnur in einem durchlöcherten Holze mit Geschwindigkeit hin und her gedreht wird.

und Baumwollstoffe, die man von den Europäern einhandelt. Man zieht in der Regel zwei Kleider über einander an, von denen eines mit einer Kapuze versehen ist, die man bei kaltem und nassem Wetter über den Kopf zieht. — Bei einer Fahrt auf die offene See zieht man einen schwarzen glatten Seehundspelz darüber an, oft auch darunter ein Hemd von Seehundsdärmen, um das Ganze mehr wasserdicht zu machen. Beide Geschlechter tragen Beinkleider. Die Strümpfe bestehen aus den Fellen der Seehund-Embryos und die Schuhe bei den Männern aus glattem, schwarzgegerbtem, bei den Frauen aus weiss- oder rothgegerbtem Seehundsleder. — Die Mütter und Kinderwärterinnen tragen einen weiten Pelz, der auf dem Rücken so weit ist, dass ein Kind darin Platz findet. Dieses steckt ganz nackt darinnen und ist vor dem Durchgleiten durch einen um die Mitte des Leibes geschnallten Gurt gesichert. — Zu Hause sitzt man bis auf die Beinkleider vollständig nackt in der Stube. Da die Alltagskleider von Schmutz förmlich triefen, sind sie auch mit Läusen angefüllt. Der Eskimo vertreibt sich seine Zeit, diese Thierchen zu fangen und mit den Zähnen zu zerbeissen.

Das Haar wird von den Männern rund herum kurz abgeschnitten, von den Weibern dagegen lang, in einen dicken, mit einem Bande und Glasperlen gezierten Zopf geflochten, getragen. Nur während der tiefsten Trauer schneidet das Weib seine Haare ab. Als grösste Zier gilt eine Art von Tätowirung am Kinn, an den Wangen, Händen und Füssen.

Dieselbe besteht darin, dass man die Haut an diesen Körpertheilen mit einem von Russ geschwärzten Faden durchnäht, wodurch sich schwarze Punkte bilden, so dass die Haut wie mit schwarzen Bartstoppeln bedeckt erscheint. Diese schmerzhafte Operation vollzieht die Mutter an der Tochter schon während der Kindheit, aus Furcht, sie möchte sonst keinen Mann bekommen.

Im Verkehr mit einander beobachten beide Geschlechter die grösste Züchtigkeit; selten hört man von der Verführung eines Mädchens. Dagegen leben junge Witwen und verstossene Weiber viel freier.

Die Vielweiberei ist zwar dem Eskimo gestattet, aber man findet selten zwei, noch seltener drei bis vier Weiber.*) In dem letzteren Falle wird der Mann, da man nicht Liebe zur Familie

---

*) In manchen Gegenden trifft man das Gegenbild der Polygamie, die Polyandrie, gewöhnlich Dyandrie.

sondern Wollust als Triebfeder voraussetzt, von seinen Stammgenossen verachtet. Bei der Wahl der Frau entscheiden nicht Besitzthümer, da sie in der Regel ausser ihren Kleidern und Küchengeräthen nichts mitbekommt, sondern ihre Tüchtigkeit und Geschicklichkeit zu den häuslichen Arbeiten. Obschon die Frauen leicht, ohne alle fremde Beihilfe gebären, sind sie nicht besonders fruchtbar. Man trifft gewöhnlich drei bis vier, selten sechs Kinder in den einzelnen Familien. Die Fruchtbarkeit anderer Nationen, von der sie hören, vergleichen die Eskimo spöttisch mit der ihrer Hunde.

Die Kinder werden von den Eltern innig geliebt. Sie wachsen zwar ohne alle Zucht auf, man merkt aber an ihnen nicht jene Rohheit und Gewaltthätigkeit, welche bei anderen Rassen so oft hervorzutreten pflegen. In der Regel befleissigen sich die Jungen gegenüber den Alten eines sittsamen, bescheidenen Betragens.

Sobald der Knabe laufen kann, wird er in der Führung der Waffen und im Rudern des Bootes vom Vater unterrichtet. Mit dem fünfzehnten Jahre muss er selbstständig auf den Seehundsfang mitgehen. Mit dem zwanzigsten Jahre muss er Waffen und Boot sich verfertigen und kann sich nun verheirathen. Auch das Mädchen muss von dem vierzehnten Jahre an die Mutter in allen häuslichen Arbeiten, wie Kochen, Nähen, Gerben,*) Häuser und Boote bauen, unterstützen, worauf sie dann, nachdem sie gehörig ausgebildet ist, einem Manne zum Weibe gegeben wird. Die jungen Eheleute wohnen bei den Eltern des Mannes, so lange diese leben. Die Schwiegermutter führt die Wirthschaft, in deren Besorgung sie ihre Schwiegertöchter gleich Mägden unterstützen müssen.

Zu den hauptsächlichsten Waffen der Eskimo gehören Bogen und Pfeil aus Tannenholz, in neuester Zeit die Flinte, mehrere Harpunen und Lanzen. Die Spitzen dieser Waffen waren ehemals aus Stein und Knochen verfertigt, gegenwärtig aber sind sie aus Kupfer oder Eisen gemacht.**) Das kostbarste und vornehmste Geräth ist das Boot, von dem es eine leichtere, blos für einen Mann bestimmte (das Männerboot), und eine schwerere, für mehrere Personen bestimmte Art (das Weiberboot) gibt.***) Die Leitung des ersteren

---

*) Ueber die originelle Art des Gerbens bei den Eskimo vergl. Cranz, Historie von Grönland, S. 201 ff.

**) Vergl. Cranz, a. a. O., 177 ff.

***) Vergl. Cranz, a. a. O., 180 ff.

erfordert eine ungemeine Geschicklichkeit, die nur durch Uebung von der zartesten Jugend an erworben werden kann. — Zu Lande gebraucht man leicht gebaute Schlitten, die mit mehreren Hunden (vgl. Cranz, a. a. O., S. 109) bespannt werden.

Im Verkehr unter einander sind die Eskimo äusserst verträglich und in hohem Grade gastfreundlich. „Sie helfen einander gern — bemerkt Cranz, a. a. O., S. 205 — und leben in gewissen Stücken gemeinschaftlich, ohne sich auf einander zu verlassen und dadurch nachlässig und faul zu werden.“ In ihren Unterhaltungen gesprächig, witzig und scherzhaft, beleidigen sie sich gegenseitig nicht und zanken nicht mit einander. Einander zu widersprechen, in die Rede zu fallen oder gar zu überschreien gilt für unanständig.

Originell ist die Art und Weise wie sie sich für angethanene Beleidigungen oder verübtes Unrecht unter einander zu rächen suchen. Die Rache wird tanzend und singend genommen, daher man ein solches Verfahren einen Singstreit nennt. Der Beleidigte dichtet nämlich ein satyrisches Gedicht, worin er dem Beleidiger sein Unrecht vorhält. Dieses Gedicht singt er seinen Hausleuten und Angehörigen so lange vor, bis diese es auswendig können. Darauf lässt er überall bekannt machen, dass er auf seinen Gegner singen wolle. Nachdem die Leute der Umgebung auf einem bestimmten Orte sich eingefunden haben, trägt er tanzend nach dem Klange der Trommel mit seinen Angehörigen, die jeden Vers singend wiederholen, seine Satyre vor. Der Gegner erwidert ihm mit Gleichem, worauf sich beide so lange mit Worten bekriegen, bis einer von ihnen das letzte Wort behält, der dann den Process gewonnen hat und bei allen Leuten in grossem Ansehen steht.

Von den Verbrechern werden nur die Mörder und Hexen mit dem Tode bestraft; doch wird mit ihnen in der Regl äusserst summarisch verfahren. Diebstahl an Landsleuten ist wohl verpönt, an Fremden aber ist er kein Vergehen, sondern ein schlauer Streich, dessen man sich rühmt.

Die Winter-Sonnenwende am 22. December wird von den Eskimo mit einem grossen Feste gefeiert. Nachdem man in festlicher Stimmung umhergezogen und sich überall vollgegessen, führt man einen Tanz auf, der in einer mehr oder weniger starken Bewegung der Hände und Füsse besteht, während der Tänzer den Ort nicht verlässt. Man schlägt dazu die Trommel, einen zwei bis drei Finger breiten Reif aus Holz oder Walfischbein, der mit einem

dünnen Fell blos auf einer Seite überzogen ist. Diese Tänze werden während der Nacht durch längere Zeit ausgeführt.

Die Krankheiten werden von den Eskimo, wie von den andern Naturvölkern, für Einwirkungen der bösen Geister und Hexen gehalten und mit Zaubermitteln curirt. In anderen Fällen, namentlich bei äusserlichen Krankheiten, wendet man sogenannte Hausmittel an. So wird der Scorbut mittelst gewisser Kräuter und Wurzeln geheilt, die gekaut werden, eine Wunde dadurch, dass man sie in ein mit Urin gefülltes Gefäss steckt, mit Speckfasern oder mit im Thran gebranntem Moose bedeckt und mit einem Riemen fest verbindet.

Wenn ein Eskimo dem Sterben nahe ist, werden ihm die besten Kleider angezogen und die Knie eingebogen. Sobald er todt ist, werden alle Geräthe aus dem Hause getragen und der Todte wird dann eine Stunde lang in aller Stille beklagt. Gegen Abend wird der Todte durch das Fenster des Hauses oder den Hintertheil des Zeltes hinausgeschafft und auf einer Anhöhe begraben. Das Grab wird mit Moos und einem Felle ausgefüttert, und nachdem der Todte hineingelegt worden, mit einem Fell, Rasen und Steinen zugedeckt. Neben das Grab legt man, wenn es ein Mann ist, seinen Kahn, seine Waffen und Werkzeuge, wenn es ein Weib ist, sein Messer und Nähzeug. Bei Kindern legt man einen Hundskopf aufs Grab, damit die Seele des Hundes dem unmündigen Kinde den Weg ins Jenseits weise. Wenn eine Mutter während jener Zeit stirbt, wo sie ein Kind säugt, wird dieses in der Regel zugleich mit der Mutter lebendig begraben.

In Betreff des Lebens nach dem Tode sind die Ideen der Eskimo ziemlich verschwommen.*) Die meisten Stämme haben eine Vorstellung von einer Unterwelt, welche tief unter dem Meere und der Erde liegen soll. Dort wohnt Torngarsuk (der grosse Geist) mit seiner Mutter. Dort ist ein ewiger Sonnenschein und keine Nacht. Da ist Ueberfluss an Seehunden, Fischen und Renthieren, die man ohne Mühe fangen kann oder in einem grossen Kessel siedend vorfindet. Aber nur jene Leute, welche in diesem Leben tüchtig gearbeitet und fleissig Seehunde gefangen haben, können an diesen Ort gelangen. Die Seele braucht fünf Tage, bis sie dorthin

*) Vergl. Mestorf, Die altgrönländische Religion und die religiösen Begriffe der heutigen Grönländer. (Globus XIX, 11, 23, 38, 55, 70.)

gelangt, indem sie an einem rauhen Felsen, der davon blutig geworden ist, herunterrutschen muss.

Torngarsuk, „der grosse Geist“, den man sich theils in der Gestalt eines Bären, theils eines einarmigen Mannes vorstellt, ist zwar unsterblich, aber doch nicht der Schöpfer der Welt. Mit ihm besprechen sich die Zauberer der Eskimo, die Angekok, über die Krankheiten und deren Heilung, das Wetter, den guten Seehundsfang u. a. Dinge. Die Kraft eines Angekok kann nur durch andauernde Meditationen an einem einsamen Orte und Fasten erlangt werden, worauf Torngarsuk dem Jünger einen Torngak, den Schutzgeist, zusendet, der ihm alle Weisheit und Geschicklichkeit beibringt und ihn auf seinen Fahrten ins Jenseits begleitet.

Die Tuski oder Namollo*) werden dem Typus und den Sitten nach den Eskimo ähnlich beschrieben, so dass sie schon deswegen nicht lange Zeit von denselben getrennt sein können und ihre oben erwähnte Tradition grosse Wahrscheinlichkeit hat. Die Hautfarbe der Tuski ist ziemlich licht, gleich jener der Eskimo und sticht gegen die etwas dunklere ihrer westlichen Nachbarn, der Tschuktschen, bedeutend ab.

Ihre Statur ist mittelgross, doch sie erscheinen etwas kleiner wegen ihrer dichten bauschigen Bekleidung, welche durchgehends aus Fellen besteht. Und zwar sind Hemd, Beinkleider und Strümpfe aus Renthierfellen zusammengenäht, die von den Tschuktschen eingetauscht werden, das weite Ueberkleid dagegen, sowie die Stiefel, bestehen aus Seehundsfellen, deren haarige Seite nach aussen gedreht ist, und sind wasserdicht.

Die Winterhäuser der Tuski werden in der Regel an jenen Stellen gebaut, wo der Wind stets freien Zutritt hat, damit der Schnee leicht weggefegt werde. Das Gerippe derselben besteht aus den Rippen des Walrosses, welche kreisförmig in den Boden eingesteckt werden. Als Ueberwurf dient Rasen; über das Ganze werden tüchtig eingeölte Walrosshäute gebreitet. Durch herabhängende Häute wird das Innere der Hütte in mehrere Abtheilungen getheilt.

Die Sommerhütten bestehen lediglich aus Walrosshäuten, welche über ein leichtes Gerüst gebreitet werden. Sie werden ebenso wie die Winterhäuser durch herabhängende Häute in mehrere Gemächer abgetheilt. Man baut sie gerne in der Nähe von Bächen.

*) Vergl. Dall, William, Alaska and its resources, pag. 378 ff.

Als Schlafstellen dienen grosse Säcke aus Seehundsfell, welche mit Moos ausgefüllt werden. Die Beleuchtung und Erwärmung der Hütte im Winter geschieht mittelst einer Thranlampe, mit einem Stücke Moos als Docht. Um sich zu erwärmen, kauert man sich über die Lampe und bedeckt sich, um die Wärme recht festzuhalten, mit einem aus Häuten verfertigten Mantel.

Die Nahrung der Tuski besteht aus dem Fleische und Specke der Walthiere und einzelner Fischgattungen. Dieselben werden manchmal roh gegessen. Dazu geniesst man eine Art Salat, der aus Sauerampfer oder Löffelkraut besteht. Der Genuss des Branntweines, welchen die Tuski gegen Thran, Walfischbein und andere Artikel eintauschen, ist stark verbreitet.

Das Tätowiren mit einer blauen, aus gewissen Beeren gezogenen Farbe ist bei den Tuski allgemeine Sitte und zwar nicht nur im Gesichte, sondern am ganzen Körper.

Die Tuski sind kühne Seeleute, welche mit ihren kleinen, zierlichen und leichten Booten oft weite Reisen, so z. B. nach St. Lawrence Island unternehmen. Sie sind gastfreundlich und gutmüthig, aber nicht immer zuverlässig. Im Angriff sind sie tapfer und ertragen Strapazen und körperliche Schmerzen mit grosser Ruhe und Selbstüberwindung. Sie leben in Vielweiberei, sie haben meistens zwei, seltener vier bis fünf Weiber. Sie sind nicht reich an Kindern. Häuptlinge kennen sie nicht; jener Mann, welcher der reichste ist, hat auch gewissermassen den grössten Einfluss. Bestimmte Gesetze existiren unter ihnen nicht. Mit Uebelthätern pflegen die Stammgenossen in der Regel summarisch zu verfahren.

Der religiöse Glaube der Tuski gleicht im Ganzen dem Glauben der Naturvölker Nordasiens. Er beruht auf der Verehrung der bösen, seltener der guten Geister. Man glaubt wohl an ein künftiges Leben, aber weder an eine Belohnung des Guten noch an eine Bestrafung des Bösen.

Leichte Krankheiten werden durch ein Opfer geheilt, welches man den bösen Geistern darbringt. Wenn eine Person alt und krank geworden ist, so pflegt man sie, falls die Krankheit mehr als sieben Tage andauert, an einem um den Hals gelegten Stricke um die Hütte etwa eine halbe Stunde lang zu schleifen, um gleichsam deren Lebensfähigkeit zu erproben. Stirbt der Patient nicht und hat sein Zustand sich auch nicht gebessert, so schleppt man ihn auf einen bestimmten Platz, wo er getödtet und seine Leiche eine Zeit lang ausgestellt wird.

In der Regel wird der grösste Theil derselben von den Hunden, Füchsen und Eisbären aufgefressen.

Alte und gebrechliche Personen pflegen freiwillig den Tod von den Ihrigen sich zu erbitten. Man legt sie dann in eine mit Moos ausgelegte Grube und schlachtet ein Thier, dessen Blut in die Grube gegossen wird. Der zum Tode Bestimmte wird dann noch einmal gefragt, ob er zu sterben wünsche und ihm eine aus der wilden nux vomica bereitete Substanz in die Nase gerieben, um ihn zu betäuben. Ist dies geschehen, so werden ihm die Adern geöffnet und das Herz durchbohrt, damit er sich verblute.

Die Leichen der Aermeren überlässt man einfach der Verwesung, während jene der Reicheren verbrannt oder richtiger auf Holz, Moos und Thran geschmort werden. Stirbt Jemand eines natürlichen Todes, so pflegt man die Leiche durch ein im hinteren Theile der Hütte gemachtes Loch hinauszutragen. Dieses Loch wird alsogleich sorgfältig vermacht, damit der Geist des Verstorbenen nicht zurückkehren könne.

VI. Die Aleuten.*)

Die Aleuten zerfallen in zwei Stämme, nämlich die Atka's oder Atcha's und die Unalaschka's. Davon bewohnen die ersteren ursprünglich den westlichen, die letzteren den östlichen Theil des Insel-Meeres. Sie haben jedoch durch Wanderungen sich mit einander stark vermischt, ebenso haben sie viel Russisches in sich aufgenommen.

Die Aleuten sind sprachlich von den Innuit geschieden; es ist daher ihre Sprache in der allgemeinen Uebersicht auf S. 17 als 6. Abtheilung der Sprachen der Hyperboreer-Rasse zu verzeichnen, was dort durch ein Versehen unterblieben ist.

Die Aleuten sind gegenwärtig sowohl leiblich als auch geistig durch den russischen Einfluss bedeutend umgestaltet worden. Ihr leiblicher Typus gleicht im Ganzen jenem der Eskimo, doch sehen sie besser geformt und etwas intelligenter aus.

Derselbe wird von Erman (Zeitschrift für Ethnologie von Bastian und Hartmann, III, 160) folgendermassen beschrieben: Statur mittelgross, Hautfarbe dunkel-gelbbraun. Die Augen sind dunkel-schwarz

*) Vergl. Erman in Zeitschrift für Ethnologie von Bastian und Hartmann, III. S. 159 ff. Dall, William, Alaska and its resources, pag. 385 ff., und Lowe, Fr. Wenjaminow, über die aleutischen Inseln und deren Bewohner. (Erman's Archiv für wissenschaftliche Kunde von Russland, II, 459.)

und merklich schiefgeschlitzt, die Backenknochen hervorragend, das Haar ist schwarz, straff, aber nicht grob; der Bartwuchs spärlich. Die Schienbeine sind merklich ausgebogen, die Sohlen der Füsse kurz, sowohl an und für sich als auch besonders im Verhältniss zu ihrer Breite, ein Umstand, der auch bei den Kamtschadalen auffallend hervortreten soll.

Kleidung, Wohnung und Nahrung der Aleuten sind gegenwärtig den Russen entlehnt, durch die sie auch zum griechischen Glaubensbekenntniss bekehrt worden sind. Dem rastlosen Eifer des Apostels der Aleuten, Innocentius Wenjaminoff, verdanken sie die Einführung der Schulen. Viele der älteren Leute sprechen daher das Russische mit grosser Geläufigkeit und lesen auch russische Bücher; in neuester Zeit sollen aber in Folge des Abganges Wenjaminoff's bedeutende Rückschritte gemacht worden sein.

Die vorzüglichste Beschäftigung der Aleuten ist die Jagd nach Seethieren, auf welche sie in ihren kleinen hurtigen Booten ausgehen. Durch das immerwährende Sitzen in denselben bekommen die Männer krumme Beine.

Die Aleuten sind grosse Liebhaber des Schnupftabaks und des Branntweines, für welche sie oft all ihr Hab und Gut hingeben, ja manchmal sich selbst als Leibeigene verdingen. Mit ihrer geistigen Beschränktheit geht ein gewisser Trotz Hand in Hand; Unrecht zu ertragen widerstrebt ihrem Charakter vollkommen; sie greifen in diesem Falle lieber zum Selbstmorde.

Bei der ersten Berührung mit den Russen waren Leben und Charakter der Aleuten ganz anders. Damals waren sie lebhaft und tapfer und grosse Freunde von Tänzen und Festlichkeiten. Jene stille Melancholie, welche einen Grundzug ihres Charakters bildet, war damals noch nicht vorhanden.

Die Wohnungen der alten Aleuten bestanden aus grossen Erdlöchern, welche mit Treibholz ausgelegt und mit Rasen eingedeckt waren. Man stieg in die Wohnung, welche oft hunderte von Personen fassen konnte, mittelst einer Leiter hinab. Das Innere derselben war durch Zwischenwände in mehrere Abtheilungen getheilt. Eine aus einem ausgehölten Steine verfertigte Thranlampe diente zur Erleuchtung derselben. Da durch das Beisammensein so vieler Menschen und die immerdar brennende Lampe sich viele Wärme entwickelte, so pflegte man beinahe völlig nackt in der Wohnung sich aufzuhalten. Die Sitte der Tätowirung war allgemein;

ebenso pflegte man durch die durchbohrte Nasenwand einen kleinen Knochencylinder zu stecken.

Die Nahrung bestand aus dem Fleische und dem Specke der Seethiere, welche man theils roh, theils halb gar gemacht genoss. Waffen und Geräthe waren aus Stein, Knochen oder Kupfer verfertigt.

Die alten Aleuten lebten in Polygamie; in der Regel ging die Anzahl der Weiber nicht über vier hinaus. Die Weiber standen stets zur Disposition des Gastfreundes und wurden auch oft ausgetauscht.

Die Kleidung der alten Aleuten bestand hauptsächlich in einem langen hemdartigen Rocke aus Thierfellen oder Vogelbälgen. Während schlechten Wetters oder einer Seefahrt legte man ein wasserdichtes mit Federn verbrämtes Ueberkleid an. Als Kopfbedeckung diente ein eigenthümlich gestalteter Hut aus leichtem, dünnem Holze und mit Federn und anderem Zierrath geschmückt. Er war mit einem ungewöhnlich weit vorspringenden Schirm versehen, um die hauptsächlich vom Wasserspiegel reflectirten Sonnenstrahlen abzuhalten.

Während des Monats December wurden von den Aleuten Feste und religiöse Tänze gefeiert. Während derselben wurden die Götzenbilder von einer Insel zur anderen getragen und dabei nächtlicher Weile gewisse geheime Ceremonien verrichtet. Männer und Weiber führten, von einander abgesondert, nackt im Mondenschein heilige Tänze auf, während deren sie das Gesicht mit einer Maske bedeckten. Dabei waren die Männer von den Tänzen der Weiber und die Weiber von den Tänzen der Männer strenge ausgeschlossen. Jedes ungebührliche Eindrängen wurde von der Gesellschaft mit dem Tode bestraft.

Die Art der Todtenbestattung war bei den alten Aleuten folgende: Aermere Leute wurden in Kleider oder Matten eingewickelt und mit einer Maske über dem Gesichte in Felsspalten beigesetzt. Reichere Leute legte man mit ihren Kleidern und Waffen in eine aus Treibholz verfertigte Kiste und hing dieselbe auf einem horizontalen Stocke auf, der auf zwei senkrecht in den Boden eingeschlagenen Pflöcken ruhte. Der Todte wurde unter Wehklagen lange Zeit betrauert. Mütter pflegten die Ueberreste ihrer geliebten Kinder in zierlich geschnitzten Büchsen aufzubewahren und diese stets mit sich zu führen.

3. Amerikaner.

Amerika wird, mit Ausschluss jenes Theiles im Norden, den die zur Hyperboreerrasse gehörenden Innuit einnehmen, von einer einzigen Menschenvarietät bewohnt, welche sowohl in Hinsicht ihrer körperlichen Eigenschaften, als auch in Betreff ihrer geistigen Begabung mit keiner der Rassen, welche die alte Welt bewohnen, irgend welche nahe Verwandtschaft verräth. Es lässt sich zwar nicht läugnen, dass einerseits gewisse Momente vorhanden sind, welche eine Aehnlichkeit der Völker Amerikas, namentlich im höchsten Norden, mit den Völkern Nordasiens bedingen, und andererseits die Völker Amerikas selbst, sowohl in Betreff ihrer physischen Constitution, als auch in Bezug auf geistige Begabung und Culturentwicklung bedeutende Unterschiede zeigen: aber nichts desto weniger dürfte die oben ausgesprochene, von den competentesten Anthropologen und Ethnographen gehegte Ansicht als die naturwissenschaftlich und historisch am meisten begründete sich erweisen. Denn wenn man die Aehnlichkeiten der nordamerikanischen Völker, namentlich im Westen, mit den Völkern der nordasiatischen Hyperboreer-Rasse näher untersucht, so sind sie entweder — falls sie ethnologischer Natur sind — auf den innigen Verkehr, welcher zwischen beiden seit langer Zeit stattgefunden hat, zurückzuführen, oder sie erweisen sich — falls sie der anthropologischen Sphäre angehören — als Fortsetzungen jener tieferen Verwandtschaft, welche zwischen den beiden Rassen, der arktischen und der amerikanischen nämlich — unzweifelhaft besteht. (Siehe die Stammtafel der Menschen-Rassen auf S. 25.) In gleicher Weise dürften die Versuche mehrerer Naturforscher, so namentlich des Amerikaners Charles Pickering, innerhalb der Bevölkerung Amerikas zwei von einander verschiedene Rassen zu statuiren, eines thatsächlichen Grundes entbehren, umsomehr als damit die Einwanderung des amerikanischen Aboriginers in eine relativ sehr späte Zeit heraufgerückt würde. Denn wenn der erwähnte Naturforscher (United states exploring expedition, Vol. IX.) der neuen Welt zwei verschiedene Rassen zuschreibt, nämlich: 1. die mongolische,*) welche den ganzen Continent mit Ausschluss des Oregongebietes, Californiens, der Antillen, der

*) Unter der mongolischen Rasse versteht Pickering unsere hochasiatische, jedoch mit Ausschluss der Koreaner, Japanesen, Aino und der hinterindischen Völker, welche er sämmtlich seiner malayischen Rasse beizählt.

Meerenge von Panama und des Landstriches zwischen dem Magdalenen-Flusse und dem Maracaybo-See bewohnen soll, und 2. die malayische, welche die obengenannten Striche einnimmt, so kann nach dieser Schichtung der beiden Rassen nur die erstere die ältere sein und muss die letztere als später eingewandert angesehen werden. Nun aber ist es sehr unwahrscheinlich, dass die auf einer tieferen Culturstufe stehenden Stämme in das Gebiet höher gebildeter Völker, wie es namentlich die Völker Mittelamerikas waren, eingedrungen seien und sich bis heute physisch unversehrt erhalten hätten, abgesehen davon, dass sie in einer im Verhältniss zu den Mongolen zu unbedeutenden Zahl auftraten und wir von einer Wanderung der malayischen Rasse nach Norden absolut nichts wissen.

Ueberdies ist eine Besiedelung Amerikas durch die mongolische Rasse ebenso räthselhaft und unbegreiflich, — falls man nämlich nicht die mongolische Rasse im vorhinein für einen grossen Sack erklärt, in dem alles Unerklärbare Platz findet — als wir dabei an die nördlichsten Abzweigungen derselben denken müssten, welche stets gegenüber ihren südlichen Verwandten auf einer tiefen Culturstufe stehen geblieben sind. Wir kämen dabei, namentlich wenn wir die Cultur der mittel- und südwestamerikanischen Völker aus den Zuständen ableiten wollen, welchen wir bei den nördlichen Stämmen der mongolischen Rasse begegnen, in endlose Widersprüche, aus denen uns nicht der glänzendste Scharfsinn herauszureissen vermöchte. Andererseits aber reicht die Annahme zweier aus Asien eingewanderten Urrassen nicht aus, um die Mannigfaltigkeit, welche sowohl in anthropologischer als auch in ethnologischer Beziehung zwischen den Völkern Amerikas unzweifelhaft besteht, einigermassen zu erklären. Nach unserer Ansicht sind diese Abweichungen zwar sehr zahlreich, lassen sich aber aus der Thatsache einerseits, dass diese Rasse einen geographisch blos in die Breite gezogenen Verbreitungsbezirk einnimmt, und aus dem Umstande andererseits, dass sie vor langer Zeit von den continentalen Rassen sich losgelöst hat, genügend erklären. Wir stehen daher nicht an, den Aboriginer Amerikas vom anthropologischen Standpunkte als isolirt zu betrachten, wie auch seine Rasseneinheit auszusprechen. Uebrigens wird die Isolirung des Aboriginers Amerikas sich uns noch deutlicher zeigen, wenn wir neben der anthropologischen Seite auch die ethnologische näher ins Auge fassen und uns namentlich der Frage über den Ursprung der amerikanischen Cultur zuwenden.

Ueber den Ursprung der Cultur der amerikanischen Rasse.

Die Cultur der Völker Amerikas, sowohl der Natur- als auch der beiden Culturvölker, nämlich der Mexicaner mit den Völkern Mittelamerikas und der Peruaner mit den im Norden derselben sesshaften Muiscas, erscheint auf den ersten Anblick so eigenthümlich und dabei mit den anderwärts auftretenden Culturformen so übereinstimmend, dass mehrere Forscher einen Zusammenhang derselben mit jener der alten Welt annehmen zu müssen glaubten. Dieser Zusammenhang soll nach jenen Ansichten nicht nur ein loser sein, etwa der Art, dass die Keime der späteren Culturerscheinungen auf beiden Seiten dieselben waren, sondern vielmehr ein so inniger, dass auf beiden Seiten bereits gewisse Entwicklungen und tiefgreifende Einflüsse vorausgesetzt werden müssen.

Indem wir es unternehmen die Gründe für die Berechtigung zu einer solchen Ansicht kritisch zu prüfen, werden wir den Gegenstand in zwei Theile zerlegen und erstens die Frage über den Ursprung der Cultur der sogenannten Indianerstämme, zweitens die Frage über den Ursprung der Cultur Mexicos und Perus einer kurzen Betrachtung unterziehen.

Was die erste Frage betrifft, so ist man heutzutage darüber einig, dass wenn eine Einwanderung des rothen Menschen aus Asien — in unvordenklichen Zeiten, wo er noch nicht das war, was er jetzt ist, — angenommen wird, dieser noch der menschlichen Sprache ermangelt haben müsse. Dahin führt vor allem die enorme Anzahl der amerikanischen Stammsprachen, welche unmöglich einer Quelle entsprungen sein können, sondern mehrere von einander geschiedene Ursprungspunkte voraussetzen.*) Der rothe Mensch Amerikas war also während jener Zeit, welche der Absonderung desselben in die einzelnen nach den Sprachen geschiedenen Völker vorausging, ein der Sprache ermangelndes Individuum. War er aber als Mitglied der rothen Rasse noch sprachlos, so muss er es nothwendiger Weise auch schon früher gewesen sein, wo eine amerikanische Rasse sich noch nicht aus einem älteren hinter ihr liegenden Typus, wo sie mit der arktischen und weiter zurück mit der australischen eine Einheit bildete (siehe die Stammtafel auf S. 25), herausdifferenzirt hatte.

---

*) Den ausführlichen Beweis siehe in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, I, S. 259 ff.

War aber jener vor-amerikanische Mensch ein sprachloses Wesen, so kann er ebenso wenig irgend welche Cultur-Anfänge gekannt haben, wie heutzutage manche in Gesellschaften lebende Affenarten. Von Waffen, Geschirren und anderen Geräthen kann natürlich bei ihm keine Rede gewesen sein, noch weniger von einer Todtenbestattung und Gottesverehrung, lauter Dinge, welche nicht nur eine aus sprechenden Individuen bestehende Gesellschaft, sondern bereits ein gewisses, an eine entwickelte Sprache geknüpftes, abstractes Denken nothwendiger Weise zur Voraussetzung haben.

Wenn nun aber der rothe Mensch bei seiner Einwanderung aus Asien nach Amerika selbst von den einfachsten Cultur-Elementen noch keine Ahnung hatte, so musste er nothwendiger Weise jene Cultur, welche man bei der Entdeckung Amerikas bei ihm vorfand, — da ein Einfluss von Seite der Polarvölker undenkbar ist — selbstständig erzeugt und entwickelt haben.

Wir gehen nun zur Betrachtung des zweiten Punktes über, nämlich zur Erwägung der Frage, ob die Cultur der Mexicaner und der Peruaner aus fremden, nämlich ägyptisch-phönicischen oder chinesisch-japanesischen Einflüssen, wie man behauptet hat, erklärt werden müsse oder könne?

Es wird natürlich dabei vorausgesetzt, dass die Einwanderer, welche die Cultur den alten Mexicanern und Peruanern überbrachten, über den atlantischen (Aegypto-Phönicier) oder pacifischen (Japano-Chinesen) Ocean gekommen sind, da ja die Ansicht, dieselben hätten den kürzesten Weg über die Beringsstrasse eingeschlagen, schon im vorhinein höchst unwahrscheinlich ist, denn es müssten ja in diesem Falle die Spuren des Weges dieser Einwanderer in Gestalt von Bau-Ueberresten, Pflanzungen, Verbreitung gewisser Thier-Arten im Norden Amerikas sich nachweisen lassen, und dann bliebe immer noch die unbestrittene Thatsache, dass die mexicanische und die peruanische Cultur von einander verschieden und unabhängig sind, völlig unaufgeklärt.

Nehmen wir nun an, die Cultur Mexicos und Perus verdanke ihren Ursprung fremden, über das Meer gekommenen, europäischen oder asiatischen Einflüssen, so könnte dies nur durch zufällig an die Küsten der neuen Welt verschlagene Schiffer, Kaufleute oder Abenteuerer geschehen sein. — Denn wären die nach Amerika herübergekommenen Fremden absichtlich nach dieser Richtung entsendete Colonien gewesen, so müssten sich entweder feste Verbindungen zwischen der neuen und der alten Welt in den

vor die Entdeckung Amerikas fallenden Zeiten nachweisen lassen, oder es müssten doch wenigstens irgend welche Nachrichten über solche Expeditionen sich vorfinden. Da nun aber keines von dem Letzteren der Fall ist, so bleibt blos die erste Ansicht übrig, dass nämlich die nach Amerika gekommenen Fremden nur durch zufällige Ereignisse dorthin gelangt sein können.

Nun aber können wir unmöglich glauben, dass Leute so geringer Bildung, wie Schiffer, Abenteuerer, welche für längere Seefahrten gar nicht ausgerüstet, und nur mit den allernothwendigsten Dingen versehen sind (denn an unsere heutige Schifffahrt dürfen wir dabei nicht denken), als Lehrer und Civilisatoren eines Volkes aufgetreten wären. Können wir nicht füglich annehmen, dass die ungeberdigen Wilden die angekommenen Fremdlinge augenblicklich zu Sclaven gemacht oder gar getödtet und aufgefressen haben würden? Hat man je gehört, dass ein Volk durch einige zufällig ans Land verschlagene, vielleicht vor Schrecken über die ungewohnte Umgebung halb todte Abenteuerer civilisirt worden sei? Zeigt uns nicht die Culturgeschichte, dass die Cultur nur durch einen langen und innigen Verkehr zwischen zwei Völkern nach und nach sich fortpflanzt, oder vielmehr sich erzeugt? Und dann ist es wohl glaublich, dass Jemand, der für Gesittung und Bildung nicht empfänglich ist, diese so ohne weiteres annehmen wird? Setzt also nicht die Annahme der fremden, europäischen oder ostasiatischen Cultur einen bereits erreichten hohen Culturgrad voraus? Damit aber kommen wir wieder zu dem Ausgangspunkte zurück und haben den Ursprung der mexicanischen und peruanischen Cultur unerklärt gelassen.

Ein Hauptbeweis jedoch gegen die Annahme eines fremden Einflusses auf die alten Mexicaner und Peruaner besteht darin, dass es uns nicht gelungen ist irgend ein Nutzthier oder irgend eine Nutzpflanze der alten Welt in diesen Gegenden der neuen Welt wiederzufinden. Warum fanden sich bei der Entdeckung Amerikas keine Samengewächse der alten Welt vor, die doch mit dem Schiff gewiss dahin gekommen wären?

Wir können also Angesichts aller dieser Erwägungen und Thatsachen nicht umhin, offen zu gestehen, dass die Cultur und Civilisation Mexicos und Perus Erzeugnisse der rothen amerikanischen Rasse sein müssen, ebenso wie die Cultur des Nilthals als ein Erzeugniss der Aegypter und die Cultur Chinas als ein Product der mongolischen Rasse betrachtet werden muss.

Uebersicht der Völker, welche zur amerikanischen Rasse gehören.*)

Im äussersten Nordwesten, an die Innuit grenzend, wohnen

I. Die Kenai-Völker,**)

welche sich selbst Thnaina d. i. „Menschen“ nennen. Zu ihnen gehören die Kenai-tena, am Cook-Sund (Cooks inlet), die Kaiyukho-tana, die Ingalik der Russen, an den beiden Ufern des unteren Yukon, im Thale des oberen Kuskokwim und in jener Gegend, welche zwischen diesen beiden Flüssen gelegen ist, die Unakho-tana (Dall) oder Iunnacho-tana (Holmberg), am Yukon bis zum Koyukuk, die Koyukukho-tana (Dall) oder Junnakacho-tana (Holmberg), am Koyukuk-Flusse und die Ahtena oder Atnah am oberen Theile des Kupferflusses (Atnah). Die letzteren werden von den Russen auch Kolschina (Koltschanen), von den Engländern Yellow knife oder Nehaunee genannt. Ferner gehören hieher die von den Russen sogenannten Ugalentsi (Ugalenzen, Ugalachmuten), welche während des Winters auf der Bucht gegenüber der Insel Kayak, im Sommer an den Mündungen des Kupferflusses sich aufhalten. Mehrere Schriftsteller (so Radloff Bulletin de l'academie de S. Petersbourg Vol. XV. 26) rechnen die letzteren zu den Thlinket, vermuthlich deswegen, weil ihre Sprache eine Menge Bestandtheile aus dem Koloschischen enthält; doch gehören sie entschieden zu den Kenai-Völkern, wie Waitz nach Buschmann und Dall nach Gibbs annehmen. Trotzdem nimmt die Sprache der Ugalentsi nach dem bei Dall (Alaska and its resources, Boston 1870,

*) Die nachfolgende Uebersicht ist theils nach den heutigen, theils nach jenen Verhältnissen gegeben, wie sie bei der Besetzung des Landes durch die Europäer vorgefunden wurden. Das letztere ist namentlich bei mehreren Stämmen der Fall, die gegenwärtig nicht mehr existiren. Im Ganzen ist es gerade bei der amerikanischen Rasse am allerwenigsten möglich eine der wissenschaftlichen Genauigkeit sich nähernde Darstellung ihrer Völker zu liefern, was wir zu unserer Entschuldigung und zur Aufklärung des Lesers hinzufügen müssen. Als Hauptquelle für die Fixirung der linguistisch-ethnologischen Grundlage kann noch immer (wenn nicht neuere Hilfsmittel vorhanden sind) Adelung-Vater Mithridates, Theil III, Abtheilung 2—3 gelten, aus dem wir auch bis auf einzelne Fälle in der nachfolgenden Darstellung geschöpft haben.

**) Vergl. Holmberg, H. J., Ethnographische Skizzen über die Völker des russischen Amerika, Helsingfors 1855, 8⁰, und Dall, W., Alaska and its resources, Boston 1870, 8⁰.

8°, pag. 550) mitgetheilten Vocabular eine selbstständige Stellung innerhalb der Kenai-Sprachen ein.

Oestlich von den Kenai-Völkern und in mancher Hinsicht mit ihnen verwandt, wohnen

II. Die Athapasken.*)

welche sich selbst Tinneh, d. i. „Menschen", nennen und von den Engländern Chippewyans genannt werden. Dieser grosser Indianerstamm erstreckt sich von dem Ausflusse des Mackenzie bis zum 58° (im Osten) und 51° (im Westen) nördl. Breite und sporadisch bis an den 26° nördl. Breite, an den Rio grande del Norte herunter. Er reicht bis zum Yukon im Westen und bis zum Ausflusse des Churchill im Osten.**)

Zu dem Volksstamme der Athapasken gehören: die Nehaunee. Mit diesem Ausdrucke bezeichnet man jene Indianerstämme, welche in der Gegend der Flüsse Lewis (oder Tahco) und Pelly und im Thale des Chilkaht-Flusses sich aufhalten. Die Bewohner an den Flüssen Pelly und Macmillan nennen sich speciell Abbato-tena, die Bewohner des Thales von Chilkaht nennen sich Chilkaht-tena; jene Stämme, welche am Liard's river sitzen, bezeichnen sich mit dem Ausdrucke Daho-tena oder Acheto-tena. Die Tutschone-kutschin von den Engländern Crow-Indians (Krähen-Indianer) genannt, wohnen an beiden Seiten des Yukon um Fort Selkirk. Sie werden auch Berg-Indianer und fälschlich Nehaunee genannt. Die Han-kutschin wohnen am Yukon unterhalb der vorigen. Oestlich vom oberen Porcupine-Flusse und im Osten am Mackenzie wohnt der Stamm der Vunta-kutschin (Rat-people) auch Digothi oder Loucheux genannt. Die Natsche-kutschin (strong people) wohnen am nördlichen Ufer der Mündung des Porcupine-Flusses und die Kutscha-kutschin (Lowland people) in der Gegend am Ausflusse des Porcupine in den Yukon. Die Tenan-kutschin bewohnen jenes Land, welches von dem Tananah-Flusse durchströmt wird. Die beiden Stämme der Tennuth-kutschin und der Tatsah-kutschin, welche ehemals zwischen den Mündungen des Porcupine und des Tananah sassen, sind gegenwärtig ganz

---

*) Vergl. Buschmann. J. C. E., Der athapaskische Sprachstamm (Abhandlungen der Berliner Akademie 1855).

**) Die genauere Angabe der Grenze siehe bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker, III. 4.

verschwunden. — Am oberen Mackenzie südlich von den Yunta-kutschin und im Westen des grossen Bären-Sees wohnen die sogenannten Hasen-Indianer, mit denen die weiter südlich sitzenden Hundsrippen-Indianer aufs innigste zusammenhängen. Oestlich von den vorigen im Norden des grossen Sclavensees wohnen die sogenannten Gelbmesser-Indianer. Weiter östlich von den letztaufgezählten Stämmen sitzen am Kupferminenflusse die Kupferminen-Indianer und noch weiter im äussersten Osten des Verbreitungsbezirkes des Athapasken-Stammes südlich bis an den Churchill und westlich bis an den Athapaskafluss reichend die im engeren Sinne sogenannten Chippewyans, oft mit dem Algonkinstamme der Chippeways oder Ojibways verwechselt. Sie zerfallen in die nördlichen und südlichen Chippewyans. Südwestlich vom Athapaska-See am Friedensflusse wohnen die sogenannten Biber-Indianer, und weiter südwestlich von diesen, im Westen und Süden des kleinen Sclaven-Sees die Berg-Indianer, von den Engländern Strongbows genannt, die wahrscheinlich mit den von anderen Autoren erwähnten Sicaunies identisch sind.

Im äussersten Südwesten des Verbreitungsbezirkes der Athapasken sitzen die Stämme der Sarsees zwischen den Quellen des Athapaska-Flusses und des Saskatchewan und die Tacullies, westlich von den vorigen, zwischen dem Felsengebirge und dem Küstengebirge. Identisch mit den Tacullies sind die Nagailers, die südwestlichen Nachbarn derselben am oberen Salmon river und am rechten Ufer des Fraser-Flusses.

Getrennt von den so eben aufgezählten Athapasken-Stämmen aber durch ihre Sprachen sich als versprengte Glieder derselben deutlich verrathend, wohnen folgende Stämme.*) Die Qualihoqua nördlich vom Ausflusse des Columbia ins Meer und die Tlatskanai im Süden des unteren Columbia, einige Meilen im Innern. Beide sind durch den Stamm der Chinook von einander getrennt. Die Umpqua weiter im Süden wohnen am Flusse gleichen Namens. Südlich von denselben unter dem 41° nördl. Breite, oberhalb der Biegung des Sacramento-Flusses nach Süden, sitzen die Hoopah. Weit im Südosten dieser Stämme unterhalb des Colorado bis an den 29° 40′ nördl. Breite in einer von Nordwesten nach Südosten gedehnten Linie sich hinziehend, wohnt das wilde Volk der

*) Vergl. Buschmann, J. C. E., Das Apache als eine athapaskische Sprache erwiesen (Abhandlungen der Berliner Akademie 1860).

Apachen. Im Norden von ihnen, vom Yaquesila-Flusse bis an den oberen Arkansas reichend, wohnen die sogenannten Apaches de navajo (Navajos) und am Ausflusse des Rio grande del Norte ins Meer bis an die Mündung des Nueces-Flusses sitzt der Stamm der Lipanes, der südlichste aller Athapaskenstämme.

Oestlich und südöstlich von den Athapasken wohnt

III. Der Algonkin-Stamm.*)

Die Bezeichnung „Algonkin" ist von einem einzelnen Volke hergenommen, das ehemals im Osten eine Rolle spielte, aber frühzeitig durch Kriege mit den Irokesen zu Grunde gegangen ist. Der Verbreitungsbezirk der Algonkin reicht im Nordwesten bis an den Ausfluss des Churchill-Flusses, im Norden bis an die Hudsons- und James-Bay und die Sitze der östlichen Eskimo; im Osten bildet das Meer bis Cap Hatteras seine Grenze. Die Südgrenze läuft vom Neuse-Fluss bis an den Cumberland, von wo die Westgrenze vom Einflusse des Ohio in den Mississippi bis an den Wisconsin sich hinzieht. Von da an bildet eine von den nordwestlichen Ufern des Michigan-Sees gegen Nordwesten bis an die beiden Arme des Saskatchewan gewundene Linie wieder die Südgrenze, worauf sie sich gegen Süden bis an den Yellow stone river abbiegt, um von da an gegen Nordwesten bis an die nördliche Biegung des Oregon und Mount Hooker zu verlaufen, wo das Gebiet der Athapasken, speciell der Sarsees beginnt.

Zu den Algonkin gehören: die Mikmak, der nordöstlichste aller Algonkin-Stämme, der Neu-Braunschweig, Neu-Schottland, Prince-Edwards Island, Cap Breton Island und seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auch Neufundland bewohnt. Die sogenannten rothen Indianer, welche als die Urbewohner von Neufundland erwähnt werden, sammt den Mountainers oder Montagnards und den Nescaupic-Indianern, welche man als die Aboriginer Labradors aufzählt, dürften wohl auch zum Algonkin-Stamme zu zählen sein. Wie es mit den von mehreren älteren Schriftstellern in diesen Gegenden erwähnten Etchemin sich verhält, ob sie nämlich als Algonkin oder als Irokesen zu betrachten sind, ist zweifelhaft. Dagegen ist der Name Abenaki (entstanden aus Wapanachki) eine Bezeichnung mehrerer Algonkinstämme im Süden der S. John-Flusses. —

*) Heckewelder, J. Narrative of the mission of the united brethren among the Delawaire and Mohegan Indians. Philadelphia, 1820, 8°.

Alle Völker, welche längs der Küste nach Süden hin bis ans Cap Hatteras von älteren Reisenden aufgezählt werden, gehörten zu dem Stamm der Lenni-Lennape oder Delawaren; sie redeten eine und dieselbe Sprache. Es waren die Pennacock am Merrimac, die Pawtucket, die Nipmuck im Norden und die Wampanoag im Süden des heutigen Boston, die Narraganset und Pequot am unteren Connecticut, die Mohikan (Mohegan) im Osten des Hudsonflusses und in der Gegend des heutigen New-York, die Meilowack oder Meitowack auf Long Island, die Susquehannocks am unteren Susquehannah, westlich vom heutigen Baltimore, dann vom Cap Charles aufwärts die Accomacs, die Accohanoes, die Tockwaghs und die Nanticokes, die Powhatans, im Niederland und an der Küste von Nord-Carolina bis zum Patuxent, die Mannahoacks im Westen derselben und die Pamplicoes am Pamlico-Sund.

Im Norden des Cumberland bis an den Kentucky und Ohio sass zuletzt das Volk der Shawanoes, und nordwestlich davon das Volk der Illinois, welches in mehrere Zweige, wie die Peorias, Kaskaskias, Weas, Piankeschaws zerfiel. Nördlich von letzterem Volke sassen die Kikapus und östlich die Miamis. Die Sauks und Foxes, welche zusammen ein Volk bildeten und in der Gegend des unteren Wisconsin wohnen, sind nahe Anverwandte der Kikapus; sie sollen auch, nach einer einheimischen Tradition, mit den Schawanoes zusammenhängen.

Den Norden des Verbreitungsbezirkes der Algonkinstämme längs der James- und Hudsons-Bay bis an den Churchill, von da an bis Fort George, den Saskatschewan und den Winipeg-See, bis an die Wasserscheide des oberen Sees und der Hudson-Bay nehmen die Crees oder Knistino (Knistinaux) ein, welche sich selbst Nachiaok nennen. Sie sind ein Erobervolk, welches andere Stämme, namentlich seine nördlichen Nachbarn, immer mehr und mehr zurückgedrängt hat. Um die Seen (Ober-, Huron- und Michigan-See) herum wohnte das Volk der Ojibway, zu denen auch die Pottowatomies südlich vom Michigan-See, in der Gegend des heutigen Chicago, die Ottawas zwischen dem Michigan- und Huron-See, die Saulteux am nordöstlichen Ufer des oberen Sees und die Missinsig am Nordostende des Ontario-Sees gehören.

Der nordwestlichste Stamm der Algonkin sind die Schwarzfüsse (Blackfeet), welche zwischen dem 46° und 52° n. Br. an den

Zuflüssen des Saskatschewan wohnen und bis an den oberen Missouri und den Yellow stone river sich hinabziehen. Sie bestehen aus den Kena oder Blut-Indianern südöstlich von Mount Hooker, den Satsika oder Sitsekai, südöstlich von den vorigen, und den Piekan, südöstlich von den Satsika. Verwandt mit diesen drei Stämmen sind die Arrapahoes im Osten von ihnen und im Westen der zum Dakotastamme gehörigen Assineboins, und die Chiennes, südlich vom Teufelssee und westlich vom Red river.

Umschlossen von den Algonkins, den Lorenzstrom herab bis an den Huron-, Ontario- und Erie-See und von da an zwischen den Algonkinstämmen bis an den Neuse-Fluss sich hinziehend wohnt

IV. Das Volk der Irokesen.*)

Die Irokesen, deren unter uns bekannter Name aus dem Französischen stammt, nannten sich selbst Hodenosauni, „das Volk des langen Hauses", und wurden von ihren östlichen Nachbarn, den Lenni Lenape, mit dem Namen Mengwe bezeichnet. Ihre Hauptmasse bildete bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts ein Bund von fünf Völkern, nämlich: 1. den Ganeagaono, „dem Volke mit dem Feuerstein", allgemeiner bekannt unter dem Namen der Mohawk; 2. den Nundawaono, „dem Volke des grossen Hügels", bekannt unter dem Namen der Seneca; 3. den Gueugwehono, „dem Volke des schmutzigen Landes", bekannt unter dem Namen Cayuga; 4. den Onundaga (Onondago), „dem Volke auf den Hügeln", und 5. den Onayoteka (Oneida), „dem Granit-Volke". Alle diese Stämme lebten am Ontario-, Erie- und Champlain-See. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts traten als sechstes Volk die im Süden am Neuse-Fluss wohnenden Tuscarora in den Bund, der in stetem Krieg mit seinen Nachbarn lebte. In Folge dieser Kriege wurden die einzelnen Stämme theils von ihren ursprünglichen Sitzen verdrängt, theils gänzlich vernichtet. Unter die letzteren gehören namentlich die zum Irokesenstamme gehörigen Attionondarons, welche am rechten Ufer des St. Lorenzstromes wohnten, die Eries im Süden des Sees gleichen Namens, die Andastes, nördlich vom heutigen Pittsburg u. a. Zum Irokesenstamme gehörten ferner die Huronen, im Norden des Ontario-Sees und am Ottawa- und St. Lorenzflusse bis über Montreal hinausreichend und die Wyandots

*) Heckewelder, a. a. O., und Schoocraft, a. a. O.

nordöstlich von den vorigen, die ursprünglich bis an die Mündungen des St. Lorenzstromes sich hinabzogen.

Westlich und südlich von den Algonkins, im Westen bis ans Felsengebirge und im Süden bis an die Mündung des Arkansas in den Mississippi reichend, wohnt

V. Der Stamm der Dakota.*)

Der Name Dakota bedeutet „die sieben Rathsfeuer", worunter der Staatenbund des hauptsächlichsten Volkes dieser Familie zu verstehen ist. Französische Schriftsteller nennen diesen Stamm auch Sioux, andere auch Naudowessies (Nadowessier), welcher letztere Name aus dem Worte Nadoesi entstanden ist, womit die Ojibways die Dakotas zu benennen pflegen. Das hauptsächlichste Volk dieses Stammes sind die Dakota, welche im Osten vom Einflusse des Wisconsin in den Mississippi von diesem Flusse und dem Chippeway, und im Osten von den schwarzen Bergen (Black hills) begrenzt werden. Südlich reichen sie etwa bis zur Mündung des Siouxflusses und zum Plattefluss. Sie umfassen, wie schon bemerkt, sieben Völker, nämlich: 1. die Mdewakantonwans, 2. die Wahpetonwans, 3. die Wahpekutes, 4. die Sisitonwans, 5. die Janktonwans, 6. die Janktonwannas und 7. die Titonwans. Innig verwandt mit den Dakotas sind die Winebagoes, um den See gleichen Namens, am Westufer des Michigan-Sees. Von ihnen sollen die Jowas, Missouris, Otoes und Omahas abstammen, d. h. nur Abtheilungen ihres Stammes bilden. Im Süden dieser Völker, welche die Hauptmasse des Dakota-Stammes darstellen, wohnen die Kansas, nördlich vom Kansasflusse, die Osagen, südlich vom Missouri, und die Quappas, zwischen dem Arkansas und Mississippi. Im Westen des Verbreitungsbezirkes des Dakota-Stammes wohnen die Mandans und Menitaries, an der Biegung des Missouri von Osten nach Süden und westlich von den schwarzen Bergen (Black hills) sitzen die Upsarokas, genannt Crows (Krähen-Indianer). Das nordwestlichste Volk der Dakota-Familie sind die Assineboins, welche bis an den südlichen Saskatchewan sich verbreiten.

---

*) Vergl. Riggs, S. R., Grammar and dictionary of the Dakota language, Washington 1852, 4°, VII ff.

Südwestlich von den Dakotas, am Platte und Kansas wohnt

VI. Das Volk der Pani (Pawnie).*)

Zu den Panis gehören ethnologisch die Riccaras am Shayenne-Flusse mitten im Gebiet der Dakota-Völker und die Wacoes und Witchitas unterhalb des Rio Roxo, ringsum von stammfremden Völkern begrenzt.

Oestlich vom Mississippi, im Norden vom Cumberland und im Osten und Süden vom Meere begrenzt, wohnt

VII. Der Appalachische Volksstamm.

Wir wählen diesen Namen, der als Bezeichnung eines Landes dieser Gegenden schon in den ältesten Reiseberichten vorkommt in Ermanglung eines besseren vor der Hand für die einheitliche Benennung dieser Völker, umsomehr als hier nicht ein, sondern zwei oder drei von einander geschiedene Stämme vorhanden zu sein scheinen.

Das nördlichste Volk dieser Gruppe die Cherokee (Tschiroki) am Holston river, scheint in der Reihe der nordamerikanischen Stämme isolirt dazustehen, wenn nicht Mittelglieder, die seine Sprache mit den südlichen verbinden würden, für uns verloren gegangen sind. Südöstlich von den Cherokees, am Flusse gleichen Namens, wohnten die Katabas (Catawbas), weiter die Sewees, Santees und Congarees, welche sowohl von einander, als auch von den Cherokees in Sitten und Sprache verschieden gewesen zu sein scheinen.

Das Gebiet südlich vom Cumberland und dem Verbreitungsbezirke der eben erwähnten Völker gehörte den Chikasaws (Chicachas) sammt den Choctaws (Chactas), welche eine und dieselbe Sprache reden**) und den Creeks, welche sich in zwei Abtheilungen, eine nördliche (Muskogies) und eine südliche (Seminolen) scheiden. Verschieden von den Choctaws und Creeks waren die im Süden wohnenden Alabamas, am Flusse gleichen Namens, die Natchez am Mississippi unterhalb des heutigen Vicksburg und darüber hinaus bis an den Red river reichend, sowie die im Osten wohnenden Uchees.

---

*) Wied-Neuwied, Max, Prinz zu, Reise in das Innere von Nord-Amerika 1832—34, Coblenz 1839, 4°, 2 voll.

**) Vergl. Byington, Cyrus, Grammar of the Choctaw language, Philadelphia 1870, 8°, S. 3.

Nachdem wir die Völker Nordamerikas von Nordwest nach Südost herabgehend betrachtet haben, gelangen wir abermals, nach dem Nordosten uns wendend, in das Gebiet der

VIII. Aboriginer der Nordwestküste.*)

Der nördlichste Stamm derselben sind die Jakutat, zwischen dem Mount Elias und Mount Fairweather. Südlich von ihnen wohnen die Thlinket, welche nach dem Vorgange der Russen auch Koloschen genannt werden. Sie sind mit den vorhergehenden innig verwandt und zerfallen in zwei Völker, nämlich die Stikhin-kwan und die Sitkin-kwan. Davon haben die ersteren die Niederungen am Stikhin-Flusse inne, während die letzteren die Sitka-Bay bei Neu-Archangel mit den benachbarten Inseln bewohnen. Weiter im Süden auf dem südlichsten Theile der Prince of Wales-Insel und auf dem Queen Charlotte's Archipel, sowie auf mehreren umliegenden kleineren Inseln wohnen die Kygani und die Haidah. — In gleicher Breite mit diesen beiden Stämmen wohnen am Festlande bis etwa zum nördlichen Salmon river herab die Chimmesyan oder Nass, und noch weiter südlich, sowie auf dem nördlichen Theile von Vancouver die Hailtsa. Vancouver selbst wird von mehreren Völkern bewohnt, die sich ethnologisch nach den vier Hauptsprachen in folgende vier Gruppen bringen lassen: 1. Quacoll im Norden und Nordosten, welche Sprache mit dem Ballabolla auf dem Festlande im Osten des Queen Charlotte's Archipel zusammenhängt, 2. Cowitchin im Osten, das sich auf dem Festlande im Norden des Fraser-Flusses wiederfindet, 3. Clallam oder Tsclallum**) im Süden, und 4. Macaw im Westen. Die Völker und Sprachen südlich vom Fraser-Flusse am Puget-Sund sind, nach den Mittheilungen, die wir über sie besitzen, äusserst zahlreich, aber beinahe unbekannt. — Wir gelangen damit in das Gebiet der

IX. Völker des Oregon-Gebietes,***)

welche von Mount Brown und Mount Hooker im Norden bis an den Sacramento im Süden sich herabziehen und östlich bis an den

*) Vergl. Dall, W., Alaska and its resources, Boston 1870, 8°, und Holmberg, a. a. O.

**) Gibbs, George, Alphabetical vocabularies of the Clallam and Lummi New-York 1863, 8°. (Shea's library of American linguistics XI.)

***) Hale, Hor. in United states exploring expedition, Vol. VII, Ethnography and philology, und Buschmann, J. C. E, Die Völker und Sprachen Neu-Mexicos und der Westseite des britischen Nordamerika. (Abhandlungen der Berliner Akademie 1857.)

oberen Missouri sich erstrecken. Das Gebiet derselben ist, wie wir bereits oben (S. 219) zu bemerken Gelegenheit hatten von den zur Athapasken-Familie gehörenden Stämmen der Qualihoqua, Tlatskanai, Umpqua und Hoopah durchsetzt. — Speciell lassen sich diese Völker nach den Forschungen Hor. Hale's und Buschmanns in folgende 10 Gruppen vertheilen. 1. Die Kitunahas oder Flatbows, im Osten des Verbreitungsbezirkes dieser Völker, nordöstlich von den beiden Flüssen Flatbow und Flathead, westlich von den Sitzen der zum Algonkinstamme gehörenden Schwarzfüsse (Blackfeet); 2. die Tsihaili-Selish, westlich von den vorhergehenden. Dahin gehören die Atnah oder Schuschwap, im Osten des Fraser-Flusses und südlich vom Mount Brown, die Selish oder Flathead, am oberen Oregon und dessen Nebenflüssen, die Piskwau, südlich von den vorhergehenden, und die Skitsuisch (Coeur d'Alênes), südlich vom Flathead-Flusse, ferner die Tsihailish und Cowelits im Norden der Qualihoqua und Chinook am unteren Oregon und die Killamuck im Süden vom Ausflusse des Oregon unterhalb des heutigen Astoria; 3. die Sahaptin (Nez percés) östlich vom Snake river und nördlich vom Salmon river. Mit ihnen aufs innigste verwandt sind die Wallawalla am nördlichen Oregon, vor seiner Vereinigung mit dem Snake river, und die Cliketat, im Westen der vorhergehenden, östlich von den Cowelits und Chinook; 4. die Waiilaptu mit den Cayuse und Molele, die ersten zwischen dem Oregon und dem Snake river, die zweiten im Norden und die dritten im Südwesten; 5. die Chinook am oberen Oregon;*) 6. die Calapuya, zwischen den Tlatskanai und Umpqua; 7. die Jakon, an der Meeresküste, nördöstlich; 8. die Lutuami oder Tlamatl, südöstlich von den Umpqua; 9. die Palaik, im äussersten Südosten, und 10. die Schastie, im äussersten Südwesten des Verbreitungsbezirkes dieser Völker, an der Meeresküste.

Südlich von den Schasties und dem zum Athapaskenstamme gehörigen Volke der Hoopah, im Westen vom Meere und im Osten vom Flusse Sacramento begrenzt, bis hinab an das Cap Concepcion, in dem sogenannten Neu-Californien, wohnt eine Reihe von Völkern, welche weder mit ihren nördlichen (den Oregon-), noch östlichen Nachbarn (den mexicanischen Völkern) in irgend welchem Verwandtschaftsverhältnisse stehen und die wir sammt den Bewohnern von

*) Gibbs, George, Alphabetical vocabulary of the Chinook language, New-York 1863, 8°. (Shea's library of American linguistics IX.)

Alt-Californien — der Halbinsel, welche sich vom Ausflusse des Colorado an nach Süden hinabzieht — unter dem Namen der

X. Aboriginer von Californien*)

zusammenfassen. Unter den letzteren (den Alt-Californiern) gelten drei Sprachen als die bedeutendsten, nämlich: Pericu, Monqui und Cochimi. Zum Pericu gehört der Stamm der Cora, im äussersten Süden der Halbinsel, und zum Monqui zählen die Guaycuros (Waycuros) und die Uchitis, nördlich von den vorigen.

Mitten in der von uns mit dem Namen der Aboriginer von Californien belegten Völkerfamilie, im Westen von mexicanischen Völkern durchbrochen, wohnt

XI. Der Yumastamm.

Das Hauptvolk derselben bilden die Yumas, am unteren Colorado und Gila, mit denen die Cocomaricopas und die Cocapas (Cocopas), ein Zweig der vorigen, aufs innigste zusammenhängen. Die beiden letzteren leben im Süden und Norden der Yumas, dieselben umschliessend. Mit den Yumas und den beiden genannten verwandt sind die Indianer von St. Diego und die Mohawes; die letzteren unterhalb der Biegung des Colorado nach Süden. — Ferner gehören hieher die Wallpays, südöstlich vom Tule-See, und die Cutchanas, zwischen dem Colorado und Gila, endlich die Yabipais (Niforas), zwischen den Flüssen Gila und Yaquesila, das Gebiet der Apachen von dem der Navajos trennend.

In dem Lande südlich von den Flüssen Colorado und Arkansas bis nach Mexico herunter wohnen mehrere Volker, welche ausser Zusammenhang mit den bisher betrachteten auch mit dem Hauptvolke — der grossen mexicanischen Familie — in keinem verwandtschaftlichen Verhältnisse stehen. Wir fassen sie unter der Collectivbezeichnung

XII. Isolirte Völker von Sonora und Texas

zusammen. Zu denselben gehören namentlich folgende Völker: Die sogenannten Pueblos, die Eingeborenen des nordöstlichen Neu-Mexico, am oberen Rio grande del Norte und seinen Zuflüssen, im Westen und Süden von den zur Athapaskenfamilie gehörenden Navajos

*) Pimentel, Fr., Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indigenas de Mexico, Mexico 1862—65, 8°, 2 voll.

und Apachen, sowie den zum Yumastamme gehörenden Yabipais begrenzt, während sie im Osten von den zur mexicanischen Familie gehörenden Comanchen umgeben sind. Von diesen auf einer höheren Culturstufe stehenden Indianerstämmen werden nicht weniger als fünf von einander verschiedene Sprachen gesprochen, nämlich: 1. Zuni im Südwesten; 2. Chuchacas, welche von den Kiwomi oder Queres, im Nordosten der vorigen, gesprochen wird; 3. Tanos, die Sprache der Jemez, im Westen; 4. Tegua, die Sprache der Tezuque, im Nordosten, und 5. Piro, die Sprache der Picuries im Norden.

Im Süden des Colorado, um die Mündung des Yaquesila, sitzen die Cosninas und die Tontos und unterhalb der Mündung des Colorado, längs dem Golf von Californien, die Axuas, Tepocas, Gueimas und Seris. In einer beinahe gebogenen Linie zwischen Culiacan, Chihuahua und dem Rio grande del Norte finden wir die Hurabas, Tobosos, Gabilanes, Nazones, Nazos und Pilones, lauter Stämme, welche unter ihren Nachbarn und zum grössten Theile auch unter einander als isolirt zu betrachten sind.

Als isolirt zu betrachten sind ferner die Kioway, im Westen der Pani (Pawnie), nördlich von Longs Pick, im Quellengebiete des nördlichen Platteflusses, und die mit ihnen aufs innigste verwandten Paduca, am oberen Kansas, im Südosten der Pani; ferner die ehemals mächtigen Caddos, in Texas am Red river, sammt den längs der Küste ehemals sesshaften Carancahuas, denen sich noch andere kleinere Stämme, wie die Towiaches, zwischen dem Canadian river und Red river, die Taensas, am mittleren Washita, u. a. anschliessen.

Der grosse Landstrich, welcher vom Salmon river bis gegen Mexico sich herabzieht, ist mit Ausnahme der im Vorhergehenden erwähnten isolirten Völker (der Aboriginer Californiens, der Yumas, der isolirten Völker von Sonora und Texas, sowie der versprengten Athapaskenvölker) von einem grossen Volksstamme bewohnt, zu dem auch das Erobervolk der Azteken in Mexico gehört. Dieses hat bei seinem Zuge von Norden nach Süden dort eine Reihe von Völkern vorgefunden, die als

XIII. Aboriginer Mexicos*)

bezeichnet werden können. Dieselben hängen weder mit den Azteken noch unter einander zusammen, so dass der Name, den wir für

*) Orozco y Berra, Manuel, Geografia de las lenguas de Mexico, Mexico 1864, 4°.

dieselben gewählt haben, blos als eine conventionelle Bezeichnung derselben, nicht aber etwa als ein wissenschaftlicher Ausdruck zu betrachten ist.

Zu diesen Völkern gehören: Die Totonaken, südlich von Panuco bis nach Jalapa herunter, und die Otomi (Hiaihiu), im Gebirgslande im Norden, Westen und Osten von Mexico (von S. Luis Potosi bis Mexico). Ein Zweig der letzteren waren die Mazahuas oder Mazateken, nordwestlich von Mexico. Ferner gehörten dazu die Tarascas, die einheimische Bevölkerung von Mechoacan. Wahrscheinlich sind auch die sogenannten Chichimeken-Völker, im Norden der Otomi, hieher zu rechnen, von denen die Guicholas, Cazcanes, Guachichiles, Guamares, Mecos, Pames u. a. namentlich angeführt werden.

Weiter im Süden, in Oaxaca, sind folgende Völker hieher zu beziehen: die Mixteken, im Westen von Acatlan am Rio nasca bis nach Tututepec am Süd-Meer, die Chinanteken, im Nordosten von Oaxaca, die Zapoteken, im Süden einer von Oaxaca gegen Tehuantepec gezogenen Linie, ferner die Mixes und die mit ihnen verwandten Zoques an der Grenze von Chiapas und Tabasco.

Nachdem wir im Laufe unserer Darstellung bis nach Yucatan herab gelangt sind, wenden wir uns abermals nach Norden, um die Verbreitung der

XIV. Mexicanischen Völker*)

im Einzelnen zu verfolgen. — Diese Völker bilden den anderen gegenüber unzweifelhaft eine Einheit, wie sich aus einer sorgfältigen

---

*) Vergl. Orozco y Berra, Manuel, Geografia de las lenguas de Mexico, Mexico 1864, 8°. Pimentel, Franc., Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indigenas de Mexico, Mexico 1862—65, 8°, 2 voll., und Buschmann, J. C. E., Grammatik der sonorischen Sprachen. (Abhandlungen der Berliner Akademie 1863 ff.) In Betreff der Völker und Sprachen Mexicos sind manche Irrthümer auf der ethnographischen Karte von Nordamerika, welche dem 4. Bande der Waitz'schen Anthropologie der Naturvölker beigegeben ist, zu verbessern. Cohahuila geht vom 29° bis Matamoros und südlich bis Saltillo; westlich davon bis an den Rio grande del Norte sind die Tobosos zu verzeichnen und weiter westlich bis Chihuahua die Conchos. Die Apachen reichen nur bis zum 29° 41′ herunter nördlich von Chihuahua, das im Gebiet der Tarahumara, nicht der Tepeguana liegt. Dagegen liegt Durango nicht im Gebiet der Tarahumara, sondern der Tepeguana. Die Huastecas reichen nur etwas wenig über Tamaulipas hinauf. Dort wo Mecos verzeichnet ist, soll Pames stehen.

Betrachtung ihrer Sprachen darthun lässt. Freilich reicht der Zeitpunkt ihrer Abtrennung von einander sehr weit zurück und sind in Folge der eigenthümlichen Isolirung der amerikanischen Völker manche Spuren der Verwandtschaft, die sich anderwärts unversehrt erhalten haben, hier bedeutend verwischt. Nichts desto weniger ist diese Entdeckung, die wir dem Scharfsinne Buschmanns verdanken, als eine der schönsten Thaten moderner Sprachforschung zu betrachten.

Im Nordwesten des Verbreitungsbezirkes dieser Völker, am Snake river bis etwa zum 41° nördl. Breite herunter, wohnen die Wihinascht, auch westliche Schoschonies genannt, da sie mit den im Nordosten sesshaften Schoschonies oder Schlangen-Indianern (Snakes) eine nur dialektisch verschiedene Sprache reden. Zwischen diesen beiden Völkern am oberen Snake river dehnt sich von West nach Ost der Stamm der Panascht oder Bonaks aus.

Um den grossen Salzsee herum, namentlich im Süden desselben wohnen die Utahs (Yutahs) und oberhalb der Biegung des Colorado nach Süden die Pah-Utahs (Piedes oder Payuches). Einige Meilen vom linken Ufer des Colorado entfernt, unterhalb des Yaquesila, wohnen, umgeben von vier fremden Völkern (den Tontos, Navajos, Yabipais und Apachen) die Moquis, das gebildetste Volk dieser Classe. Die Comanches*), zu denen auch die Yamparicas im Osten des grossen Salzsees gehören, wohnen vom Quellengebiet des Colorado, Rio grande del Norte und Arkansas im Norden bis an das Quellengebiet des Nueces im Süden. Die Sprachen aller dieser Völker fasst Buschmann zur fünften Abtheilung seines sonorischen Sprachstammes zusammen.

Auf der Südküste von Neu-Californien, etwa vom Cap Concepcion im Norden bis nach St. Diego del Rey im Süden, im Norden von den Aboriginern Californiens und im Süden und Osten von den Yuma-Völkern begrenzt, wohnen mehrere Stämme, die sprachlich zusammenhängen und mit den vorher aufgezählten zu einer Familie gehören. Es sind diess von Norden nach Süden die Kizh von S. Gabriel, die Cahuillo, zwischen den Quellen der Flüsse S. Ana und S. Gabriel, die Netela in S. Juan Capistrano, die Kechi, in

---

Die Otomi reichen von S. Luis Potosi bis Mexico, Guanaxuato liegt mitten in ihrem Gebiete. Die Mazahuas sitzen nordwestlich von Mexico, jenseits des Gebietes der Otomi. (Siehe die Karte bei Orozco y Berra a. a. O.)

*) Fisher, Morton C., On the Arapahos, Kiowas and Comanches (Journal of the ethnological society of London, New series I, 274).

S. Luis Rey, und die Chimehueves, am unteren Colorado, zwischen den Yumas. Die Sprachen dieser Stämme werden von Buschmann zur vierten Abtheilung seiner sonorischen Sprachfamilie zusammengefasst.

Am Gilafluss und seinen südlichen Zuflüssen wohnt das Volk der Pimas,*) mit denen die weiter im Westen sitzenden Papagos (Papabotas) zusammenhängen. Die Pima-Sprache, welche namentlich mit dem Tepeguana zusammenhängt, bildet die dritte Abtheilung der sonorischen Sprachfamilie Buschmanns. Südlich von den Pimas in Sonora wohnen die Opatas, und westlich von diesen die Eudebes.**) Südlich von beiden wohnen die Hiaquis (Yaquis), noch weiter südlich die Mayos und südöstlich von den letzteren die Tubar. Die Sprachen dieser fünf Stämme werden von Buschmann zur zweiten Abtheilung seiner sonorischen Sprachfamilie zusammengefasst.

An der Ostküste des Golfes von Californien wohnen im nördlichen Sinaloa die Cahitas und im südlichen die Coras, welche mit den im Süden von Chihuahua und im Norden von Durango sesshaften Tarahumaras und den im Durango und im Guadalajara wohnenden Tepeguanas eine Einheit (Buschmanns erste Abtheilung der sonorischen Sprachenfamilie) bilden.

Der bedeutendste Stamm dieser Familie, zu den bisher behandelten Völkern in einem entfernteren Verwandschaftsverhältnisse stehend, ist der aztekisch-toltekische. Seine ursprüngliche Heimath war im Norden gelegen, und er ist in jene Gegenden, in welchen er zur geschichtlichen Bedeutung sich entwickelt hat, vom Nordwesten her eingewandert. Denn zu dieser Annahme zwingt uns die Tradition des letzten Zweiges dieser Familie, der Azteken, welche von einer Wanderung über ein grosses Wasser spricht, worunter nur der Meerbusen von Californien gemeint sein kann.

Unter den Angehörigen des aztekisch-toltekischen Stammes waren die Tolteken die ersten Einwanderer, da wir sie lange vor der Blüthe der toltekischen Cultur in Mexico bereits in den südlichen Gebieten, Guatemala und Yucatan angesiedelt finden. Von da aus sollen, wenn man die einheimische Tradition richtig interpretirt,

---

*) Smith, Buckingham, Grammar of the Pima or Nevome, a language of Sonora, London 1862, 8°. (Shea's library of American linguistics, V.)

**) Smith, Buckingham, a grammatical sketch of the Heve language, London 1862, 8°. (Shea's library of American linguistics III.)

die Keime der toltekischen Cultur nach Mexico getragen und dort weiter entwickelt worden sein, so dass die Einwanderung der Tolteken in Mexico als eine Rückwanderung von Süden nach Norden aufzufassen wäre. Bei dieser Gelegenheit scheinen die Tolteken jene Völker, welche wir als Aboriginer Mexicos bezeichneten, vorgefunden und ihrer Herrschaft unterworfen zu haben. Die Tradition bezeichnet sie mit dem unbestimmten Ausdrucke Chichimeken (welches so viel wie Barbaren bedeutet). Nachdem das Toltekenreich die Zeit seiner Blüthe durchlebt hatte, scheint es gleich anderen Reichen von innerer Fäulniss ergriffen worden zu sein, in Folge deren es ein Raub der empörten Chichimekenvölker wurde, die es verwüsteten und unter einander vertheilten. Doch die Tolteken gaben das Terrain nicht auf, sondern sich zeitweilig zurückziehend, brachten sie bald starke Hilfe in ihren Stammgenossen, den Nahuatl-Völkern, namentlich den kriegerischen Azteken. Diesen, einem anfänglich unscheinbaren Volke, gelang es, durch eine rücksichtslos durchgeführte, stramme Organisation nicht nur das frühere Besitzthum der Tolteken zu erobern, sondern eine förmliche Weltherrschaft in diesen Gegenden zu begründen, die nur an dem unvorgesehenen Erscheinen der Spanier ihr klägliches Ende erreichte.

In Folge dieser aztekischen Eroberungen lassen sich die Spuren der aztekischen Sprache nicht nur weit nach Süden (bis zum See von Nicaragua), sondern auch hoch hinauf nach Norden (bei allen Sonora-Völkern bis zu den Schoschonie's) nachweisen, ein Factum, welches in neuester Zeit durch Buschmann als sichergestellt zu betrachten ist.

Im Ganzen lassen sich, namentlich in späterer Zeit, die Tolteken-Völker von den Azteken-Völkern nicht trennen, da beide Stämme entweder eine und dieselbe oder blos dialektisch verschiedene Sprache geredet zu haben scheinen. Nur bei den älteren Völkern, so z. B. bei den Culhuas, Acolhuas, Ulmeken, Chikalanken, Tepaneken, ist dies einigermassen möglich, welche direct als Tolteken bezeichnet werden. Andererseits ist es von den Cohuixken, Tlapaneken, Cuitlateken in Mexico mehr als wahrscheinlich, dass sie zum Aztekenstamme zu rechnen sind. Gleiches gilt auch von den Mazapilen in Ost-Süd-Ost von Guadalajara und von den Tlascalteken.

Ebenso sind die Chiapaneken, die alte Bevölkerung von Chiapas, höchst wahrscheinlich ein Tolteken-Volk, welches bei seiner

weiteren Verbreitung nach Süden über Guatemala und Nicaragua unter dem Namen der Pipiles wieder auftaucht.

Als die Aboriginerbevölkerung Yukatans kann

XV. Der Maya-Stamm*)

gelten, welcher ehemals, wie aus der Verbreitung der im Osten vor S. Luis Potosi wohnenden Huasteken geschlossen werden kann, weit nach Norden hinauf gereicht haben muss und wahrscheinlich vor Einwanderung der toltekisch-aztekischen Völker die ganze Küste von Tabasco bis Tamaulipas inne hatte. Das Hauptvolk dieses Stammes sind die Mayas im nördlichen Yukatan. — Zu den Mayas gehören die Tsendals in Chiapas, deren Sprache nur einen Dialekt des Maya bildet. — Verwandte derselben sind die Quiche, Kachiquel, Poconchi und Chorti, deren Sprachen mit der Maya-Sprache zu demselben Stamme gehören, ferner die Lacandons, welche unterhalb des Peten-Sees erwähnt werden, sammt den südöstlich wohnenden Mopanes und Choles. Zu den Mayas gehören auch, wie schon erwähnt worden, die Huasteken, im Nordosten von Mexico, von Tozapan bis Tamaulipas.

Die Landstrecke von Honduras an bis gegen den Golf von Darien wird mit Ausschluss einiger aztekisch-toltekischen Völker, deren wir oben bereits erwähnt haben, von Stämmen bewohnt, die mit den vorigen nicht zusammenhängen und auch unter einander ohne tiefere Verwandtschaft sammt den Bewohnern der Antillen als isolirt zu betrachten sind.

Wir fassen sie daher unter der Collectiv-Bezeichnung

XVI. Isolirte Stämme Mittelamerikas und der Antillen,**)

zu einer Einheit zusammen. Zu diesen gehören die Chorotegas, die Aboriginer von Nicaragua, von welchen berichtet wird, dass ihre Sprache von der mexicanischen verschieden gewesen sei. Sie umfassen die vier Stämme der Cholutecas an der Bay von Fonseca, die Nagrandans, südöstlich von den vorigen, die Dirians, nordwestlich von Nicaragua und die Orotinas, am Golf von Nicoya. Verschieden von den vorhergehenden Stämmen sind die Chondals,

---

*) Orozco y Berra, Manuel, Geografia de las lenguas de Mexico, Mexico 1864, 8°.

**) Squier, Die Staaten von Central-Amerika, deutsch von Andrée, Leipzig 1856, 8°.

die Urbewohner des gebirgigen Innern von Nicaragua. Von den Völkern Costa-Ricas, Panamas und Dariens kennen wir ausser beiläufigen Notizen nur die blossen Namen und lässt sich ihre ethnologische Stellung daher schwer bestimmen. So wird um die Bay von Chiriqui das Volk der Changuenes erwähnt, im Südwesten derselben das Volk der Terrabas, im Südosten das Volk der Borucas. Die Völker der Landenge von Panama und des Golfes von Darien gehörten zum grössten Theile zusammen, da sie, wie berichtet wird, ein Idiom, die Cueva-Sprache, redeten.

Die Bewohner der Antillen gehörten zu dem Stamm der Cibuneys, bis auf einzelne Striche von Hayti, wo frühzeitig zwei andere, wahrscheinlich festländische Stämme (Cariben und Arowaken?) festen Fuss gefasst hatten. Dass die Cibuneys zum Maya-Stamme nicht gehörten, wie vielfach behauptet wird, sondern eher mit einem der isolirten Völker Süd-Amerikas zusammenhingen, dies scheint vor allem aus der Flora dieser Inseln hervorzugehen, welche sich an jene Süd-Amerikas anschliesst.

Von den Völkern des nordöstlichen Theiles von Süd-Amerika sind namentlich zwei näher bekannt, nämlich

XVII. Die Arowaken und Caraiben.*)

Die ersteren, welche sich selbst Lukkunu, „Menschen", nennen (der Name Aruak, „Mehlesser", wurde ihnen von ihren Nachbarn gegeben), waren ehemals die Bewohner des ganzen Küstengebietes zwischen dem Amazonas nnd dem Golf von Paria, von wo sie auf einzelne der nahe liegenden Inseln, ja selbst wahrscheinlicher Weise auf Hayti übersetzten. Gegenwärtig bewohnen sie den Landstrich zwischen den Flüssen Corentyn und Pomerun (das britische und holländische Guiana) und soll ihre Anzahl nicht mehr als 2000 Seelen betragen. **)

Die Caraiben (Cariben, Galibis) scheinen ein weit verbreiteter Stamm gewesen zu sein; sie lassen sich bis nach Uraba im Nordwesten und bis Cap Orange im Südosten nachweisen. Auch auf den Inseln ist ihre ehemalige Existenz bezeugt. Wie weit sie im

---

*) Schomburgk, R., Reisen in Britisch-Guiana 1840—1844, Leipzig 1847—48, 8°, 3 voll. Edwards, Bryan, The history of the British colonies in the West-Indies 4. edition, London 1807, 8°, 3 voll.

**) Brinton, D. G., in Transactions of the American philosophical society held at Philadelphia. New series XIV, 427.

Inneren reichten, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden, doch scheint es, dass sie im Süden längs des Amazonas bis über den Rio negro sich verbreiteten. Gerade diese weite Verbreitung der Caraiben ins Innere auf diesem Punkte macht es wahrscheinlich, dass wir die ursprüngliche Heimath dieses seekundigen Volkes in diesen Gegenden Süd-Amerikas zu suchen haben.

Als mit den Caraiben verwandt sind zu betrachten die Chara-gotto, südlich von Caracas, die Cumana-gotto, südlich von Piritu und Cumana, die Paria-gotto, am Golf von Paria, die Arina-gotto, südlich vom Orinoco, an den Flüssen Caura und Caroni, die Piano-gotto, an den Quellen des Corentyn, ferner die Guaycaris und die Tamanaken, am oberen Orinoco, oberhalb der Zuflüsse des Cuchivero, die Quiriquires, am Südufer des Meer-Busens von Maracaybo, die Macusi, im Quellengebiete des Rio branco, die Akawai, am oberen Cujuni, endlich die Zapara, Encabellados, Inquiavates, Putumayos, Anguteres, Iquitos und Mazanes, zwischen dem oberen Putumayo und Pastaza, bis an den 79° westl. Länge, also hart an die Grenze des alten Inca-Reiches sich hinziehend.

Dagegen ist es von den folgenden Stämmen zweifelhaft, ob sie zu den Caraiben gehören oder als die nun isolirten Urbewohner ihres Gebietes zu betrachten sind. Es sind dies die Tayronas, Guajiros und Caquetios, welche um den Meerbusen von Maracaybo und auf der Halbinsel Guajira wohnen, die Otomaken, im Quellengebiete des Apure, die Yaruros, an den Mündungen des Apure in den Orinoro, die Salivas, in der Gegend des heutigen S. Fe de Bogota, die Maypures mit den Cabres, im Quellengebiete des Orinoco, die Wapisiana, Atorai und Taruma, im Quellengebiete des Essequibo und seiner Zuflüsse, die Paravilhanos, am unteren Rio branco, u. a. kleinere Stämme.

Das Gebiet, welches von den beiden Flüssen Amazonas und Paraguay eingeschlossen wird und nebstdem im Nordwesten an den 4° nördl. Breite und den 54° westlicher Länge hinanreicht, wird von drei Stämmen eingenommen, welche in Betreff der Sprache auf eine ehemalige Einheit schliessen lassen,*) nämlich den

*) Vergl. Adelung-Vater, Mithridates III, 2, S. 603 ff. Schultz, Woldemar, Natur- und Culturstudien über Süd-Amerika und seine Bewohner, Dresden 1868, 8°, S. 22, und Martius, C. F. P. von, Beiträge zur Ethno-

XVIII. Tupis, Guaranis und Omaguas.

Davon haben die ersteren den nordöstlichen, die zweiten den südöstlichen und die dritten den westlichen Theil dieses Gebietes inne. — Die Tupis stehen zu den Guaranis in einem viel engeren Verwandtschaftsverhältnisse als zu den Omaguas, so dass wir füglich von den zwei Gruppen Tupi-Guarani und Omagua, bei der näheren Betrachtung der hieher gehörigen Stämme, ausgehen können.

Zu der ersten Gruppe gehören die Timbu, Caracara und Mbegua, am rechten Ufer des Parana, unterhalb des heutigen Santa-Fe und oberhalb Buenos Ayres, die Carios, am Paraguay, unterhalb des heutigen Asuncion, die Arachanas, zu beiden Seiten des mittleren Uruguay, die Guayanas mit den Chovas, Munnos, Chovaras und Bates, am oberen Uruguay, unterhalb des Iguazu, die Gualaches und Itatines, zwischen den Flüssen Paraguay und Parana, die Apiacas und Cabahybas, im Quellengebiete des Tapajoz und seiner Zuflüsse, und die Bororos, südlich von den vorigen. — Ferner gehören hieher einzelne Stämme an der Ostgrenze des ehemaligen Inca-Reiches, so die Guarayos, Chiriguanas, Chaneses, Sirionos, im Süden des Gebietes der Chiquitos.

Zur zweiten Gruppe, dem Volksstamme der Omaguas, gehören die Omaguasyete oder Omaguas im engeren Sinne, am oberen Putumayo und Yapura sammt deren Zuflüssen, die Achaguas und Enaguas, südöstlich vom heutigen S. Fe de Bogota, die Aguas, zwischen dem Maranon und Yavari, die Capanaguas, am Ucayale, die Maraguas, am Yutay, die Yurimaguas, am Yurua, und die Ucayales (Cocamas), am Ucayale und Apurimac, im Osten des altperuanischen Inca-Reiches. Wahrscheinlich sind auch die Omaguacas in Tucuman hieher zu rechnen.

Innerhalb des Gebietes dieser drei Stämme finden sich mehrere grössere und kleinere Völker angesiedelt, von denen es wahrscheinlich ist, dass sie nicht mit ihnen zusammenhängen, sondern die zersprengten Ueberreste eines oder mehrerer grösseren Stämme bilden. Es sind dies die Miranhas, am oberen Yapure, und südlich von ihnen die Jumanhas, die Ticunas, am unteren Yutay, die

---

graphie und Sprachenkunde Amerikas, Leipzig 1867, 8°, I, 170. Wied-Neuwied, Max, Prinz von, Reise nach Brasilien in den Jahren 1815—17, Frankfurt a. M. 1820—21, 4°, 2 voll.

Cataux is, am Coary, die Muras und Paru puru s, am unteren Purus, die Aranas, Culinos und Nawas, am oberen Yurua und Yutay, und östlich davon die Jamamaris, die Pamas, am oberen Madeira, die Mundrucus, am unteren, und die Parontitins, am oberen Tapajoz, die Paresis, im Quellengebiet des Paraguay und seiner Zuflüsse, die Parabitatas und Nabicuaras, im Quellengebiet des Arinos, die Jundiahis und Jacundas, am unteren Tocantins, die ersten am linken, die zweiten am rechten Ufer, die Gavioes, Caracatis, Apinages, Cherentes und Chavantes an demselben Flusse oberhalb der vorigen. Die Carayas und Cayapos, am oberen Araguay und seinen Zuflüssen, die Aymores oder Guaymores, allgemeiner bekannt unter dem Namen der Botokuden, im Osten des Flusses S. Francisco, die Kiriris in der Provinz Bahia, in der Nähe von Cochoeira, und die Puris, Choropos mit den Goaytacas, an beiden Ufern des unteren Parahyba im Nordosten von Rio de Janeiro.

Der Strich Landes, welcher im Westen des Verbreitungsbezirkes der Tupi-. Guarani- und Omagua-Völker, im Osten der Anden, etwa vom Chimborazo bis an den Illimani, sich herabzieht, wird in den Gebieten der Flüsse Maranon und Madeira und deren Zuflüsse von mehreren Völkern bewohnt, die weder mit einander noch mit irgend einem der erwähnten Volksstämme zusammenhängen und die wir unter dem Collectiv-Ausdrucke

XIX. Andes-Völker

zusammenfassen. Es sind dies die Cofanes und Huamboyas, östlich vom Chimborazo, die Jivaros, westlich vom mittleren Pastaza, die Yamcos, am unteren Chambira, die Pacamoros und Yuguarzongos, an der Biegung des Maranon von Norden nach Osten, die Cochiquinas, am unteren Yavari, die Mayorunas, am mittleren Ucayali, die Panos, am oberen Ucayali und seinen Zuflüssen, die sogenannten Antisaner, im Quellengebiet des Beni und seinen Zuflüssen, die Moxos, die Bewohner der Provinz Moxos, mit den kleineren Stämmen der Baures, Jtonamas, Pacaguaras u. a. und die Chiquitos, die Bewohner der Provinz gleichen Namens, mit den Saravecas, Inimas, Otukes, Zamucas u. a.

Das Land Chile vom 30° südl. Breite abwärts wurde von mehreren Völkern bewohnt, die aber eine und dieselbe Sprache redeten, so dass wir sie füglich zu dem Stamme der

XX. Araukaner*)

zusammenfassen können. Dieselben können als die Aboriginer dieser Gegenden betrachtet werden. Der einheimische Name, den sie sich beilegen sollen, lautet Moluche, „Krieger". Speciell nennen sich die im Nordwesten lebenden Stämme Picunche, „die Nördlichen", die im Nordosten ansässigen Puelche, „die Oestlichen". Die Küstenstämme, welche von St. Jago de Chile bis herab gegen Valdivia wohnen, nennen sich Pehuenche, „die Fichtenmänner", die Stämme im Süden des Landes bis hinab gegen das Feuerland werden mit dem Namen Huilliche, „die Südlichen", bezeichnet. Die südliche Abtheilung der letzteren, etwa vom 41° südl. Breite herab nennt sich speciell Vuta Huilliche und unterscheidet sich auch von der nördlichen dadurch, dass sie mit den im Osten wohnenden Tehuelche stark gemischt ist. Im Osten, in den Pampas am Salcado und seinen Zuflüssen, gehören die beiden Stämme der Ranqueles und Chilenos (Aucas) hieher, die erst nach der spanischen Besiedelung des Landes von Westen her eingewandert sind.

Indem wir uns abermals gegen Norden wenden, betrachten wir zunächst jene Stämme, welche am linken Ufer des Paraguay und seinen westlichen Zuflüssen von 19° bis etwa zum 32° südl. Breite herab sich erstrecken. Wir benennen sie nach den beiden Hauptvölkern dieser Gruppe

XXI. Guaycuru-Abiponer**)

und rechnen auch die am linken Ufer des Uruguay, von seiner Mündung an bis etwa zum 30° südl. Breite hinauf, wohnenden Charruas mit deren Verwandten dazu. — Der nördlichste dieser Stämme sind die Payaguas oder Payagoas, welche am Paraguay, vom Einflusse des Taquari bis etwa 5 Grade abwärts, wohnen. Zwischen dem Paraguay und Pilcomayo wohnt das Volk der Guaycurus, und westlich daran, jenseits des Pilcomayo die Mbocobies. Am Bermejo finden wir die Lules, Mataguayos, Chunupis, Malbalaes und Tobas und zwischen dem unteren Pilcomayo und

---

*) Smith, E. R. The Araucanians, New-York 1855, 8°. Stewenson. W. B. A., Narrative of 20 years residence in South-America, London 1825, 8°, 3 voll.

**) Vergl. Martius, Ph., Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas, Leipzig 1867, 8°, 1, 226. Dobrizhoffer, Martin, Historia de Abiponibus, equestri bellicosaque natione Paraguaria, Viennae 1784, 8°, 3 voll.

Bermejo die Mbayas. Im Süden zwischen dem Parana und Salado und über diesen hinaus bis an den Dolce sitzen die Abiponer.

Das Land südlich von diesen Gegenden, die sogenannten Pampas, bewohnt der Stamm der

XXII. Puelche.*)

Das Wort bedeutet „die Oestlichen", das nördlichste Volk, welches hieher gehört, wird Taluhet bezeichnet.

Das Land südlich von dem Pampas bis hinab gegen das Feuerland wird von dem Stamm der

XXIII. Tehuelche**)

bewohnt, bei uns unter dem Namen Patagonen oder Patagonier allgemeiner bekannt. Die südlichen Stämme am Golf von S. Jorge nennen sich speciell Culilau-cunny, die am Flusse S. Cruz Sehuau-cunny und die auf der Ostseite des Feuerlandes wohnenden Yacana-cunny.

Im Süden der Araukaner und Tehuelche auf dem Feuerland und den umliegenden kleineren Inseln sitzen die sogenannten

XXIV. Feuerländer,

welche nach den Nachrichten, die man über sie besitzt, in mehrere durch verschiedene (stammfremde?) Sprachen geschiedene Stämme zerfallen, so die Alikoolip, im Südwesten, die Tekeenica, im Südosten des Feuerlandes, die Yapoos auf Hoste Island u. a.

Nachdem wir im vorhergehenden die Stämme Süd-Amerikas, welche auf der Ostseite der Anden ansässig sind, betrachtet haben, bleiben uns nur mehr jene Völker zu erwähnen, welche wir auf der Westseite dieses Gebirgszuges angesiedelt finden. Hier stossen wir im Süden und Westen des Caraibengebietes auf den Stamm der

XXV. Chibcha oder Muisca,***)

an welchen sich mehrere, theils verwandte, theils stammfremde Völker anschliessen. Das Gebiet dieser Völker erstreckt sich vom oberen

---

*) Baucke, Florian, Reise in die Missionen nach Paraguay 1748—1766. Regensburg 1870, 8°.

**) Falkner, Thomas, Description of Patagonia and the adjoining parts of South-America. Hereford 1774, 4°. Andrée, Carl, Buenos-Ayres und die argentinischen Provinzen, Leipzig 1867, 8°.

***) Gumprecht, Das Volk der Muyscas oder Chibchas in Neu-Granada (Zeitschrift für Erdkunde in Berlin 1856, S. 167 ff. und 247 ff.) Uricoechea, E.,

Zuila im Norden bis herab gegen Pasto im Süden, wo die Grenze der Quichua-Völker beginnt, und von den Quellen des Atrato im Westen bis gegen S. Fe de Bogota im Osten. Das Hauptvolk dieser Gruppe, die Muiscas, lebte im heutigen Neu-Granada, in Bogota und Tunja. Westlich davon, auf dem rechten Ufer des Magdalenenflusses, sassen die Panches und auf dem linken Ufer die Pantagoros. Im Nordosten, am Zuila, wohnten die Chitareros und südlich von ihnen die Guanes und Laches. Im Südosten von Popayan ist das Volk der Paezes erwähnenswerth und nordwestlich und südöstlich von diesen die Pijaos.

Das ganze Küstengebiet vom 4° nördl. bis zum 30° südlicher Breite wird von mehreren Völkern bewohnt, als deren bedeutendstes das Inca-Volk der Quichua's gelten kann. Wir benennen daher diese Völkergruppe mit dem Namen der

XXVI. Quichua-Völker,*)

ohne damit die einheitliche Abstammung derselben zu behaupten. Das Hauptvolk, die Quichuas, welches bei der Eroberung dieser Gegenden durch die Spanier als das herrschende auftritt, ist ursprünglich in der Umgebung von Cuzco zu Hause, es hat sich aber durch die Eroberungen der Incas über seine ursprünglichen Grenzen verbreitet, wie auch seine Sprache weit über dieselben nach Norden und Süden getragen. Die nächsten Verwandten der Quichuas sind die Aymaras**), die ursprünglichen Bewohner des Gebirgslandes im Osten und Südosten des Titicaca-Sees. Sie sind die eigentlichen Urheber der peruanischen Cultur und stehen zu dem Erobervolke der Quichuas in einem ähnlichen Verhältnisse wie die Tolteken zu den kriegerischen Azteken in Mexico.

Neben diesen beiden Völkern treffen wir eine Reihe von Stämmen, welche ethnologisch mit denselben und wahrscheinlich

---

Gramatica de la lengua Chibcha, Paris 1871, 8°. Derselbe, Memoria sobre las antiguedades Neo-Granadinas, Berlin 1854, 8°. Das Wort Muisca bedeutet „Leute, Person", während Chibcha die Sprache bezeichnet, welche von diesem Volke gesprochen wird.

*) Tschudi, J. J. von, Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838—42, St. Gallen 1844—46, 8°, 2 voll. Derselbe, Reisen nach Süd-Amerika, Leipzig 1866, 8°, 5 voll.

**) Vergl. Tschudi, J. J. von, Die Kechua-Sprache, Wien 1853, 8°, I, 18. Forbes, David, On the Aymara Indians of Bolivia and Peru. (Journal of the ethnological society of London, New series II, 193 ff.)

auch unter einander nicht zusammenhängen. Es sind dies die Barbacoas und Iscuandees, im Nordwesten, und die Quillacingas, im Südosten von Pasto, die Puruayes, südlich vom Chimborazo, die Guancas (Huancas) und Yauyos in der Breite von Lima, die ersten im Inneren, die zweiten mehr an der Küste, die Atacamas, die Bewohner der Küste südlich von Arica bis gegen Atacama, und südlich von ihnen die Changos, Llipis und andere Stämme.*)

Leiblicher Typus des Amerikaners.**)

Was den physischen Typus der amerikanischen Rasse anbelangt, so sind die meisten Reisenden und Forscher darin einig, dass die Aboriginer der neuen Welt vom höchsten Norden bis zum tiefsten Süden eine Physiognomie zeigen, deren Abweichungen sich in der Regel aus localen Ursachen erklären lassen. Ebenso stimmen Alle darin überein, dass der Amerikaner von jeder anderen Menschenvarietät leicht zu unterscheiden ist und dass, wenn auch einzelne Aehnlichkeiten zwischen ihm und anderen gelben oder braunen Rassen obwalten, die Unterschiede wiederum derart sind, dass an eine Identificirung beider nicht gedacht werden kann.

Im Allgemeinen dürfte folgendes Bild auf den Aboriginer Amerikas passen.

Der Körperbau ist ziemlich kräftig,***) jedoch weniger wie beim Weissen und Neger, daher auch die Arbeitskraft des Amerikaners jener der beiden genannten Menschenvarietäten nachsteht. Der Schädel ist bald rund, bald mehr länglich und nach hinten gezogen, das Hinterhaupt nur wenig abgerundet, oft förmlich abgeplattet. Die Stirn ist sehr breit, aber auch sehr niedrig, oben etwas schmäler als unten. Dadurch treten der mittlere und untere Theil des Gesichts mehr hervor, als bei jeder anderen Rasse, und es ist der Amerikaner an diesem Zuge leicht von den übrigen Menschenvarietäten zu unterscheiden. Die Augenhöhlen sind sehr gross, beinahe viereckig und der untere Rand derselben mehr gekrümmt

---

*) Ueber die wunderbar grosse Anzahl der fremden Stämme in Peru nach neuen und älteren Nachrichten, vergl. Tschudi a. a. O. 18.

**) Abbildungen des amerikanischen Typus findet man bei Prichard, Schoolcraft. Maximilian Prinz von Wied-Neuwied, und bei Pickering in United states exploring expedition, IX.

***) Die verbreitete Ansicht von der Schwäche der amerikanischen Rasse ist in ihrer Allgemeinheit unbegründet.

als der obere. Die Augen sind in der Regel tiefliegend, klein und schwarz, die Augenlidspalte ist stets horizontal. Die Backenknochen sind stark und treten mit einer plötzlichen Neigung gegen den Unterkiefer bedeutend hervor. Die Kiefer sind lang und vorstehend, die Zähne sitzen oben in denselben vertical und sind von beträchtlicher Grösse. Die Nase ist gross, lang und etwas gebogen, die Nasenlöcher weit. Der Mund ist von bedeutender Grösse, die Lippen oft dick ohne aufgeworfen zu sein. Das Haar ist schlicht, lang, grob und von sehr schwarzer glanzloser Farbe. Bart und Augenbrauen sind sehr schwach entwickelt.

Die Behaarung an den bedeckten Theilen des Körpers fehlt ganz. Ob der letztere Charakter ursprünglich dieser Rasse zukommt oder in den meisten Fällen mit der Sitte des Ausreissens der Haare am Körper zusammenhängt, wobei Vererbung dieser künstlich erzeugten Beschaffenheit mit der Zeit eingetreten sein kann, lässt sich schwer entscheiden. Die Haut ist zart und atlasartig anzufühlen, die Farbe derselben schwankt zwischen Schmutziggelb, Olivenbraun, Lohfarb, Zimmtbraun und Kupferroth.

Merkwürdig ist die Sitte der Abplattung der Stirn, des Hinterhauptes, oft auch der Seitentheile des Kopfes, welcher wir bald in dieser, bald in jener Form bei den meisten Völkern Amerikas begegnen. Es scheint hierin nichts anderes als eine Uebertreibung des typischen Rassencharakters zu liegen, in welchem jede Rasse das Ideal ihres Schönheitsbegriffes zu erblicken pflegt.

Psychischer Charakter des Amerikaners.

Der Grundzug des Charakters des Amerikaners ist Verschlossenheit und Ernst. Er unterscheidet sich hierin bestimmt von anderen Rassen und erinnert vielfach an den Malayen. Der Amerikaner sieht allem, was um ihn vorgeht, mit würdevoller Indifferenz zu und nimmt überhaupt an der äusseren Welt wenig Antheil. Er ist daher im Verkehre mit Seinesgleichen ernst und schweigsam und lässt stets Ueberlegung und Vorsicht merken.

In den Versammlungen der nordamerikanischen Indianer geht es ganz eigenthümlich zu. Der Redner spricht langsam, eintönig, wie wenn er in einem Monolog begriffen wäre. Alle Anwesenden hören ihm schweigend zu und dieses Schweigen dauert auch eine Weile fort, nachdem der Redner geendet. Wenn nach einigen Minuten ein neuer Redner anhebt, bekommt man unwillkürlich den Eindruck einer Versammlung von Zerstreuten, die durch die Stille

aufmerksam geworden, wie aus einem Traume erwachen und über den vorgetragenen Gegenstand nachzudenken scheinen.

Parallel mit dieser äusserlich zur Schau getragenen Apathie und Gleichgiltigkeit gegen die Dinge der Aussenwelt geht eine ans Wunderbare grenzende Selbstüberwindung, mit welcher der Indianer den Schmerz erträgt. Nachdem er den Feind, welcher in seine Gewalt gefallen, mit der unmenschlichsten Grausamkeit behandelt, erträgt er selbst, in Gefangenschaft gerathen, alle Grausamkeiten, welche der übermüthige Feind an ihm vornimmt. Er stösst keinen Laut aus, welcher seinen Schmerz verrathen, er verzieht keine Miene, welche seinen inneren Seelenkampf andeuten könnte. Die Helden Homers, welche ihrem Schmerz durch lautes Schreien Ausdruck geben, wären in den Augen des Indianers feige Memmen. Ein indianisches Weib, welches gleich einem Weibe aus unserer Mitte während der Geburt, wo sie von Wehen überwältigt wird, stöhnen oder gar schreien möchte, würde verachtet und verspottet werden. So verschieden sind die Ansichten des Indianers von den unsrigen, dass er selbst dann, wenn es gilt das Leben zu verlassen und aus dem Kreise seiner Lieben für immer zu scheiden, von Jedermann stoische Ruhe und Gleichgiltigkeit fordert, nicht so sehr deswegen, weil die Welt mit ihren Gütern des Lebens nicht werth, sondern weil es eines Mannes unwürdig ist, sich durch den Schmerz überwältigen zu lassen.

Diese Selbstbeherrschung und Gleichgiltigkeit entspringen aber nicht einem phlegmatischen Temperamente, sondern sind vielmehr Folge der dem Amerikaner angeborenen Härte und Verschlossenheit. Der Grundzug seines Temperamentes ist im Gegentheile cholerisch. In demselben Grade als der Indianer sich äusseren Einflüssen gegenüber zu beherrschen weiss, gibt er sich Affecten mit Lebhaftigkeit und beispielloser Leidenschaft hin. Ist sein Herz dem Zauber der Liebe verfallen oder sein Kopf von der Wuth des Spieles eingenommen, so ist er im Stande all sein Hab und Gut zu opfern und selbst seines eigenen Lebens nicht zu schonen.

Als Krieger ist der Indianer tapfer. Er führt den Krieg in der Regel mit ebenso viel Grausamkeit als List. Er erinnert vielfach an den Maori, er vergreift sich auch gleich diesem an dem erschlagenen Feinde und isst von seinem Fleische.

Die im Charakter des Indianers gelegene, nach aussen zur Schau getragene Gleichgiltigkeit und Verschlossenheit wird durch die eigenthümlichen Ansichten über Schicklichkeit noch mehr genährt.

Nach diesen ist es nicht gestattet den Sprechenden zu unterbrechen oder Misstrauen gegen die Wahrheit seiner Worte an den Tag zu legen. Es gilt auch nicht für schicklich, die Rede allsogleich zu beantworten; je grössere Wichtigkeit man derselben beilegt, um so länger zögert man in der Regel mit der Antwort.

Daher ist es für den Fremden ausserordentlich schwer mit dem Indianer zu verkehren und aus dem Betragen desselben, welches er momentan an den Tag legt, auf das was in seinem Innern vor sich geht einen Schluss ziehen. Da der Indianer Jedermann mit einer gemessenen Höflichkeit begegnet, so fordert er dieselbe auch von Anderen. Wird er beleidigt, so ist er weit davon entfernt, auf der Stelle Gleiches mit Gleichem zu vergelten; im Gegentheile, er trägt die gleichgiltigste Miene zur Schau, obgleich sein Inneres bereits auf Rache sinnt. Wehe dann dem Unvorsichtigen, der sich durch solches Benehmen täuschen lässt, und den stumpfen Wilden mit noch grösserer Insolenz behandeln zu können glaubt!

Ethnographische Schilderung.

Vermöge der beschränkten Anzahl von Nutzpflanzen und Nutzthieren, sowie der nicht überall günstigen Lage des Landes, ist der Aboriginer Amerikas im Ganzen gegen die anderen Rassen in seiner Culturentwickelung bedeutend zurückgeblieben. Die Natur selbst hat ihn zum Jäger und Fischer gemacht und ihm den Zutritt zu einer höheren Cultur verwehrt. Er war viel stiefmütterlicher von ihr behandelt worden als der Malaye, der Neger und der Hottentote; sie hatte ihm nur ein Weniges mehr geboten als dem Australier und dem Papua.

Trotzdem gelang es ihm auf einzelnen Punkten, wo er von der gewaltigen Natur nicht so hart bedrängt war und sich gleichsam sammeln konnte, sich aus dem wilden Zustande empor zu arbeiten und zum Culturmenschen heranzubilden. Diese Cultur ist nicht nur eine materielle, sondern eine zum Theile auf die Befriedigung geistiger Bedürfnisse abzielende, und wir müssen sie um so mehr anerkennen, als sie ganz ohne äusseren Einfluss zu Stande kam und wie es scheint erst nach unsäglichen Kämpfen mit den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens angebahnt werden konnte. Deswegen nimmt auch nach unserer Ansicht der Amerikaner in der Reihe der Menschenrassen eine höhere Stufe ein als der im Javanen zum Culturmenschen erhobene Malaye, der im Ueberfluss schwelgende

Neger oder der über den Nomadenzustand nicht hinausgekommene Kaffer. —

Vom Standpunkte der einheimischen Cultur theilt sich die Aboriginer-Bevölkerung Amerikas in zwei Abtheilungen. In die eine fallen die beiden Culturvölker der Mexicaner und Peruaner, an welche sich die Völker Mittel-Amerikas einerseits und die Völker Neu-Granadas andererseits anschliessen, in die andere Abtheilung dagegen die übrigen Stämme Nord- und Süd-Amerikas, welche man füglich unter dem Ausdrucke Naturvölker zusammenfassen kann.

A. Naturvölker Amerikas.

1. Nordamerikanische Völker. *)

In der Kleidung des nordamerikanischen Indianers prägt sich eine eigenthümliche Mischung des Pompösen und Phantastischen aus. Dieselbe ist grösstentheils den Fellen der von ihm erlegten Thiere entnommen, worunter der Bison obenan steht. Die Felle werden zu diesem Zwecke gegerbt und zu Röcken, Beinkleidern, Gamaschen und Schuhen zusammengenäht. Dieselben sind besonders an den Seiten mit allerlei Zierrath, der fransenartig herabhängt, aufgeputzt. In der Regel wird über diesen Anzug ein mit allerlei Figuren bemalter Mantel, ebenfalls von Leder, geworfen.

Das Gesicht wird mit verschiedenfarbigen Strichen bemalt, und gilt für desto schöner, je mehr schreiende Farben aufgetragen werden. Das Haupt, dessen Haare entweder frei herabhängen, oder bis auf einen Büschel am Scheitel geschoren sind, wird mit Federn, Büscheln von Pferdehaaren, den Skalp-Locken des erschlagenen Feindes, Büffelhörnern und anderem Zierrath geschmückt. Solche Dinge, nebst noch anderen bunten und mannigfaltigen Gegenständen, wie Thier- und Vogelbälge, Bänder, Steinstückchen, werden auch an Schnüren zusammengereiht und sowohl um den Hals, als auch um einzelne Waffenstücke und Geräthe, vor allem die Pfeife, umgehängt.

*) Quellen: Schoolcraft Henry, R. Historical and statistical information resp. the history of the Indian tribes of the U. S., Philadelphia 1851, 4°, 5 voll. und Catlin, George, Letters and notes on the manners, customs and condition of the North-American Indians, London 1841, 8°, 2 voll. Wir haben uns bei der vorliegenden Schilderung auf die Indianerstämme im Osten des Felsengebirges beschränkt, da die an der Nordostküste sesshaften Stämme bereits Anklänge an Nordost-Asien zeigen.

Der vorzüglichste Schmuck des nordamerikanischen Indianers sind jedoch die sogenannten Wampums. Dies sind Arm- und Halsbänder aus farbigen, besonders blauen Perlen, welche aus kleinen Muscheln verfertigt werden. Zu diesem Behufe wird die Muschel an Steinen glatt und rund gerieben und dann mittelst eines spitzigen Instruments durchbohrt. Man fasst mehrere solcher Perlen an Schnüren zusammen, und diese werden um so höher geschätzt, je bunter und gleichförmiger die einzelnen Perlen sind.

Vermöge der mühseligen Arbeit bei Verfertigung derselben ist der Werth solcher Wampums in den Augen des nordamerikanischen Indianers sehr gross. Sie werden überall statt baren Geldes genommen. Bei Unterhandlungen ist die Zusendung des Wampums ein Zeichen der Freundschaft, im Kriege ein Zeichen des angebotenen Friedens. Häufig wird der Tribut, welchen ein unterworfener Stamm zu zahlen hat, in Wampums gezahlt.

Die Wohnungen des nordamerikanischen Indianers bestehen aus Hütten, welche bei den Fischerstämmen aus Baumrinde, bei den Jägerstämmen dagegen aus zusammengenähten Büffelhäuten verfertigt werden. Die ersteren sind in der Regel grösser und haben eine beinahe halbkugelförmige Gestalt, die letzteren dagegen sind nach oben spitz zulaufend. Das Gerüste der Hütte wird aus mehreren Stangen gebildet, welche mittelst Thiersehnen zusammengebunden werden. Bei den Hütten der letzteren Art ist die Zeltdecke mittelst Pflöcken unten am Boden befestigt. Dieselbe ist von aussen mit verschiedenen Figuren bemalt und mit Fransen reichlich verziert. An einer Seite wird die Naht unten ein wenig unterbrochen und die Decke nach beiden Seiten zurückgeschlagen, wodurch eine kleine Thür entsteht, durch welche man in die Wohnung hineinkriecht. Oben an der Spitze befindet sich ein Loch, welches zum Abziehen des Rauches dient. In der Mitte der Hütte ist der Feuerplatz gelegen, ein rundes, in die Erde gegrabenes Loch, über welchem ein grosses kesselförmiges Gefäss von einem aus drei gegen einander geneigten Stangen gebildeten Gestelle herabhängt.

Eine solche Hütte wird von einer Familie bewohnt; sie umfasst alle ihre Utensilien, wie Geschirre, Waffen und übrigen Geräthe. Sie kann in kurzer Zeit aufgeschlagen und ebenso abgebrochen werden. Im letzteren Falle werden die Felle zusammengerollt, und die Stangen der Hütte bilden das Gerüst, auf welches man die verschiedenen Stücke des Hausrathes legt und fortträgt. Das Zusammenpacken und Forttragen der Hauseinrichtung ist in der Regel

das Geschäft des Weibes, welchem auch die anderen Verrichtungen des Haushaltes zufallen, während der Mann blos um seine Waffen, die Jagd und den Krieg sich kümmert.

Die Hausgeräthe sind aus Holz, Thon, leichten Steinen und Thierhäuten verfertigt. Die Schneide-Instrumente und Waffen wurden vor der Bekanntschaft mit den Weissen aus Steinen und Knochen gearbeitet. Obschon das Land einen grossen Reichthum an Metallen darbietet, waren dem nordamerikanischen Indianer die Gewinnung und Bearbeitung derselben unbekannt.

Bei den Fischerstämmen ist der Kahn eines der wesentlichsten Geräthe. Er wird entweder aus Baumrinde oder der Haut des Bisons verfertigt und ist ebenso durch Leichtigkeit, als durch Dauerhaftigkeit ausgezeichnet.

Von den Jägerstämmen werden im Winter, wenn der Schnee hoch liegt, Schneeschuhe getragen. Es sind dies grosse elliptisch oder in der Form eines Fisches geschnittene Platten von weichem Holze und Leder, auf denen der Jäger über den hartgefrorenen Schnee dahingleitet, während das von ihm verfolgte Wild mit jedem Satze im Schnee versinkt. Er hat daher mit seiner Beute in der Regel leichte Arbeit.

Mehrere zusammenstehende Hütten bilden ein Dorf. Die Anlage eines solchen ist aber nichts weniger als regelmässig. Meistens findet man solche Indianerdörfer an Stellen, wo der Jagdertrag ergiebig zu sein pflegt und wo Wasser in geringer Entfernung sich findet. Manchmal wird das Dorf mit einer Umzäunung von Stöcken, die reihenförmig in die Erde eingerammt sind, umgeben, um es vor plötzlichen Ueberfällen sicher zu stellen.

Die Nahrungsmittel des nordamerikanischen Indianers sind grösstentheils animalischer Natur. Das Fleisch wird entweder getrocknet, geräuchert oder gekocht; rohes Fleisch scheint nur dann genossen zu werden, wenn entweder der Hunger zu gross ist oder das Feuer augenblicklich fehlt. Dabei wird das Fleisch weder gesalzen, noch mit irgend einem anderen Gewürze versetzt.

Wenn die Jagd nicht genug ergiebig ausgefallen ist, nimmt man auch zur vegetabilischen Nahrung seine Zuflucht. Dieselbe ist aber stets nur den wildwachsenden Pflanzen entnommen; Landbau wird von den Indianern Nordamerikas nicht getrieben. Sowohl vom Fleisch, als auch von einzelnen Pflanzenarten (z. B. dem wilden Reis) werden für den strengsten Theil des Winters Vorräthe angelegt, welche man in dicht verdeckten Gruben aufbewahrt.

Die Gewohnheit an das Jäger- und Fischerleben ist im nordamerikanischen Indianer so tief eingewurzelt, dass er auch dann, nachdem er durch die Weissen sowohl mit den Hausthieren, als auch den Culturgewächsen der alten Welt beschenkt worden war, es verschmähte, in der Viehzucht oder im Landbau die Quelle seiner Nahrung zu suchen.

Er zieht kein einziges unserer Hausthiere; selbst das Pferd, welches ihm bei der Jagd so wesentliche Dienste leistet, wird von ihm wild eingefangen.

Bestimmte Mahlzeiten werden vom nordamerikanischen Indianer nicht gehalten, man isst, sobald man Hunger verspürt oder irgend etwas vorhanden ist. War die Jagd ergiebig, so ist auch die Mahlzeit reichlich und das Feuer wird unter dem Fleischtopfe so lange unterhalten, als nur etwas da ist; im entgegengesetzten Fall weiss man sich auch mit dem Wenigen zu begnügen. So ist es Sitte bei allen Völkern, welche mit ihrem Lebensunterhalte auf die Jagd angewiesen sind. Sie können, ist alles im Ueberflusse vorhanden, im Essen Unglaubliches leisten, wissen aber auch im Nothfalle mit magerer Kost ihren Hunger zu stillen, Daraus erklären sich die einander widersprechenden Urtheile über die nordamerikanischen Indianer. Während die Einen sie als unmässige Fresser verschreien, können die Andern ihre Frugalität nicht genug loben.

Berauschende Getränke waren vor der Bekanntschaft mit den Weissen nicht vorhanden. Erst durch diese wurde der Branntwein eingeführt, und hat mit seinen Reizen das arglose Gemüth des Wilden gefangen genommen. Während des Essens sitzen die Männer von den Weibern abgesondert. Die letzteren findet man stets mit den Kindern und Hunden beisammen.

Ein allgemein verbreitetes Reizmittel ist das Rauchen des Tabaks. Man raucht denselben aus grossen Pfeifen, welche aus einem eigenthümlichen weichen Steine von rother Farbe geschnitzt und mit verschiedenartigem, mitunter höchst phantastischem Zierrath versehen sind. Nach den Sagen einiger Stämme ist der Pfeifenstein das Fleisch ihrer Vorfahren, und deswegen raucht man aus ihm zum Zeichen des Friedens.

Die Friedenspfeife, welche nur bei der Ceremonie des Friedensschlusses geraucht werden darf, zeichnet sich durch eine grössere Gestalt und künstliche Form aus und wird mit den Schwungfedern des Adlers aufgeputzt. Sie wird jedesmal aus dem Zelte des Häuptlings hervorgeholt und in der Runde herumgereicht. Nach beendeter

Ceremonie wird sie wieder sorgsam eingehüllt und im Zelte des Häuptlings aufbewahrt.

Die Sitte des Rauchens war bei den Indianern Nord-Amerikas schon vor der Einführung des Tabaks einheimisch. Man rauchte verschiedene Blätter und Rindensorten von narkotischer Wirkung, welche getrocknet und zu Pulver zerrieben wurden. Dieselben werden noch heut zu Tage neben dem Tabak geraucht.

Bei dem Stamme der Mandan finden sich Schwitzbäder im Gebrauche, welche ganz den sogenannten russischen bei uns ähnlich sind. Zu diesem Zwecke wird in einem aus Büffelfell erbauten Zelte ein Gestell mit einem siebähnlichen Aufsatze aufgestellt und zu gleicher Zeit eine Anzahl von Steinen erhitzt. Nachdem alles bereitet worden, kommt der Badende, in ein weites Gewand gehüllt, aus seiner Hütte und hockt sich nackt auf dem siebähnlichen Aufsatze nieder. Eine zweite Person bringt einen Stein nach dem andern daher, stellt ihn unterhalb des Aufsatzes nieder und giesst kaltes Wasser darauf. Nachdem sich hinreichend Dämpfe entwickelt haben, wird das Zelt eng geschlossen und der Badende einer heftigen Transspiration überlassen. Nachdem er hinreichend Schweiss gelassen, öffnet er das Zelt und springt in einen nahe gelegenen Bach, worauf er sich mit Fellen abreibt und in sein weites Gewand einhüllt. Zum Schlusse wird er am ganzen Leibe mit Bärenfett reichlich eingerieben.

Die ursprünglichen Waffen des nordamerikanischen Indianers waren die Keule, das Beil, der Bogen und der Pfeil, aus Holz, Stein und Thierknochen verfertigt. Seit der Bekanntschaft mit dem Weissen sind sie jedoch eisernen Waffenstücken gewichen, worunter das Beil (Tomahawk) und das Schlachtmesser die bemerkenswerthesten sind. Besonders das letztere weiss der nordamerikanische Indianer mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit zu führen und sich dadurch furchtbar zu machen. In neuerer Zeit wird auch die Flinte vielfach verwendet, jedoch erweisen sich die alten Exemplare derselben der vervollkommneten Waffen der Weissen gegenüber als unbrauchbar.

Die Geburt geht bei den Weibern der nordamerikanischen Indianer in der Regel schnell und glücklich von Statten. In vielen Fällen entbindet das Weib selbst, ohne von Jemandem in diesem schmerzlichen Akte unterstützt zu werden.

Das Kind bekommt bald nach der Geburt einen Namen, welchen es so lange beibehält, bis ihm von seinen Gespielen und

Verwandten ein anderer gegeben wird, welcher gewöhnlich von seinen körperlichen oder geistigen Eigenschaften oder anderen hervorragenden Eigenthümlichkeiten hergenommen ist.

Die Erziehung der Kinder ist darauf berechnet, in ihnen einen freien und unabhängigen Geist auszubilden. Sie werden daher sich selbst überlassen und von den Eltern in den seltensten Fällen gezüchtigt. Die Strafen, besonders bei den Knaben, sind derart, dass sie diesen Namen gar nicht verdienen; man begnügt sich damit, das Kind einfach zur Rede zu stellen oder mit kaltem Wasser zu begiessen. Man sieht es gern, wenn die Kleinen frühzeitig die Verrichtungen und Neigungen der Erwachsenen nachahmen. Man lässt sie mit den Schädeln der erschlagenen Feinde spielen und unterweist sie im regelrechten Scalpiren derselben. Durch eine solche Erziehung, oder vielmehr durch diesen Mangel an aller Erziehung wird in den Kindern ein unbändiger, störrischer Sinn herangebildet. Dieselben zeichnen sich frühzeitig ebenso durch Ungehorsam gegen ihre Eltern als durch Zügellosigkeit und Uebermuth gegen ihre Altersgenossen aus.

Aus solcher Jugend wächst ein unbändiges, stolzes und gewaltthätiges Geschlecht heran, welches jeden Versuch von Seite des Weissen, es zu civilisiren als einen Eingriff in seine Freiheit und Unabhängigkeit betrachtet und alsogleich zu blutigen Thätlichkeiten bereit ist.

Während der Knabe frühzeitig mit den Männern verkehrt, und als Jüngling ohne alle Ceremonie in ihre Gesellschaft gelangt, wird das Mädchen, sobald es zur Jungfrau herangereift ist, gewöhnlich auch äusserlich als solches gekennzeichnet. Dies geschieht dadurch, dass man ihr zu Ehren ein Fest veranstaltet und ihr Gesicht mit einigen Strichen bemalt.

Um das vierzehnte oder fünfzehnte Jahr macht sich der Jüngling auf, um sich seinen Zaubersack (Medicinsack) zu holen. Dies ist ein aus dem Balge irgend eines vierfüssigen Thieres oder eines Vogels gemachtes sackförmiges Amulet, welches am Kleide befestigt oder in der Hand getragen und nie abgelegt wird. Man vertraut unbedingt auf seine Zauberkraft, und kein Mann würde sich entschliessen den Medicinsack unter welchen Bedingungen immer wegzugeben. Geht der Zaubersack durch Zufall verloren, so muss man einen solchen dem Feinde abzunehmen trachten.

Die Art, wie ein solcher Zaubersack gewonnen wird, ist folgende: Der junge Mann, welcher ihn zu besitzen wünscht, entfernt sich

vom Elternhause auf einen entlegenen einsamen Platz und bringt dort mehrere Tage unter Fasten und Anrufungen des grossen Geistes zu. Er verfällt dann, von dem langen Fasten und Wachen ermattet, in einen tiefen Schlaf. Das erste Thier nun, von welchem er träumt, betrachtet er als den ihm vom grossen Geist bestimmten Beschützer und begibt sich nach Hause, um seine Waffen zu holen und dasselbe zu erlegen. Hat er es erlegt und befindet er sich im Besitze seines Balges, so ist er gegen alle Gefahren für immer gesichert. Ebenso wie jedes Individuum, hat jeder einzelne Stamm seinen Zaubersack, welcher heilig gehalten und vor den Blicken des Fremden verborgen wird.

Die Heirath ist bei den Indianern Nord-Amerikas ein reines Kaufgeschäft, bei welchem vor allem andern das Ansehen, die Verbindungen und der Reichthum des Freiers den Ausschlag geben. Die Festlichkeiten beschränken sich meistens auf ein reichliches Mahl, welches den Gästen gegeben wird.

Bemerkenswerth ist die frühe Zeit, in welcher die Mädchen zu reifen und sich zu verheirathen pflegen. Bräute mit eilf bis zwölf Jahren sind nicht selten und gar häufig begegnet man dreizehn- bis vierzehnjährigen Müttern. Durch das frühzeitige Heirathen, sowie die Mühen und Anstrengungen, welche dem Weibe auferlegt sind, altert dieses vor der Zeit und bietet oft mit dreissig Jahren den Anblick einer verwelkten Matrone dar.

Während der monatlichen Reinigung muss sich das Weib vom Manne, sowie auch von der Wohnung trennen und die ganze Zeit in einer kleinen abgesonderten Hütte zubringen. Wenn die Zeit abgelaufen ist, muss sie sich in fliessendem Wasser baden und kann erst, nachdem dies geschehen, mit ihrer Familie sich vereinigen.

Gewöhnlich nimmt sich ein Mann so viele Frauen, als er zu ernähren im Stande ist. Doch begnügt man sich in den meisten Fällen mit einer einzigen Frau und nur Reiche oder Häuptlinge nehmen sich deren mehrere. Von diesen nimmt gewöhnlich diejenige, welche in der Gunst des Mannes am höchsten steht, nämlich die jüngste, den ersten Rang ein.

Das Leben der Frau ist nichts weniger als ruhig und sorgenlos. Auf ihr lasten in der Regel alle Geschäfte des Hauses. Während der Mann sich um nichts anderes zu kümmern braucht, als um die Jagd und den Krieg, ist es Sache der Frau, alle übrigen Bedürfnisse zu besorgen. Ihr liegt es ob, die Baumrinde für die Hütte

herbeizuschaffen, und die Felle für die Zelte, sowie für die verschiedenen Kleidungsstücke zu bearbeiten. Sie selbst begibt sich in den Wald, um Beeren und Feuerholz einzusammeln. Dabei muss auch ihr Auge über den Kleinen wachen, damit ihnen nichts zu Leide geschehe. Sie muss den hilflosen Säugling nähren und pflegen. Letzteren trägt sie bei allen Arbeiten auf dem Rücken mit sich herum.

Vielleicht eben in Folge dieser Mühsale und Entbehrungen entwickelt sich besonders in der Mutter ein zärtliches Gefühl für ihre Kinder. Sie werden von ihr stets mit der grössten Liebe gepflegt, und selbst wenn die Familie zu einer beträchtlichen Grösse herangewachsen ist, wird nicht, wie bei anderen Völkern, zu dem grausamen Mittel des Kindesmordes gegriffen.

Obwohl mitunter auch einzelne Familien unter ihrem natürlichen Oberhaupte ein isolirtes Leben führen, sind doch meistens mehrere derselben zu einem Dorfe unter einem Häuptlinge vereinigt. Doch ist die Vereinigung eine nur lose und die Stellung des Häuptlings im Frieden eine unbedeutende. Ueberhaupt beruht die Würde des Häuptlings vor allem auf seinen persönlichen Eigenschaften und dem durch sie erworbenen Ansehen, sowie den Geschenken, mit welchen er die tapfersten Männer des Dorfes an sich zu fesseln weiss. Eine Vereinigung mehrerer Dörfer zu einem Stamme findet nur in Kriegszeiten statt, und selbst dann ist ein solcher Stamm mehr ein Aggregat verschiedenartiger Individualitäten als ein einheitlicher Organismus. — Daher kommen die Planlosigkeit, mit welcher die Kriege von den nordamerikanischen Indianern geführt werden und der unglückliche Ausgang ihrer Kämpfe.

Die Kriege werden mit mehr List als Tapferkeit geführt. Zwar wird immer der Feind von dem bevorstehenden Kampfe unterrichtet, indem man irgend ein Symbol (meistens ein Bündel Pfeile) ihm zusendet, aber nach Eröffnung der Feindseligkeiten ist es ganz gleichgiltig, durch welche Mittel man zu seinem Ziele gelangt.

Als die werthvollste Trophäe gilt die Kopfhaut des gefallenen Feindes, welche man sammt den Haaren und in der Regel auch den Ohren mittelst eines scharfen Messers herabzieht. Der Wunsch nach dem Besitze eines solchen Scalps verleitet manchen jungen Krieger zu Thaten, welche nicht so sehr in das Gebiet kriegerischer Tapferkeit, als vielmehr in jenes des feigen Meuchelmordes gehören.

Krankheiten und Unglücksfälle werden, wie bei anderen Naturvölkern, dem Einflusse der bösen Geister zugeschrieben, die man sich in der Gestalt bestimmter Thiere vorstellt. Wenn daher Jemand erkrankt, so ist es die vorzüglichste Aufgabe des Zauberdoctors, jenes Thier, welches in den Kranken hineingefahren ist, zu entdecken und aus ihm herauszubringen. Zu diesem Zwecke nimmt er, nachdem er ein ansehnliches Geschenk in Empfang genommen und an einer Pfeife sich gestärkt hat, eine Reihe von Ceremonien vor, welche schliesslich damit enden, dass das feindliche Thier in effigie zu kleinen Stücken zerstossen und verbrannt wird. Gesundet der Kranke, so hat die Cur gewirkt, im entgegengesetzten Falle hat entweder der Zauberdoctor das rechte Thier nicht getroffen oder der Zauber des letzteren war zu kräftig, als dass er hätte gebrochen werden können.

Die Todten werden in ihre Kleider gehüllt und begraben; man schlachtet ihre Thiere und gibt ihnen ihre Lieblingsgeräthe, sowie einige Speisen mit, damit sie jenseits ihr gewohntes Leben fortsetzen können. Bei einigen Stämmen ist es Sitte, die Todten in Häute zu hüllen und auf einem Baume oder erhöhten Gerüste unter freiem Himmel auszusetzen.

Vorstellungen von einem zukünftigen Leben finden sich überall; sie sind aber sehr unbestimmt und verschwommen. Das zukünftige Leben wird als eine unmittelbare Fortsetzung des jetzigen gedacht; nirgends tritt der Gedanke einer Vergeltung für das hienieden Gethanene hervor.

Die Seelen der Abgeschiedenen stehen in fortwährendem Verkehre mit ihren Hinterbliebenen. Deswegen hegt man vor ihnen Furcht und sucht sie stets gnädig zu stimmen. Dies geschieht vor allem durch Opfer und dadurch, dass man den Ruf des Verstorbenen vor jeglicher Verunglimpfung zu bewahren sucht. Bei einzelnen Stämmen werden sogar jene, welche einem Todten Böses nachreden, mit dem Tode bestraft.

Der Glaube an einen grossen Geist, welcher als der Schöpfer alles Seienden angesehen wird, kehrt bei allen Indianervölkern in verschiedenen Formen wieder. Jedoch wird die Idee desselben entweder zu abstract-verschwommen gefasst, so dass er dem Alltagsmenschen als etwas Fremdes erscheint, oder er tritt gleich als Person auf mit menschlicher Gestalt und menschlichen Sinnen, als Riese einer alten, längst verschwundenen Zeit. In beiden Fällen ist seine Idee ohne jede praktische Bedeutung; er wird höchst sellten verehrt,

und nur hie und da werden ihm einzelne unbedeutende Opfer dargebracht. Mit desto grösserem Eifer werden die bösen Geister verehrt, welche den Menschen stets bedrohen können. Auch der Schutzgeist, der des Einzelnen Geschicke lenkt und über seinem Gedeihen wacht, wird immerdar durch Opfer und Geschenke gnädig gestimmt.

Zu den Verrichtungen, mit denen man das Wohlgefallen der Götter zu erringen glaubt, gehören vor Allem die Tänze. Die Auffassung des Tanzes ist beim nordamerikanischen Indianer ganz verschieden von jener der anderen Naturvölker, wie der Malayen, der Neger, und hat auch Nichts mit jener der Juder, der Araber und der Javanen gemein. Der Tanz ist dem Indianer weder Ausdruck erregter Liebesgefühle, noch eine Art Schaustellung, sondern vielmehr ein gottesdienstlicher Act, und lässt sich am besten mit den erregten Tänzen der muhammedanischen Derwische vergleichen.

Schon die Art, wie die einzelnen Tänze ins Werk gesetzt werden, lässt die Beziehung derselben auf religiöse Anschauungen errathen. Dieselben werden nämlich meistens durch Personen ausgeführt, welche als Thiere verkleidet sind und diese in Geberde und Betragen nachzuahmen suchen. Offenbar liegt ihnen derselbe oder ein ähnlicher Gedanke zu Grunde, wie der Bereitung des Zaubersackes, welcher im Leben des nordamerikanischen Indianers eine so grosse Rolle spielt.

Die wichtigsten dieser pantomimischen Tänze sind der Bärentanz, der Büffeltanz, der Hundetanz, der Adlertanz. Etwas anderer Art sind der Schneeschuhtanz, der Pfeifentanz und der Scalptanz, welche bestimmte Feierlichkeiten zum Zwecke haben. Besonders der letztere wird für ein grosses Fest angesehen.

Ein Seitenstück zu den Tänzen bilden die Peinigungen, welchen sich junge Leute auszusetzen pflegen. Dieselben scheinen aus einem doppelten Zwecke geübt zu werden, nämlich einerseits, um sich abzuhärten, und seine Gleichgiltigkeit gegen körperlichen Schmerz an den Tag zu legen, andererseits, um dem grossen Geiste ein Opfer zu bringen. Dabei lassen sich die jungen Männer die Muskeltheile der Gliedmassen, sowie der Brust und des Rückens mittelst Stacheln durchbohren und sich durch an denselben befestigte Stricke in die Höhe ziehen. Kein Laut entströmt ihrem Munde, keine Miene wird dabei verzogen, wenn sie auch vor Schmerz ohnmächtig werden und halbtodt herabgelassen werden sollten. (Vergl. ähnliche Kasteiungen bei den alten Mexicanern.)

Diese Selbstpeinigungen tragen wesentlich dazu bei, das Gefühl des nordamerikanischen Indianers abzustumpfen und ihn gegen die Leiden Anderer gleichgiltig zu machen. Wehe daher dem Feinde, der in seine Hände gelangt! Er wird ihn ohne Erbarmen peinigen und quälen und sich an den Zuckungen seines Opfers mit dämonischer Grausamkeit weiden.

Die Aboriginer Nordamerikas zeichnen sich gleich anderen Naturvölkern durch eine natürliche Redegabe aus. Ihre Reden sind von einer seltenen Naturwahrheit und einer auf Einfachheit beruhenden Kraft des Ausdruckes; gleich den Helden Homers ist jeder tapfere Krieger bestrebt, auch als Redner sich einen Namen zu machen.

Unter den Erzeugnissen des dichtenden Volksgeistes stehen die Gesänge, welche das Andenken tapferer Häuptlinge oder Krieger feiern, obenan. Sie werden meistens im Chore vorgetragen. An dieselben schliessen sich die Kriegslieder und Klagegesänge zu Ehren gefallener Helden. Weniger bedeutend sind die kurzen Zauber- und Liebeslieder.

Gleichwie die Poesie anderer Naturvölker, leidet auch jene der nordamerikanischen Indianer an Wiederholungen. Die Kriegslieder, obwohl manchmal voll von erhabenen Gedanken, strotzen in der Regel von Prahlereien und Uebertreibungen, welche die Harmonie des Ganzen wesentlich beeinträchtigen. Gleichwie bei den Insulanern der Südsee, und darunter namentlich bei den Maoris, kommen bei den Indianern Nordamerikas in den Liedern Wortformen vor, welche in der gewöhnlichen Sprache sich nicht nachweisen lassen und oft sehr schwer verständlich sind, woraus auf ein hohes Alter mancher dieser Lieder geschlossen werden kann.

2. Südamerikanische Völker.

Die Bewohner Süd-Amerikas stehen zu jenen Nord-Amerikas in einem gewissen Gegensatze insofern, als bei ihnen das Jäger- und Fischerleben bedeutend zurücktritt und theils der Zustand absoluter Culturlosigkeit, theils Anfänge einer höheren Cultur durch grösseren Betrieb des Landbaues sich zeigen. Ueberhaupt aber bieten die Süd-Amerikaner weniger jene Gleichförmigkeit, welche man an den Stämmen im Osten des Felsengebirges einerseits und an der Nordwestküste andererseits zu beobachten Gelegenheit hat, und kann von ihnen viel weniger, als von jenen ein Gesammtbild entworfen werden.

Die als arge Cannibalen berüchtigten Caraiben oder Cariben sind ein keineswegs ganz culturloser Stamm. Zwar ist ihre Bekleidung sehr mangelhaft, indem die Männer ausser einer Muschel oder einem Schurze, womit sie die Schamtheile bedecken, nichts am Leibe tragen. Das Bemalen mit Farbe scheint nicht so sehr zur Maskirung der Nacktheit, als vielmehr zum Schutz gegen die Insekten geübt zu werden.

Der Landbau, der zwar nur mit dem primitivsten Werkzeuge, einem spitzigen Stocke, getrieben und den Weibern überlassen wird, ist bei diesen Stämmen nicht unbedeutend; man baut eine Reihe von Nutzpflanzen, namentlich Mais und mehrere Melonenarten in eigens zu diesem Zwecke hergerichteten Aeckern an. Ebenso sind ihnen das Spinnen und Weben vollkommen bekannt; die von ihnen verfertigten Stoffe sollen durch Solidität und Dauerhaftigkeit sich auszeichnen. Auch die Wohnungen, welche aus Holz aufgebaut sind und deren in der Regel mehrere zu Dörfern vereinigt sich vorfinden, lassen auf einen bedeutend entwickelten Sinn für sesshaftes Leben schliessen. Dieser Sinn tritt auch bei anderen Gelegenheiten hervor. Wenn nämlich die Caraiben auf Eroberungszüge ausgehen, pflegen sie in ihren Fahrzeugen einiges Bauholz mitzuführen, um sich im Feindesland niederlassen und befestigen zu können.

In Folge der mehr sesshaften Lebensweise scheint sich trotz dem kriegerischen Sinne bei den caraibischen Stämmen der Handel frühzeitig entwickelt zu haben. Die Märkte waren immer stark besucht und mit allen Producten des Landes reichlich versehen. Der enorme Goldreichthum des Landes mochte wesentlich zur raschen Entwicklung dieser Verhältnisse beitragen.

Die maritime Lage und das Vorhandensein vieler Inseln in der Nachbarschaft machte die Caraiben frühzeitig zu einer seefahrenden Nation. Damit aber wurden auch die Sitten rasch gelockert und die Missachtung des Weibes sowie eine Anzahl unnatürlicher Laster war die nächste Folge davon.

Das Weib lebte immer in vollständiger Unterthänigkeit; eine Scheidung vom Manne war ihr nicht gestattet. Während man auf die Keuschheit des Mädchens nur wenig Werth legte, wurde die verheirathete Frau mit der grössten Eifersucht bewacht. Doch scheint trotzdem das Misstrauen in die Keuschheit des Weibes gross gewesen zu sein, da man, wie bei vielen andern Naturvölkern, die Verwandtschaft ausschliesslich nach der Mutter bestimmte.

Die Familientugenden, als da sind die Liebe der Kinder zu den Eltern, der Eltern zu den Kindern und der Verwandten zu ihrer Verwandtschaft, sind nach dem übereinstimmenden Urtheile der Reisenden bei den Caraibenstämmen bedeutend entwickelt. Auch im Verkehr mit den Fremden, welche in friedlicher Absicht sich ihnen nähern, wird ihnen Leutseligkeit und Freundlichkeit vielfach nachgerühmt.

In Uebereinstimmung mit den Sitten der nordamerikanischen Indianerstämme und der Mexicaner stehen die schmerzhaften Peinigungen, denen sich namentlich die Jugend bei den Caraiben auszusetzen pflegt. Wie dort haben dieselben auch hier einen religiösen, mystischen Hintergrund und tragen wesentlich dazu bei, das Gefühl für die Schmerzen Anderer abzustumpfen. — Es werden auch die Caraiben vielfach als die ärgsten Anthropophagen geschildert, welche ihre getödteten Feinde am Schlachtfelde und die Gefangenen zu Hause verzehren, ja sogar getrocknetes Menschenfleisch auf ihren Kriegszügen als Proviant mitnehmen sollen.

Auf einer niederen Stufe der Culturentwicklung stehen die als „Erdesser" berüchtigten Otomaken, zwischen den Flüssen Apure und Sinaruco; dagegen sind die Omaguas am oberen Putumayo und Yutay, wie aus den Nachrichten der älteren Schriftsteller hervorgeht, von einer höheren Culturstufe, welche sie ehemals inne hatten, herabgesunken. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass das Culturvolk der Muisca seinen Einfluss bis in diese Gegenden ausgeübt hat, wie denn auch die Spuren einer ehemaligen höheren Cultur, die sich im Osten der Anden nachweisen lassen, auf peruanische Einflüsse zurückgeführt werden dürften.

Die Aymores oder Botokuden*) am rechten Ufer des oberen S. Francisco stehen zwar auf der untersten Stufe menschlicher Civilisation, indem ihre materielle Cultur auf die Befriedigung der allernothwendigsten Bedürfnisse berechnet ist (die Kleidung fehlt beinahe ganz, die Hütten sind sehr ärmlich, in Bezug auf Speisen sind sie nicht wählerisch), aber es scheint, dass hier die Naturumgebung einerseits, und das Klima andererseits den Menschen verhindert haben, irgend welche namhafte Culturfortschritte zu machen.

*) Von dem portugiesischen botoque, batoque „Fassspund", wegen des sonderbaren Zierraths, welchen sie sich durch die durchbohrte Unterlippe zu stecken pflegen.

Die Araukaner, die Aboriginer von Chile, waren seit alter Zeit, wahrscheinlich durch peruanische Einflüsse, ein Ackerbauvolk. Sie bauten im Wesentlichen dieselben Nutzpflanzen wie die Peruaner, Mais, Bohnen, Quinoa und Kartoffeln. Sie düngten ihre Felder und hatten zur Bewässerung derselben Canäle gezogen. Daneben züchteten sie das Llama, um dessen Wolle und Fleisch zu verwerthen. Und selbst jetzt, nachdem durch die Europäer das Pferd, das Rind und das Schaf eingeführt worden sind, verlegen sich die Araukaner, mit Ausnahme jener Stämme, die in die Pampas gezogen sind, neben der Viehzucht auf den Ackerbau, indem sie ausser den alten Nutzpflanzen auch die vorzüglichsten der von den Europäern eingeführten, wie Gerste, Erbsen, Kohl u. a. anbauen.

Einen gleichmässigen Charakter zeigen die Bewohner der Pampas bis an die Südspitze hinunter. Von unstäter Lebensweise scheinen sie den Landbau nie recht gekannt zu haben und sind seit der Einführung des Pferdes wilde kriegerische Reitervölker geworden. Ihre Nahrung ist durchwegs animalischer Natur und den zahllosen Pferde- und Rinderheerden der Pampas entnommen; von einer Wohnung im eigentlichen Sinne des Wortes ist selten die Rede. Merkwürdig ist, dass die Selbstpeinigungen und Blutentziehungen an den Gliedern und der Zunge, welche namentlich im alten Mexico häufig sind, auch hier wiederkehren.

Während die Patagonier oder Patagonen als gross und stark beschrieben werden, sind dagegen die weiter südlich wohnenden Feuerländer (Peschäräh) klein, indem sie durchschnittlich zwischen 4′ 6″ und 5′ 6″ variiren. Namentlich fallen ihre kurzen und plumpen Extremitäten gegenüber dem langen Oberleibe auf. Sie sind ein Fischervolk, das sich ohne jegliche Spur von Landbau mühselig von dem Ertrage des Meeres nährt. Ihre Wohnungen bestehen in kleinen halbkugelförmig oder bienenkorbartig aus Sträuchern und Gras aufgebauten Hütten, ihre Kleidung aus Fellen, welche sie einfach über die Schulter werfen. Einen gewissen Scharfsinn verrathen ihre nicht ohne Kunst verfertigten Waffen aus Walfischknochen und Stein, sowie ihre Kähne, auf welchen sich sechs bis acht Personen aufs Meer hinauswagen können.

B. Cultur-Völker Amerikas.

1. Mexicaner.*)

Als die Spanier in Mexico erschienen, fanden sie drei verbündete Reiche vor, nämlich das Reich von Mexico, das Reich von Tezcuco und das Reich von Tlacopan, worunter das erste über die zwei anderen eine gewisse Oberherrlichkeit ausübte. Es ist bekannt, dass die Entdecker selbst über die Cultur, welche sie dort vorfanden, erstaunt waren, eine Thatsache, welche selbst durch die auf uns gekommenen spärlichen Ueberreste derselben vollkommen erklärt wird. Wir wollen es versuchen, die Beschaffenheit dieser Cultur, insofern sie zur ethnologischen Beurtheilung des mexicanischen Volkes dient, in kurzen Zügen vorzuführen.

Zuerst zeugt die Anlage der Stadt Mexico selbst von dem hohen Culturgrade des Volkes. Dieselbe lag am Westende des Sees von Tezcuco und auf der Ostseite eines kleineren höher gelegenen Sees, der mit dem vorigen durch mehrere Canäle verbunden war. Die Stadt war also von allen Seiten vom Wasser umgeben und ihrer Anlage nach dem heutigen Venedig sehr ähnlich. Sie hatte zum grössten Theile Wasserstrassen, welche mit Brücken versehen waren. Hinter den Häusern lagen gut bewässerte Gärten. Auf den grösseren Plätzen befanden sich die Tempel und wurden die Märkte abgehalten. Wie gross die Stadt gewesen sein mag, kann man daraus entnehmen, dass nach den Berichten Oviedo's nicht weniger als 50,000 Familien dort gewohnt haben sollen.

Die anderen Städte standen wohl Mexico an Pracht und Grossartigkeit nach, zeugten aber nicht minder von einer bedeutenden materiellen Cultur des Volkes.

Die Häuser waren etweder (bei den ärmeren Leuten) aus lufttrockenen Ziegeln oder (bei den reicheren Bewohnern) aus Mauersteinen mit Kalk aufgeführt. Sie waren in der Regel ohne Stockwerk, aber ausgedehnt und in mehrere Abtheilungen getheilt. Die

*) Brasseur de Bourbourg, Histoire des nations civilisées du Mexique et de l'Amerique centrale, durant les siècles anterieurs à Christophe Colomb. Paris 1857—59. 8°. 4 voll. Humboldt Al. von, Vues des cordillières et monumens des peuples indigènes de l'Amerique, Paris 1816, 8°, 2 voll. Kingsborough. Antiquities of Mexico, London 1831, fol. 9 voll. Prescott, W.. History of the conquest of Mexico, New-York 1844, 8°. 3 voll. Armin, Th., Das alte Mexico, Leipzig 1865, 8°.

Wände waren mit Gyps überworfen; die platten Dächer dienten zum Lustwandeln.

Der Umstand, dass Mexico eine Wasserstadt war, machte, abgesehen von den Brücken, für den leichteren Verkehr eine Menge von Kähnen nothwendig. Dieselben waren jedoch sehr primitiver Natur; sie waren aus einem einzigen ausgehölten Baumstamme verfertigt und hatten keine Segel.

Vermöge des Mangels grösserer Nutzthiere, sowie mehrerer Nutzpflanzen, wäre, so sollte man denken, die Landwirthschaft in Mexico auf einer niedrigen Stufe der Entwicklung gestanden. Dem war aber nicht so, da der Mensch das, was die Natur ihm verweigert hatte, durch erhöhte Thätigkeit ersetzte. Jeder nur einigermassen fruchtbare Fleck Landes wurde für den Feldbau benützt, und wo das Land fehlte, bildete man aus Weiden und Wurzeln Geflechte, bedeckte sie mit Erde und liess sie als bewegliche Gärten auf dem See herumschwimmen.

Unter den Nutzpflanzen, welche die Mexicaner anbauten, standen obenan der Mais, die Bananen, Bohnen, Kürbisse und besonders die Agave, welche ausser Speise und Trank (Pulque) das Material für Kleidungsstoffe, Papier und Bindfaden lieferte. Von animalischen Nahrungsmitteln ist das Fleisch der Truthühner, Wachteln, Kaninchen und Hunde hervorzuheben. Als Getränke dienten neben dem Pulque,*) dem gegohrenen Safte der Agave, mehrere Biersorten, die aus Mais- oder Cacaomehl, mit Zusatz von etwas Honig, bereitet wurden. Unter den Narcoticis genoss namentlich der Tabak eine grosse Verbreitung, den man aus Röhren rauchte, wobei, wie bei den Hottentoten und andern Völkern, der Rauch verschluckt wurde. —

Die Kleidung bestand bei den Männern aus einem Schurz und einem als Mantel dienenden, grossen über die Schulter geschlagenen Tuche, bei den Weibern aus Röcken, die bis an die Knöchel hinabreichten und einem darüber angezogenen Hemde. An den Füssen trugen die Männer Sandalen aus den Fasern der Agave, während die Frauen in der Regel barfuss einhergingen. Vornehme pflegten auch Schuhe aus Baumwolle zu tragen.

Obschon die Kleidungsstücke grösstentheils zu Hause verfertigt wurden, so gab es dennoch bestimmte Handwerker, welche

*) Das Trinken des Pulque war nicht frei, sondern nur bei grossen Festen oder bei harten Arbeiten den Männern vom 30. Jahre an gestattet.

sich dem von ihnen vertretenen Gewerbe mit einer besonderen Kunstfertigkeit widmeten. In Betreff des Handels herrschte meistens der Tauschhandel, der auf bestimmten stark besuchten Märkten vor sich ging: doch gab es auch gewisse Gegenstände, welche die fehlende Münze vertraten, darunter gehörten Cacaobohnen, Kupferstücke. Zinnplatten, Goldstaub, der in Kielen von Vogelfedern aufbewahrt wurde, Stücke von feinerem Baumwollenzeug u. a. Die Artikel wurden nach bestimmten Längen- und Hohlmaassen verkauft: wahrscheinlich war auch die Wage den alten Mexicanern nicht unbekannt. Man fand auf den mexicanischen Märkten nicht nur eine erstaunliche Menge der seltensten und entlegensten Naturproducte, sondern auch die meisten Artikel der höheren Industrie, welche selbst die Spanier in Verwunderung setzten. Unter den letzteren sind besonders die Metallwaaren hervorzuheben, die von entwickeltem Kunstgeschmack und einer erstaunlichen Feinheit der Technik zeugten. Die Metalle wurden von den Azteken selbst gewonnen und zwar nach den besten bergmännischen Grundsätzen. Ebenso merkwürdig sind die Holzschnitzereien, beinahe unbegreiflich aber sind die Steinarbeiten, die wir von den alten Mexicanern kennen. Trotz den primitiven Werkzeugen (das Eisen war den alten Mexicanern unbekannt) haben sie es verstanden, die härtesten Steine zu bearbeiten und zu poliren. Manche dieser Arbeiten können selbst heut zu Tage für unübertrefflich gelten.

Von der grössten Wichtigkeit aber für die Beurtheilung des Nationalgeistes der alten Mexicaner sind die von ihnen geschaffenen colossalen Bauten, welche den Denkmälern der Aegypter und vorderasiatischen Hamito-Semiten ebenbürtig an die Seite gestellt werden können. Die bemerkenswerthesten dieser Bauten sind die Pyramiden von Cholula, Papantla und Xochicalco, der Palast von Tezcuco und die Gräberpaläste von Mitla.*)

An diese Colossalbauten schliessen sich die Paläste der Könige, was Grossartigkeit betrifft, würdig an. Der Palast Montezumas soll aus drei Höfen bestanden haben und hatte zwanzig Thüren. Er war aus Stein aufgebaut; die Wände waren im Innern mit kostbaren Steinen und Hölzern ausgelegt, der Fussboden mit Teppichen

*) Abbildungen der altmexicanischen Denkmäler finden sich, abgesehen von den schwer zugänglichen Prachtwerken, in dem Buche von Baldwin, John, Ancient America or notes on American archaeology, London 1872, 8°, sowie in Armin, Das alte Mexico, Leipzig 1865, 8°.

bedeckt. Die Anzahl der Zimmer, welche über 25 Fuss lang waren, betrug über hundert, abgesehen von den Prunksälen, welche oft über hundert Fuss in die Länge und fünfzig Fuss in die Breite maassen. In einzelnen Gemächern befanden sich Bäder, deren Bassins durch unterirdische Wasserleitungen gespeist wurden. Nicht minder grossartig wie die Paläste waren die Gärten angelegt. Baumgruppen wechselten da mit Blumenteppichen und künstlichen Felsenpartien ab; es gab da künstlich gegrabene Teiche, angefüllt mit Fischen und belebt von den herrlichsten Wasservögeln.

Die Regierungsform des Landes, welche sich aus einer ursprünglich vom Volke, dann von dem Adel vollzogenen Wahl im Laufe der Geschichte zu einer monarchischen entwickelt hatte, war zu den Zeiten der spanischen Invasion in einen förmlichen Despotismus der ärgsten Form ausgeartet. Der König galt als von Gott eingesetzt, als Stellvertreter Gottes, dem man unbedingten Gehorsam schuldet. — Er umgab sich mit dem steifsten Ceremoniell und entfaltete einen unglaublichen Luxus. Sein Harem soll nicht weniger als 3000 Concubinen enthalten haben, welche die schönsten Mädchen des Landes repräsentirten. Er hatte seine eigene Leibwache und ein Corps von Läufern, welche von Station zu Station wichtige Nachrichten beförderten, so dass er selbst aus den entlegensten Theilen des Reiches von den jeweiligen Vorfällen in kurzer Zeit aufs genauste unterrichtet wurde. Der Staat war gut organisirt. Dem König zur Seite standen zwei Minister, deren einer die Geschäfte des Friedens, der andere die Geschäfte des Krieges besorgte. Das Land war in Provinzen getheilt, welche von Statthaltern regiert wurden, und in deren Händen sich die Verwaltung und Justiz vereinigt befanden. Das Volk war nach gewissen Principien besteuert, und für die Gerichtspflege waren Gerichte eingesetzt mit bestimmten höheren Instanzen. Ueberhaupt gehörte die unparteiische Ausübung des Rechts zu den ersten Obliegenheiten, welche den Königen am Herzen lagen und selbst mancher jener Fürsten, die als stolze Despoten berüchtigt waren, soll verkleidet umhergezogen sein, um unerkannt das Thun und Treiben seiner Beamten zu erforschen. Ebenso wird von manchen Königen erzählt, dass sie ihre eigenen Frauen und Söhne nach erwiesener Schuld erbarmungslos zum Tode verurtheilten. Ueberhaupt waren die Strafgesetze der alten Mexicaner sehr hart; die meisten Verbrechen wurden mit dem Tode bestraft.

Bei dem Umstande, dass das verhältnissmässig kleine Volk der Azteken die Herrschaft seiner Kriegstüchtigkeit und militärisch strammen Organisation zu verdanken hatte, lässt sich leicht ermessen, in welchem Ansehen die persönliche Tapferkeit bei ihm stand. Es war daher die vorzüglichste Aufgabe des Adels, seine Söhne kriegstüchtig zu erziehen. Diese Erziehung soll schon mit dem fünfzehnten Jahre begonnen haben. Vor allen anderen aber wurde vom Könige persönliche Tapferkeit erfordert, und es werden auch von allen Königen Mexicos Thaten berichtet, welche von Muth und kriegerischem Geiste zeugen.

Die Kriegsrüstung der alten Mexicaner bestand aus dicken Baumwollwämsen, Arm- und Beinschienen und hölzernen Helmen. Bei Vornehmen waren diese Stücke mit Gold und Silber überzogen. Jeder Krieger führte einen Schild mit sich, der mit Baumwolle und Federn ausgefüttert war. Die Waffen bestanden aus Bogen und Pfeil, Keulen, Lanzen, Schleudern und Schwertern, deren Schneide aus scharfgeschliffenen Obsidiansplittern bestand, welche reihenweise eingesetzt und mittelst Leim befestigt waren. Das Heer, welches ausgezeichnet organisirt war, scheint die Stärke von etwa 200.000 Mann erreicht zu haben. Zum Schutze gegen die äusseren Feinde war das Land mit mehreren gut gebauten Festungen versehen: auch in eroberten Ländern pflegte man solche zur Befestigung der Herrschaft anzulegen und mit Garnisonen zu versehen.

Die Bevölkerung zerfiel in zwei grosse Abtheilungen, Freie und Sclaven. Unter den ersteren ist wiederum der in mehrere Classen zerfallende Adel hervorzuheben, der als der eigentliche Besitzer des Landes betrachtet werden kann. Die Sclaven wurden im Ganzen mild behandelt und waren keineswegs gesetzlich der schrankenlosen Willkür ihrer Besitzer preisgegeben.

In ihrem Betragen im gewöhnlichen Leben werden die alten Mexicaner als ernst und verschlossen, dabei aber höflich und verträglich geschildert. Ob jener melancholische Zug, der nach den Berichten neuerer Reisenden überall in ihren Lebensäusserungen hervortreten soll, eine Eigenthümlichkeit der amerikanischen Rasse ist, wie wir zu glauben Grund haben, oder in Folge des lange auf ihnen lastenden spanischen Druckes, wie andere meinen, diess zu entscheiden wollen wir dahin gestellt sein lassen.

Im ehelichen Leben der alten Mexicaner herrschte in der Regel die Monogamie; nur Reiche und Vornehme scheinen — wie anderswo — dem Luxus, sich mehr als eine Frau zu halten, gehuldigt

zu haben. Die Frau lebte zwar still und eingezogen und hatte mehr die Stellung einer Dienerin, sie war aber keineswegs ganz rechtlos. So durfte sie z. B. selbst auf Scheidung von ihrem Gemahl dringen, falls dieser sich gewisser Vergehen gegen sie schuldig gemacht hatte. — Wie bei den alten Israeliten war auch bei den Mexicanern die Leviratsehe Sitte.

Die unverheiratheten Mädchen lebten in züchtiger Eingezogenheit, da man auf Keuschheit sowohl vor als während der Ehe sehr viel hielt. Obschon es in Mexico öffentliche Mädchen gab, so war dennoch ihr Gewerbe allgemein verachtet. Unnatürliche Laster waren streng verboten und wurden bestraft.

Die Hochzeit wurde mit bestimmten Cermonien und Festlichkeiten gefeiert; in gleicher Weise der Eintritt der Schwangerschaft, die Geburt und Namengebung des Kindes. Die Ernährung des Kindes wurde ausschliesslich von der Mutter besorgt, selbst die Königin scheute sich nicht ihr Kind zu säugen. — Die Entwöhnung, welche mit dem dritten oder vierten Jahre erfolgte, wurde ebenfalls festlich begangen. Bis zum sechsten bis neunten Jahre blieb das Kind zu Hause und wuchs unter den Augen der Mutter heran. von da an schickte man es entweder in den Tempel, wo es bis zum Eintritte der Pubertät vom Priester in den geistlichen und weltlichen Wissenschaften unterrichtet wurde, oder in eine Kriegsschule, wo es eine für den künftigen Stand vorbereitende Ausbildung erhielt. Die Erziehung war streng; der Zögling musste sich in der Entsagung und Mässigkeit üben und Strapazen ertragen lernen. Die Söhne der Handwerker und Landbauer wurden ebenso in ihren Beschäftigungen von frühester Jugend an unterwiesen und zu Fleiss und Ausdauer angeleitet.

Die Todten wurden bei den alten Mexicanern entweder verbrannt (die Vornehmen) oder begraben (die Aermeren). — In dem letzteren Falle wurde der Todte in ein entweder im Hause oder auf einem heiligen Orte bereitetes, ausgemauertes Grab in sitzender Stellung auf einem Sessel herabgelassen und ihm die Werkzeuge seiner Beschäftigung mitgegeben. Bei Fürsten und Königen waren die Leichenfeierlichkeiten von besonderer Pracht und Grossartigkeit. Die Leiche wurde am vierten Tage nach dem Tode in mehrere kostbare Stoffe gewickelt und ihr eine Maske über das Gesicht gelegt. — Es fand dann am vierten Tage selbst die Verbrennung der Leiche statt, wobei die Weiber und Sclaven des Verstorbenen

ihm geopfert wurden. Diese Opfer wurden am zwanzigsten, vierzigsten und achtzigsten Tage wiederholt, worauf die Asche mit zwei Haarlocken in ein mit dem Porträt des Verstorbenen geziertes Kästchen gelegt und in einer Tempelcapelle beigesetzt wurde.

In Betreff des Zustandes nach dem Tode glaubten die alten Mexicaner an eine Unsterblichkeit und zwar nicht nur bei Menschen, sondern auch bei den Thieren. In das Paradies, welches im Osten gedacht wurde, kamen die Guten, während die Bösen für die von ihnen begangenen Thaten in der Unterwelt, welche man im Norden sich dachte, gezüchtigt wurden. Die Rangunterschiede hienieden wurden auch auf das Jenseits ausgedehnt; so sollen den Vornehmen viel edlere Genüsse zu Theil werden als dem gemeinen Volke, wie auch jene in viel edlere Gestalten als dieses verwandelt werden.

Die Staatsreligion der Mexicaner, welche auf toltekischer Grundlage ruhte, bestand in einem Sonnendienste. Die Sonne war es, welche man täglich mit Gebeten begrüsste und welcher man zu bestimmten Tagen und Stunden in den Tempeln opferte. Unter dem Bilde der Sonne wurde — so scheint es — von den aufgeklärten Priestern und Weisen der eine, unsichtbare Gott gedacht. — Daneben lässt sich ein wahres Pantheon von Göttern nachweisen, die mit einander in keinem inneren Zusammenhange stehen. Offenbar gehören diese Götter verschiedenen Systemen an, die sich bei den einzelnen Völkern, aus denen die Bevölkerung Mexicos bestand, entwickelt hatten, und wurden zuletzt von den Azteken mit ihren eigenen Nationalgöttern zu einer Einheit verschmolzen. Sie sind theils kosmisch-moralischer Natur, theils zu Göttern erhobene Heroen. Zu den ersteren gehören Tezcatlipoca, „der glänzende Spiegel", der Schöpfer der Elemente, der Alles durchdringt und sieht und den Frevel der Menschen mit Dürre, Krankheiten und Hungersnoth bestraft — wahrscheinlich die Sonne selbst —; Tlaloc, der Gott des Wassers und der Fruchtbarkeit, der auf den Bergen wohnt und den schlangenförmigen Blitz von Gold führt, und Centeotl, „das Weib der Sonne", die Göttin der Erde und der Feldfrüchte. In die Reihe der letzteren gehörte Quetzalcoatl, „die schön gefiederte Schlange", eine Art von Prophet, der von den Priestern des Naturgottes Tezcatlipoca vertrieben an der Meeresküste in der Gegend von Coazacoalco verschwindet.*) Seine Anhänger lassen ihn von einer Jungfrau auf übernatürliche Weise geboren werden; er soll

*) Vergl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker. IV, 18 ff.

auf die Abschaffung der Menschenopfer gedrungen, Friede und Menschenliebe gepredigt und das Fasten besonders empfohlen haben. Man glaubt, dass er ewig fortlebe und dereinst wiederkehren werde. Als die Spanier in Mexico erschienen, wurden sie nach den Berichten der alten Geschichtschreiber Mexicos für Söhne Quetzalcoatls gehalten. Eine andere Persönlichkeit, die gleich der vorhergehenden in die Reihe der vergötterten Heroen zu stellen ist, war Huitzilopochtli, der Anführer der nach Anahuac eingewanderten Azteken, der Gott des Krieges, der eigentliche Schutzgott des Aztekenstammes, der namentlich in späterer Zeit stark hervortrat und die älteren Götter im Bewusstsein des Volkes zurückdrängte. Neben diesen Göttern gab es eine Menge von Land-, Stadt- und Kastengottheiten und Schutzpatronen, welche von Gomara auf nicht weniger als 2000 berechnet wird, gewiss ein Pantheon, das dem indischen nicht nachsteht! Merkwürdig ist das Kreuz, „der Baum des Lebens", als Symbol des Gottes des Regens und der Fruchtbarkeit bei den alten Mexicanern, welches, wie berichtet wird, auf der grossen Tempelpyramide von Cholula von den Spaniern angetroffen wurde. —

Die Götter hatten ihre Statuen, Tempel und Priester. Die Zahl der Tempel war sehr gross; manche derselben waren grossartig angelegt. Die Priester bildeten bestimmte Collegien und hatten eine ebenso geachtete wie einflussreiche Stellung. In der Regel traten mehrere Mitglieder der königlichen Familie in den Priesterstand ein. Die Beschäftigung der Priester, welche ihr Haar nie abschneiden und kämmen durften und im Gesichte schwarz bestrichen waren, bestand im Beten und Räuchern, Darbringen von Opfern und Beobachten der Sterne. Im Uebrigen mussten sie ein eingezogenes, den Wissenschaften und der Askese gewidmetes Leben führen; manche derselben waren auch zum Cölibat verurtheilt. Neben den Priestern gab es auch mehrere religiöse Orden, sowohl für Männer, als auch für Jungfrauen.

Unter den gottesdienstlichen Handlungen sind neben den Selbstpeinigungen, welche der amerikanischen Rasse eigenthümlich sind (vergl. die Sitte bei den nordamerikanischen Indianern S. 254), namentlich die Menschenopfer hervorzuheben, da sie den Charakter der amerikanischen Rasse so recht illustriren. Dieselben sind in Mexico gewiss sehr alt, gewannen aber erst unter dem kriegerischen Volke der Azteken jene Ausdehnung, von welcher uns die älteren Berichte melden. Wenn auch die Anzahl dieser Opfer von den christlichen

Schriftstellern übertrieben wurde, um die Verworfenheit des Heidenthums ins rechte Licht zu stellen, so dürfte dennoch die Zahl alles übertreffen, was uns von anderen Völkern in dieser Richtung bekannt geworden ist.

Was die geistige Begabung des mexicanischen Volkes anbelangt, so dürfen wir sie nach den Nachrichten der älteren Schriftsteller, den vorhandenen uns freilich nicht ganz verständlichen schriftlichen Denkmälern und namentlich nach der von ihnen aufgestellten Zeitrechnung als nicht gering anschlagen. Ein Volk, welches so gut mit Zahlen umzugehen verstand, wie das mexicanische, musste eine ungewöhnliche Begabung für begriffliches Denken besessen haben und kann schon deswegen auf den Namen eines Culturvolkes gerechten Anspruch erheben! Und wenn wir die Begabung einer Rasse nach den grossen Männern beurtheilen wollen, die aus ihr hervorgegangen, so können wir aus der neusten Zeit den verstorbenen Präsidenten Don Benito Juarez, aus dem Stamme der Zapoteken, nennen, einen Mann voll der schönsten Bürgertugenden und der reinsten republikanischen Gesinnung, der selbst dem alten Rom zur Ehre gereicht haben würde.

2. Peruaner.*)

Die Cultur des alten Peru stammt nach den übereinstimmenden Nachrichten der alten Schriftsteller aus der Gegend um den Titicaca-See, wo das Volk der Aymara seine Sitze hatte. Aus diesen Gegenden sollen die Incas an der Spitze des Quichua-Volkes dieselbe nach Cuzco, welches ihnen seine Blüte verdankt, gebracht haben. Darnach wäre die Cultur Perus, welche an das Andenken des Inca-Volkes der Quichuas sich knüpft, nicht das Erzeugniss dieses Stammes, sondern vielmehr der ihnen verwandten Aymaras, und die Quichuas stehen somit zu den letzteren in demselben Verhältnisse, wie die Azteken Mexicos zu den ihnen vorangegangenen Toltekenvölkern.

Das Inca-Reich hat in Betreff seiner Entstehung und Geschichte viele Aehnlichkeit mit Rom; wie dieses war es Anfangs unansehnlich und beschränkte sich seine Herrschaft nur auf die Hauptstadt

*) Prescott, W., History of the conquest of Peru, New-York 1847, 8°; 2 voll. Tschudi, J. J. von, und Rivero, M. E., Antiguedades Peruanas, Vienna 1851, 4°, und fol°. Markham, Clements R., Cuzco and Lima. London 1856, 8°, und Castelnau, Expedition dans les parties centrales de l'Amerique du Sud, Paris 1850, 8°, 7 voll.

und ihre nächste Umgebung. Gleich den Römern breiteten die Quichuas durch Waffenglück und List ihre Herrschaft immer weiter aus, so dass die ganze Westküste Südamerikas bis weit nach Chile im Süden und über Quito hinaus nach Norden unter ihrer Botmässigkeit stand. Einen klaren Beweis jedoch, wie weit der Einfluss des Quichua-Volkes nach allen Seiten reichte, bietet die Verbreitung der Quichua-Sprache und der Umstand, dass ausserhalb der Grenzen des alten Peru viele geographische Namen sich vorfinden, welche dem Sprachschatze des Quichua angehören.

Das alt-peruanische Reich war von der Hauptstadt Cuzco aus nach den Himmelsgegenden in vier Theile getheilt, welche Anti-suyu (Osten), Cunti-suyu (Westen), Chincha-suyu (Norden) und Colla-suyu (Süden) hiessen. Die einzelnen Provinzen wurden von Statthaltern verwaltet, die dem Inca-Geschlechte selbst angehörten.

Merkwürdig und von der strammen militärischen Disciplin des Quichua-Volkes zeugend, ist der Umstand, dass die unterworfenen Völker sämmtlich gezwungen wurden, die Sprache des herrschenden Volkes anzunehmen, sowie auch die Gewohnheit aus der Bevölkerung einer eroberten Provinz einen Theil ins Innere des Reiches zu verpflanzen. Man suchte dadurch eine Einheit des Reiches festzustellen und Empörungen zu begegnen, was bei der ungemeinen Menge der verschiedenen Völker, welche das alt-peruanische Reich bildeten, nothwendig war.

Innerhalb des Inca-Reiches war die strengste militärische Organisation durchgeführt. Jede Provinz hatte ihre bestimmt vorgeschriebene Kleidung und die Familien waren zu 10, 100, 1000 und 10.000 in Abtheilungen getheilt, über welche bestimmte Beamte die verantwortliche Oberaufsicht führten. Die Beschäftigung vererbte sich vom Vater auf den Sohn. Freizügigkeit war nicht gestattet. Man führte genaue Geburts- und Sterbelisten (mittelst Quipu's). Alles Land war Staatseigenthum, welches wiederum entweder dem Tempel oder dem Volke oder dem Inca zur Nutzniessung gehörte. Jede Familie bekam für die Ernährung ihrer Mitglieder ein Stück Landes angewiesen, wofür sie zwar keine Steuer zu zahlen, aber im Dienste des Tempels und des Inca an gewissen Tagen Robot zu leisten hatte.*) Ueberdies waren die Männer auf eine Anzahl von Jahren zum Kriegsdienste verflichtet.

---

*) Bei einer solchen Organisation der Gesellschaft und dem Umstande, dass die edlen Metalle dem Verkehr ganz entzogen waren (sie gehörten dem Inca), konnte sich der Handel im alten Peru nicht entwickeln.

Der Herrscher selbst, der Inca, wurde als göttlicher Abkunft, als dem Sonnengeschlecht entsprossen, betrachtet; seine Befehle wurden gleich göttlichen Verordnungen ausgeführt und wurde ihm nach dem Tode göttliche Verehrung erwiesen. Er wohnte in herrlichen Palästen, deren er mehrere besass und trug ein prächtiges Costüm. Seine besondere Auszeichnung bestand aber in einer rothen wollenen Quaste, welche er nebst einer weissen und schwarzen Feder auf dem Kopfe trug. An seinem Hofe lebte in der Regel eine grosse Anzahl der Söhne des hohen Adels, theils um ihm aufzuwarten, theils um als Geisseln die Ruhe der Provinzen zu verbürgen.

Gleich den aztekischen Königen von Mexico hatten auch die Incas ein Corps von Schnelläufern, welche Nachrichten aus den entferntesten Theilen des Reiches mit grosser Schnelligkeit an sie überbrachten. Zu diesem Zwecke wohnten sie in Häusern, die auf den Landstrassen in gewissen Entfernungen sich befanden.

Das Kriegsheer war wohl organisirt und mochte an 200.000 Mann betragen haben. Die Rüstung bestand aus festen Baumwollengewändern und hölzernen Helmen; als Waffen dienten Bogen und Pfeil, die Schleuder, die mit einem kupfernen Knopfe versehene Keule, die Streitaxt und die Lanze. An den Grenzen war das Land durch eine Reihe gut gebauter Festungen geschützt.

Die Rechtspflege war wohl eingerichtet; die Richter entschieden nach bestimmten Gesetzen, die von einem bereits geklärten Volksbewusstsein zeugen.

Im ehelichen Leben der alten Peruaner herrschte in der Regel die Monogamie; nur dem hohen Adel war der Luxus der Polygamie gestattet. Die Frau wurde dem Manne unter bestimmten Ceremonien angetraut; man sah dabei auf Gleichheit der Stände, ja selbst auf die Angehörigkeit zu demselben Orte.*) Die Frau lebte still und eingezogen. Oeffentliche Mädchen gab es wohl, dieselben wurden aber verachtet. Unnatürliche Laster sollen unter den Quichuas nicht vorgekommen sein.

Das Kind wurde, wie bei den alten Mexicanern, von der Mutter selbst gesäugt, am fünfzehnten bis zwanzigsten Tage nach der Geburt erhielt es einen Namen, zu welchem im zehnten oder zwölften Jahre noch ein zweiter gefügt wurde. Mit dem Eintritt der Pubertät,

*) Merkwürdig ist die Sitte, dass der Inca eine seiner Schwestern, die nicht von derselben Mutter stammten, zur Frau nehmen musste.

also mit dem fünfzehnten bis sechzehnten Jahre wurde beim Knaben die Wehrhaftmachung vollzogen, bei welcher Gelegenheit ihm die Ohren durchbohrt und Ohrgehänge eingehängt wurden.

Die Erziehung, selbst bei den königlichen Prinzen, war streng; man forderte von der Jugend Abhärtung und Enthaltsamkeit, um sie für ihren künftigen Beruf vorzubereiten. In den öffentlichen Schulen wurden nur die Söhne der Vornehmen in den verschiedenen Wissenschaften unterrichtet; das gemeine Volk war vom Unterrichte ausgeschlossen, damit es nicht in Folge der Aufklärung den Gehorsam verweigere und Revolutionen anzettele. Daher war auch die Bildung im alten Peru ein ausschliessliches Eigenthum der vornehmen Classe.

Die Leichen wurden in den meisten Fällen in hockender Stellung — in jener Lage, welche der Mensch im Mutterleibe einnimmt — begraben. Man gab dem Todten die Geräthe seiner Beschäftigung mit ins Grab und versah ihn unter Beigabe eines Hausgottes mit etwas Mais und Chicha, welches man auch später durch ein Loch ins Grab hinabrinnen liess. Die Leichen der Vornehmen, namentlich der Incas, wurden mit kostbaren Wohlgerüchen einbalsamirt und auf vergoldeten Sesseln im Tempel aufgestellt.

Von der bedeutenden materiellen Cultur der alten Peruaner geben ihre Bauten ein beredtes Zeugniss. Es gab mehrere bedeutende Städte im Lande; die Hauptstadt Cuzco soll nahe an 200.000 Einwohner mit einer Garnison von 30,000 Mann beherbergt haben. Sie war von einer Mauer umschlossen, durch die mehrere Thore führten, und hatte im Norden zu ihrem besonderen Schutze eine auf einer Anhöhe stehende Citadelle. Die Gebäude waren theils aus Stein, theils aus lufttrockenen Ziegeln aufgebaut. Ueberhaupt war das erste Material mehr im Gebirgslande, das letztere dagegen in den regenlosen Hochebenen beliebt. Die Dächer waren grösstentheils platt und entweder mit Stroh oder mit Gras eingedeckt.

Von dem grossen Platze der Stadt, welche durch eine breite Strasse in eine südliche und nördliche Hälfte getheilt war, liefen vier Kunst-Strassen nach den vier Himmelsgegenden in die verschiedenen Provinzen des Reiches. Dieselben waren mit Mauern oder Zäunen auf beiden Seiten versehen und mit Bäumen bepflanzt. In gewissen Entfernungen befanden sich Quartiere, bestehend aus grösseren Vorrathshäusern, um den Inca mit seinem Gefolge während der Reise aufzunehmen. Neben diesen grossartig angelegten Kunststrassen nehmen vor allem die Wasserleitungen unser Interesse in

Anspruch, die, grösstentheils aus colossalen auf einander gepassten Steinblöcken erbaut, den römischen in nichts nachstehen.

Die vegetabilische Nahrung der alten Peruaner bestand in den warmen Gegenden im Mais, in den kälteren Districten in der Quinoa und den Kartoffeln. Der Landbau stand in hohen Ehren; das Land wurde dort, wo es nothwendig war, künstlich bewässert und gedüngt, wozu man vornehmlich den Guano verwendete. Es scheint, dass man sich beim Ackerbau in einzelnen Gegenden des Llama als Zugthier bediente. Dagegen war der Gebrauch dieses Thieres als Lastthier allgemein. Man züchtete es in zahlreichen Heerden und verwerthete namentlich die Wolle. Das Fleisch wurde nur von männlichen Thieren gegessen. Merkwürdig erscheint die Nachricht mehrerer spanischer Schriftsteller, dass die alten Peruaner Fleisch und Fische auch in rohem Zustande verzehrt hätten.

Die Kleidung der alten Peruaner bestand in Kleidern aus Baumwolle, welche den Männern bis an die Waden gingen, bei den Frauen dagegen bis an die Knöchel hinabreichten. Beide Geschlechter trugen Sandalen und Kopfbinden. Bei kühler Witterung wurde überdies von den Männern ein kurzer Mantel und von den Frauen ein Obergewand getragen.

Die verschiedenen Stoffe und Geräthe, welche man in der Wirthschaft benöthigte, wurden grösstentheils zu Hause selbst verfertigt, doch gab es auch bestimmte Handwerker und Künstler, welche sich einzelnen Zweigen der Industrie widmeten. Besonders gerühmt werden die Wollgewebe, sowohl wegen der Feinheit des Stoffes, als auch der Schönheit und Dauerhaftigkeit der Farben. Als bewunderungswürdig und unübertroffen werden die Metallarbeiten geschildert, umsomehr als den alten Peruanern bei Anfertigung derselben nur die einfachsten Werkzeuge zur Hand waren. Die Metalle, namentlich die edlen, an denen das Land sehr reich war, wurden von den Peruanern selbst gewonnen.

Wie in Mexico bildet in Peru der Sonnencultus die Grundlage der Religion; die Incas selbst führten ihre Familie, als göttlichen Ursprungs, auf die Sonne zurück. Neben der Sonne und zu gewissen Zeiten sogar höher gestellt als sie wurden zwei Persönlichkeiten, welche vielleicht am richtigsten als Culturheroen aufzufassen sind, nämlich Pachacamac und Viracocha, von denen der erstere im Norden um Lima, der letztere am Titicaca-See, im Stammlande der Aymara, besondere Verehrung genossen.

V i r a c o c h a entspricht etwa dem Coxcox der Mexicaner, dem Noah der Hebräer; er soll nach der grossen Fluth (einer Sage, die öfter sowohl in der alten als auch in der neuen Welt wiederkehrt) auf der Insel des Titicaca-Sees ans Land gestiegen sein und dort Sonne, Mond und die übrigen Gestirne, zuletzt endlich die Menschen aus Stein gebildet haben, welche erst später, nachdem man sie bei ihren Namen gerufen hatte, lebendig wurden. (Vergl. die griechische Sage von Deucalion.) Gleich dem mexicanischen Quetzalcoatl verschwindet Viracocha auf einem Schiffe im Meere.*) P a c h a c a m a c, der auch der Weltschöpfer heisst, unterscheidet sich von Viracocha insofern, als er ein Sohn der Sonne genannt wird und ihm ein anderer Gott, Con, vorausgeht, der die Erde mit den Menschen erschafft. Doch die Menschen werden übermüthig und lasterhaft, was Con bewegt, sie zu strafen und die Erde zu verlassen. Es erscheint darauf Pachacamac, verwandelt die früheren Menschen in Thiere und schafft neue, denen er seine Gaben und Lehren mittheilt.

Neben den oben aufgezählten Gottheiten wurde eine grosse Menge von Göttern unter der Gestalt der verschiedenen Gestirne, Naturkräfte, Berge und Flüsse verehrt. Dies war jedoch mehr die Religion des Volkes, neben welcher eine Religion der Gebildeten einherging, welche die Vorstellung von Pachacamac zur Idee eines unsichtbaren allmächtigen Gottes vertieft hatte.

Für die Ausübung der Religion bestanden eine Anzahl von Tempeln, von denen der Tempel des Pachacamac**) bei Lima wegen seines ehrwürdigen Alters und der Tempel der Sonne in Cuzco, wegen seiner Pracht und Herrlichkeit ausgezeichnet waren. Die Priester, welche in mehrere Classen zerfielen, und ein eingezogenes keusches Leben führten, standen in hoher Achtung; der Oberpriester stand nur um einen Grad tiefer als der Inca selbst. Neben den Priestern sind besonders die sogenannten Sonnenjungfrauen erwähnenswerth, Mädchen, welche zu lebenslänglicher Keuschheit verurtheilt in Klöstern lebten, die mit den Sonnentempeln verbunden waren.

Menschenopfer, welche in Mexico bis auf die Zeit der Eroberung durch die Spanier in unglaublicher Zahl vorkamen, scheinen

*) Hieraus erklärt sich der Umstand, dass man die Spanier bei ihrer Ankunft für Viracochas hielt, gleichwie in Mexico für Söhne Quetzalcoatls. (Die Erklärungen, welche Waitz, Anthropologie der Naturvölker IV, 455 gibt, sind zu künstlich.)

**) Vergl. B a l d w i n, John, Ancient America, London, 1872, 8°.

in Peru zwar in alter Zeit vielfach geübt worden zu sein, wurden aber später unter den Incas nur bei ausserordentlichen Gelegenheiten (beim Tode des Herrschers, bei verheerenden Krankheiten) vollzogen.

Die geistige Bildung war bei den alten Peruanern, wie wir schon oben bemerkt haben, ein ausschliesslicher Besitz der vornehmen Classe, und sie musste es mehr oder weniger auch sein, da ein Medium zur schnelleren und grösseren Verbreitung derselben fehlte. Die Peruaner besassen nämlich keine Schrift, da man ihre Quipus, die aus verschieden gefärbten und verschieden verschlungenen Fäden bestanden, für nichts mehr denn Merkzeichen der allernothwendigsten Begriffe des täglichen Lebens ansehen kann. Es musste also alles im Gedächtnisse aufbewahrt und mündlich überliefert werden. Dennoch waren die astronomischen, geographischen, naturhistorischen und medicinischen Kenntnisse der alten Peruaner nicht unbedeutend, und auch ihre poetischen Erzeugnisse müssen nach den Proben, die wir von ihnen besitzen (namentlich das Drama Ollanta zeugt von einer bedeutenden Entwicklung der dramatischen Kunst). *) als das weitaus beste beseichnet werden, was die amerikanische Rasse in dieser Richtung geleistet hat.

Ueber die Sprachen Amerikas. **)

Kein Welttheil bietet eine so grosse Anzahl von Sprachen, welche in ihrer Anlage mit einander übereinstimmen, im Sprachstoffe dagegen von einander abweichen, wie Amerika. Von der Südspitze Amerikas bis zu den Ansiedelungen der Eskimo erklingen Sprachen, welche alle ein gemeinsames Princip befolgen, aber dennoch, sobald man auf die Prüfung des ihren Bildungen zu Grunde liegenden Stoffes näher eingeht, sich grösstentheils mit einander durchaus nicht verwandt verrathen.

Dieses Factum ist um so merkwürdiger, als die Bevölkerung Amerikas im Verhältnisse zu seiner Grösse und jener der anderen Welttheile auffallend klein ist. Nach den zuverlässigsten Nach-

*) Vergl. Tschudi, J. J. von, Die Kechua-Sprache, Wien 1853, Bd. 2, und Ollanta, An ancient Inca drama by A. R. Markham, London 1871, 8°.

**) Pickering, John., Remarks on the Indian languages of North-America, Reprinted, 1836, 8°. Deutsche Uebersetzung: Ueber die indianischen Sprachen Amerikas, übers. v. Talvj, Leipzig 1834, 8°. Steinthal, H., Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues, Berlin 1864, 8°, und meine Abhandlung, Der grammatische Bau der Algonkin-Sprachen (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Bd. LVI.)

richten beläuft sich die Anzahl der noch lebenden amerikanischen Aboriginer-Bevölkerung nicht ganz auf zwölf Millionen. Wenn wir auch die barbarischen Menschenopfer einzelner Stämme, die grausamen Vertilgungskriege der Eingeborenen unter einander und der Europäer gegen dieselben, die eingeschleppten Krankheiten und die Mischungen mit anderen Rassen in Anschlag bringen, so dürfte dennoch Amerika in der Zeit seiner grössten Blüthe kaum so viel Bewohner beherbergt haben als heut zu Tage, wo ihm von Europa, Afrika und Asien zahlreiche Contingente zugeführt werden, nämlich ungefähr $84\frac{1}{2}$ Million.*)

Dieser geringen Bevölkerung gegenüber erscheint die Anzahl der Sprachen, mithin auch der Völker als eine ausserordentliche. Obgleich viele derselben vom Erdboden ohne irgend welche Spuren verschwunden sind, schätzen dennoch Reisende der Jetztzeit die Sprachen Südamerikas allein noch auf mindestens hundert. Eine nicht geringere Mannigfaltigkeit bietet Mittel-Amerika, und ebenso reichhaltig ist das westliche Nord-Amerika.

Nach diesem dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir bei älteren Schriftstellern Nachrichten begegnen, wonach die Zahl der Sprachen Amerikas auf ein halbes Tausend und darüber angegeben wird. So berichtet der bekannte Polyhistor Athanasius Kircher, ein Mitglied des Jesuitenordens, er habe 1675 die in Rom versammelten Jesuitenmissionäre über die Sprachen Amerikas zu Rathe gezogen und habe nach den eingezogenen Erkundigungen in Amerika bei fünfhundert Sprachen herausgebracht.*)

Es lässt sich wohl nicht läugnen, dass diese Schätzungen meistens von Forschern ausgegangen sind, welchen sowohl das Sprachmateriale in seinem vollen Umfange nicht zugänglich war, als sie auch nicht die Schule durchgemacht hatten, um über sprachliche Dinge mit Sicherheit urtheilen zu können, und dass wohl in manchen Punkten eine methodisch angestellte Untersuchung andere Resultate zu Tage fördern dürfte; aber dennoch erscheint die Frage berechtigt, wie es denn gekommen ist, dass gerade hier eine so immense Anzahl von so verschiedenen Sprachen und Völkern sich entwickeln konnte?

---

*) Behm und Wagner, Die Bevölkerung der Erde (Ergänzungsheft 33 der Petermann'schen Mittheilungen) p. V.

**) Vergl. Kircher, Athan., Turris Babel, Amstelodami 1679 fol. p. 132.

Will man nicht zur Ansicht hinneigen, dass die amerikanische Rasse gleich von Anfang an in eine grosse Anzahl von Völkern sich differenzirte — eine Ansicht, der wir anhängen — so ist es am natürlichsten, in der eigenthümlichen Gestaltung des Landes und der dadurch bedingten Lebensweise des Amerikaners selbst den Grund für diese Zersplitterung zu suchen. Andererseits mag auch der eigenthümliche Bau der amerikanischen Sprachen, sowie der Mangel einer Schrift viel zur Differenzirung derselben beigetragen haben, ein Factum, welches uns auch in den sogenannten kaukasischen Sprachen vorzuliegen scheint.

Nachdem das Material, welches dem Forscher auf dem Gebiete der amerikanischen Sprachen zu Gebote steht, selbst noch mangelhaft ist, so kann eine Classification der amerikanischen Sprachen nur annähernd genau sein und muss die von uns auf S. 17 ff. versuchte Uebersicht als eine vorläufige betrachtet werden. Namentlich sind die Abtheilungen 7. 9, 10, 12, 13, 16, 19 als Gruppen zu bezeichnen, die bei näherer Untersuchung in zwei, ja auch in mehrere Glieder zu zerlegen sein dürften. Ueberdies ist auf manche unbestimmbare Idiome, welche in den Gebieten weit verbreiteter Sprachen eingesprengt sich finden (so z. B. innerhalb 17 und 18) vorläufig gar keine Rücksicht genommen worden. Man wird — glauben wir — doch dies eine Factum aus unserer Uebersicht entnehmen können, dass, wenn man die Anzahl der Sprachstämme auf dem Boden Amerikas auf etwa fünfzig veranschlagen würde, dieselbe als nicht übertrieben bezeichnet werden dürfte.

Die Sprachen Amerikas beruhen im Ganzen auf dem Principe des Polysynthetismus oder der Einverleibung. Während nämlich in unseren Sprachen die einzelnen Anschauungen, deren Verknüpfung im Satze ihren Ausdruck findet, sprachlich gesondert auftreten, werden sie in den amerikanischen Sprachen grösstentheils in eine untrennbare Einheit vereinigt. Es fallen dann Wort und Satz vollständig zusammen.

Bei diesem Processe werden die einzelnen Worte verkürzt und oft nur durch Theile derselben dargestellt. Dass dadurch die Klarheit der Anschauungen, welche zu einem Urtheile verknüpft werden sollen, bedeutend beeinträchtigt wird, lässt sich im Vorhinein errathen.

Merkwürdig ist auch der Umstand, dass viele amerikanische Sprachen (z. B. die Algonkinsprachen, das Irokesische in Nord-Amerika) das Nomen und das Verbum von einander nicht scheiden

Sie kennen vom Standpunkte der Formenlehre nur ein Nomen, welches, falls es mit Possessivsuffixen bekleidet wird, unserem Verbalausdrucke entspricht. Der Satz gründet sich nicht, wie bei uns, auf das Verhältniss des Subjectes zum Prädicat, sondern auf jenes des Objectes zu seinen verschiedenen Beziehungen. Die Redeform wird nicht von einem verbalen, sondern von einem substantivischen Verhältnisse (dem des Besitzes) beherrscht. Diese Redeform, einer einseitigen Bildung der Anschauungen entsprungen, kann umgekehrt nicht umhin, auf die Ausbildung des Denkens eigenthümlich einzuwirken. Nicht nur unsere Ansichten und Begriffe, sondern auch unsere ganze Art und Weise zu denken müssen dem Aboriginer Amerikas höchst eigenthümlich und fremd erscheinen. Unsere Sprachen sind ihm Kleider, die für seine Gedankengebilde nicht passen, mit denen er nichts anzufangen weiss.

4. Malayen.*)

Unter dem Ausdrucke „malayische Rasse“ begreifen wir die lichtgefärbte schlichthaarige Bevölkerung der Inseln des indischen Archipelagus und der Südsee von Sumatra mit den umliegenden kleineren Inseln im Westen bis zur Osterinsel im Osten und von Formosa und den Sandwich-Inseln im Norden bis Neu-Seeland im Süden. Zu ihr sind auch die Bewohner der Küsten der Halbinsel Malaka, sowie, wenigstens nach der Sprache und anderen ethnologischen Momenten, die herrschende Bevölkerung der hart an der afrikanischen Küste gelegenen Insel Madagascar zu rechnen.

Vom linguistischen und culturhistorischen Standpunkte aus zerfällt die malayische Rasse in zwei grosse Abtheilungen, nämlich eine westliche und eine östliche, oder in die Malayen im engeren Sinne und in die Polynesier, zu denen wir ethnologisch auch die der Papua-Rasse angehörenden Melanesier zählen. Die ersteren

*) Die Quellen finden sich verzeichnet bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker, V. 2, pag. XXVI ff. und VI., pag. XIX ff. Abbildungen der hauptsächlichsten Typen der malayischen Rasse finden sich bei Wilkes, United states exploring expedition, vol. IX., Marsden, Sumatra, Raffles, The history of Java u. s. w. Ueberhaupt erlauben wir uns jene Leser, die nach einer ausführlicheren Belehrung über die in diesem Capitel abgehandelten Völker Verlangen tragen, auf den V. und VI. Band der Waitz'schen Anthropologie, sowie auf den von uns bearbeiteten ethnographischen Theil der Novara-Expedition zu verweisen.

sprechen Sprachen, welche für bedeutend entwickelt gelten können, und auch nicht unbedeutende Literaturen erzeugt haben, die letzteren dagegen reden Idiome, an welchen man die lautliche und formelle Armuth alsogleich wahrnimmt und welche es nie zu irgend welchen bedeutenden literarischen Leistungen gebracht haben.

Die ersteren haben einerseits selbständig, andererseits durch Aufnahme fremder Elemente eine ziemlich hohe Cultur erzeugt; die letzteren sind im Grossen und Ganzen über die Anfänge menschlicher Gesittung nicht hinausgekommen.

Das Verhältniss dieser beiden Abtheilungen zu einander, sowohl vom anthropologischen, als auch vom linguistisch-ethnologischen Gesichtspunkte, welches zur Beurtheilung der Entwicklung dieser Menschenvarietät von der grössten Wichtigkeit ist, wird sich am besten aus der Beantwortung der Frage über den ursprünglichen Sitz und die Verbreitung der malayischen Rasse ergeben, ein Problem, dem wir uns gleich hier zuwenden wollen.

Ueber den ursprünglichen Sitz und die Verbreitung der malayischen Rasse.

Zur Entscheidung der Frage, wohin wir den ursprünglichen Sitz der malayischen Rasse zu verlegen haben, müssen wir sowohl das Verhältniss derselben zu jener Rasse, mit welcher in Gemeinschaft sie die Inseln bewohnt, nämlich den Papuas, als auch die Wanderungsrichtung der verschiedenen malayischen Stämme selbst genauer ins Auge fassen.

Was nun den ersten Punkt betrifft, so finden wir, wie wir oben (S. 95) gesehen haben, auf allen grösseren Inseln des indischen Archipels, nach den Berichten der zuverlässigsten Reisenden, eine Menschenvarietät, welche als dunkel und kraushaarig, also verschieden von der olivengelben und schlichthaarigen malayischen Rasse beschrieben wird. Dieselbe findet sich auch in den Gebirgen der Halbinsel Malaka und wahrscheinlich auch im Inneren von Formosa. Das Verhältniss dieser beiden Rassen zu einander ist derart, dass während die malayische Rasse vorwiegend an den Küsten angesiedelt ist, die dunkle Papua-Rasse, wenigstens überall dort, wo sie sich neben der ersteren findet, in der Regel in den inneren Theilen des Landes angetroffen wird.

Schon aus dieser Schichtung der beiden Rassen geht, da beide zusammen unmöglich autochthon sein können, mit grosser

Wahrscheinlichkeit hervor, dass die Papua-Rasse als die ältere, die malayische dagegen als die später eingewanderte betrachtet werden muss.

Die Einwanderung der Malayen in diese Gegenden kann aber — wenn wir die Frage a priori betrachten, von zwei Seiten erfolgt sein, nämlich entweder vom Osten oder vom Westen.

Für die Ansicht der Einwanderung der Malayen aus Osten, wonach die polynesischen Inseln als die Urheimath der malayischen Rasse angesehen werden müssten, scheint allerdings der Umstand zu sprechen, dass in der That, wie wir weiter unten sehen werden, Polynesien gegenüber den Malayen-Ländern ethnologisch auf einer primitiven Culturstufe steht und relativ als der treueste Repräsentant des alt-malayischen Volksthums betrachtet werden kann.

Auf der anderen Seite spricht gegen eine Einwanderung der Malayen aus Osten, sowie gegen die Annahme, dass Polynesien für die Urheimath der malayischen Rasse angesehen werden müsse, der gewichtige Umstand, dass Fauna und Flora aller Inseln auf Asien hinweisen und in Folge dessen die letzteren vor dem Auftreten asiatischer Ankömmlinge aller Vegetation und animalischen Bewohner entblösst gewesen sein müssen. Solche Inseln sind aber, wie Jedermann auf den ersten Blick einsieht, nicht geeignet, um für die Wiege einer so zahlreichen Menschenvarietät, wie es die malayische ist, angesehen zu werden.

Es bleibt also, da vermöge der asiatischen Fauna und Flora an eine Einwanderung aus Amerika nicht gedacht werden kann, nur der eine Fall übrig, nämlich die Einwanderung der malayischen Rasse von der entgegengesetzten Richtung, von Westen anzunehmen.

Ist aber der Malaye vom Westen her auf die von ihm gegenwärtig bewohnten Inseln vorgedrungen, so müssen wir nothwendig seine Urheimath im Westen jenes Landstriches suchen, welchen der von ihm verdrängte Papua gegenwärtig bewohnt, mithin im Südosten des asiatischen Festlandes.

Wir halten daher den Südosten von Asien für die Urheimath der malayischen Rasse, von wo sie auf die angrenzenden Inseln überging, bis sie sich nach und nach über die Inseln des pacifischen Oceans verbreitete. Die Auswanderung oder Verdrängung derselben durch eine andere Menschenvarietät nach den Inseln des indischen Archipels muss aber sehr früh d. i. schon in einer Zeit stattgefunden haben, wo die jetzigen Bewohner des asiatischen Continents, welche

insgesammt der mongolischen Rasse angehören, denselben noch nicht inne hatten.

Von dieser Katastrophe scheinen sich bei den einzelnen Völkern des malayischen Stammes nur dunkle Reminiscenzen erhalten zu haben (bei den Javanen, den Bugis), welche in den meisten Fällen Stammeitelkeit umarbeitete und mit anderen Zufällen in Verbindung brachte. Dass aber jedes lebendigere Bewusstsein des Zusammenhanges mit dem Festlande verloren ging, und auch weder von sprachlicher noch von physischer Seite directe Beweise für die Aboriginerschaft der Malayen an den Küsten des ostasiatischen Continents heut zu Tage erbracht werden können, dies mag vor allem dem Charakter jener Rasse, von welcher sie verdrängt wurden, nämlich der mongolischen, zuzuschreiben sein. Es ist dies eine Rasse, welche stets massenhaft und mit wildem Ungestüm auftritt und alles Fremde sich assimilirt, aber auch, wenn sie in der Minderheit erscheint, leicht ihren Charakter verliert und untergeht. Wir sind daher auch fest überzeugt, dass gerade diese Rasse eine Menge fremden Blutes in sich enthält (vgl. den Typus der Indo-Chinesen), woraus sich auch ihr beispiellos grosser Umfang erklärt.

Daher kam es, dass die Malayen, als sie nach mehreren Menschenaltern an den ostasiatischen Küsten wieder erschienen, und sich niederliessen, weder Spuren von ihren in der Heimath zurückgebliebenen Brüdern vorfanden, noch auch von den Bewohnern wieder erkannt wurden. Daher mögen auch die Ansiedelungen auf dem Continent gegenüber jenen auf den Inseln als bedeutend jünger erscheinen, und scheint dann die spätere Rückwanderung für eine in historischer Zeit stattgefundene Einwanderung zu gelten.

Mit dieser von uns im Westen des gegenwärtigen Verbreitungsbezirkes der malayischen Rasse fixirten Urheimath derselben stimmt auch das, was wir über die Wanderungen der östlichen Abtheilung der malayischen Rasse, der am spätesten sesshaften, wissen, vollkommen überein. Aus den Traditionen und Reminiscenzen nämlich, welche sich in Polynesien über die gemachten Wanderungszüge erhalten haben, geht die merkwürdige Thatsache hervor, dass wir im Osten überall sichere Kunde von den im Westen gelegenen Inseln finden, während sich im Westen nirgends eine genauere Kenntniss der östlichen Inseln nachweisen lässt.

Da dieses Factum in ethnologischer Beziehung von der grössten Wichtigkeit ist, so wollen wir es im Nachfolgenden etwas genauer betrachten.

Wir beginnen mit der nördlichsten Gruppe, den Sandwich-Inseln. Hier findet sich eine alte Tradition, welche berichtet, die ersten Einwanderer seien von Tahiti gekommen. Daneben lässt sich Bekanntschaft mit der Marquesas-Gruppe nachweisen, von welcher die Namen der beiden grössten Inseln, Nukuhiva und Fatuhiva nämlich, genannt werden. Der Name der grössten Insel der Sandwich-Gruppe, Hawaii, ist nichts anderes als eine sprachgemässe Umformung des Namens der Samoa-Insel Savaii. Der nördlichste Punkt von Hawaii trägt den Namen Upolu; dieser Name kommt aber auch einer Insel der Samoa-Gruppe zu. Eine kleine Felsen-Insel bei Niihau wird Lehua genannt; dieses ist aber nichts anderes als die sprachgemässe Veränderung des Namens Levuka, der Hauptansiedelung der Insel Ovolau der Tonga-Gruppe.

Wir sehen also deutlichen Hinweis auf Tahiti und die Marquesas-Inseln nebst Reminiscenzen, welche auf die Samoa- und die Tonga-Gruppe sich beziehen. Wie wir weiter unten sehen werden, wurde Nukuhiva von Tonga aus bevölkert, es musste also, nachdem die Reminiscenz an Tonga sich so frisch erhalten hatte, Hawaii nicht gar lange Zeit nach Nukuhiva bevölkert worden sein.

Auf den Marquesas-Inseln findet sich im Norden (Nukuhiva), die directe Tradition, die Bevölkerung sei von Vavao gekommen. Dieses ist offenbar nichts anderes als die Insel Vavao der Tonga-Gruppe. Und in der That schliesst sich die Sprache Nukuhivas zunächst ans Tonga an, wie auch die Sitten der Bewohner an die auf Tonga herrschenden auffallend erinnern.

Auf den südlichen Marquesas-Inseln dagegen berichtet die Tradition, das Land wäre aus dem Sitze der Geister (Havaiki) emporgetaucht. Nun ist Havaiki nichts anderes als der sprachgemäss veränderte Name der Samoa-Insel Savaii. Da auch in der Tradition Tahitis Erwähnung geschieht, und die Sprache der südlichen Marquesas-Inseln ans Tahitische zunächst sich anschliesst, so scheint eine Einwanderung von dieser Insel-Gruppe vorzuliegen.

Was nun Tahiti selbst betrifft, so bezeichnet die Tradition direct Havaiki als den Ausgangspunkt der Ansiedelungen. Nach ihr sollen die Ankömmlinge auf Raiatea sich niedergelassen und ihren Platz Havaii genannt haben. Nun weisen aber die Namen Havaiki und Havaii wieder auf nichts anderes als auf die Samoa-Insel Savaii hin.

Auf Rarotonga bezeichnet die Sage Avaiki als jenes Land, wo der erste Mensch ans Land stieg. Dieses Avaiki ist wieder

nichts anderes als die bekannte Somoa-Insel Savaii. Eine andere bestimmtere Sage nennt zwei Häuptlinge, welche die Insel bevölkerten, nämlich den Häuptling von Manuka (einer Samoa-Insel), der von Westen herkam, Namens Karika, und den tahitischen Häuptling Tangiia. Ersterer soll im Nordwesten, letzterer im Osten sich niedergelassen haben. Die Nachkommen des ersteren nennen sich noch heut zu Tage Ngati-karika, die des letzteren Ngatitangiia. Obwohl von der Sage die ersteren als Sieger bezeichnet werden, scheinen sie doch im Laufe der Zeit von der letzteren überwunden worden zu sein, indem die Sprache von Rarotonga sich zunächst ans Tahitische anschliesst.

Neu-Seeland wurde nach der Tradition von Havaiki aus bevölkert. Die Sage bewahrt nicht nur die Namen der ersten Ansiedler, sondern auch die Namen ihrer Canoes auf.

Die ersten Niederlassungen sollen an der Westküste und im Osten der Cook-Strasse stattgefunden haben. Später kamen mehrere Männer von Savaii, welche den süssen Erdapfel (Kumara) mitbrachten. Nachdem das letztere Ereigniss etwa vier Generationen oder etliche 120 Jahre zurückdatirt wird, so mag auch die erste Ansiedelung nicht weit zurückgehen und kaum vor das Jahr 1200 unserer Zeitrechnung fallen.

Fassen wir nun die betrachteten Punkte, nämlich Sandwich-Inseln, Marquesas-Inseln, Tahiti-Rarotonga, Neu-Seeland zusammen, so finden wir, dass die Tradition überall auf die Samoa-Insel Savaii hinweist und nebenbei auch die Tonga-Gruppe erwähnt. Wir glauben uns daher vollkommen zu dem Schlusse berechtigt, dass wir in den Samoa- und Tonga-Inseln den Ursitz der Polynesier zu suchen haben, oder jenen Punkt, auf welchem die östliche Abtheilung der malayischen Rasse nach ihrer Absonderung von der westlichen sich niedergelassen und von wo aus sie sich über die Südsee verbreitet hat.*)

Die einheimische Tradition führt uns jedoch noch weiter zurück. Gleichwie auf den östlichen Inselgruppen der Name Savaiki wiederkehrt als Bezeichnung eines Landes, welches für das Eden des Polynesiers gelten kann, das er mit der Poesie sorgenfreier Kindheit umgibt, ebenso bewahrt die Tradition von Samoa und Tonga das Andenken an eine grosse Insel, welche im Westen gelegen ist und als Wohnort der Seligen und Ausgangspunkt der polynesischen

*) Vergl. Waitz. Anthropologie der Naturvölker, V, 2. S. 202 ff.

Menschheit angesehen wird. Der Name dieser Insel lautet in der Sprache Samoas Pulotu oder Purotu, in der Sprache Tongas Bulotu. Nun ist es, da der Name gewiss einen geographischen Hintergrund haben dürfte, mehr als wahrscheinlich, dass wir in diesem Ausdrucke den Namen der Insel Buro zu erkennen haben.*)

Wenn wir nun die von uns vorgebrachten Thatsachen überblicken, so stellt sich, falls man ihnen eine historische Bedeutung zugesteht, unzweifelhaft heraus, erstens, dass wir die südöstlichen Theile Asiens als die Urheimath der malayischen Rasse annehmen müssen, und zweitens, dass sich diese zuerst über die Inseln des indischen Archipels bis Buro verbreitete und erst von da aus zur Samoa- und Tonga-Gruppe vorrückte, um von diesem Centrum aus die polynesischen Inseln zu bevölkern.

Ueber die Zeit der Trennung und Absonderung der Völker der malayischen Rasse.

Wenn wir nun nach der Zeit fragen, in welcher zunächst die beiden Abtheilungen, die östliche und die westliche, von einander sich getrennt haben, so können wir bei der Antwort darauf uns nur auf Schlüsse stützen, welche aus der Vergleichung der beiderseitigen Sitten und Sprachen mit mehr oder weniger Sicherheit abgeleitet werden können.

Ein wesentliches Moment zur Entscheidung der Frage bildet das Vorhandensein von fremden, namentlich altindischen Elementen in den Sprachen der westlichen Abtheilung. Von solchen lässt sich in den Idiomen der östlichen Abtheilung nicht die leiseste Spur nachweisen.

Da nun diese Elemente, wie man aus ihrer Form, sowie auch aus der Form der mit ihnen gleichzeitig entlehnten Schrift nachweisen kann, um den Beginn unserer Zeitrechnung eingewandert sein müssen, und wie sich bestimmt zeigen lässt, die Sprache schon damals jenen entwickelten Typus an sich trug, den sie heut zu Tage darbietet, so können wir bei der Annahme, sie habe mindestens

*) Das Element tu in dem Worte Pulotu dürfte mit dem Worte tabu (vergl. tonga tabu, das heilige Tonga) zusammenhängen und der Ausdruck nichts anderes als „das heilige Buro“ bedeuten.

tausend Jahre zu dieser ihrer Entwicklung gebraucht, etwa das Jahr 1000 vor Christi Geburt als Zeitpunkt festsetzen, von wo aus die Theilung der malayischen Rasse in ihre zwei Abtheilungen datirt werden muss.*)

Auch die Zeit der Spaltung der Polynesier in ihre verschiedenen Sippen können wir annähernd bestimmen. Hier haben wir zwar verschiedene, nach Menschenaltern rechnende, einheimische Traditionen vor uns. Diese sind aber entweder nach und nach verwirrt worden oder sie übertreiben ihre Angaben; denn wenn man auch zuzugeben genöthigt wird, dass seit der Trennung der Polynesier (der östlichen Abtheilung) von den Malayen (der westlichen Abtheilung) geraume Zeit vergangen sein muss (derart verschieden sind die beiderseitigen Sprachen und Sitten), so kann man doch bei der grossen Aehnlichkeit der polynesischen Sprachen und Sitten untereinander nicht leicht annehmen, dass die Spaltung der Polynesier in die einzelnen Stämme vor langer Zeit stattgefunden habe.

Gewiss dürfen wir, da die Polynesier auf Buro und später auf den Samoa- und Tonga-Inseln wohl geraume Zeit zusammen lebten, nicht vor das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückgreifen, eine Zeitepoche, welche so ziemlich mit den einheimischen Traditionen übereinstimmt, wenn man die Menschenalter nach den unter den Polynesiern geltenden Verhältnissen auffasst. Damit haben wir den Beginn der Wanderungen von Savaii und von den Tonga-Inseln bezeichnet; zwischen demselben und der Einwanderung nach Neu-Seeland liegt die Geschichte der polynesischen Züge, ein Factum, welches in der Geschichte der Menschheit nicht seinesgleichen wiederfindet.**)

Ueber das Verhältniss der einzelnen Abtheilungen der malayischen Rasse zu einander.

Nachdem wir im Vorhergehenden die Frage über den Ursitz der malayischen Rasse und die Wanderungen der einzelnen Stämme,

---

*) Viel weiter setzt Gerland in Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. V, 2, S. 215, die Zeit der Trennung der Malayo-Polynesier zurück.

**) Auch die verhältnissmässig geringe Anzahl der Polynesier (kaum eine halbe Million) lässt auf eine in nicht entfernter Zeit liegende Trennung schliessen. Nimmt man auch an, dass durch Kindesmord, Cannibalismus und andere Gewohnheiten eine grosse Anzahl von Individuen zu Grunde gegangen ist, so lässt sich die spärliche Population doch nur begreifen, wenn man einerseits eine geringe Anzahl von Stammpaaren annimmt, andererseits die Zeit, innerhalb welcher sie sich fortgepflanzt haben, nicht zu weit ausdehnt.

welche zu ihr gehören, erledigt haben, werden wir auch die Frage über das Verhältniss der einzelnen Abtheilungen zu einander leicht beantworten können.

Wie wir gesehen haben, theilt die malayische Rasse von Sumatra bis an die Grenze der Samoa-Gruppe ihre Wohnsitze mit einer zweiten dunklen Rasse, den sogenannten Papuas. Obwohl diese beiden Rassen, wo sie sich zugleich finden, in der Regel getrennt von einander leben, so lässt sich doch annehmen, dass Mischungen derselben mit einander, namentlich in frühester Zeit, wo der Rassenhass noch nicht entwickelt war, eingetreten sind. Diese Mischungen werden natürlich um so stärker gewesen sein, je weiter ein malayischer Stamm durch papuanisches Gebiet sich durchschlagen musste, d. h. je weiter östlicher er vordrang. Darnach müssten im Grossen und Ganzen die Mitglieder der östlichen Abtheilung jener der westlichen gegenüber vom malayischen Typus am weitesten sich entfernt haben. Diess wird auch in der That von dem ausgezeichneten Naturforscher A. Russel Wallace, welcher durch mehrere Jahre den malayischen Typus in seinen verschiedenen Variationen zu beobachten Gelegenheit hatte, bestätigt. Wallace ist nicht abgeneigt die Polynesier mit den Melanesiern und Papuas für Varietäten einer und derselben Rasse zu erklären, was allerdings vom rein anthropologischen Gesichtspunkte nicht unrichtig ist, dagegen im Zusammenhange mit dem ethnologischen Momente nicht angeht.

Wenn wir nun auch die westliche Abtheilung der malayischen Rasse, die sogenannten Malayen im engeren Sinne, für eine dem alten Typus treuer gebliebene Varietät ansehen, als die östliche, so haben wir damit nicht im mindesten behauptet, dass der alte malayische Rassentypus sich bei ihr überall gleichmässig unvermischt erhalten habe. Im Gegentheil, wir glauben auch theilweise bei ihr an Mischungen und zwar theils mit Papuas (aber in geringem Grade), theils mit Mongolen, Dravidas und Mittelländern. Durch diese Mischungen erklären sich die zwei Haupttypen, welchen wir innerhalb der malayischen Rasse begegnen und die wir weiter unten näher zu betrachten Gelegenheit haben werden.

Wie wir oben gesehen haben, geht die einheimische Tradition mit ihren historischen Reminiscenzen in Betreff der älteren Heimath auf die Samoa- und Tonga-Gruppe zurück. Von da springt sie plötzlich mit Uebergehung des melanesischen Gebietes auf Buro hinüber. Wir glauben gerade in diesem Punkte ein bedeutendes Moment zur

Beurtheilung der Stellung der Melanesier zu den Malayen und den Polynesiern gefunden zu haben, insofern als damit angedeutet wird, dass der Polynesier als solcher auf den zwischen Neu-Guinea und dem Samoa-Archipel liegenden vulcanischen Inseln sich nicht niederliess, sondern dieselben auf seiner Wanderung nach Osten nur berührte. Durch die geringe Beimischung von polynesischem Blute zum Papua wäre der reine Papua-Typus der Melanesier erklärt, während durch den Hinzutritt der gebildeten und mehrere wesentliche Nutzpflanzen und Nutzthiere mit sich führenden Polynesier zu den Papuas das ethnologische Moment der Melanesier, welches im wesentlichen malayisch ist, begreiflich würde.

Diese Betrachtungen, wornach die westliche Abtheilung dem ursprünglichen malayischen Typus näher steht als die östliche, betreffen den anthropologischen Gesichtspunkt. Ganz verschieden von ihm ist der ethnologische, dessen Betrachtung wir uns nun zuwenden wollen.

Von diesem Gesichtspunkte aus, mit dem der sprachliche identisch ist, könnte man, besonders wenn man die an den flectirenden Sprachen gemachten Beobachtungen hier anwendet, auch zur Ansicht verleitet werden, dass die Sprachen der östlichen Abtheilung (die poly-melanesischen) gegenüber jenen der westlichen (den malayischen) einen späteren Zustand darstellen, d. h. aus einer Sprache, welche in den Idiomen der westlichen Abtheilung ihren Typus ziemlich treu bis auf den heutigen Tag erhalten hat, durch l a u t l i c h e n V e r f a l l hervorgegangen sind. Diese Ansicht würde noch dadurch unterstützt werden, dass wirklich jene Formen, welche in den beiden Abtheilungen identisch sind, in der westlichen Abtheilung sich vollständiger erhalten haben, und von der in der östlichen Abtheilung so stark überhandnehmenden Consonantenverschleifung frei geblieben sind.

Dagegen ist mit Recht einzuwenden, dass die an flectirenden Sprachen gemachten Erfahrungen nicht überall ohne Weiteres angewendet werden dürfen. Während nämlich die flectirenden Sprachen erst zu einer Zeit von einander sich abgetrennt haben, wo der Bau derselben bereits vollendet war und die weitere Geschichte derselben nichts anderes zeigt, als lautlichen Verfall ihrer Formen, scheinen die nicht flectirenden Sprachen sich schon in einer Periode von einander losgerissen zu haben, wo der Bau des Sprachgebäudes erst im Werden begriffen war, wo also einer jeden Abtheilung, welche sich lostrennte, die Aufgabe zufiel, den Ausbau mit den überkommenen

Mitteln selbständig weiterzuführen. Daher kommt es, dass sich dann Identität der Wurzeln und der formbildenden Elemente, aber nicht, ausser nur in wenigen Fällen, Identität fertiger Wortformen nachweisen lässt.

Diess passt auch ganz vortrefflich auf die beiden grossen Abtheilungen der malayischen Rasse. Hier lässt sich nur in verhältnissmässig seltenen Fällen Wörtergemeinschaft zwischen denselben nachweisen, — ein Factum, welches den oberflächlichen Beobachter in Betreff der Verwandtschaft irre führen kann —, während der Beweis ursprünglicher Wurzel- und Formeinheit mit derselben wissenschaftlichen Strenge und Evidenz wie auf anderen Gebieten geführt werden kann.

Einer stricten Anwendung der aus den flectirenden Sprachen gewonnenen Ansichten steht auch ein gewichtiger Umstand entgegen, der sie ganz und gar unmöglich macht. Wir begegnen nämlich in jeder der flectirenden Sprachen, selbst wenn Bildungen späterer Epochen überhand genommen und das Sprachmaterial nivellirt haben, dennoch einzelnen Formen, welche als Zeugen älterer Zustände übrig geblieben sind und wie Inseln aus dem weiten Ocean hervorragen. Nach solchen würden wir aber, wenn wir voraussetzten, die in den Sprachen der westlichen Abtheilung geltenden Formen und Bildungen seien aus der Ursprache herübergenommen und wirkten hier lebenskräftig fort, in den Idiomen der östlichen Abtheilung vergebens suchen.

Es bleibt daher, um den Entwicklungsgang der malayo-polynesischen Sprachen genügend zu erklären, nur die Annahme offen, dass die poly-melanesischen Sprachen mit ihrem höchst armseligen Lautinventar, ihren einfachen Formen, ihrem kunstlosen Baue, den ursprünglichen Sprachzustand viel treuer repräsentiren, als die malayischen Sprachen mit ihren ziemlich reich entwickelten Lauten, ihren in mancher Hinsicht äusserst kunstvollen Formen, ihrem zur Darstellung des Gedankens gut eingerichteten Baue.

Diese Ansicht erhält von Seite der Culturgeschichte ihre volle Bestätigung. Wie wir oben bemerkt haben und aus den nachfolgenden ethnographischen Schilderungen entnehmen werden, stellen die Poly-Melanesier einen tieferen Culturgrad dar, als die Malayen. Nun ist es eine allgemein gemachte Wahrnehmung, dass Cultur- und Sprachentwicklung in einem gewissen Zusammenhange stehen; dass nämlich dort, wo die Cultur auf einer niedrigen Stufe stehen bleibt, auch die Sprache die jener Cultur entsprechende Stufe nicht

überschreitet, während dort, wo die Cultur sich rasch entwickelt, auch die Sprache diesen Entwicklungen folgt. Es werden daher überall, wo noch keine für den Gedanken passende Formen vorhanden sind, diese geschaffen, da hingegen, wo sich bereits fertige Formen vorfinden, diese dem sich entwickelnden Gedanken unterworfen. Daher bemerken wir im ersteren Falle, gegenüber dem ursprünglichen Zustande, Wachsthum, im letzteren Absterben und Zersetzung.

Wir können daher auch aus dem niederen Culturgrade der Poly-Melanesier den Schluss ziehen, dass ihre Sprache gegenüber dem Idiome der in der Cultur weiter vorgeschrittenen Malayen einen älteren Zustand repräsentirt, dass wir also, was die beiden im Volksleben die grösste Rolle spielenden Factoren, Sprache und Sitte, anlangt, den reinsten und ursprünglichsten Typus derselben bei der östlichen Abtheilung der malayischen Rasse zu suchen haben.

Uebersicht der Völker, welche zur malayischen Rasse gehören.

A. Westliche Abtheilung. (Malayen.)

Zur westlichen Abtheilung gehören folgende Stämme:

1. Die Bewohner der Philippinen, von einigen Tagalas, von anderen Bisayas genannt. Der ethnologische Zusammenhang aller dieser Inselbewohner zeigt sich einerseits in der Sprache, welche, wenn sie auch in mehrere Dialekte zerfällt, die im gewöhnlichen Leben kein unmittelbares Verständniss zulassen, dennoch als eine bezeichnet werden kann, andererseits in den Sitten, welche auf den einzelnen Inseln von einander wenig abweichen. Wie wir bereits in dem Abschnitte, welcher über die Papuas handelt, bemerkt haben, wohnt im Innern einzelner Inseln eine Rasse, welche als dunkel gefärbt bezeichnet wird, nämlich die sogenannten Negritos, hier genannt Aetas, „die Schwarzen" (vgl. S. 96). Neben diesen beiden Stämmen finden wir auf Luzon, im Westen der nordöstlichen Cordilleren, nicht weit von Palanan, den Mischstamm der Jrayas. Ein Theil derselben, die sogenannten Catalanganes, welche am Catalangan, dem östlichen Arm des Rio de Jlagan, wohnen, sind einer Mischung der Tagalas mit Chinesen entsprossen, während der andere Theil, die Jrayas am Jlarön, aus einer Mischung der Tagalas mit Negritos hervorgegangen zu sein scheint. Auf der westlichen Seite von Luzon, in der Berglandschaft, wohnen

die Stämme der Ygorrotes, welche ein Mischstamm aus tagalischem und chinesisch-japanischem Blute sein dürften. Sie unterscheiden sich wesentlich sowohl von den Tagalas, als auch von den Jrayas. In den östlichen Cordilleren, zwischen Baler und Casiguran, treffen wir die Ylungut oder Ylongotes, wilde Tagalastämme von unbekanntem Ursprung. Die Mänobos auf der östlichen Seite von Mindanao sind ein Mischstamm, hervorgegangen aus einer Vermischung der Tagalas mit Chinesen.*)

An die Tagalas sind die Bewohner von Formosa anzuschliessen; wenigstens ist das Formosanische mit dem Tagala aufs innigste verwandt. Auch die Bewohner der Sulu-Inseln scheinen desselben Stammes mit den Bewohnern der Philippinen zu sein, wenn auch frühzeitig Mischungen mit Dayaks und später mit Malayen stattgefunden zu haben scheinen.

2. Die Malayen. Als Hauptsitz dieses Handelsvolkes kann die Halbinsel Malaka gelten, wo Sprache und Sitten sich auch in ungetrübter Reinheit erhalten haben. Die Malayen haben hier mehrere selbständige Staaten gegründet und durch indische und muhammedanische Einflüsse eine eigenthümliche Cultur und Literatur erzeugt. Nächst Malaka finden sich die Malayen beinahe auf allen Inseln des indischen Archipels, sowie in Indien und auf Ceylon als Bewohner der Küsten vor. Unmittelbar an die Malayen dürften die Atschinesen, die Bewohner des Reiches Atscheh auf Sumatra anzuschliessen sein, vielleicht auch die Passumah und Redschang im Inneren von Palembang und die Lampong im Südosten von Sumatra.

Zu den Malayen sind auch jene Stämme zu rechnen, welche in den inneren Theilen der Halbinsel Malaka wohnen und von den Malayen Orang-benua, „Menschen des Landes“, genannt werden. Es sind diess wahrscheinlich ächt-malayische Stämme, welche im Naturzustande geblieben sind und auch eine verhältnissmässig weniger entwickelte und von fremden Elementen freie Sprache reden. Ob sie vor den civilisirten Malayen eingewandert sind oder nur eine alte Abzweigung derselben darstellen, lässt sich schwer mit Sicherheit entscheiden. Die Orang-gunung, „Bewohner des Gebirges“, Orang-laut, „Bewohner des Meeres“. Orang-dagang, „Kaufleute“, welche oft als malayische Stämme genannt werden, sind keine Völkerstämme, sondern vielmehr nur Menschenclassen.

*) Vgl. Semper, C., Die Philippinen und ihre Bewohner, Würzburg 1869, 8°.

3. Die Sundanesen, im Westen der Insel Java, ein Volk, welches als Mittelglied zwischen den Malayen, Javanen und Battak gelten kann.

4. Die Javanen auf der Ostseite der Insel Java. Dieses Volk kann für das gebildetste der ganzen malayischen Rasse gelten; es ist wahrscheinlich, dass die indischen Einflüsse, welche sich auf dem Archipel frühzeitig geltend machten, in demselben einen eifrigen Verbreiter gefunden haben. Unmittelbar an die Javanen schliessen sich die Balinesen, die Bewohner der Insel Bali, auf welcher frühzeitig javanische und indische Einflüsse nachgewiesen werden können. Wahrscheinlich gehören auch hieher die Maduresen, die Bewohner der Insel Madura, welche der Sprache nach in zwei Abtheilungen zerfallen.

5. Die Battak. Der Hauptsitz derselben ist die Hochebene Tobah, im Inneren von Sumatra, wo sie sich bis Rauro erstrecken. Von ihrer Sprache gibt es drei unterschiedene Dialekte, nämlich den Toba'schen, den Mandailing'schen und den Dairischen. Stammverwandt mit den Battak sind die Bewohner der Nias- und Batu-Inseln. In naher Verwandtschaft zu den Battak stehen die Hovas auf Madagascar, denn das Malagasi, die Hauptsprache Madagascars, zeigt die meiste Verwandtschaft mit dem Battak und seinen Seitendialekten.

6. Die Dayak oder, wie sie sich selbst nennen, Olo-Ngadschu, auf Borneo. Sie zerfallen in die Biadschu oder die Bewohner der Südküste von Borneo, zwischen der Mündung des Barito-Flusses und dem Gebirge von Kota-Waringin (wozu die Olo-Pulopetak, Olo-Mengkatip, Olo-Kahayan, Olo-Sampit u. a. gehören), in die Ot-Danom im Innern von Borneo an den Flüssen und die Dayak-Paré an der Ostseite Borneos.

7. Die Mankasaren im Südwesten und die Bugi im Südosten von Celebes. Obgleich die Sprachen dieser beiden Völker nicht Dialekte genannt werden können, so scheint dennoch ein so inniger Zusammenhang derselben obzuwalten, dass man sie von einander nicht leicht trennen kann. Zu den Bugi gehören wahrscheinlich auch die Küstenbewohner jener Inseln, welche im Süden von Celebes, von der Allas-Strasse bis gegen Timor, sich ausdehnen. Die Wadscho (Wadschuresen, Badscho) auf Celebes und einigen nahe gelegenen Inseln, auch Orang-laut genannt, dürften nichts anderes als ein Mischstamm sein, hervorgegangen aus der Vermischung

der Bugi-mankasarischen Aboriginerbevölkerung mit eingewanderten Malayen.

8. Die Alfuren auf den Molukken und den benachbarten kleinen Inseln und im Norden von Celebes.

B. Oestliche Abtheilung. (Poly-Melanesier.)

1. Polynesier.

(Dunkle, schlichthaarige Malayen.)

Zu dem Stamme der Polynesier gehören:

1. Die Bewohner der Samoa-Gruppe (Schiffer-Inseln, Navigator Islands), der westlichsten aller polynesischen Ansiedelungen, einer Inselgruppe zwischen 169° und 173° westl. Länge und 13° und 15° südl. Breite. Die Namen der vier grössten Inseln sind Savaii (ungefähr 100 engl. Meilen im Umfange), Upolu, Tutuila und Manua; die Namen der vier kleineren Manono, Apolima, Orosenga und Ofu.

2. Die Bewohner der Tonga-Gruppe (Freundschafts-Inseln, Friendly Islands). Dieselbe liegt im Süd-Südwest der Schiffer-Inseln, zwischen 173° und 176° westl. Länge und 18° und 22° südl. Breite. Die grösste und südlichste Insel ist Tonga, gewöhnlich tonga tabu, „die heilige Tonga“, genannt (ungefähr 60 engl. Meilen im Umfange), welche mit Eua und einigen kleineren Inseln eine Gruppe für sich bildet. Ungefähr 60 Meilen nordöstlich von Tonga liegen Habai, Lefuka, Namuka und die Felseninseln Kao und Tofua und weiter gegen Norden Vavau.

3. Die Bewohner von Neu-Seeland (New-Zealand), genannt Maori. Neu-Seeland besteht aus zwei grossen Inseln, welche sammt den zugehörigen Inselchen etwa 5000 Quadrat-Meilen umfassen. Sie erstrecken sich von Nordosten gegen Südwesten und werden durch die Cook-Strasse von einander geschieden. Die nördliche Insel (New Ulster) heisst bei den Eingeborenen He-ahi-no-Maui (das Feuer des Maui), die südliche (New Munster). Te-wai-pounamu (der See des Grünsteins).

4. Die Bewohner der Tahiti-Gruppe (Gesellschafts-Inseln, Society Islands). Dieselbe besteht aus zwei kleinen Gruppen, von denen die östliche Tahiti, Aimeo oder Moorea, Tetuarora, Tapuaemanu und Metia, die westliche Huahine, Raiatea, Tahaa und Porapora umfassen. Tahiti, die grösste der Inseln, liegt unter 149° 30′ westl. Länge und 17° 30′ südl. Breite.

5. Die Bewohner der Rarotonga-Gruppe (Hervey oder Cooks Islands), west-südwestlich von Tahiti, zwischen 155°—160° westl. Länge und 19°—22° südl. Breite. Sie besteht aus sieben Inseln, nämlich Rarotonga, Atiu, Mangaia, Aitutaki, Mauke, Mitiaro, Manuai.

6. Die Bewohner der Tupuai-Gruppe (Austral Islands), eines Complexes von mehreren kleinen Inseln, etwa 5° südlich von Tahiti. Dahin gehören Rimatara, Rurutu, Tupuai, Raivavai und Rapa.

7. Die Bewohner der Mangareva-Gruppe (Gambier group), östlich von der Tupuai-Gruppe gelegen unter 23° südl. Breite und 135° westl. Länge. Die wichtigsten der dahin gehörenden Inseln sind Mangareva, Akena, Akamaru und Tarawari.

8. Die Bewohner der Pakumotu-, Paumotu- oder Tuamotu-Gruppe, einer Reihe kleinerer Inseln, zwischen der Tahiti- und Mangareva-Gruppe etwa zwischen 135° und 150° westl. Länge und 14° und 23° südl. Breite.

9. Die Bewohner der Marquesas-Inseln, einer Gruppe zwischen 138° und 141° westl. Länge und 7° und 11° südl. Breite. Diese Inseln bilden zwei kleinere Gruppen, eine südöstliche, zu welcher Fatuhiva, Tahuata und Hivaoa, und eine nordwestliche, zu welcher Nukuhiva, Uahuka und Uapou gehören.

10. Die Bewohner der Hawaii-Gruppe (Sandwich Islands), zwischen 154° und 161° westl. Länge und 18° und 23° nördl. Breite. Die südlichste und grösste der Inseln ist Hawaii (etwa 250 engl. Meilen im Umfange). Die Namen der anderen Inseln sind Maui, Oahu, Tauai, Tahoolawe, Lanai, Molotai und Niihau.

11. Die Bewohner einzelner Inseln, welche vereinsamt im Ocean herumliegen, so Fakaafo (Bowditch Island), Nukunono und Oatafu, etwa 5° nördlich von der Samoa-Gruppe gelegen und von der nordamerikanischen Expedition unter Comm. Wilkes Union group genannt. Etwa 10° westlich davon liegen drei Koralleninseln, nämlich Vaitupu (Tracys Island), Nukufetau (Depeysters Island) und Funafati (Ellices Island). Zwölf Grade östlich von Neu-Seeland liegt Chatham Island, von Einwanderern aus Neu-Seeland bewohnt.

Ferner sind besonders zu erwähnen: Tikopia oder Tukopia (12° 30′ südl. Breite, 169° östliche Länge), die westlichste und Vaihu oder Oster-Insel (Easter Island) unter 27° südl. Breite, 109° 50′ westl. Länge, die östlichste der von den Polynesiern bewohnten Inseln.

Zu den Polynesiern gehört auch die Bevölkerung des sogenannten Mikronesien, nämlich einer Reihe von Gruppen kleiner Inseln, welche sich östlich von Mindanao und Gilolo bis etwa zum 180 Längengrad hinziehen und nördlich bis an die nördlichsten Marianen und südlich bis an den Aequator sich erstrecken. Die wichtigsten dieser Gruppen sind: 1. die Marianen oder Ladronen, eine Reihe von Inseln zwischen dem 12° und 20° nördlicher Breite und dem 142° bis 148° östl. Länge. Die alte Bevölkerung dieser Inseln ist jedoch ausgestorben oder in den neuen Ansiedlern (Tagalas und Spaniern) spurlos untergegangen. Ueberdies sind nur die zwei südlichsten Inseln wirklich bewohnt. 2. Die Karolinen, ein Complex von etwa 400—500 Inseln, die sich in 48 Gruppen vertheilen. Auch von diesen sind mehrere unbewohnt. 3. Das sogenannte Marshalls Archipel, aus der Ralik- und Ratak-Kette, bestehend, im Osten der Karolinen. Es umfasst im Ganzen ungefähr 3 Insel-Gruppen. 4. Das sogenannte Gilberts Archipel, die südliche Fortsetzung des vorhergehenden an der Grenze von Polynesien, zu dem es auch ethnologisch den Uebergang bildet.

2. Melanesier.

(Dunkle kraushaarige Malayen oder Papuas mit malayischem Volksthum.)

Dahin gehören: 1. die Bewohner der Viti- (Fidschi-) Inseln einer Gruppe, westlich von den Schiffer- und Freundschafts-Inseln. Die grössten der hieher gehörigen Inseln sind Vanua-Levu und Viti-Levu. Die Vitis sind der östlichste Stamm der Melanesier. 2. Die Bewohner von Neu-Caledonien (Baladea), sowie der umher gelegenen kleineren Inseln, wie Kunaie, den sogenannten Loyalitäts-Inseln (Uwea, Lifu, Mare). Nordwestlich von diesen liegen die neuen Hebriden, (Aneityum, Tanna, Erronan und Erromango). Nördlich von den neuen Hebriden finden wir Api, Mallikolo, Espiritu-Santo, dann Ambrym, Aragh, Aoba und Maiwo. — Noch weiter im Norden liegen Vanikoro und die sogenannte Nitendi-Gruppe, so benannt von der grössten dahin gehörigen Insel. 3. Die Bewohner einzelner im Nordosten dieser Inselgruppen gegen Neu-Guinea sich hinziehenden Inseln, deren ethnographische Verhältnisse jedoch gegenwärtig noch nicht mit der gehörigen Klarheit festgestellt sind.

Leiblicher Typus der malayischen Rasse.

Abgesehen von den Melanesiern, die beinahe den reinen Papua-Typus zeigen, hat sich der malayische Typus innerhalb der verschiedenen

Stämme bedeutend differenzirt, was sich aus dem Umstande, das diese Rasse durchgehend Inseln oder Küstengegenden bewohnt und vielfache Mischungen mit anderen Rassen eingegangen ist, leicht erklärt. Im Ganzen lassen sich drei Grundtypen feststellen, nämlich: 1. der sogenannte malayische, 2. der sogenannte battak'sche und 3. der polynesische. Davon dürfte der erstere der relativ am meisten unvermischte sein, während die beiden anderen durch Mischungen und zwar einerseits mit Hinterindiern, andererseits mit Papuas hervorgegangen sind. Den reinen malayischen Typus zeigen die Malayen, die Redschang, die Atschinesen, die Javanen, die Sundanesen, die Maduresen und die Tagalas; den Battak-Typus die Battak die Passumah, die Lampong, die Bewohner der Nias- und der Batu-Inseln, die Balinesen, die Bugi, die Mankasaren und die Alfuren auf Celebes und den Molukken; den polynesischen Typus endlich die Bewohner der Südsee (Poly- und Mikronesier).

Auf den malayischen Typus dürfte ungefähr folgende Schilderung passen: Körperhöhe zwischen $4^1/_2$ bis 5 Fuss; die Männer sind immer etwas grösser und schlanker als die Frauen. Der Schädel ist gleich lang und breit, das Hinterhaupt kurz und im Viereck verflacht, die Backenknochen sind vorstehend, der Unterkiefer breit und hervorragend. Die Nase ist platt, die Nasenflügel sehr breit, die Nasenlöcher gross.*) Die Augenlider sind nicht so weit gespalten wie bei der mittelländischen, aber auch nicht so eng geschlitzt wie bei der mongolischen Rasse. Das Auge ist schwarz und von mattem Glanz. Der Mund ist gross und breit, mit dicken aber nicht wulstigen Lippen.

Die Hautfarbe ist kupferbräunlich, mit einem Stich ins Gelbliche, etwa wie schwach gerösteter Kaffee. Der Bart mangelt fast ganz, ebenso ist die Behaarung der bedeckten Körpertheile schwach entwickelt. Die Haare sind schlicht und grob. Die Farbe derselben ist schwarz, mit einem Stich ins Bräunliche. Die Schenkel und Waden sind schwach und mager. Bei den Frauen sind die Brüste klein, spitz und kugelig, der Busen wenig entwickelt und oft ganz platt.

*) Im höchsten Grade merkwürdig und lehrreich ist der Umstand, dass dieser Charakter, nämlich Verflachung des Hinterhauptes und Plattheit der Nase, welcher der malayischen Rasse eigenthümlich ist, von den Mitgliedern derselben nach dem auf S. 42 citirten Grundsatze Alexander von Humboldt's zu übertreiben gesucht wird. (Ueber die Malayen vergl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, V, 85, 86, 109; über die Polynesier ebenda, VI, 26 u. s. w.)

Von dem zweiten, dem Battak-Typus dürfte folgendes Bild zu entwerfen sein: Die Körperhöhe ist grösser als bei dem vorhergehenden Typus, ebenso ist der Körper etwas stärker und musculöser. Schädelform und Gesichtsbildung sind mehr oval, das Hinterhaupt etwas zugerundet. Die Backenknochen stehen weniger stark hervor, der Unterkiefer ist weniger breit. Die Nase ist mehr spitz und gerade mit bedeutend eingedrückter Glabella. Der Mund ist etwas kleiner und proportionirt. Die Farbe der Haut ist lichtbraun, auf den Wangen zeigt sich eine leichte Röthe. Das Haar ist zwar schlicht, aber bedeutend feiner als beim Malayen und von etwas lichterer, mehr ins Braune spielender Farbe. Bei den Frauen sind die Brüste grösser und hemisphärisch, der Busen voller und gehobener.

Der polynesische Typus dürfte in folgender Skizze zusammengefasst werden: Die Körperhöhe ist bedeutender als bei den beiden vorhergehenden Typen; in manchen Fällen kann der sehnige, wohlproportionirte Körperbau der Männer beinahe athletisch genannt werden. Die Weiber sind den Männern gegenüber etwas untersetzt und plumper gebaut, ihre Brüste sind wie beim malayischen Typus spitz zulaufend. Der Schädel ist hoch, von starkem Knochenbau, mit grossen von einander abstehenden Scheitelhöckern; die Scheitelbasis ist schmal, die Stirn hoch, das Hinterhaupt abschüssig und viereckig, die Jochbögen stehen ein wenig vor, die Nasenbeine sind ein wenig abgeplattet, und klein, die Schläfen flach nach vorne convergirend. Von oben betrachtet hat der Schädel eine nach hinten breite Keilform. Die Nase ist bedeutend grösser und mehr hervorragend, so dass sie in vielen Fällen beinahe adlerartig genannt werden kann (wie bei den Papuas). Die Farbe der Haut ist um mehrere Töne dunkler, und zwar ist dies nicht so sehr unter dem Aequator, wie man glauben sollte (wo die Farbe gerade am hellsten ist), als vielmehr an den beiden äussersten Enden im Süden und Norden (Neu-Seeland und den Sandwich-Inseln) der Fall. Das Auge ist klein, schwarz, selten braun und von besonderer Lebendigkeit. Das Haar ist schlicht, grob, mit einer Anlage zum Kräuseln, von schwarzer Farbe mit einem Stich ins Blaue, seltener röthlich oder flachsgelb, in Folge einer Beizung mittelst Korallenkalk. Der Bartwuchs, sowie die Behaarung am Körper sind ebenso wenig wie bei den zwei vorhergehenden Typen entwickelt.

Psychischer Charakter der malayischen Rasse.

Der Grundzug des Charakters der malayischen Rasse sind Verschlossenheit und Härte, die sich äusserlich durch ein schweigsames, berechnetes Benehmen und einen tiefen Ernst offenbaren. Dort wo Mischungen mit der Papua-Rasse stattgefunden haben (in Polynesien) ist der Ernst, welcher über den ganzen psychischen Charakter des Malayen ausgebreitet ist, einer gewissen Fröhlichkeit und liebenswürdigen Geselligkeit gewichen. Dass aber der letztere Zug den Grundton des malayischen Charakters nicht ganz zu verdecken vermochte, beweist die stille Melancholie, welche dem Gemüthe des Polynesiers anhaftet und ihn sowohl vom Malayen als auch vom Papua auszeichnet.

Aus der Verschlossenheit des malayischen Charakters erklärt sich der Hang zum gemessenen Betragen, welcher allen Mitgliedern der malayischen Rasse eigenthümlich ist. Der Malaye liebt es nicht, dass man ihm zu nahe trete, aber auch er beobachtet ängstlich die Schranken, welche die Idee der freien Individualität und des Standes ihm dictirt. Ein Ausfluss dieses eigenthümlichen Zuges sind im Westen die ceremoniellen Gewohnheiten, im Osten die sogenannten Tapu-Gesetze.

Eine weitere Folge des oben erwähnten psychischen Grundzuges sind die Wildheit und Unbändigkeit, sowie der unmenschliche Blutdurst, durch welche der Malaye von allen Rassen sich unterscheidet. Er ist der Cannibale κατ' ἐξοχήν; es lässt sich diese unmenschliche Sitte bei ihm nicht etwa aus dem Mangel an Nahrung erklären, sondern scheint in der That ein Product seiner eigenthümlichen Gemüthsrichtung zu sein. Die Sitte des Cannibalismus kann nicht nur bei allen Bewohnern der Südsee nachgewiesen werden, sondern auch bei mehreren civilisirten Stämmen des Westens, wie z. B. bei den Battak auf Sumatra, welche eine geschriebene Literatur besitzen, und bei denen der Cannibalismus sogar in einzelnen Fällen gesetzlich vorgeschrieben ist. (Vergl. Junghuhn, Die Battaländer auf Sumatra, Berlin 1847, 8⁰. II., 155. ff.)

Charakteristisch für den Malayen ist der Umstand, dass er durchwegs ein guter, unerschrockener Seemann ist, der sich unbedenklich einem schwankenden Boote anvertraut, das ein anderer kaum besteigen würde, um in demselben weite Reisen zu unternehmen. Der Malaye ergreift gerne jede Gelegenheit, fremde Länder und Völker zu sehen, er ist der Cosmopolit Süd-Asiens. Er hat

grosse Beobachtungsgabe, ist fremden Ideen in der Regel leicht zugänglich und nimmt daher rasch fremde Sitten und Gewohnheiten an.

Eine Folge dieser cosmopolitischen Charakterrichtung ist die verhältnissmässig geringe Entwicklung jener Gefühle und Tugenden, welche auf das Familienleben sich beziehen. Die Familienbande sind, namentlich im Osten, ziemlich locker. Kindesmord kommt oft vor, hilflose und alte Personen werden hart behandelt. Die Eltern haben über die Kinder nur geringe Autorität. Die Prostitution, eine Folge des besonders stark ausgeprägten Wollusttriebes dieser Rasse, wird häufig geübt und oft sogar von den Eltern, des Gewinnes halber, befördert. Die Hoffnung auf Gewinn ist überhaupt eine Leidenschaft, welche des Malayen ganze Seele erfüllt. Dem Gewinn zu Liebe begeht er mit der grössten Gewissenlosigkeit alle Verbrechen, wie Mord, Diebstahl, Lüge u. a. Nicht so sehr das beleidigte Ehrgefühl, als vielmehr die Hoffnung auf Beute verleitet ihn zum Kriege. Auf den Inseln des indischen Archipels gilt die Seeräuberei für ein ehrenvolles, ritterliches Handwerk.

Als Krieger ist der Malaye tapfer, er tritt mit kühner Todesverachtung dem Feinde entgegen. Andererseits scheut er sich aber nicht seine Waffen zu vergiften und spitze Bambuspflöcke im hohen Gras in die Erde einzurammen.

Eine Folge der leichten Erregbarkeit des Charakters der malayischen Rasse ist ein tiefes religiöses Gefühl, welches sich in vielen Gebräuchen (z. B. den Tapu-Gesetzen) und den reich entwickelten religiösen Sagen kundgibt.

Die geistigen Anlagen der malayischen Rasse sind nicht unbedeutend. Zwar erreicht der am höchsten entwickelte Zweig derselben, der Javane, trotz indischer Einflüsse, nicht den Azteken, die Blüte der amerikanischen Rasse. Aber wenn man bedenkt, dass der Malaye auf kleine Inseln verschlagen, ohne andere Thiere als das Schwein, das Huhn und den Hund, es zu einer nicht unbedeutenden Cultur gebracht hat und auch gegenwärtig für die Cultur des Abendlandes sich äusserst empfänglich zeigt, so kann man nicht umhin auf eine gewisse geistige Energie zu schliessen, wie sie nur wenigen Rassen eigenthümlich ist.

Ethnographische Schilderung.

1. Polynesier.

Bis zum Eintritte der Pubertät gehen beide Geschlechter in der Regel nackt einher; erwachsene Weiber und Männer legen einen Gürtel um die Hüften, der bei den ersteren bis über die Kniee hinabhängt, bei den letzteren dagegen kaum mehr als die Schamtheile bedeckt. Das Material dazu ist vegetabilischer Natur. Auf Neuseeland trägt man wegen der rauheren Witterung auch Mäntel aus dem Felle des einheimischen Hundes. Bei festlichen Gelegenheiten werden Matten über den Rücken geworfen. Der Oberkörper bleibt nackt und wird höchstens zum Schutze gegen die Hitze oder die Mücken mit Fett eingerieben.

Das Haar wird von den Männern entweder lang getragen und zu einem Knoten zusammengebunden, oder bis auf eine grosse Locke abgeschnitten, von den Weibern dagegen immer kurz geschoren. Häufig ist das Beizen des Haares oder einzelner Partien desselben mittelst Korallenkalk, wodurch es eine röthliche, oft flachsgelbe Färbung erhält.

Die Hauptzierde des Polynesiers aber ist die Tätowirung. Dieselbe wird in der Regel an den erwachsenen Jünglingen um die Zeit der Pubertät vorgenommen und besteht in dem Einstechen gewisser Linien und Figuren in die Haut, welche, um dauerhaft zu sein, mit einem in Fett aufgelösten Farbstoffe reichlich eingerieben werden. Wenn der ganze Körper ausgiebig und gut tätowirt ist, wie dies auf einzelnen Inseln zu geschehen pflegt, so scheint es, als ob er mit einem enganliegenden Tricot bekleidet wäre. Doch ist es auch Sitte nur einzelne Theile des Körpers, wie Gesicht, Arme, Brust u. dgl., zu tätowiren.

Der Ursprung dieser Sitte, welche den Polynesieren in dieser Art und in diesem Umfange ganz eigenthümlich ist, dürfte ein religiöser sein, und wir stimmen den Ausführungen G. Gerland's über diesen Punkt im 6. Bande der Waitz'schen Anthropologie der Naturvölker, S. 34. ff., vollkommen bei.

Eine zweite Sitte, die bei den Polynesiern vielfach wiederkehrt, ist die Beschneidung. Sie besteht im Aufschlitzen der Vorhaut, welche dann über der Eichel zusammengebunden wird. Auch diese Sitte ist sicher religiösen Ursprungs, wie die vortrefflichen Bemerkungen G. Gerland's darüber a. a. O., S. 40 ff., unwiderleglich darthun.

Die Häuser bestehen auf den meisten Inseln in grossen Hütten, die in der Mitte ungefähr 30 Fuss hoch sind und an den Seiten bis 4 Fuss tief herabgehen. Das Gerüste solcher Hütten besteht in Pflöcken, das Dach wird mit Blättern eingedeckt. Auf Neu-Seeland sind dieselben ungefähr 6 Fuss hoch; das Dach reicht beiderseits bis auf den Boden herab und steht auf der vorderen Seite weit vor, wodurch eine Art Veranda gebildet wird. Wegen der leichten Bauart sind die polynesischen Häuser sehr luftig und kühl. Das Innere besteht in der Regel aus einem einzigen Raume, selten ist es durch leichtes Flechtwerk oder Matten in mehrere Theile gesondert.

Der Häuserbau wird von einer bestimmten Zunft von Handwerkern gegen Bezahlung besorgt. Nur an der Herbeischaffung und Bearbeitung einzelner Bestandtheile derselben nehmen auch die Weiber Theil.

Die Nahrung der Polynesier war immer vorwiegend vegetabilischer Natur, am dürftigsten wegen mangelnder Nutzpflanzen auf Neu-Seeland. Während man hier grösstentheils mit Farrnwurzeln, Beeren und Kohlsprossen sich begnügte, bildeten auf den anderen Inseln namentlich die Brodfrucht, die Kokosnuss, Yams, Taro und die Batate (süsse Kartoffel) die Hauptnahrung. Die aminalischen Nahrungsmittel, theils den Fischen, Schildkröten und Schaltthieren, theils den auf den Südsee-Inseln einheimischen Hausthieren, dem Schwein, dem Huhn und dem Hunde, entnommen, wurden seltener und zwar in der Regel nur bei festlichen Gelegenheiten genossen.

Die Speisen werden in Gruben auf heissen Steinen oder glühender Asche gebraten. Das Fleisch wird vorher mit Meerwasser begossen, da der Gebrauch des Salzes in Polynesien unbekannt ist. Aus der gegohrenen Brodfrucht, welche in eine breiige Masse sich verwandelt, bäckt man eine Art von Brod. Aus dem gegohrenen Satzmehl der Taro-Wurzel wird ein klebriges Muss (Poi) von säuerlichem Geschmack bereitet, das sich lange Zeit in Gruben aufbewahren lässt.

Als Getränk dienen Wasser, sowohl süsses als salziges, und der Saft der halbreifen Kokosnuss, welcher von angenehmem, süsslichem Geschmack ist. Als Festtrank, den man entweder bei feierlichen Gelegenheiten oder beim Male, aber nicht nach, sondern vor demselben zu sich nimmt, dient der Ava- oder Kava-Saft. Derselbe wird aus der Wurzel der Ava- oder Kava-Pflanze (piper methysticum)

derart bereitet, dass man dieselbe in kleinere Stücke zerschnitten, entweder von Weibern oder Knaben kauen lässt, und nachdem der also zubereitete Brei sammt dem Speichel in einem grösseren Gefäss gesammelt worden, das Ganze unter Zusatz von einigen zerstossenen Blättern der Pflanze und Wasser oder Kokosmilch durch ein Basttuch seiht.

Wie der Genuss des Pulque in Mexico, war auch jener des Kava in Polynesien nie freigegeben, sondern nur den vornehmen Männern gestattet; die Weiber, sowie das gemeine Volk waren stets von ihm ausgeschlossen. Die Wirkungen dieses unfläthigen Getränkes äussern sich sowohl in einem mit wollüstigen Bildern erfüllten Rausche, als auch in einer dem Aussatz ähnlichen Hautkrankheit, welche bedeutende Narben zurücklässt. Diese Narben galten stets für Ehrenzeichen, da sie auf die vornehme Abkunft des Betreffenden schliessen liessen.

Unter den häuslichen Geräthen der Polynesier sind namentlich hervorzuheben die zierlich gearbeiteten Decken, welche bei festlichen Gelegenheiten als Mäntel und Nachts als Betten dienen, die netten Körbe und Schwingen, sowie die zierlich zugeschnitzten Kokusnussschalen. Die Fischnetze, welche von den Frauen aus Pflanzenfasern mit freier Hand verfertigt werden, zeichnen sich durch Festigkeit und Dauerhaftigkeit aus. Eigenthümlich gearbeitet sind die Kähne der Polynesier. Die kleineren einfachen Kähne sind durchgehends im Verhältniss zu ihrer Schmalheit (die Breite beträgt oft nicht mehr als 30 Zoll) sehr lang (oft 50 Fuss), so dass es nöthig ist, sie zur Vermeidung des Umschlagens mit einem sogenannten Ausleger, einem parallel mit dem Kahne im Wasser schwimmenden Balken zu versehen. Einen viel solideren Bau zeigen die Doppelkähne; sie sind in der Regel viel breiter und haben einen hohen mit Schnitzereien verzierten Schnabel. Welche Mühe und welchen Zeitaufwand es kostete, aus einem riesigen Baumstamme mit den unvollkommenen Knochen- und Steinwerkzeugen, wie sie den Polynesiern zu Gebote standen, einen solchen Kahn zu zimmern, lässt sich leicht ermessen.

Bei dem Mangel an einer grösseren Zahl von Nutzthieren war stets neben der Fischerei der Ackerbau die vornehmste Beschäftigung der Polynesier. Man verwendete namentlich auf den Anbau der spärlichen Knollengewächse, die man besass, grosse Sorgfalt, indem man den Boden auflockerte und durch Abbrennen des Unkrautes düngte. Nirgend aber wurde dem Ackerbaue so grosse Sorgfalt zugewendet, wie auf Neu-Seeland, was sich sowohl

aus der gänzlichen Armuth des Landes an animalischer Nahrung, als auch dem kalten Klima leicht erklärt.

Die Schneide-Instrumente und Waffen der Polynesier waren aus hartem Holz und Fischknochen verfertigt. Nur auf Neu-Seeland stellte man solche auch aus Stein her. Unter den Waffen steht obenan die Keule, welche oft zierlich geschnitzt und mit Haifischzähnen ausgelegt erscheint, ferner der sechs bis acht Fuss lange Speer, dessen Spitze mit scharfen Fischgräten besetzt ist.

Auf allen Inseln, mit Ausnahme Neu-Seelands, war die Schleuder im Gebrauche, mit welcher man Steine von der Grösse eines Hühnereies warf; dafür erscheint auf Neu-Seeland die steinerne Keule, bei Vornehmen aus dem prächtigen harten Grünstein gefertigt. Daneben kommen — aber selten — auch Bogen und Pfeil vor, und zwar nicht im Kriege, sondern nur bei der Jagd auf Vögel verwendet.

In Folge des warmen Klimas und der leichten Bekleidung, sowie der insularen Lage befleissigen sich die Polynesier einer grossen Reinlichkeit; man badet gewöhnlich wenigstens einmal des Tages, wodurch der Schweiss und das Fett, womit man den Körper einzureiben pflegt, sich nicht auf der Haut ansammeln können. Nur Neu-Seeland mit seinem rauhen Klima macht davon eine Ausnahme. Der Neu-Seeländer zeichnet sich von den übrigen Polynesiern durch eine gewisse Unreinlichkeit aus und strotzt in Folge seiner aus Hundefellen bereiteten Kleidungsstücke in der Regel von Ungeziefer.

Im ehelichen Leben der Polynesier herrschte die Polygamie;*) die Anzahl der Weiber richtete sich nach dem Vermögen und Stande des Mannes. Während Häuptlinge oft fünf bis sechs Weiber sich nahmen, musste der Arme mit einem einzigen sich begnügen. Das Leben der unverheiratheten Mädchen war überall ein im höchsten Grade zügelloses, ja unverschämtes, dagegen wurde von den verheiratheten Frauen Keuschheit und Eingezogenheit gefordert und in der Regel auch beobachtet. — Es erscheint daher sonderbar, wenn auf einzelnen Inseln der Bräutigam die Jungfrauschaft seiner Braut nach geschlossenem Bündniss coram populo-digito admoto zu prüfen pflegte, wo elfjährige Mädchen öffentlich vor Aller Augen sich preisgaben und in der Kunst der Venus vulgivaga gleich geriebenen Courtisanen Bescheid wussten! Trotz oder vielmehr in Folge dieser Sittenlosigkeit gab es auch unnatürliche Laster in Hülle und Fülle.

*) Dem gegenüber soll auf den Marquesas-Inseln wegen der grossen Ueberzahl der Männer die Polyandrie geherrscht haben.

So existirten auf Tahiti als Weiber herausstaffirte Männer, welche besonders von den „Vornehmen“ frequentirt wurden, auch Onanie war unter den Aermeren, die sich keine Weiber schaffen konnten, stark verbreitet. Es gab dort sogar eine eigene Gottheit, welche dem unnatürlichen Laster vorstand.

Trotzdem kommen auch, wie sich bei der sinnlich-leidenschaftlichen Anlage des polynesischen Gemüthes nur erwarten lässt, auch Fälle wahrer Liebe und Zuneigung vor, namentlich sollen sich die polynesischen Frauen an europäische Männer innig anschliessen und an denselben mit rührender Zärtlichkeit hängen.

Ehebruch wird auf den meisten Inseln strenge geahndet, und auch Blutschande wird überall — bis auf einzelne Fälle, welche der königlichen Familie erlaubt sind — verabscheut. Namentlich wenn Kinder vorhanden sind, pflegt sich das Band der Ehe immer mehr und mehr zu festigen.

Es gibt jedoch zwei Fälle im ehelichen Leben der Polynesier, welche nach unseren Begriffen einen unauslöschbaren Fleck auf ihren moralischen Charakter werfen, nämlich die sogenannte Blutfreundschaft, wonach zwei Männer, nachdem sie mit einander eine auf einem gegenseitigen Schutz- und Trutzbündniss beruhende Freundschaft geschlossen, zur Weibergemeinschaft sich verpflichten, und der Kindermord, der nirgends in der Welt in diesem Umfange und mit dieser alles moralische Anstandsgefühl empörenden Schamlosigkeit wie in Polynesien geübt wird.

Die Erziehung der Kinder — wenn man die in Polynesien übliche also nennen kann — besteht darin, dass das Kind von den Eltern in den Handgriffen, welche es zur Fristung seines Daseins braucht, unterwiesen und mit den Sagen der Familie und des Stammes, sowie mit den auf Anstand bezüglichen Reden und Gebräuchen bekannt gemacht wird. Sonst werden dem Kinde alle Unarten nachgesehen, es wird nie ernstlich gezüchtigt, damit man nicht seinen Trieb nach Freiheit und Selbständigkeit lähme. Da das Kind von der frühesten Jugend an den Gesprächen der Erwachsenen ungehindert zuhören und alles Thun derselben beobachten kann, so wird es frühzeitig in alle Geheimnisse des geschlechtlichen Lebens eingeweiht, und es soll ganz gewöhnlich sein, dass Knaben und Mädchen gleich beim Erwachen der Geschlechtslust dieselbe ohne weiteres befriedigen.

Die verwandten Familien, sowie deren Hütten und Felder sind in der Regel zu Dörfern vereinigt. An der Spitze eines solchen

Dorfes steht ein Oberhaupt, welches sowohl im Frieden als auch im Kriege eine gewisse Autorität ausübt, aber sich durch irgend welche Abzeichen von den einzelnen Gemeindemitgliedern nicht unterscheidet. Doch tritt in der Anrede und im Gespräche dieser Rang-Unterschied hervor, man bedient sich dabei gewisser Phrasen und bestimmter Titel.*)

Nach der alt-malayischen Stammverfassung, einer erweiterten Familienverfassung, die bei allen Völkern dieser Rasse mit grösseren oder geringeren Modificationen wiederkehrt, sind die Gemeinden ursprünglich von einander unabhängig; doch findet zu gewissen Zeiten eine Vereinigung mehrerer unter einem höheren Oberhaupte statt, sei es, dass äussere Verhältnisse dazu zwingen, sei es, dass es einem Häuptlinge mit seinem Stamme gelingt, eine gewisse Oberherrlichkeit an sich zu reissen.

Die Oberhäupter entscheiden im Frieden vorkommenden Falls nach althergebrachten Satzungen. Dieselben beziehen sich auf die verschiedenartigen Vorgehen und setzen bedeutend entwickelte Ideen über die menschlichen Verhältnisse voraus.

Bei wichtigen gemeinsamen Angelegenheiten, z. B. wenn Krieg droht, versammeln sich die Gemeinden auf einem grossen, mit Brodfruchtbäumen umgebenen Platze. Dabei bilden die Familienoberhäupter das Parlament, während die Häuptlinge und der Oberhäuptling schweigend zuhören. Eine solche Versammlung dauert oft Tag und Nacht, da mit den dabei geltenden Förmlichkeiten ganze Stunden vergeudet werden. So ist es Sitte, dass, wenn Jemand sprechen will, alle zur Rede berechtigten Mitglieder der Versammlung sich zum Worte melden, um schliesslich, indem sie aus Höflichkeit gegen einander auf dasselbe verzichten, es dem ersten zu überlassen. Dieser beginnt nun seine Rede, einen Fliegenwedel aus Haar in der Hand haltend und auf einen Stab oder eine Lanze gestützt, nicht mit einer an Alle gerichteten Ansprache, sondern mit einer speziellen Anrede aller Anwesenden, wobei er deren Würden und Titel weitläufig zu erwähnen nicht vergisst. Die einzelnen Sätze werden nicht, wie bei uns, mit gegen Ende fallender, sondern steigender Stimme

---

*) Dieser Zug ist der malayischen Rasse so ganz eigenthümlich. In diesem Festhalten am Ceremonienwesen unterscheidet sich der verfeinerte Javane von dem naturwüchsigen Südsee-Insulaner in gar nichts. Auf den Inseln der Südsee pflegen nicht nur gemeine Männer im Verkehr, sondern selbst halberwachsene Knaben beim Spiele einander „Häuptling“ zu tituliren.

gesprochen; die letzten Worte werden überdies mit einer besonderen Kraft ausgestossen.*)

Die Gesellschaft zerfällt beinahe auf allen Inseln in drei Stände, nämlich den Adel, das Volk und die Sclaven. Die letzteren bestehen durchwegs aus Kriegsgefangenen. Der Adel, der auf einzelnen Inseln in den höheren und den niederen (die Landbauer, welche zu dem höheren Adel in einer Art Lehensverhältniss stehen) sich spaltet, ist der eigentliche Besitzer aller politischen Rechte und aller Macht, während das Volk in Abhängigkeit von demselben sich befindet. Bezeichnend für die Stellung des niederen Volkes zum Adel und namentlich zu den Häuptlingen ist es, dass ehemals auf Tonga die Weiber desselben den Adeligen, bei zufälliger Begegnung, falls diesen das Gelüste kam, unweigerlich zu Willen sein mussten. Das Leben des gemeinen Mannes hatte überhaupt keinen Werth, er war zur Verrichtung der niedrigsten Handgriffe, wie Feldbau, Kochen — Beschäftigungen, welche sonst den Weibern obliegen — verurtheilt.

Am reinsten und ursprünglichsten hat sich die altmalayische Verfassung auf den beiden Ausgangspunkten polynesischer Ansiedelungen, nämlich auf Samoa und Tonga erhalten (namentlich auf der letzteren Inselgruppe), dagegen hat sie auf den übrigen polynesischen Niederlassungen nicht unwesentliche Abänderungen erlitten, worin einerseits Tahiti, Rarotonga und Hawaii (mit einem Streben zum centralisirten Königthum), andererseits Neu-Seeland, die Paumotu-Gruppe und die Marquesas-Inseln (mit immer wachsender Tendenz der Isolirung) unter einander übereinstimmen. Indem aber gerade die Kenntniss der Verfassungen auf Samoa und Tonga für die Beurtheilung der altmalayischen Zustände von der höchsten Wichtigkeit ist, können wir nicht umhin, auf die ausführliche Schilderung derselben bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI. 165—185, hier ausdrücklich zu verweisen.

Höchst merkwürdig erscheint die Sitte auf Tahiti, dass nach der Geburt des Thronfolgers die königliche Würde auf diesen überging: der regierende König wurde von da an gleichsam nur als Verwalter der königlichen Macht angesehen. Es ist wahrscheinlich, dass — nach Gerland's Erklärung (Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI, 191) die Idee des höheren Adels, da der Sohn um

*) Auch die Battak auf Sumatra pflegen ihre Reden förmlich herauszuschreien.

einen erlauchten Ahnen mehr zählte als der Vater, bei dieser sonderbaren Sitte massgebend war.

Vermöge der auf der Familie begründeten Gesellschaftsform der Polynesier waren bei Vergehen eines Einzelnen in der Regel die Mitglieder seiner Familie haftbar. Man nahm in Fällen, die sich auf gütlichem Wege durch Intervention des Häuptlings nicht schlichten liessen, zur Selbstjustiz seine Zuflucht, unbekümmert darum, ob man damit den Schuldigen oder den Unschuldigen traf. Merkwürdiger Weise erscheinen gerade dort, wo die alte Familienverfassung zum reinsten Despotismus sich umgewandelt hatte, nämlich auf Hawaii, die alten Rechtsgewohnten am vollständigsten entwickelt. Das dort geltende mündliche Gewohnheitsrecht, welches selbst für den Despoten von bindender Kraft war, bezog sich auf alle Verhältnisse des öffentlichen und Privatlebens und wurde vom Könige selbst gehandhabt.

Krankheiten, besonders schwere, werden dem Zorne der Götter zugeschrieben, und man wendet dabei das Mittel an, den Priester zu befragen, was zu geschehen habe. Dieser bestimmt nun entweder alsogleich ein Geschenk für die erzürnte Gottheit, oder fordert die Mitglieder der Familie des Kranken zur Beichte auf, um zu sehen, ob nicht ein Tapu verletzt worden, oder der Gott sonst irgendwie zum Zorn gereizt worden sei.

Gegen mehrere Krankheiten werden bestimmte, theils äussere, theils innere Mittel angewendet, so gegen Vergiftungen, gegen Entzündungen u. a. Beliebt sind das Kneten und Einreiben des Körpers mit Oel; doch kommen auch sympathetische Mittel, die man dem Kranken in einem Säckchen um den Hals hängt, zur Verwendung. Wunden werden gereinigt und mit Blättern verbunden, oft auch mit dem Rauche der Kokosnuss ausgeräuchert. Geschwüre werden mit einer scharfen Muschel oder mit einem Haifischzahn aufgeritzt; bei Verwundungen durch Waffen, wobei ein Stück derselben im Fleische stecken geblieben, führt man einen Schnitt von der entgegengesetzten Seite und stösst den in der Wunde steckenden Körper heraus.

War auf Samoa irgendwo ein Todesfall vorgekommen, so pflegten die Einwohner des Hauses während des Tages zu fasten und nur des Nachts ausser dem Hause Speise und Trank zu sich zu nehmen; man hütete sich auch den Körper des Todten zu berühren, da man sonst einer fünftägigen Reinigung mit heissem Wasser an Gesicht und Händen sich unterziehen musste. Diejenigen,

welche den Leichnam berührt hatten, durften nicht selbst essen, sondern mussten gefüttert werden, da man fürchtete, ihnen würden bei Berührung der Speisen Haare und Zähne ausfallen.

Die Todten wurden mit Oel gesalbt und in Tücher eingehüllt. Die armen Leute wurden einfach in die Erde gelegt, die Reichen dagegen pflegte man in einen kahnförmigen Sarg oder in einen alten Kahn selbst zu legen und mit dem Haupte nach Osten in der Nähe der Wohnung zu begraben. Auf das Grab wurden Steine haufenförmig zusammengetragen. Ringsum wurden in der Regel einige Bäume gepflanzt.

Der Todte wurde von den Angehörigen und Freunden betrauert, und zwar richtete sich das Mass der Trauer nach der Stellung, die der Verstorbene im Leben eingenommen. Namentlich bei Königen war die Trauer gross und allgemein.

Auf Neu-Seeland wurden die Leichen etwa in einem Jahre wieder ausgegraben und gereinigt (und dies oft zweimal), um dann unter neuen Ceremonien aufs neue beigesetzt zu werden. Auf Samoa soll ehemals auch die abscheuliche Sitte existirt haben, die Leichen über der Erde faulen zu lassen. Sobald sie aufgeschwollen waren, bohrten die Verwandten ein Loch in den Bauch, saugten denselben aus und spieen das Ausgesogene in eine Schüssel.

Die Seelen der Verstorbenen*) gelangen nach einem allgemein in Polynesien geltenden Glauben an einen eigenen Aufenthaltsort, wo sie das hienieden beschlossene Leben fortsetzen. Sie können von dort zeitweilig die Oberwelt besuchen, wo sie während des Tages in der Regel als Thiere, während des Nachts als verschiedenartig gestaltete Gespenster erscheinen und auf die Schicksale der Menschen bedeutenden Einfluss ausüben können. Der Sitz der abgeschiedenen Seelen, in der Unterwelt gedacht, war Anfangs von dem Sitze der Götter, die ober der Erde wohnend vorgestellt wurden, ganz verschieden; erst später machte sich hie und da eine Vermischung nicht nur der beiderseitigen Wohnsitze, sondern auch der beiden Welten geltend.

Die Religion der Polynesier besteht in der Verehrung bestimmter Gottheiten, theils allgemeiner, theils localer Natur. — Ihre Anzahl ist sehr gross und hat frühzeitig zur Schöpfung eines

*) Doch grösstentheils blos der Edlen, da nach dem Glauben der Polynesier nur diese eine individuelle Seele haben, das gemeine Volk dagegen sich in diesem Punkte von den Thieren nicht wesentlich unterscheidet.

Sagencyclus geführt, der, was poetische Kraft und Tiefe der Auffassung anbelangt, sich kühn mit den Sagenkreisen mancher Culturvölker messen kann. Nicht nur die metaphysischen Probleme über der Welt und des Menschen Entstehung werden darin behandelt, sondern auch manche die Verbreitung und älteste Geschichte der Polynesier betreffenden Facta im mythischen Gewande vorgeführt.

Ein Ausfluss des religiösen Glaubens der Polynesier ist das Tapu (Tabu). Das Wort bedeutet soviel wie „Merkmal, Zeichen", und sagt aus, dass ein Ding, welches tapu ist, als ein von den Geistern in Besitz genommenes und bewachtes betrachtet werden muss. Nicht nur verschiedene äussere Gegenstände können tapu sein, sondern auch der menschliche Körper selbst, oder einzelne Theile desselben. So sind z. B. auf Neu-Seeland der Kopf und das Wirbelbein des Mannes tapu, und er darf in Folge dessen keine Last auf dem Rücken tragen, da diese dadurch selbst tapu und in Folge dessen für den täglichen Gebrauch unbrauchbar würde. Die Verletzung des Tapu wird von den Göttern hart bestraft; daher ist der Polynesier stets darauf bedacht, dass das Tapu nicht verletzt, d. h. der geweihte Gegenstand mit nichts Unreinem in Berührung gebracht werde.

Die Tapu-Gesetze finden sich auf allen polynesischen Inseln mehr oder weniger entwickelt vor, sie illustriren so recht den Zusammenhang dieser Stämme mit einander und lassen auf einen ungewöhnlichen Grad des religiösen Bewusstseins derselben vor ihrer Trennung schliessen.

Ein wesentlicher Punkt, welcher die Polynesier ethnologisch charakterisirt, ist der Cannibalismus. Wenngleich dieser unmenschliche Gebrauch bei mehreren Rassen wiederkehrt und von Haus aus der ganzen malayischen Rasse eigenthümlich zukam, so findet er sich dennoch selten in dieser Ausdehnung und alles moralische Gefühl empörenden Roheit wie in Polynesien. Doch hat (zur Ehre der auch im Polynesier schlummernden Menschlichkeit) diese Sitte einen religiösen Hintergrund, wie namentlich die auf Neu-Seeland bei den Cannibalenfesten herrschenden Gebräuche, sowie der Umstand, dass nicht Alle ausnahmslos vom Menschenfleische geniessen durften, deutlich beweisen.

Bezeichnend für das moralische Gefühl der Polynesier ist es, dass bei ihnen Diebstahl und Lüge, sofern sie an Fremden begangen wurden, nicht für Vergehen angesehen werden. Im Ganzen ist der Hang zu Diebereien nirgends so wie hier entwickelt und

die Geschicklichkeit, mit welcher dieselben ausgeführt werden, beinahe bewunderungswürdig.

Eine Folge jener heiteren, sorglosen Stimmung, die bei den Polynesiern vorherrscht, ist ihre Gastfreundschaft; doch hat sie sich meistens in Folge des bösen Einflusses der Europäer in das Gegentheil verkehrt. Gleich den meisten Naturvölkern, sind auch die Polynesier von einem gewissen Stolze erfüllt, und haben für Beleidigungen, die man ihnen angethan, ein treues Gedächtniss. Sie sind tapfer und unternehmungslustig, aber in Folge ihrer sinnlichen, heiteren Gemüthsstimmung in hohem Grade der Wollust ergeben. Es gibt keine Rasse, welche in diesem Punkte den Polynesiern an die Seite gestellt werden könnte, namentlich auf Tahiti scheint die Unzucht den Gipfelpunkt erreicht zu haben, den zu erreichen menschlicher Begierde überhaupt möglich ist.*) In intellectueller Beziehung stehen die Polynesier ziemlich hoch und überragen hierin manche andere Rassen. Wenn sie es auch nicht factisch zu einer besonders hohen Culturstufe gebracht haben, so muss man einerseits die geringe Anzahl der Nutzthiere und Nutzpflanzen in Anschlag bringen, welche sie aus ihrer alten Heimath auf die Inseln mitgebracht haben, andererseits die isolirte Lage derselben nicht übersehen. Und gerade jener Stamm, der von allen polynesischen Stämmen am stiefmütterlichsten bedacht war, nämlich der Stamm der Maori, hat es zu nicht ganz unbedeutender Culturentwicklung gebracht und sich in neuester Zeit in seinen einzelnen Individuen als nicht bildungsunfähig erwiesen, ein Beweis, dass aus dem Polynesier mehr geworden wäre, wenn ihn die Natur nicht so lieblos verlassen und gleich einem verlorenen Kinde in zartester Jugend im unermesslichen Ocean ausgesetzt hätte.

2. Melanesier.

Die Kleidung der Melanesier ist in der Regel noch einfacher als die der Polynesier und erinnert vielfach an die der Papua's. Man bedeckt blos die Scham und lässt den übrigen Körper ganz unbekleidet, der auf vielen Inseln tätowirt,**) überall aber bemalt wird. Dem krausen, abstehenden Haar wendet man eine besondere

*) Ueber den hauptsächlichsten Grund dazu vgl. bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker, V, 2. S. 17.

**) Die Tätowirung besteht in der Regel in Linien und wird mittelst einer scharfen Muschel eingeritzt, ist also mehr papuanisch als malayisch. (Vergl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI, 572, und besonders 574 ff.)

Sorgfalt zu und durchbohrt den Nasenknorpel, um einen Zierrath durchzustecken, Züge, die ganz an die bei den Papuas herrschende Sitte erinnern.

Auch der Sitte der Beschneidung begegnet man in Melanesien öfter. Dieselbe besteht, wie bei den Polynesiern, im Aufschlitzen eines Theiles der Vorhaut, die über der Eichel zugebunden wird. In der Regel wird der ganze Penis emporgezogen und an dem um den Leib geschlungenen Gürtel befestigt.

Merkwürdig vom ethnologischen Standpunkte und die Stellung dieser Völker illustrirend ist die Thatsache, dass nur die Viti's an dem den Polynesiern eigenthümlichen Gebrauche des Kava-Trinkens theilnehmen, während dagegen ihre westlichen Verwandten, denen der Genuss des Kava unbekannt ist, des Tabaks, gleich den Malayen, als Reizmittel sich bedienen. Offenbar haben die Viti's die Sitte des Kava-Trinkens von den Polynesiern angenommen, wie denn auch die Ceremonien bei der Bereitung und dem Genusse des Trankes, sowie die Formen der Gefässe den polynesischen Ursprung an sich tragen.

Die Nahrungsmittel der Melanesier sind mit jenen der Polynesier identisch, und zwar bestehen die animalischen aus dem Fleische der ihnen bekannten Hausthiere, des Schweines, des Huhnes und des Hundes, die vegetabilischen aus den bei ihnen gezogenen Pflanzen, der Brodfrucht, dem Taro, Yams, den Bataten (süssen Kartoffeln) u. a.*) Die Speisen werden ebenso wie in Polynesien in Gruben auf erhitzten Steinen gar gemacht; seltener bedient man sich roh gearbeiteter irdener Töpfe.

Bei dem Umstande, dass der Boden in der Regel fruchtbar ist und mehrere Nutzpflanzen vorhanden sind, steht der Ackerbau bei den Melanesiern auf einer ziemlich hohen Stufe der Entwicklung, insoferne dies der Mangel grösserer Nutzthiere nämlich gestattet.

In Bezug auf den Hausbau schliessen sich die Viti's grösstentheils an ihre östlichen Nachbarn, die Polynesier, an. Die bei ihnen gebräuchliche Form der Hütten ist der auf Tonga vorkommenden ganz ähnlich. Die Mitte erhebt sich auf starken Pfeilern, während die Seiten bedeutend abfallen. Die Wände bestehen aus Rohrgeflecht. In Folge dieser Bauart ist die Thür klein und niedrig, und kann das Innere nur in gebückter oder kriechender Stellung

---

*) In Neu-Caledonien, wo es gleichwie auf Neu-Seeland keine einheimischen Nutzthiere gab, war man wie dort ausschliesslich auf vegetabilische Nahrung angewiesen.

betreten werden. Auf anderen Inseln sind die Hütten ärmlicher und kleiner, am schlechtesten wohl in Neu-Caledonien, das hier dieselbe Stellung einnimmt wie Neu-Seeland in Polynesien.

Auch in Bezug auf den Schiffbau schliessen sich die Viti's an ihre östlichen Nachbarn an. Ihre Kähne, den polynesischen ähnlich, zeichnen sich vor diesen in manchen Punkten sogar aus. Gleich den Polynesiern sind auch die Viti-Insulaner gute Seeleute und tüchtige Taucher, während die übrigen Melanesier ein der Seefahrt entschieden abholder Stamm sind.

Ein charakteristisches Merkmal, wodurch sich sämmtliche Melanesier von den Polynesiern unterscheiden, ist die Kunst der Töpferei. Man verfertigt, und zwar wieder am vorzüglichsten auf den Viti-Inseln, mit freier Hand ohne Drehscheibe Töpfe und andere Gefässe aus einem blauen Thon, der mit Sand vermengt und dann mit Harz bestrichen wird, wodurch, nachdem das Gefäss im Feuer gebrannt worden, eine Art von Glasur sich bildet. Diese Gefässe sind weitbauchig, mit einer engen Mundöffnung und mit verschiedenartigen Ornamenten, grösstentheils Zickzacklinien, verziert.

Die Werkzeuggeräthe und Waffen sind, wie bei den Polynesiern, aus harten Holzgattungen, Stein und Knochen gearbeitet. Unter den Waffen stehen obenan die Keule, der Speer, die Schleuder, Bogen und Pfeil. Namentlich der Gebrauch von Bogen und Pfeil ist über ganz Melanesien verbreitet, während man bekanntlich in Polynesien dieser Waffe nur in seltenen Fällen, und da nur als Jagdgeräth, begegnet. Es verhalten sich in diesem Punkte die Melanesier zu den Polynesiern geradeso, wie die Hottentoten zu den Kaffern (vgl. S. 75, 157).

Eine echt papuanische Sitte, der wir unter den Melanesiern öfter begegnen, ist das Vergiften der Waffen, speciell der Pfeile.

In Betreff der Ehe herrscht bei den Melanesiern, wie in Polynesien, zwar die Polygamie, doch wird sie bei den weniger sinnlichen Anlagen derselben nicht in so ausgedehnter Weise wie dort geübt. Im Ganzen ist die Eingezogenheit des weiblichen Geschlechts, sowohl vor als nach der Heirath, in Melanesien eine bedeutend grössere als in Polynesien; solche grobe sinnliche Ausschweifungen, wie sie an letzterem Orte geübt werden, lassen sich in Melanesien nicht nachweisen. Namentlich bei den Viti's dürfen die Jünglinge vor dem 18. bis 20. Jahre einem Weibe nicht beiwohnen, da man glaubt, man müsse sterben, wenn man frühzeitig, bevor einem der Bart gewachsen ist, die Begattung vollzieht. Freilich haben sich heut zu Tage

durch den Einfluss der Europäer diese Zustände zwar wesentlich geändert, trotzdem sollen aber unnatürliche Laster, welche in Polynesien so sehr verbreitet sind, unter den Melanesiern nicht vorkommen. Dagegen findet sich überall, mit Ausnahme der Viti-Inseln, die polynesische Sitte des Namentausches und der Blutverwandtschaft, welche wir oben besprochen haben.

Gegenüber diesen Lichtseiten, wie sie namentlich auf Viti vortheilhaft hervortreten, bietet das Familienleben manche Schattenseiten dar. So dürfen nach den strengen Tapu-Gesetzen Mann und Weib weder zusammen essen, noch zusammen schlafen. Der Mann kommt in der Regel Morgens zu seiner Familie, um Abends wieder in das Gemeindehaus, wo die Männer schlafen, zurückzukehren. Selbst die ehelichen Pflichten erfüllt er weit weg vom Hause in der Einsamkeit des Waldes.

Der Kindesmord, welcher in Polynesien so verbreitet ist, findet sich in demselben, vielleicht in noch grösserem Umfange in Melanesien wieder. Besonders weibliche Kinder werden von diesem harten Schicksale betroffen. Man tödtet das Kind unmittelbar nach der Geburt, und zwar gibt es Leute, welche aus diesem Verbrechen ein Geschäft machen und in den Dörfern umherziehen. Hat das Kind aber nur einen Tag gelebt, so bleibt es am Leben und wird dann mit einer gewissen Liebe und Zärtlichkeit behandelt. Auch künstlicher Abortus, theils durch mechanische Mittel, theils durch bestimmte Arzneien bewirkt, soll häufig geübt werden.

Doch wird die Sitte des Kindesmordes bei den Melanesiern durch eine andere abscheulichere Sitte noch bedeutend überboten, nämlich das Tödten jener Personen, welche durch Alter oder Krankheit für die Gesellschaft nutzlos geworden sind. Diese Sitte ist mit dem Denken und Fühlen dieses Volks innig verwachsen und wird von den Betreffenden als eine Wohlthat angesehen, so dass diese selbst, gegenüber den Einwendungen europäischer Missionäre, auf die Ausübung derselben dringen. Mit welcher eisigen Gleichgiltigkeit man sich in diese Sitte hineinfindet, beweist der Umstand, dass auf Viti jeder Mann, der sich tödten lassen will, vorher ein Abschiedsfest feiert, darauf selbst sein Grab gräbt, und nachdem er nochmal feierlich Abschied genommen, sich tödten lässt. Auch der grausame Brauch, dass die Frau dem Manne in den Tod nachfolgt, ist hier sehr verbreitet, und wird ein solch gewaltsamer Tod von den Weibern selbst als eine ihnen gebührende Ehre in Anspruch genommen. Eine Erklärung aller dieser grausamen Bräuche dürfte

vielleicht in dem Glauben liegen, welcher hier allgemein verbreitet ist, dass das künftige Leben eine unmittelbare Fortsetzung des jetzigen sei und man in demselben Zustande, in welchem man das letztere verlassen, das erstere antreten müsse. Der Cannibalismus, der, wie wir oben bemerkt haben, in Polynesien in hoher Blüte steht, wird auch in Melanesien und zwar am wildesten im Osten, an der Grenze Polynesiens, auf den Viti-Inseln, geübt. Nicht nur die im Kriege Gefallenen und die gefangenen Feinde wurden stets aufgefressen, sondern auch jedes wichtige Werk im Frieden, z. B. die Errichtung eines Tempels, der Bau eines Schiffes, die Reise eines Fürsten, wurden mit einem Menschenfrass eröffnet. Man nahm dazu entweder Kriegsgefangene, oder in Ermangelung derselben das erste beste Individuum aus dem gemeinen Volke. Merkwürdig ist, dass man überall, wo der Cannibalismus geübt wurde, die Schamtheile des Opfers, als das edelste Stück des Ganzen, dem Könige vorsetzte. Uebrigens hatte diese grausame Sitte, wie auch bei den Polynesiern namentlich aus den auf Neu-Seeland dabei geltenden Gebräuchen hervorgeht,*) einen religiösen Hintergrund, da die Weiber, sowie das gemeine Volk sammt den Sclaven von dem Genusse des Menschenfleisches ausgeschlossen waren und die bei einem solchen Mahle in Gebrauch gewesenen Geräthe sämmtlich für tapu galten.

Die Verfassung der melanesischen Stämme entspricht im Ganzen der im westlichen Polynesien geltenden. Der Häuptling, der vor den anderen Genossen sich selten durch etwas anderes als eine andere Kopffrisur unterscheidet, hat nur in soweit eine gewisse Macht in Händen, als er entweder durch Tapferkeit oder Reichthum ein höheres Ansehen sich zu geben vermag. An einzelnen Stellen ist es wohl manchen Fürsten gelungen eine Art Feudalherrschaft zu begründen. Dieselben werden zwar von den Reisenden „Könige" genannt; sie können aber höchstens als Ober-Häuptlinge bezeichnet werden, denn jene despotische Verfassung, wie sie namentlich auf den Sandwich-Inseln uns entgegentritt, kommt in dieser Gestalt unter den Melanesiern nirgends vor.

Das Volk selbst bildet einen einheitlichen Stand (anders als in Polynesien), welcher dem Fürsten gegenüber steht. Die Sclaven, welche als dritter Stand angesehen werden können, sind in der

*) Vergl. Reise der Fregatte Novara, Anthropologischer Theil, III. Abtheilung, Ethnographie, Wien 1868, 4°, S. 53.

Regel Kriegsgefangene und erfreuen sich im Ganzen keiner schlechten Behandlung.

Krankheiten werden wie überall bei den Naturvölkern für Einwirkungen böser Geister angesehen und durch Zauberformeln, Amulete und andere Hexenmittel geheilt. In einzelnen Fällen wendet man jedoch wirkliche Heilmittel an, namentlich bei äusserlichen Krankheiten. Die Bestattungsart der Todten ist mannigfaltig: die Leichen werden theils begraben, theils ober der Erde auf Gerüsten der Fäulniss ausgesetzt.

Ueber die religiösen Ideen und Sagen der Melanesier ist uns wenig Sicheres bekannt; aus demselben geht aber deutlich hervor, dass die Religion der Melanesier mit jener der Polynesier im tiefsten Grunde zusammenhängt, wenn sie auch einerseits sich nicht zu jener Tiefe und Mannigfaltigkeit entwickelt hat wie die polynesische, andererseits auch nicht zu jener Klarheit durchgedrungen ist. Ueberall finden wir Tempel und eine dem Dienste der Gottheit sich widmende Priesterclasse. Merkwürdig ist nur dies, dass überall bei den Melanesiern die Tempel zugleich Gemeindehäuser sind und als Schlafraum für die Männer, namentlich aber für fremde Reisende benutzt werden.

Die Tapu-Gesetze, welche in Polynesien, sowohl im öffentlichen, als auch im privaten Leben, eine so grosse Rolle spielen, finden sich auch in Melanesien in derselben Strenge wieder, namentlich an der Grenze Polynesiens, auf den Viti-Inseln.

Was den moralischen Charakter der Melanesier anbelangt, so werden sie allgemein als diebisch und im höchsten Grade lügnerisch geschildert. Ihre Begehrlichkeit und Habsucht scheut selbst vor einem offenen Morde nicht zurück. Ohne tapfer zu sein, sind sie ungemein blutdürstig. Bei einer Leichtgläubigkeit, die sie alles Unsinnige mit dem grössten Vertrauen glauben lässt, sind sie dennoch gegen die Fremden, namentlich die Weissen, von dem grössten Skepticismus erfüllt. Gleich dem Neger sind sie von einem unbegränzten Hochmuthe eingenommen; sie können, wenn ihr Stolz verletzt worden, in eine förmliche Raserei gerathen, die sie oft zum Selbstmorde treibt. Sie sind ungemein rachsüchtig; Beleidigungen werden von ihnen nie vergessen.

Diesen Zügen gegenüber, welche ein abschreckendes Bild der Gemüthsrohheit und Wildheit der Melanesier geben, stehen wieder andere Züge, welche ihre intellectuelle Begabung und Bildung als

nicht unbedeutend erscheinen lassen. Der grossen technischen Fertigkeiten, welche in den Geräthen der Melanesier überall hervortreten, haben wir schon oben Erwägung gethan; in Bezug auf den Handel sind die Melanesier ihren östlichen Nachbarn, den Polynesiern, entschieden überlegen und bilden auch so den Uebergang zu der westlichen Gruppe dieser Rasse, den Malayen.

Von einem bedeutenden Culturfortschritte der Melanesier zeugt auch die bei ihnen geltende Zeitrechnung; sie beruht auf der Beobachtung des Mondes und der damit in Zusammenhang stehenden Erscheinung der Ebbe und Fluth. Wie alle Völker, welche nach dem Mondlauf ihre Zeiteintheilung einrichten, rechnen auch die Melanesier nicht nach Tagen, sondern nach Nächten.

Das Zahlensystem der Melanesier scheint ursprünglich, wie das der Australier und Papuas nicht über Drei hinausgereicht zu haben (was unter anderem durch das Glossar bei Earl. The native races of the Indian archipelago, bestätigt wird); erst durch polynesischen Einfluss erweiterte sich dasselbe zu jenem Umfange, in welchem es uns heut zu Tage entgegentritt. (Vgl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, VI, 619 ff.)

3. Malayen.

α. Dajaks.*)

Die Kleidung der Männer besteht aus einem 4 bis 5 Ellen langen, zwischen den Beinen durchgezogenen und dann mehrere Male um die Mitte gewundenen Tuche, dessen Enden vorne und hinten herabhängen. Die Frauen tragen ein kurzes, eng anliegendes Kleid. In einigen Gegenden werden überdies kurze Jacken von gefärbter Baumrinde oder Stoffen mit schönen Mustern getragen, welche bei den Männern ohne Aermel, bei den Frauen dagegen mit Aermeln versehen sind. Als Schmuckgegenstände trägt man Arm- und Beinringe von Elfenbein, Holz oder Metall, ferner Ohrgehänge von verschiedener Gestalt. Zum Schutze gegen Sonne und Regen, sowie bei Feldarbeiten trägt man grosse buntbemalte Hüte. Uebrigens trägt jeder Krieger einen Talisman, bestehend aus Zähnen wilder

*) Kessel, Oscar von, Ueber die Volksstämme Borneo's (Zeitschrift für Erdkunde der Gesellschaft in Berlin, Neue Folge III, (1857), S. 377 ff. Buddingh, S. A., Neerlands-Oost-Indie. Reizen 1852—1857. Rotterdam 1859—1861, 8°, 3 voll. Perelaer, M. T. H., Ethnographische beschrijving der Dajaks. Zalt-Bommel 1870. 8°.

Thiere, Holzstückchen, Steinchen und anderem Material entweder am Gürtel oder am Griffe des Schwertes mit sich, der beim Dayak dieselbe Rolle spielt wie der Medicinsack beim Indianer Nordamerikas.

Die Wohnungen der Dayak ruhen auf Pfählen und sind durchweg aus Holz aufgebaut. In Betreff der Form besteht aber insofern ein grosser Unterschied, als im Nordwesten und in den mittleren Theilen Borneo's die Häuser kleinen Hütten gleichen, die auf 8 bis 10 Fuss hohen Pfählen stehen und nur von zwei bis drei Familien bewohnt werden, während in Süd- und Ost-Borneo die Häuser 200 bis 250 Fuss lang sind, auf einigen hundert 20 Fuss hohen Pfählen von Eisenholz ruhen und über ein halbes hundert Familien umfassen. Die letzteren Häuser sind in 2 Hälften abgetheilt, deren eine als gemeinsamer Versammlungsraum dient, die andere in ebenso viele Zellen zerfällt, als Familien vorhanden sind. In jeder Zelle befindet sich ein Kochherd. Das Haus hat zwei Thüren, zu welchen Balken, die mit Einschnitten versehen sind, hinaufführen. In jedem Dorfe finden sich Gemeindehäuser, in welchen die erbeuteten Feindesschädel aufgehangen werden und wo die jungen unverheiratheten Männer schlafen. Diese Häuser sind bedeutend höher als die gewöhnlichen Wohnhäuser; sie ruhen auf 25 Fuss hohen Pfählen.

Die Nahrung der Dayak besteht vorwiegend aus gekochtem Reis, der mit grosser Sorgfalt angebaut wird. Unter den nordwestlichen Stämmen besteht eine Art siebenjähriger Brachfeldwirthschaft, insofern als man erst im achten Jahr wieder dasselbe Feld anbaut und das inzwischen gewachsene Unkraut, welches verbrannt wird, als Dünger verwendet. Diese Art von Wirthschaft zwingt auch die betreffenden Stämme zu fortwährender Wanderung, da sie ihre kleinen Hütten immer in der Nähe ihrer Felder haben wollen. Von Hausthieren werden nur Schweine, Hunde und Hühner gehalten, ihr Fleisch wird aber, sowie jenes der Affen und Krokodille nur bei festlichen Gelegenheiten gegessen.

Die Verfassung der Dayak ist mit jener der anderen malayischen Völker identisch. Die Stämme, welche von einander unabhängig sind, haben je einen Häuptling an ihrer Spitze. Die Würde ist theils erblich, theils wird sie durch Stimmenmehrheit der Stammmitglieder an eine durch grösseres Besitzthum einflussreiche Person übertragen. Doch ist die factische Gewalt der Häuptlinge unbedeutend, da alle wichtigen Geschäfte und Unternehmungen durch

die Volksversammlung entschieden werden. Recht wird nach den bestehenden traditionellen Gesetzen (hadat) gesprochen.

Die Dayak sind ein kriegerisches, wenn auch nicht besonders tapferes Volk, was schon aus der Ausrüstung der Krieger, welche nach den einzelnen Gegenden verschieden ist, sich erkennen lässt. Dieselbe besteht im Ganzen aus einem Helme, einem Halsband aus Zähnen wilder Thiere, einem aus Leoparden- oder Bärenfell, Baumrinde oder geflochtenen Schnüren verfertigten Panzer, einem Schild aus Baumrinde oder Holz, der in der Regel mit grotesken Malereien versehen ist, Arm- oft auch Beinringen, einem Schwert, einer 5 bis 6 Fuss langen Wurfstange mit Widerhaken und anderen Stücken, die theils zum Aufputz, theils zum Angriff und zur Vertheidigung (z. B. das Blasrohr, Bogen, Pfeil) dienen. Die Spitzen der kleinen Pfeile, die mittelst des Blasrohres abgeschossen werden, sind mit Gift (Upas) bestrichen.

Den häufigsten Anlass zu den Kriegen, in denen die Stämme der Dayak beinahe unaufhörlich leben, bietet die bei ihnen allgemein verbreitete Sitte des Kopferbeutens (Menayau). Dieselbe wird theils aus religiösen (um ein Opfer für einen Verstorbenen zu bereiten), theils aus kriegerischen Motiven (um sich eine Kriegstrophäe zu erwerben) geübt. — Dieses Köpfeerbeuten besteht aber nicht in einem offenen Kampfe, sondern in einem aus dem Hinterhalte unternommenen Meuchelmorde. Der des Kopfes beraubte Leichnam (ganz gleichgiltig, ob Mann, Weib, Kind) wird zurückgelassen und der Kopf von dem auf seinen Muth stolzen Krieger, in dem mit Feindeshaaren geschmückten tornisterartigen Körbchen aus Bambus im Triumphe nach Hause getragen. Das glückliche Ueberbringen des Kopfes nach Hause gilt für ein grosses Fest, welches von den Dorfbewohnern mit einem Schmause, wobei mehrere Schweine geschlachtet werden, gefeiert wird. In einzelnen Gegenden werden die Stirnhaut und das Herz des Erschlagenen gekocht und den Knaben zu essen gegeben, um sie dadurch muthig und tapfer zu machen. Der Sieger, der den Kopf glücklich nach Hause gebracht, darf eine Trophäe vor seinem Hause aufrichten und eine Schwanzfeder des Vogels Angang auf dem Kopfe tragen. Die Zahl dieser Schwanzfedern zeigt die Zahl der erbeuteten Köpfe an.

Zu den Vertheidigungsmitteln, womit die Dayak ihre Dörfer gegen die Angriffe ihrer Feinde zu befestigen trachten, gehören die auf den Sunda-Inseln allgemein verbreiteten kleinen Bambuspfähle (Ranju), welche im hohen Grase in kleinen Abständen von einander

verborgen werden. Der Feind ist dadurch gezwungen äusserst langsam vorzurücken und kann dem eigentlichen Angriffe nicht jene Aufmerksamkeit schenken, während der Vertheidiger ihm wirksamer entgegenzutreten vermag.

Unter den Beschäftigungen ist bei den Männern das Schmiedehandwerk besonders beliebt. Die Dayak sind in der Regel ausgezeichnete Schmiede, welche mit ihren unvollkommenen Werkzeugen besonders gute Schwerter verfertigen. Die von ihnen gearbeiteten Klingen sollen sehr hart und dennoch sehr elastisch sein; man kann mit ihnen, ohne die Schneide zu verletzen, einen eisernen Nagel von mässiger Stärke durchschlagen. Sie graben und schmelzen das Eisen selbst, aus dem sie nebst ihren Waffen noch Ketten, Ringe und andere Artikel verfertigen.

Trotz dem Reichthum Borneo's an verschiedenem Wild, sind die Dayak keine passionirten Jäger. Sie tödten das Wild lieber durch sogenannte Selbstschüsse (Lanting), welche aus einem horizontal zurückgebogenen Aste mit einem an der Spitze desselben im rechten Winkel befestigten zugeschärften Pflocke aus Bambus bestehen.

Wie bei den meisten wilden Stämmen der malayischen Rasse, werden auch bei den Dayak die Frauen von ihren Männern gut behandelt. Doch ruht der grösste Theil der häuslichen Arbeiten auf ihnen; nicht nur dass sie beim Feldbau tüchtig mithelfen müssen, haben sie die Bereitung und Verfertigung der Kleider zu besorgen, welche sie auf sehr einfach gebauten Stühlen selbst weben. Innerhalb der Ehe herrscht durchwegs die Monogamie. Die Braut wird den Eltern entweder vom Bräutigam abgekauft oder er sucht sie durch Lohndienst bei ihnen zu erwerben (vergl. die Sitte bei den Battak). — Die Hochzeit besteht in einem solennen Schmause, dessen Kosten der Bräutigam zu tragen hat. Bei der Geburt des Kindes finden keine Festlichkeiten statt. Die Erziehung der Kinder ist sehr mild, sie werden in der Regel nie gezüchtigt. Und trotzdem sind sie nie ausgelassen, sondern befleissigen sich eines stillen, gesitteten Betragens. Man heirathet nach eingetretener Geschlechtsreife, das männliche Geschlecht mit dem 18., das weibliche mit dem 14. Jahre.

Von Krankheiten sind namentlich Ausschläge unter den Dayak sehr verbreitet. Die meisten derselben sind erblich (so der sogenannte Kurrap) und man kennt kein Mittel zu deren Heilung. Sonst werden die Krankheiten von den einheimischen Aerzten (Dukun) theils durch Sympathiemittel, theils durch Zaubersprüche geheilt.

Die Todten wurden ehemals häufig verbrannt und die Asche in irdenen Gefässen aufbewahrt. Gegenwärtig werden sie in der Regel begraben, seltener (in Ost-Borneo) in hölzernen Kisten im Walde über der Erde aufbewahrt. Bis zur Bestattung der Leiche ruht alle Arbeit und der Todte wird betrauert. Die Art dieser Trauer ist nach den Gegenden verschieden. Ueberall wird für den Verstorbenen ein Menschenopfer dargebracht, an einigen Orten in der Zeit zwischen dem Tode und der Bestattung (wenn auch Wochen, Monate, ja Jahre darüber vergehen sollten), an anderen Orten nach der Beerdigung, wo dann bis zu jener Zeit, wo das Menschenopfer dargebracht werden kann, die Stelle des Todten durch ein hölzernes Conterfei desselben, mit seinen Kleidern angethan, vertreten wird. Nach vollzogenem Menschenopfer, oder erbeutetem Menschenkopfe, wird dieses Conterfei mit dem Kriegscostüm und den Waffen des Dahingegangenen im Walde aufgestellt, wo bereits mehrere Bilder der früher verstorbenen Krieger sich befinden.

Zu den ursprünglichen religiösen Vorstellungen der Dayak gehört der Glaube an die Geister der Verstorbenen. Man bringt ihnen kleine Speiseopfer dar, bestehend aus gekochtem Reis, mit etwas Fisch oder Fleisch. Als Aufenthalt der mächtigen Geister werden die hohen Berge betrachtet und ihnen dort Speise- oder Hühneropfer dargebracht. Bei besonders wichtigen Unternehmungen pflegt man drei Tage und Nächte auf solchen Bergen, fastend und den Schutz der Geister anrufend, zuzubringen. Viele Stämme im Osten verehren Sonne, Mond und Sterne. Sonst kommen bei den einzelnen Stämmen ganze Reihen verschiedener Gottheiten vor, bei denen es schwer zu unterscheiden ist, wie viel Einheimisches und wie viel Fremdes (Buddhistisches) in ihnen steckt. Dass in früherer Zeit der Buddhismus auch in Borneo, wie auf Java und Sumatra vorhanden war, dies beweisen die Ruinen von Buddha-Tempeln und die Inschriften, welche sich an einzelnen Orten noch heut zu Tage vorfinden. Dem heutigen Dayak ist jedoch alle Erinnerung an diese fernen Zeiten abhanden gekommen.

Dieser Periode dürften die bei den Dayak so hoch geschätzten und heilig geachteten antiken Gefässe, genannt Tapayan, angehören. Es sind dies Vasen ohne Henkel, mit verschiedenen Abbildungen, meistens Blumen und Drachen. Je nach dem Alter, das von den Dayak nach gewissen Zeichen erkannt wird, stehen sie hoch im Preise; oft werden für ein einzelnes Exemplar 4000 bis 5000 Gulden in Goldstaub bezahlt. Diese Gefässe werden im

täglichen Leben nicht gebraucht, sondern jenachdem sie einzelnen Familien oder dem ganzen Dorfe angehören, in der Wohnung oder im Gemeindehause sorgfältig aufbewahrt. Man führt ihrerwegen oft blutige Kriege; zu einzelnen besonders alterthümlichen Exemplaren werden von weit und breit förmliche Wallfahrten unternommen, um von Krankheiten und Bezauberungen befreit zu werden. Da diese Gefässe auch auf Java und Sumatra vorkommen, so ist es beinahe sicher, dass es nichts anderes als buddhistische Reliquienkrüge sind und von den Dayak als Ueberbleibsel des ihnen unverständlichen alten Cultus hoch in Ehren gehalten werden.

b. Battaks.*)

Die Kleidung der Battak besteht in einem grossen Tuche, das in Gestalt einer weiten Hose um die Lenden geschlungen wird und bis an die Kniee hinabreicht. Die Zeuge dazu werden von den Battak selbst verfertigt. Die Frauen und die Vornehmen (Radscha's) tragen statt des Tuches ein weites Kleid, ähnlich einem weiblichen Unterrocke, genannt Kopokopo. Der Oberleib bleibt unbekleidet, der Kopf wird mit einem Tuche, genannt Bungus, umschlungen. Als Schmuck werden Spangen um die Arme und Messingringe um den Hals getragen; bei den Männern ist das Zufeilen der Zähne Sitte.

Die Battak sind ein Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk, sie wohnen in Dörfern, welche befestigt sind, beisammen. Ihre Wohnungen, zu den sie Bambus und Allanggras als Material verwenden, ruhen auf Pfählen und müssen mittelst einer Leiter bestiegen werden. Sie sind viereckig und haben nur eine Thür; Fenster sind an ihnen nicht vorhanden. Die Länge derselben beträgt 20—24, oft sogar 100 Fuss, die Breite 10—12 Fuss, die Höhe in der Regel 6 Fuss. Der Unterraum dient als Stall für die Hausthiere. Die Wohnung hat keine Decke, sondern unmittelbar das Dach über sich. Dieses ist sehr hoch und in der Gestalt eines Schiffes ausgeschweift, daher ist es oben nach beiden Seiten länger als unten. Die beiden Spitzen des Daches sind mit Hörnern verziert. Unterhalb des Daches befindet sich auf der Vorderseite an

---

*) Junghuhn, F., Die Battaländer auf Sumatra. Aus dem Holländischen, Berlin 1847, 8°, 2 voll. Neubronner van der Tuuk, Bataksch-nederduitsch woordenboek, Amsterdam 1861, 4° (mit herrlich ausgeführten ethnographischen Abbildungen).

den Häusern der Vornehmen ein Vorbau, welcher mit einem Geländer eingefasst ist; überdies sind die Pfeiler des Hauses mit mannigfachen Schnitzereien und sonstigem Zierrath versehen. Im Wohngemache befindet sich ein Feuerherd oder mehrere, jenachdem das Haus von einer oder mehreren Familien bewohnt ist. Die Häuser sind in Reihen an einander gebaut, so dass jedes Dorf eine lange Gasse bildet, welcher die Schmalseiten der Häuser mit den Thüren zugekehrt sind. Neben den Wohnhäusern finden sich sogenannte Gemeindehäuser, zur Bewirthung und Beherbergung der Fremden. Dieselben sind offen und in vielen Fällen auch ausserhalb der Dörfer angelegt.

Jedes Dorf ist mit einem Bambus-Dickicht umgeben, mit schmalen Eingängen und Tribünen für die Wachen. Ringsumher wächst überdies hohes Gebüsch und Gras, in dem stellenweise kleine spitzige Pflöcke aus Bambus stecken. Innerhalb des Dorfes findet sich keine Vegetation. Ausserhalb des Dorfes stehen keine Wohnungen, ausser einzelnen Hütten auf den Reis- und Maisfeldern, und diese sind in der Regel auf hohen Bäumen errichtet und müssen mittelst einer Leiter bestiegen werden. Die Dörfer sind meistens auf hohen Bergrücken erbaut und so gelegen, dass sie leicht vertheidigt werden können.

Unter den häuslichen Geräthen sind hervorzuheben irdene Töpfe von halbkugelförmiger Gestalt, welche beim Kochen auf drei im Dreieck gelegte Steine gestellt werden müssen, Bambusröhren von 4 bis 5 Fuss Länge, welche als Trinkbecher dienen, Körbe aus Bambusrohr, viereckige Klötze mit einem oder zwei Löchern, in welchen der Mais und Reis gestampft werden, Messer u. a. Zum Ackerbau bedienen sich die Battak einer Hacke und eines mit Eisen beschlagenen Stockes. Der Pflug, der von Büffeln gezogen wird, ist bei ihnen weniger gebräuchlich. Zum Weben ihrer Zeuge besitzen sie ein Spinnrad und einen ziemlich primitiv gebauten Webstuhl.

Ihre Waffen sind das Schwert*) und die Lanze, welche entweder mit einer hölzernen oder eisernen Spitze versehen ist, und in neuerer Zeit die alte Lunten-Flinte, welche sie entweder von den Malayen einhandeln, oder selbst verfertigen. In jedem Haushalte trifft man ferner mehrere kupferne oder messingene Pfeifen von mehreren Pfunden Gewicht, aus denen die Battak ihren Tabak zu rauchen pflegen.

---

*) Der malayisch-javanische Kris kommt bei den Battak nicht vor.

Die Nahrung der Battak ist theils animalischer, theils vegetabilischer Natur. Die erstere ist dem Fleische der von ihnen gezüchteten Hausthiere (Schwein, Büffel, Hund, Pferd, Huhn) entnommen, die letztere besteht in Reis (padi) oder Mais (jagon). Namentlich der Reis wird fleissig angebaut und zwar entweder auf trockenen oder unter Wasser gesetzten Feldern. Daneben werden auch Bataten und in neuester Zeit Kartoffeln cultivirt. Als Gewürze dienen spanischer Pfeffer (Lasiok), Ingwer und Betelpfeffer. Der Gebrauch des Salzes ist den Battak unbekannt. Fruchtbäume werden nicht gezogen, ausser der Palme, aus welcher der bekannte Palmwein (Tuak) gewonnen wird. Industrie und Handel der Battak sind unbedeutend. Die erstere beschränkt sich auf die Bereitung einzelner Farbstoffe und auf gewisse Metall- und Elfenbeinarbeiten, der Handel besteht im Austausch einzelner Producte, wie Pfeffer, Kampher, Benzoë u. a. Artikel.

Die Verfassung der Battak beruht auf der altmalayischen Familien-Verfassung. Jedes Dorf hat einen Radscha mit erblicher Würde an seiner Spitze, dessen Einfluss aber vornehmlich auf die Kriegszeiten beschränkt ist. Die Verfassung ist also keine monarchische, sondern vielmehr eine demokratische. Oft tritt ein Ober-Radscha an die Spitze mehrerer zu einem Bunde verbündeten Dörfer. Die eigentliche Regierung geht durch die Volksversammlung vor sich. In solchen Volksversammlungen, zu denen alle Freien, selbst halberwachsene Knaben Zutritt haben, geht es in der Regel stürmisch zu; es wird viel durch einander geredet und geschrieen. Dem Stande der Freien sind die Sclaven entgegengesetzt, die aber von den Battak äusserst mild behandelt werden, so dass sich im gewöhnlichen Leben der Sclave vom Freien wenig unterscheidet. Der hauptsächlichste Grund der Sclaverei sind Schulden.

Im ehelichen Leben der Battak ist zwar die Polygamie gestattet, man findet aber innerhalb einer Familie selten mehr als zwei Frauen. Die Heirath kann auf dreifache Weise vollzogen werden, nämlich erstens durch einfache Entführung, zweitens nach der Form Sumondo, was dadurch geschieht, dass der Bräutigam in das Haus der Eltern seiner Braut zieht und sich bei ihnen als Arbeiter verdingt, und drittens nach der Form Mangoli, wo der Bräutigam die Braut um den Preis von fünf bis zehn Büffeln den Eltern abkauft. — Die Hochzeit findet ohne bestimmte Festlichkeiten statt, nur beim Einzug der Braut in ihre neue Behausung wird ein kleines Fest gegeben, indem ein Büffel oder ein Schwein

geschlachtet und unter die Dorfbewohner vertheilt wird. Die Frauen werden bei den Battak gut behandelt, abgesehen davon, dass, wie bei allen Naturvölkern, auf ihnen sämmtliche Geschäfte des Hauses ruhen. Die Gesetze (hadat), nach denen bei den Battak entschieden wird, sind traditionell. Merkwürdiger Weise können nach den Bestimmungen derselben mehrere Strafen abgekauft werden. Nur bei bestimmten Vergehen ist diess unzulässig, so z. B. beim Eidbruch, der immer mit dem Tode bestraft wird.

Merkwürdig ist der Umstand, dass die Anthropophagie bei den Battak in drei Fällen sogar gesetzlich als Strafe anbefohlen wird. Diese Fälle sind: 1. wenn ein Gemeiner mit der Frau eines Radscha Ehebruch getrieben; 2. wenn Jemand als Landesverräther, Spion oder Ueberläufer zum Feinde ertappt worden, und 3. wenn ein Feind mit den Waffen in der Hand gefangen genommen worden. Und zwar werden in den beiden ersten Fällen die Betreffenden getödtet und dann verzehrt, während in dem dritten Falle ein Auffressen bei lebendigem Leibe vorgeschrieben ist. In Folge dieser Bestimmungen hat bei den Battak der Cannibalismus, welcher der malayischen Rasse eigenthümlich ist, sich bis auf den heutigen Tag erhalten, und namentlich einzelnen Radschas soll der Genuss des Menschenfleisches zum Bedürfniss geworden sein, das sie auf jede Weise zu befriedigen suchen. Ehemals soll es auch bei den Battak Sitte gewesen sein, kranke oder gebrechliche Personen der Verwandtschaft aufzuessen. Man liess dabei die betreffende Person auf einen Baum steigen und schüttelte denselben unter dem Absingen des Liedes: „Die Zeit ist gekommen, — Die Frucht ist gereift, — sie falle herunter!“ Nachdem die Person herabgefallen, fiel man über sie her und frass sie auf.

Die Kriege haben theils in Grenzstreitigkeiten, theils in Beleidigungen der Radschas ihren Grund. Sie werden nach vorhergegangener Volksversammlung feierlich erklärt und wird dabei keine Neutralität geduldet. Man eröffnet sie durch Abfangen von Geisseln, die Anfangs in den Block gespannt, dann aber geschlachtet und aufgegessen werden. Das Ende des Krieges bildet die Einnahme des Dorfes durch den siegenden Feind, der es demolirt und dessen Bewohner auffrisst.

Zu den Belustigungen der Battak gehören die unter den Malayen so beliebten Hahnenkämpfe und die Tänze. Krankheiten schreibt man dem Einflusse der bösen Geister zu und sucht sie durch Zauberformeln oder Zaubermittel zu heilen.

Wenngleich wild, sind die Battak doch edel, offen und gastfreundlich. Sie sind ein aufgewecktes Volk, unter dem die Lese- und Schreibekunst allgemein verbreitet ist. Sie haben eine alte Schrift, welche aus der indischen Monumentalschrift hervorgegangen sein dürfte. Ihre Bücher (pustaha) sind oft von bedeutendem Alter. Sie werden mit den anderen Kostbarkeiten in den Gemeindehäusern aufbewahrt.

Zu den religiösen Vorstellungen, welche den Battak von Haus aus eigenthümlich sind, gehört jene der Geister der Vorfahren, welche einer besonderen Verehrung sich erfreuen. Auch die bösen Geister (Begu's), welche in der Unterwelt wohnen, werden besonders eifrig verehrt und durch Opfer versöhnt.

Als oberste Gottheit gilt Diebata, der Schöpfer der Welt, der im siebenten Himmel wohnt. Er hat, nachdem die Schöpfung der Welt vollendet war, die Regierung derselben an die drei Götter Batara Guru, Sri Padi und Mangala Bulan übergeben. Diese göttlichen Personen sind aber, wie ihre Namen darthun, nicht malayische, sondern indische Schöpfungen und stammen aus jener Zeit, in welcher Indien den Bewohnern des indischen Archipels neben seiner Cultur und Schrift auch einen Fond religiöser Ideen überbrachte.

c. Tagalas.*)

Die Tracht der Männer besteht in einem weiten, oft am Rande reich verzierten Hemde, von verschiedener, meist hellrother Farbe, welches über die Beinkleider bis über den Nabel herabhängt. Der Stoff zum Hemde ist entweder Baumwollgespinnst oder ein anderes inländisches Fabrikat, die Beinkleider werden entweder aus Seide oder aus Cattun verfertigt. Um die Mitte wird ein Tuch geschlungen, dessen Falten als Taschen zur Aufbewahrung verschiedener kleinerer Gegenstände dienen. Das Haupt bedeckt entweder ein turbanartig geschlungenes Tuch oder ein Strohhut; die beliebteste Kopfbedeckung ist aber ein Hut aus Bambus von der Gestalt einer umgekehrten Schüssel, an dessen Spitze sich ein Metallknopf befindet. Auf den Füssen tragen die Männer Sandalen oder leichte Schuhe, während die Frauen in der Regel barfuss einhergehen.

---

*) Bowring, John, A visit to the Philippine islands, London 1859, 8°. Hügel, C. Freiherr von. Der stille Ocean und die spanischen Besitzungen im ostindischen Archipel, Wien 1860, 8°. (Als Manuscript gedruckt.) Das Hauptwerk ist Buzeta, Manuel und Bravo, Felipe, Diccionario geografico, estadistico, historico de las islas Filipinas, Madrid 1850, 8°, 2 voll.

Die Frauen tragen lange bis an den Hals reichende und die Fussknöchel bedeckende Kleider von europäischem Schnitte, aus verschiedenartigen, oft kostbaren Stoffen. In den Ohrläppchen trägt man Gehänge von Edelmetallen und Edelsteinen, ebenso Perlringe um Hals und Arme. Jede Frau trägt überdies ein Crucifix oder ein kleines Heiligenbild am Halse. Das schöne schwarze Haar wird geschmackvoll in Zöpfe oder einen Knoten zusammengebunden, mit Kämmen und goldenen Nadeln befestigt und mit verschiedenen wohlriechenden Blumen verziert. Zum Schutze gegen die Sonne bedient man sich eines breiten Strohhutes.

Man befleissigt sich der grössten Reinlichkeit, namentlich die Frauen baden öfter und kämmen ihr Haar.

Die Wohnungen sind leicht und luftig aufgebaut. Ihre Pfeiler bestehen aus Holz, der Fussboden aus Bambus und das Dach aus Nipa-Blättern. Sie sind im Innern mit Crucifixen und Heiligenbildern reichlich geziert. Die hauptsächlichste Einrichtung besteht in grossen Matten, auf denen die Tagala ruhen und schlafen, und kleinen sesselartigen Tischchen zum Daraufstellen der Speisen. Weitere Utensilien sind Mörser zum Zerstossen des Reises, Krüge und Löffel aus der Schale der Cocosnuss, Töpfe und Kessel zum Kochen, Messer, thönerne Lampen, Pechfackeln u. a. Nirgends fehlen Vorräthe an Betelblättern und Arekanüssen, etwas Tabak zum Verfertigen von Cigarretten, nebst einer Laute und Flöte.

Die hauptsächlichste Nahrung der Tagala bildet der Reis, der in Wasser gekocht entweder allein oder mit einer Zuthat von Vegetabilien oder Fischen dreimal des Tages genossen wird. Man isst mit den drei ersten Fingern der rechten Hand, indem man einen Mundvoll Reis aus der gemeinschaftlichen Schüssel herausholt und dann in die bereitstehende Sauce taucht. Ausser dem Reis geniesst man Wildpret, aber in der Regel getrocknet, und Fische nebst anderen Producten des Meeres.

In Betreff der Heirath besteht noch theilweise die Sitte, welche sich auch noch anderswo (z. B. bei den Battak) wiederfindet, dass der Bräutigam um die Braut den Eltern derselben Knechtsdienste leistet; doch werden in den meisten Fällen die Heirathen durch die Priester vermittelt und die Braut den Eltern abgekauft. Dabei ist es jedoch Brauch, dass der Bräutigam immer die Initiative ergreift.

Im gewöhnlichen Leben sehr einfach, namentlich in Betreff der Kost, zeigt sich der Tagala seinen Gästen gegenüber sehr

splendid. Nicht nur eine Reihe der auserlesensten Gerichte und Weine, sondern auch feine Cigarren und Musik zieren dann seine Tafel. —

Zu den Unterhaltungen, denen die Tagala mit Leidenschaft ergeben sind, gehören das Spiel und die Hahnenkämpfe. In die Reihe der ersteren gehört eine Art Kartenspiel, das gesetzlich nur zu gewissen Stunden (12—2 Nachmittags und von Sonnenuntergang bis 10 Abends) gestattet ist, und das Lottospiel, bei dem die Ziehungen monatlich einmal zum Besten der spanischen Verwaltung stattfinden. Die Hahnenkämpfe sind die eigentlichen Volksfeste der Tagala. — Die Hähne werden zu diesen Kämpfen eingeübt und an den Sporen mit kleinen scharfen Messern versehen. Der Kampfhahn ist das Lieblingsthier des Tagala, er trägt ihn immerdar auf dem Arme mit sich herum, liebkost und füttert ihn, kann ihn schweigend stundenlang betrachten und spricht überall nur von seinen Vorzügen. Es gibt in der Tagalasprache eine Menge von Ausdrücken für die verschiedenen Abstufungen in der Federfarbe der Kampfhähne; der Kenner pflegt auch die Anzahl der Schwungfedern zu zählen und die Stellung der Zehen, sowie die Gestalt der Beine genau zu betrachten.

Den Kampfhahn Jemandem zu zeigen gilt für eine Art von Gunstbezeugung; in jedem grösseren Orte findet sich ein Kampfplatz, dessen Pacht der Regierung eine gewisse Summe abwirft. Ausser den Hahnenkämpfen sind auch Papierdrachen (von den Chinesen eingeführt) und Feuerwerkskünste beliebte Volksbelustigungen. Uebrigens spielt auch die Musik unter den Belustigungen eine grosse Rolle; der Tagala legt nicht nur grosse Neigung für dieselbe an den Tag, sondern zeigt sich auch in hohem Grade für die Ausübung derselben befähigt.

Trotz dem Christenthum, welches die Tagala von den Spaniern angenommen haben, neigen sie dennoch in vielen Punkten zu ihrem alten Glauben hin. So ist die Verehrung der Seelen der Vorfahren (Nono) unter ihnen allgemein verbreitet. Man wendet sich oft im Gebete an sie, um Gefahren abzuwenden oder Glück herbeizuführen. Bestimmte Orte werden vom Tagala nie betreten, ohne dass er die Seelen der Vorfahren angerufen hätte. Den bösen Geist stellen sie sich bald unter der Gestalt eines alten schwarzen Mannes, bald eines wilden Pferdes, bald eines Ungethümes vor. Als Schutzmittel gegen ihn wendet man den geweihten Rosenkranz an.

Der alte heidnische Gott der Tagala hiess Bathala, ein Name der auch auf Java wiederkehrt. Demselben wurde die Erschaffung der Welt zugeschrieben. Neben Bathala gab es eine Reihe verschiedener Götter, welche den einzelnen Beschäftigungen vorstanden.

Die Tagala zerfielen vor der Besetzung des Landes durch die Spanier in eine Reihe von einander unabhängiger Familien mit Aeltesten an der Spitze. Diese sprachen Recht nach traditionellen Gesetzen. Ein Mord, von einem Sclaven begangen, wurde mit dem Tode bestraft, dagegen konnte er, von einem Freien verübt, der Familie des Getödteten abgekauft werden. Bei einem Diebstahl wurden alle verdächtigen Personen eingeladen mit je einem Büschel Gras auf einem bestimmten Orte zu erscheinen. Man warf dann das Gras durcheinander und stellte den gestohlenen Gegenstand, wenn er sich darin vorgefunden, dem Bestohlenen einfach zurück. Kam aber der Gegenstand nicht zum Vorschein, so warf man die verdächtigen Personen ins Wasser und jene, welche am ersten auf der Oberfläche sichtbar wurde, war die schuldige und wurde bestraft. Oft soll es vorgekommen sein, dass Personen, um nicht für schuldig angesehen zu werden, lange unter Wasser zu bleiben versuchten und in Folge dessen ertranken.

Der Gruss bestand darin, dass man das linke Knie ein wenig beugte. Kam ein Niedriger in das Haus eines Vornehmen, so duckte er sich nieder und blieb so lange in dieser Stellung, bis ihm sich zu erheben befohlen wurde. Beim Friedensschlusse und beim feierlichen Eidschwur ritzten sich beide Theile die Haut auf, vermischten das herausfliessende Blut mit Wein und tranken davon.

Die Tagala werden als im höchsten Grade neugierig und keck geschildert. So soll es vorkommen, dass wenn zwei in einem Gespräche begriffen dastehen, der Tagala sich hinstellt, um zu horchen, wenn er auch kein Wort von dem, was gesprochen wird, versteht. Er dringt in fremde Häuser ungenirt ein und geberdet sich im Auftreten, wie wenn er der Herr des Hauses wäre.

Was die geistigen Anlagen betrifft, so sind die Tagala als ein zwar ziemlich aufgeweicktes, aber energieloses Volk zu betrachten. Zu allen Verrichtungen, welche auf Nachahmung und einem gewissen Geschick beruhen, zeigen sie sich vollkommen befähigt, während sie für Geschäfte, wo es auf selbständiges Denken ankommt, zu beschränkt sind. Als Diener und Handwerker sollen sie tief unter den Chinesen stehen. Sie ahmen daher ihren Herren, den Spaniern, in Aeusserlichkeiten nach, — in ihrem Stolze, ihrem freien Leben,

ihrer Bigotterie, zeigen aber für die höhere abendländische Cultur wenig Verständniss, so dass sie über einen gewissen Grad rein äusserlicher Bildung nicht hinauskommen.

d. Malayen.

Die Kleidung der Männer besteht aus weiten Beinkleidern, welche bis ans Knie reichen, einem sogenannten Sarong, einem kurzen engen Weiberrock, und einem offenen Camisol. Um die Mitte wird eine Schärpe geschlungen, an den Füssen trägt man Sandalen. — Den Kopf bedeckt entweder ein turbanartig geschlungenes Tuch oder ein grosser Hut aus Stroh oder Ratan. Bei den Reichen und Vornehmen ist die gelbe Farbe (Seide) beliebt, während bei dem gemeinen Volke namentlich blau (Cattun) häufig vorkommt.

Die Weiber tragen den Sarong, manchmal auch eine Jacke, welche vorne mit Knöpfen zusammengehalten wird. Ueberdies bilden Ohrgehänge, Finger- und Armringe ihren besonderen Schmuck. Mit eingetretener Zeit der Pubertät werden bei beiden Geschlechtern die Zähne abgefeilt und schwarz gefärbt, oft auch mit kleinen Goldplättchen ausgelegt.

Die Häuser stehen auf Pfählen und sind durchwegs aus Holz aufgebaut. Sie bilden in der Regel ein Viereck von 100 Fuss Länge, 20 bis 25 Fuss Breite und 8 bis 10 Fuss Höhe. Anderswo (bei den Lampong) sind die Häuser oft rund angelegt. — Der freie Raum unterhalb der Hütte dient als Stall für das Kleinvieh und zugleich als Miststätte, indem man die Abfälle durch den aus Bambus verfertigten Boden hindurchfallen lässt.

Die hauptsächlichsten Geräthe, welche man in einer solchen Hütte findet, bestehen, ausser der wie überall üblichen Küchen-Einrichtung, aus Matten und Mooskissen zum Ausruhen und Schlafen, Fackeln aus Damarharz, in Pisangblätter gewickelt, zum Erleuchten des Innern während der Nacht u. a.

Mehrere zusammenstehende Häuser bilden ein Dorf. Dieses ist mit einer Erdmauer oder Pallisadirung umgeben und hat in der Mitte einen freien, in der Regel gepflasterten Platz, auf dem die Volksversammlungen abgehalten werden.

Die Nahrung des Malayen ist hauptsächlich vegetabilischer Natur. Reis oder Sago mit anderen Vegetabilien oder Fischen sind seine Hauptnahrungsmittel. Fleisch wird nur bei festlichen Gelegenheiten genossen. Salz als Würze der Speisen ist nicht überall bekannt. Als Getränk dienen Palmwein und Arak, als Reizmittel

sind Betel und Areka (hier Sirih und Pinang) allgemein verbreitet. Der Genuss des Tabaks kommt nur hie und da vor.

Man hält zwei Mahlzeiten, eine um 10 Uhr Morgens, die andere um 7 Uhr Abends. Man greift die Speisen mit den drei ersten Fingern der rechten Hand aus den Bambusgefässen heraus.

Zu den hauptsächlichsten Beschäftigungen der Malayen gehören die Fischerei und der Handel. Der letztere war früher, während des Bestandes der malayischen Reiche, sehr blühend, während er gegenwärtig immer mehr dem Verfalle zugeht. Namentlich aber gilt die Piraterie für eine noble ritterliche Beschäftigung. Der Landbau wird nur an einzelnen Orten (so auf Malaka) in grösserem Massstabe getrieben. Man baut Reis, Kaffee, Tabak, Zucker, Pfeffer u. a. Die Industrie der Malayen ist ziemlich bedeutend. Es gehören dahin die Weberei und Färberei, deren Producte in diesen Gegenden berühmt sind, die Lederfabrication, Tischlerei und Drechslerei, die Waffenfabrication, die Goldarbeiterkunst und der Schiffbau. Mit der Gewinnung und Bearbeitung des Eisens, sowie anderer Metalle sind die Malayen seit langem gut vertraut, scheinen auch selbständig auf die Bereitung des Stahles gekommen zu sein.

Die Grundlage der altmalayischen Verfassung bildeten die Familien (Suku) mit Oberhäuptern (Panghulu) an der Spitze. Die Würde des Panghulu war nicht erblich, sondern wurde durch Wahl vergeben, wobei die Abstammung von der Mutter massgebend war, daher die Würde in der Regel auf den von derselben Mutter geborenen jüngeren Bruder oder Schwestersohn überging. In den Händen der Panghulu liegt die eigentliche Regierungsgewalt; sie sind die Richter ihrer Familien, haben dieselben nach aussen zu vertreten und treten bei drohenden Gefahren zur Berathung zusammen, worauf sie die von ihnen gemeinsam gefassten Beschlüsse den Familien mittheilen. Sie empfangen von ihren Familien gewisse Naturalabgaben und Geschenke. Jeder Suku hat ein Stück Landes als Eigenthum zugewiesen, welches unveräusserlich ist und den einzelnen Wirthschaften pachtweise überlassen wird.

In Betreff der Succession ist die Familie der Mutter massgebend. Der Mann wird dabei nicht als Gründer des häuslichen Heerdes, sondern nur als Erzeuger der Nachkommenschaft betrachtet. Das Vermögen, welches der Frau angehört, ist für ihn unantastbar und Eigenthum der von der Mutter geborenen Kinder. Sein eigenes Vermögen erben nicht seine Kinder, sondern die Kinder seiner Schwestern und in zweiter Linie seine Brüder.

Aus diesen Einrichtungen erklärt sich die Sitte, dass bei der Heirath nicht der Bräutigam um die Braut wirbt, sondern derselbe von der Mutter der Braut für sie geworben wird. Ist die Familie der Braut reich und braucht der Bräutigam für die Braut nichts zu zahlen, so hat er auch kein Recht auf die Kinder. In dem Falle jedoch, wo er ein Geschenk für die Frau hingibt und diese wieder ihrerseits die Kosten der Heirath bestreitet, haben sie gleiche Rechte auf die Kinder und das erworbene Vermögen. Hat aber der Mann die Frau sich gekauft, so gehören die Kinder und das erworbene Vermögen ihm und fallen nach seinem Tode seiner Familie zu.

Die Polygamie, welche gesetzlich erlaubt ist, kann der Natur der Sache nach nur im dritten Falle factisch stattfinden. Im Allgemeinen erfreuen sich die malayischen Frauen des besten Leumundes, sowohl was eheliche Treue als Rührigkeit in Besorgung des Hauswesens anbelangt, namentlich in den Ackerbau treibenden Districten.

Die meisten dieser Institutionen haben aber im Laufe der Zeit durch den Islam wesentliche Veränderungen erfahren, da mit dem muhammedanischen Despotismus die Familienverfassung, auf welcher sie im Grunde basirt sind, immer mehr und mehr verfallen musste.

Zu den nationalen Waffen der Malayen gehören: das Schwert (Klewang), der Kris, von dem es, wie auf Java, mehrere Formen gibt, die Lanze, die Schleuder und das Blasrohr, mit kleinen, in der Regel vergifteten Pfeilen. Sie werden aber in neuester Zeit, ausser dem Schwert und dem Kris nur wenig verwendet, man bedient sich lieber der Flinte, durch welche die Malayen der Schrecken der Bewohner des indischen Archipels geworden sind. Unter den Vertheidigungsmitteln sind auch hier die bei anderen Völkern der Sunda-Inseln beliebten Pflöcke, welche im Grase verborgen werden, zu erwähnen.

Von den ursprünglichen religiösen Vorstellungen der Malayen haben sich nur bei einzelnen Stämmen Spuren erhalten; dahin scheint der Glaube zu gehören, dass die Geister der Abgeschiedenen häufig in Thiere, besonders Tiger, übergehen, welche daher für heilig gelten. Doch wurden diese Vorstellungen frühzeitig vom Brahmaismus und Buddhismus überwuchert, was aus der grossen Anzahl von indischen Götternamen hervorgeht; seit dem 13. Jahrhundert hat der Islam an den meisten Orten beinahe alle Spuren des alten Glaubens vernichtet. Daher laufen im gewöhnlichen Leben

und in der Dichtung alle diese drei Elemente unverstanden durch einander, und namentlich das Capitel über Zauberei weist die ergötzlichsten Mischungen der disparatesten Vorstellungskreise auf.

In Bezug auf geistige Begabung und Rührigkeit übertrifft der heutige Malaye den Javanen, was seinem regeren Verkehr mit den verschiedenen Culturvölkern des Ostens zuzuschreiben ist. Doch dürfte die Höhe der malayischen Bildung kaum an jene der javanischen hinanreichen: sie wird von dieser entschieden durch grössere Tiefe übertroffen. Beide Völker, der Malaye und der Javane, gehören zu den gebildetsten der malayischen Rasse, sie ergänzen sich gegenseitig insofern das eine ein unternehmungslustiges, kühnes Handelsvolk, das andere ein Ackerbauvolk ist, mit ruhiger contemplativer Gemüthsrichtung. — Daher finden wir am Malayen vorzugsweise jene Eigenschaften, die mit einem kühnen, der socialen Stellung sich bewussten Charakter verknüpft sind, nämlich eine ungemessene Leidenschaftlichkeit, ein beinahe krankhaftes Ehrgefühl, eine bis zur Tollkühnheit gesteigerte Todesverachtung, die manchmal in Raserei ausartet (vgl. das sogenannte Amok-Laufen), dabei aber auch eine gewisse Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, Eigenschaften, die namentlich innerhalb der malayischen Rasse zu den seltenen gehören.

c. Javanen.*)

Die gewöhnliche Kleidung besteht in einem Camisol aus Leinwand und einem darüber angelegten langen Cattunrock. Den Unterleib bedeckt entweder ein um die Lenden geschlungenes Tuch (Sarong) oder kurze Beinkleider. Frauen tragen ein Camisol mit langen, eng anliegenden Aermeln und darunter ein langes, um den Oberleib gewickeltes Tuch. Den Unterleib bedeckt der Sarong, welcher in der Regel bis an die Fussknöchel hinabhängt.

---

*) Raffles, Thomas, Stamford. The history of Java, London 1817, 4°. 2 voll. Marsden, William, The history of Sumatra, 3. edition, London 1811, 4°. Crawfurd, John, History of the Indian archipelago, Edinburgh 1820, 8°, 3 voll. Hollander, J. J. de, Handleiding bij de beoefening der land- en volkenkunde van Nederlandsch Oost-Indie, voor de kadetten van alle wapenen bestemd voor de dienst in die gewesten. Breda 1861—64, 8°, 2 voll. Eine gute Schilderung der Javanen vom ethnologischen Standpunkte findet sich in der Zeitschrift für Erdkunde der geograph. Gesellschaft in Berlin II (1854), S. 81 ff. und IV (1855), S. 210 ff., verfasst von einem deutschen Offizier in niederländischen Diensten.

Verschieden davon ist die sogenannte Hofkleidung, welche an den Höfen der javanischen Fürsten vorgeschrieben ist. Der Oberleib bleibt dabei nackt und wird mit Sandelpulver gelb angestrichen. Den Unterleib bedecken ein langes weites Beinkleid und ein um die Mitte geschlungenes Tuch. Bei den Frauen tritt noch eine Schärpe und ein tief herabhängender Gürtel hinzu. Die Männer bedecken dabei den Kopf mit einer schwarzen mit Goldborten reich verzierten Mütze von der Gestalt eines krämpenlosen Cylinderhutes, genannt Kuluk oder Kopyah.

Das Haar wird von den Männern im täglichen Leben in einen Knoten zusammengebunden und unter einem turbanähnlichen Kopftuche verborgen, während man es bei feierlichen Gelegenheiten frei über den Rücken herabwallen lässt. Die Frauen zieren das frei herabhängende Haar mit wohlriechenden Blumen und tragen Ohrgehänge aus Gold oder Silber in den Ohrläppchen. Die Männer führen einen Dolch (Kris) und eine Beteldose mit sich.

Die Häuser der Javanen sind aus Bambus viereckig aufgebaut und mit Palmblättern oder Alangalang-Gras eingedeckt. Das vorspringende Dach bildet eine Art von Veranda. Die Thür ist öfter einige Fuss über dem Boden angebracht, so dass man das Haus nur mittelst einer angelegten Leiter betreten kann. In diesem Falle bildet der unterhalb der Wohnung befindliche Raum den Stall für die Hausthiere (Schafe, Ziegen, Geflügel).

Im Inneren der Wohnung befindet sich vor allem eine aus Bambus geflochtene lange Bank, welche zum Ausruhen und Schlafen dient. Innerhalb eines jeden Hauses findet man die nöthige Küchen-Einrichtung, wie Mörser zum Zerstossen des Reises, Töpfe, Pfannen, Schlüsseln, sowie ein Spinnrad und einen Webstuhl, worauf die Frauen die für den Hausbedarf nöthigen Stoffe selbst verfertigen.

Die Hauptnahrung der Javanen bildet der Reis, von den Aermeren werden auch der Mais und die süsse Kartoffel gegessen. Nur bei festlichen Gelegenheiten isst man Fleisch, und zwar Hühner- und getrocknetes Büffelfleisch. Als Würze dient spanischer Pfeffer oder eine aus halbverfaulten Fischen und Conchilien bereitete käsige Masse. Als Getränk sind beliebt ein aus der Kokospalme gezogener Wein und ein aus gegohrenem Reiswasser, Ingwer und Zucker bereiteter arakähnlicher Absud.

Als Reizmittel ist das Betelkauen allgemein verbreitet; in der neuesten Zeit werden auch Tabak und Opium von den Javanen mit Vorliebe genossen.

Der Ackerbau, namentlich der Reisbau, steht bei den Javanen auf einer hohen Stufe der Entwicklung. Ihre Ackergeräthe sind im Ganzen vorzüglich: das Rind und der Büffel, deren sie sich als Zugthiere bedienen, sind zugleich mit dem Reis aus Indien eingeführt.

Die nationale Waffe der Javanen ist der bekannte Kris, von welchem es auf Java gegen hundert verschiedene Arten gibt. Ehemals wurde auch der Speer, sowie Bogen und Pfeil verwendet. Die Schleuder kommt hie und da noch heut zu Tage vor. In neuester Zeit haben die Feuerwaffen Eingang gefunden und die alten Waffen, mit Ausnahme des Kris, immer mehr und mehr zurückgedrängt.

Die Dörfer der Javanen sind alle mehr oder weniger gleichartig angelegt. Sie haben in der Mitte einen freien Platz, genannt Alunalun, auf dem, von mehreren Bäumen eingeschlossen, die Moschee, öfter auch ein Schulhaus sich befindet. Um das Dorf zieht sich ein dichtes Bambusgehölz von ungefähr 50 Fuss Höhe, welches nach Innen und Aussen von üppigen Gebüschen umwachsen ist. Dadurch wird das Dorf ganz verdeckt und gegen plötzliche feindliche Ueberfälle gesichert.

Die Städte (Nagara) zeigen im Ganzen dieselbe Anlage wie die Dörfer, nur dass vom Hauptplatze aus, auf welchem nebst der Moschee der Palast des Fürsten sich erhebt, gerade Strassen nach allen Richtungen auslaufen, auf deren beiden Seiten die mit Vorgärten versehenen Häuser aufgebaut sind.

Die grösseren Paläste (Kadaton oder Kraton) sind ausgedehnte, mit Gräben und Wällen versehene viereckige Gebäude, deren Inneres in mehrere Abtheilungen geschieden ist. Sie haben oft bis zwei Stunden im Umfange und können 10.000 bis 15.000 Menschen beherbergen.

Was das Familienleben des Javanen anbelangt, so ist ihm die Polygamie gestattet, aber nur der Reiche und der Vornehme machen von dieser Erlaubniss Gebrauch. Der gemeine Mann nimmt sich selten mehr als eine Frau. Ehescheidungen sind leicht zu bewerkstelligen. Die Hochzeitsgebräuche sind nach den Gegenden verschieden; im Ganzen sind sie sehr umständlich und ceremoniös.

Die Leichenfeierlichkeiten sind die bei den Muhammedanern üblichen, mit wenigen unwesentlichen Abänderungen.

Nach der alt-malayischen Familienverfassung zerfallen die Javanen in bestimmte Familien mit je einem Oberhaupte an der

Spitze. Die Familienmitglieder wohnen in der Regel auf einem Orte beisammen.

Eine jede Familie hat ein Stück Landes zur Bebauung angewiesen, von dessen Ertrag sie ein Fünftel an den Fürsten, den Eigenthümer des Landes, als Pachtzins zu entrichten hat. Die javanische Gesellschaft zerfällt in zwei Stände, Adel und Volk. Der erstere ist reiner Geburtsadel und gründet sich auf die Verwandtschaft mit der fürstlichen Familie. Aus dem Adel werden vom Fürsten die Beamten gewählt, deren es mehrere Abstufungen gibt. Zwischen diesen Abstufungen gibt es bestimmte Regeln des Verkehrs, welche genau beobachtet werden müssen.

Die Regierungsform ist streng despotisch. Die mit dem Despotismus eng verbundene Etikette hat sich aber beim Javanen auf das ganze Leben ausgedehnt. Darnach muss der Jüngere dem Aelteren, der Niedere dem Vornehmen immer mit einer gewissen feierlichen Ehrfurcht begegnen und ihn in einer gewählten Sprache anreden. Jeder waffenfähige Mann ist zum Kriegsdienste verpflichtet und hat sich vorkommenden Falles unter den Befehl seines Vorgesetzten im Frieden zu stellen.

Unter den javanischen Industriezweigen sind namentlich hervorzuheben: der Schiffbau, dessen Producte gesucht werden, die Zucker- und Salzsiederei, die Papier- und Lederfabrication, sowie die Eisenwaaren-Industrie und die Holzschnitzerei. Nicht unbedeutend sind auch die Weberei und Färberei, obschon die hieher gehörigen Artikel nicht handwerksmässig, sondern blos von den Frauen zu Hause erzeugt werden. Dagegen ist der Handel, mit Ausnahme des binnenländischen, ganz unbedeutend.

Die alte Religion der Javanen, welche mit den Glaubensansichten der malayo-polynesischen Völker zusammenhing, wurde im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch den Brahmaismus und Buddhismus, welche von Indien aus dorthin verpflanzt worden waren, verdrängt. Seit dem 15. Jahrhundert ist aber der Islam die herrschende Religion Javas, ein Factum, welches mit der Zerstörung der alten auf indischen Culturelementen beruhenden Reiche Padschadscharan (im Westen) und Madschapahit (im Osten) zusammenhängt.

Trotz der Vernichtung der indischen Religionen auf Java sind aber dem Javanen mehrere indische Culturelemente bis auf den heutigen Tag geblieben. Dazu gehören, ausser den zahlreichen Sanskrit-Elementen innerhalb der Sprache und der classischen Literatur, das altjavanische Schattenspiel (Wayang) und die Musik. Auch

die herrlichen Tempel-Ruinen, sowohl die brahamanischen (auf dem Gunung Dieng) als auch die buddhistischen (Borobudor) datiren aus der Zeit der Blüte indischen Glaubens auf Java.

Die Javanen sind das entwickeltste und gebildetste Volk der malayischen Rasse. Sie zeigen uns so recht was aus dem Malayen werden kann, wenn er in eine an Hilfsquellen reiche Naturumgebung gesetzt und von höher begabten Rassen angeregt wird. Und in der That hat der Javane, wenn man die alten Baumonumente und die Denkmäler der classischen Kavi-Literatur mustert, eine hohe Stufe der Entwicklung erreicht. Aber gerade darin, dass die alte Cultur nach dem Aufhören der Verbindung mit Indien alsogleich verfiel, zeigt sich die Beschränktheit malayischer Geistesbegabung. Es ist die Begabung des talentvollen Kindes, nicht aber die des reifen, energischen Mannes.

Sprache.

Die malayo-polynesischen Sprachen bilden einen Sprachstamm, welcher unabhängig dasteht und weder mit irgend einer Sprache der alten noch der neuen Welt zusammenhängt. Sie sind Abkömmlinge einer gegenwärtig nicht mehr existirenden, in ihnen aufgegangenen Ursprache, welche sich zu einer Zeit in drei bis vier Aeste theilte, als ihr Bau noch nicht vollendet war. Wahrscheinlich war sie in Bezug auf grammatische Ausbildung nicht über die Wurzelvariation hinausgekommen. Es stimmen daher sämmtliche malayo-polynesische Sprachen in allen jenen Punkten unter einander überein, welche in der Ursprache bereits ausgeprägt vorlagen, wie Lautsystem, allgemeine Form der Stammwörter, Inventar der Formelemente und dem Princip der grammatischen Formung.

Das Lautsystem umfasste ursprünglich die Stummlaute der drei Organe: Kehle, Zähne und Lippen (k, t, p), mit deren Nasenlauten (ng, n, m), ferner den Hauchlaut h, die Spiranten s, f, w und den flüssigen Laut r. An Vocalen waren a, i, u, e, o vorhanden. Erst später entwickelten sich die tönenden Laute g, d, b und die gequetschten Zahnlaute tsch, dsch, ny, sammt y und l, sowie die anderen Laute, die den einzelnen Idiomen eigenthümlich sind. Die Stammwörter (Lautcomplexe, in welchen die Wurzel bereits umgebildet vorliegt) sind ursprünglich mehrsilbig, die einsilbigen scheinen aus ihnen durch lautliche Verstümmelung hervorgegangen zu sein. Die Formelemente sind ein- bis zweisilbige Lautcomplexe, durch deren Zuhilfenahme aus den Stammwörtern

sowohl die einzelnen Redetheile als auch die bereits fertigen Worte gebildet werden. Sie werden denselben entweder vorgesetzt (präfigirt) oder angehängt (suffigirt). In einzelnen Sprachen hat sich aus dem Processe der Präfigirung jener der Infigirung gebildet.

In Betreff der Entwicklung bilden die malayo-polynesischen Sprachen eine Stufenleiter, auf deren unterster Stufe die polynesischen Sprachen sich befinden. — Die nächst höhere Stufe bilden die mikronesischen und melanesischen Sprachen, am höchsten entwickelt sind die malayischen und darunter besonders die Tagala-Sprachen. Die umgekehrte Abstufung dagegen gilt in Betreff der grösseren oder geringeren Conservirung der Sprachformen gegenüber gewissen Lautzersetzungsprocessen. Hier stehen, was den Verfall der Formen anlangt, die polynesischen Sprachen obenan, während die melanesischen Sprachen mehr Conservationskraft besitzen, die malayischen Sprachen verhältnissmässig am besten erhalten sich präsentiren.

Fast alle malayo-polynesischen Völker haben eine nicht unbedeutende Literatur, wenn auch nicht durchgehends eine geschriebene. Auf allen Inseln der Südsee finden wir Sagen und Gesänge in reichlicher Anzahl. Unter den Völkern der westlichen (malayischen) Abtheilung besitzen die meisten (Malayen, Javanen, Battak, Redschang, Lampong, Bugis, Mankasaren, Tagalas) eine eigene Schrift. Diese Schriften gehen alle bis auf die malayische, welche die arabische Schrift ist, auf ein altes indisches Alphabet zurück, welches, wie die Formen dieser Schriften darthun, mit der Schrift der alten buddhistischen Denkmäler innig verwandt ist.

Unter den Literaturen dieser Völker sind besonders die javanische und die malayische von grösserer Bedeutung. Die erstere wurde durch indische Einflüsse hervorgerufen, wie sie denn auch eine indische Färbung in Form und Inhalt an sich trägt, während die zweite dem Islam ihre Entstehung und Blüthe verdankt. Beide können sich, sowohl was Form als auch was den Umfang der Leistungen anbelangt, mit der Literatur manches von Natur aus reicher begabten Volkes messen.

5. Mongolen.

Unter dem üblichen Ausdrucke „mongolische Rasse", an dessen Stelle wir lieber den von uns schon früher (Reise der Fregatte Novara, Ethnographischer Theil, S. 140) vorgeschlagenen Ausdruck „mittel- oder hochasiatische Rasse" setzen möchten, begreifen wir jene Völker, welche das ganze östliche, mittlere und nördliche Asien, mit Ausnahme der in dem letzteren Theile von den Völkern der Hyperboreer-Rasse eingenommenen Striche, bewohnen und sich über einen ansehnlichen Theil des nördlichen Europa verbreiten. Sie sind in physischer Beziehung durch gewisse, leicht in die Augen springende Merkmale von ihrer Umgebung (den Hyperboreern, Malayen, Dravidas und Mittelländern) deutlich geschieden und bilden umgekehrt, trotz ethnischer Verschiedenheit, eine durch gewisse physisch-psychische Merkmale ausgezeichnete Rasseneinheit.

Wie aus der Schichtung dieser Völker auf jenem Orte, wo sie als compacte Masse auftreten, nämlich in Asien, und den Wanderungen derselben, die sie zu verschiedenen Zeiten unternommen haben, hervorgeht, muss Mittel-Asien als das Stammland derselben angenommen werden. Wir haben es bereits oben (S. 66) versucht diese Frage im Grossen und Ganzen zu berühren und nach Massgabe unserer Kenntnisse einer endlichen Beantwortung näher zu bringen, so dass wir hier füglich zur Betrachtung der einzelnen Volksstämme, in welche dieser Rassentypus aufzulösen ist, übergehen können.

Uebersicht der Volksstämme, in welche die mongolische Rasse zerfällt.

Eine exacte, dem wahren Thatbestande entsprechende Behandlung dieser Frage ist heutzutage aus dem Grunde noch nicht möglich, weil die Sprachen der wenigsten Völker, welche hieher gehören, in hinreichendem Maasse bekannt und nach den Anforderungen des heut zu Tage geltenden wissenschaftlichen Standpunktes untersucht worden sind. Die Bestimmungen, welche die Ethnographie trifft, sind dem zufolge nur als vorläufige zu betrachten und werden mit fortschreitender Erkenntniss dereinst besseren Platz machen müssen.

Wir theilen, der Uebersicht wegen, die hieher gehörenden Völker in zwei Abtheilungen, die wir nach einem äusserlichen Merkmale der von ihnen gesprochenen Sprachen benennen, nämlich

in Völker mit mehrsilbigen und in Völker mit einsilbigen Sprachen.*) Wir könnten eben so gut dabei von dem Culturgrade, welchen die einzelnen hieher gehörenden Völker erreicht haben, ausgehen und dieselbe in die zwei Abtheilungen der culturlosen und der Culturvölkern vertheilen. Allein da die Cultur nicht jenen auch äusserlich leicht erkennbaren Gegensatz darbietet wie die Form der Sprache, und auch andererseits die Völker mit mehrsilbigen Sprachen, sowie die mit einsilbigen möglicherweise zwei genealogische Einheiten bilden dürften, so haben wir es vorgezogen, von der Sprache auszugehen, abgesehen davon, dass diese einen viel constanteren Factor bildet als die oft wandelbare und von Zufälligkeiten abhängige Cultur-Entwicklung.

Ueber das Verhältniss dieser beiden Abtheilungen zu einander müssen wir uns jeder bestimmteren Ansicht enthalten. Wir finden es vor der Hand im Interesse der strengen Wissenschaft gerathen, eine vollkommene Unabhängigkeit beider von einander anzunehmen, ohne damit die Möglichkeit geläugnet zu haben, dass es vielleicht einmal der Wissenschaft gelingen dürfte, eine Verwandtschaft beider zu statuiren. In gleicher Weise halten wir an einer Unabhängigkeit der unter diese beiden Abtheilungen fallenden Stämme fest, ohne auch hier eine mögliche Verwandtschaft im vorhinein abzuläugnen. Uns scheint eben die Trennung, namentlich auf diesem Gebiete, für den Fortschritt, sowohl der Sprachwissenschaft als auch der Ethnographie, viel mehr förderlich, als die auf nicht genug ausreichende Beweise allzu voreilig gestützte Vereinigung.

Nach den von uns über diesen Punkt angestellten Forschungen stellt sich die Uebersicht der in die mongolische Rasse fallenden Volksstämme folgendermassen dar:

A. Völker mit mehrsilbigen Sprachen.

1. Ural-altaische Völker.
2. Japanesen.
3. Koreaner.

B. Völker mit einsilbigen Sprachen.

1. Tübeter und Himalaya-Völker.
2. Barmanen und Lohita-Völker.

---

*) Wie Kenner dieser Sprachen wissen, sind diese Ausdrücke nicht ganz richtig; wir behalten sie aber als allgemein gebrauchte bei, insofern als die charakteristische Tendenz beider Sprachclassen damit kurz angedeutet wird.

3. Thai-Völker.
4. Annamiten.
5. Chinesen.
6. Isolirte Völker der hinterindischen Halbinsel.

A. Völker mit mehrsilbigen Sprachen.

1. Ural-altaische Völker.*)

Man bezeichnet diese Völker mit dem Namen der ural-altaischen deswegen, weil der Stammsitz derselben in der Gegend zwischen dem Ural und Altai gesucht wird. Der genealogische Zusammenhang aller dieser Völker, welcher namentlich in der neuesten Zeit durch die Bemühungen des Sprachforschers A. Castrén wissenschaftlich festgestellt wurde, ist nicht mit dem Maasse, das man an der Hand der auf dem Gebiete der flectirenden Sprachen gewonnenen Erfahrungen sich gemacht hat, zu messen. Die Entwicklungsgeschichte der ural-altaischen Sprachen weicht von jener der flectirenden Sprachen ganz ab, insofern wir nicht die absteigende, sondern die aufsteigende Phase an ihr beobachten können. Sie hat daher mit jener der malayo-polynesischen Sprachen grosse Aehnlichkeit; wie dort zeigt sich die Verwandtschaft nicht so sehr in der massenhaften Uebereinstimmung fertiger Worte, als vielmehr in der Einheit des Bildungsprincipes, der Pronominal- und der den Stämmen zu Grunde liegenden Verbalwurzeln.

Der ural-altaische Volkstamm zerfällt in fünf Zweige, nämlich: a) den samojedischen, b) den finnischen, c) den tungusischen, d) den mongolischen und e) den tatarischen.

a. Der samojedische Zweig. Die Samojeden**) waren ursprünglich die Bewohner der sajanischen Gebirgskette und ver-

---

*) Vergl. Pauly. T. de. Description ethnographique des peuples de la Russie, S. Petersbourg 1862, fol°. Schnitzler, J. H., L'empire des tsars, au point actuel de la science, Paris 1856, 8°, 4 voll., vol. II, (1862). La population. Castrén, Ethnologische Vorlesungen über die altaischen Völker, St. Petersburg 1857, 8°. Fischer, Johann Eberhard, Sibirische Geschichte, St. Petersburg 1768, 8°, 2 Theile. Der allerneueste Staat von Siberien, ... Entdeckend . ... die Sitten und Gebräuche der Samojeden, Wagullen, Calmuken, Ostjaken, Tungusen, Buratten, Mongolen und anderer tartarischen Völker, Nürnberg 1720, 8°.

**) Der Name Samojed, welcher russisch so viel wie „Selbstesser" bedeutet, indem angeblich die Samojeden ehemals Cannibalen gewesen sein sollen, dürfte der Volksetymologie zu Liebe aus Samod entstanden sein, mit welchem Namen

breiteten sich von da aus an den Flüssen, welche diesem Gebirge entspringen, nämlich dem Jenissei und dem Ob. Später wurden sie durch das Eindringen ostjakischer und tatarischer Stämme zersprengt und in die nördlichen Gegenden zurückgedrängt. Die Samojeden waren ehemals ein zahlreiches Volk, heut zu Tage stellen sie in einer Gesammtzahl von etwa 16.000 Seelen nur Trümmer desselben dar. Sie bewohnen gegenwärtig die Küsten des Eismeeres vom sogenannten weissen Meere bis an die Chatanga-Bucht,*) und reichen vom Eismeere im Norden bis zu den sajanischen Bergen im Süden. Sie zerfallen in vier Stämme, welche verschiedene Dialekte reden.

Diese vier Stämme sind: 1. Der jurak'sche; derselbe erstreckt sich vom weissen Meer im Westen bis zum Jenissei im Osten, wo er auf den waldlosen Tundern des Eismeeres nomadisirt. Nach Castrén kann man fünf Mundarten der Jurak-Samojeden unterscheiden, nämlich: a) die Kanin-timan'sche, b) die Ishem'sche, c) die Bolschesemel-obdor'sche, d) die Kondin'sche oder Kasym'sche und e) die jurak'sche im engeren Sinne. 2. Der tawgy'sche; derselbe reiht sich ostwärts an den jurak'schen Stamm an, wo er auf den Tundern längs des Eismeeres bis an die Chatanga-Bucht nomadisirt. Man kennt die Tawgy auch unter dem Namen der Awam'schen Samojeden. 3. Der jenissei'sche; dieser Stamm wohnt zwischen den beiden vorhergehenden, auf den Tundern des unteren Jenissei. Castrén unterscheidet innerhalb der Sprache desselben zwei Mundarten, nämlich die Chantai-Karassin'sche und die

---

noch gegenwärtig um Archangel die Samojeden von den Russen bezeichnet werden. Er ist wahrscheinlich mit dem Namen Suomi (Finne) und Same, Sabme (Lappe) verwandt und datirt aus einer Zeit, wo Finnen, Lappen und Samojeden in unmittelbarer Nähe zusammen wohnten. Vergl. Fischer, J. E., Sibirische Geschichte I, 118. Wir bemerken, dass auch Castrén, die erste Autorität auf diesem Gebiete, eine enge Verwandtschaft der Samojeden mit den Finnen annimmt. Ueber die Samojeden vergl. ausser Pauly noch Castrén, Ethnologische Vorlesungen über die altaischen Völker, St. Petersburg 1857, 8°. Desselben Grammatik der samojedischen Sprachen, 1854, 8°, und Müller, Ferdinand Heinr., Der ugrische Volksstamm, Berlin 1837, 8°, I, 312.

*) Fischer (Sibirische Geschichte, I, 117) lässt die Samojeden vom weissen Meere bis an den Lenastrom reichen, worin ihm Berghaus (Physikalischer Atlas, II, Ethnographie Nr. 13) folgt, während Klaproth (Asia polyglotta, Paris 1823, 8°, p. 139) die Ausdehnung in Uebereinstimmung mit den neueren russischen Quellen bis zur Chatanga-Bucht angibt.

Baicha'sche. 4. Der ostjak'sche. Die Ostjak-Samojeden bewohnen die Waldregion am Ob und dessen Nebenflüssen, zwischen dem Tym und Tschulym. Nach Castrén umfasst ihre Sprache drei Mundarten, nämlich die nördliche (Tym-Narym'sche), die mittlere (Ket'sche) und die südliche (Tschulym'sche).

Von diesen vier Stämmen sind die beiden ersten Renthier-Nomaden, der vierte ein Stamm, der sich vorwiegend durch den Ertrag der Jagd und des Fischfanges ernährt, während der dritte an beiden Beschäftigungen Theil nimmt. Auch in Betreff ihrer Wohnungen unterscheiden sich diese Stämme, insofern als die nomadisirenden unter Zelten wohnen, die Jagd und Fischfang treibenden dagegen kleinerer Hütten, sogenannter Jurten, sich bedienen.

Zu den Samojeden gehören ihrer Abstammung nach folgende Stämme: 1. Die Sojoten, zwischen dem sajanischen Gebirge und dem Altai und Changai und den Flüssen Tas und Baschkus. Sie stehen gegenwärtig unter chinesischer Oberhoheit und werden von den Chinesen Ul-yang-hai genannt; 2. die Matoren am Flusse Tuba, östlich vom Jenissei und nördlich von den sajanischen Bergen; 3. die Koibalen, auf beiden Seiten des oberen Jenissei; 4. die Karagassen,*) in den sajanischen Bergen an der Uda, und 5. die Kamassinzen um Abakansk und Kansk.

Gegenwärtig haben alle diese Stämme ihre Sprache und ihre Sitten aufgegeben und sind grösstentheils tatarisirt, zu einzelnen Theilen auch burjatisirt worden.

b. Der finnische Zweig. Zu welcher Zeit die Finnen von ihren Verwandten in Hochasien sich losgerissen und in die Gegenden des nördlichen Europa gezogen haben, ist schwer zu bestimmen. Jedoch muss dies geraume Zeit vor Beginn unserer Zeitrechnung geschehen sein, da Ptolemäus**) und Tacitus***) dieselben in der Gegend des heutigen Littauens und an der Weichsel bereits kennen. Heut zu Tage bewohnen die Finnen das nordöstliche Europa und nordwestliche Asien. Man theilt den finnischen Zweig in folgende vier Familien:

---

*) Vgl. Zeitschrift für Erdkunde der Berliner Gesellschaft 1860, pag. 400.

**) Claudii Ptolemaei geographiae libri octo ed. F. G. Willberg, Essendiae 1838. fol°. pag. 200.

***) Germania, cap. XXVI, wo ein prägnantes Bild ihrer tiefen Culturstufe entworfen wird.

1. Die ugrische Familie. Zu ihr gehören: a) die Ostjaken,*) welche in einer Stärke von etwa 23.000 Seelen im Gouvernement Tobolsk und theilweise im Gouvernement Tomsk sich aufhalten und theils als Nomaden, theils als Fischer und Jäger ein ärmliches Leben führen; b) die Wogulen,**) welche etwa 7000 Köpfe stark, im nördlichen Ural, an der Konda bis hinauf zur Ssoswa als Jäger umherziehen, und c) die Magyaren in Ungarn und Siebenbürgen.

2. Die bulgarische oder Wolga-Familie. In dieselbe fallen: a) Die Tscheremissen,***) welche ungefähr 200.000 Seelen stark als Ackerbauer an der linken Seite der Wolga im Gouvernement Kasan sesshaft sind. Sie reichen im Norden bis zur Kama und Wjatka, im Süden bis gegen Orenburg. b) Die Mordwinen.†) Sie wohnen in einer Gesammtzahl von etwa 700.000 Seelen als Ackerbauer und Bienenzüchter zwischen den Flüssen Oka und Wolga in den Gouvernements N. Nowgorod, Tambow, Pensa, Simbirsk, Saratow und Samara bis nach Astrachan. Sie zerfallen in zwei dialektisch von einander geschiedene Stämme, nämlich in die Mokschas, an der Sura und Mokscha und die Ersas an der Oka.

Der Abstammung nach gehören in diese Familie auch die Tschuwaschen,††) welche etwa 670.000 Seelen stark im Gebiete der sogenannten kasan'schen Tataren in den Gouvernements Kasan, Simbirsk, Samara, Orenburg, Saratow und Perm wohnen, während sie dagegen ihrer Sprache nach in die Gruppe der tatarischen Völker gezählt werden müssen.

3. Die permische Familie. In dieselbe fallen: a) die Permier,†††) im Flussgebiete der Kama, wo sie in einer Gesammtanzahl von etwa 60.000 Seelen als Ackerbauer leben. Ihr Gebiet ist das altberühmte Bjarmaland, bekannt aus den Fahrten der

---

*) Müller. Johann Bernhard, Leben und Gewohnheiten der Ostjaken, eines Volcks, dass bis unter dem Polo Arctico wohnet, Berlin 1720, 8°. Müller, Ferdinand Heinr., Der ugrische Volksstamm. Berlin 1837, 8°, I, 300.

**) Ueber die Wogulen vgl. Ermans Archiv XX, 150, XXV, 72, Zeitschrift für Erdkunde der Berliner Gesellschaft, 1859, pag, 222, Globus VIII, 91, 115. Müller, Ferdinand Heinr., Der ugrische Volksstamm, Berlin 1837, 8°, I, 162.

***) Vgl. Erman's Archiv, XVII, 386. Müller, F. H., a. a. O., 462.

†) Müller, F. H., a. a. O., II, 468, und Ahlquist, August, Mokscha-mordwinische Grammatik, St. Petersburg 1861, 8°.

††) Ueber die Tschuwaschen vgl. Erman's Archiv III, 70, IX, 562, XIII, 70, XVIII, 39. Müller, a. a. O., II, 453.

†††) Müller, Ferd. Heinr., a. a. O., II, 382.

skandinavischen Wikingsfahrer; b) die Syrjänen*); sie wohnen nördlich von den Permiern an der Petschora und den von rechts einmündenden Nebenflüssen der Dwina, in den Gouvernements Archangel und Wologda, wo sie sich etwa 90.000 Seelen stark als Ackerbauer angesiedelt haben; c) die Wotjaken**); sie wohnen, 230.000 Seelen stark an der oberen Kama und an der Wjatka im Gouvernement Wjatka und in einzelnen Gebieten der Gouvernements Kasan und Orenburg.

4. Die finnische Familie im engeren Sinne. In dieselbe fallen: a) die europäischen Finnen (Suomi)***), welche das heutige Finnland, von dessen Gesammtbevölkerung sie fünf Sechstel ausmachen (1,400.000), und einzelne Theile der Gouvernements Petersburg, Nowgorod, Archangel, Twer, Olonetz (in einer Gesammtstärke von etwa 200.000 Seelen) bewohnen. Zu den Suomi gehören die Karelen, welche ehemals im Bjarmalande wohnten, von wo sie im 8. Jahrhunderte auszogen, um sich längs des bottnischen Busens zu verbreiten. Sie wohnen gegenwärtig am westlichen und nördlichen Ufer des Ladoga-Sees und in den Gouvernements Petersburg und Twer. Ferner die Tschuden, d. h. die mit den Tawastern nahe verwandten Wessen, in den Gouvernements Nowgorod und Olonetz, wo sie in schwachen Ueberresten vorkommen, und die Woten oder südlichen Tschuden; b) die Ehsten; sie bewohnen, etwa 100.000 Köpfe stark, das heutige Ehst- und Livland, wo sie seit den ältesten Zeiten angesiedelt sind. Einzelne Colonien derselben finden sich seit der neuesten Zeit auch im Gouvernement Pleskau; c) die Liven; sie waren die ursprünglichen Bewohner Livlands, sind aber hier von den Letten theils verdrängt, theils ihrer Nationalität beraubt worden, so dass sie gegenwärtig nur einen schmalen Küstensaum an der Nordspitze von Kurland in einer Reihe von Dörfern von Lyserort bis an den Meerbusen von Riga in einer Ausdehnung von etwa 10 Meilen bewohnen. Zu den Liven gehörte auch der nunmehr ausgestorbene Stamm der Krewingen; d) die Lappen (Sabme)†); dieselben waren die ursprünglichen

*) Müller, F. H., a. a. O., II, 382.

**) Müller, F. H., a. a. O., II, 388.

***) Müller, Ferdinand Heinr., Der ugrische Volksstamm, Berlin 1837, 8°, I, 487. Helms, Henrik, Finnland und die Finnländer, Leipzig 1869, 8°.

†) Müller, Ferdinand Heinr., Der ugrische Volksstamm, Berlin 1837, 8°, I, 496. Frisch, J., Die Lappen und ihre Lebensweise (Globus XIII, 205, 245). Helms, Henrik, Lappland und die Lappländer, Leipzig 1868, 8°.

Bewohner Finnlands, von wo sie von den eindringenden Finnen immer mehr nach Westen und Norden verdrängt wurden. Gegenwärtig bewohnen sie den äussersten Norden Europas, wo wir sie im Gouvernement Archangel, in Finnland und in den inneren Theilen Schwedens und Norwegens etwa 20 Meilen von der Küste des bottnischen Meerbusens entfernt, bis zum 65° und 64° nördl. Breite herab, als Berg- und Seelappen, entweder angesiedelt oder nomadisirend finden.

Wahrscheinlich sind auch der Abstammung nach hieher zu rechnen die Baschkiren*) (800.000 Seelen) mit den Meschtcherjäken und Teptjären (200.000 Seelen), welche zu einem Volke vereinigt und sowohl tatarisirt, als auch dem Islam zugethan, in den Gouvernements Orenburg, Perm, Samara und Wjatka wohnen.

Die meisten der hieher gehörenden Stämme sind durch den Einfluss civilisirter Völker über den Naturzustand hinausgekommen und haben sich als Viehzüchter und Landbauer an ein ansässiges Leben gewöhnt. Nur die Ostjaken und Lappen sind durch die Natur des von ihnen bewohnten Landes gezwungen, das Renthier-Nomadenleben fortzuführen und sich nebenbei vom Fischfange zu ernähren. Ein wesentlicher Vorzug des finnischen Stammes vor seinen Verwandten ist es, dass einzelne Völker desselben das Christenthum und mit ihm auch die Civilisation des Abendlandes angenommen haben.

Zwei von den hieher gehörenden Völkern sind auch in der Geschichte als handelnd aufgetreten, und es ist ihnen dabei gelungen, selbständige Staaten zu gründen. Wir meinen die Bulgaren und die Magyaren. Jedoch hat man unter den Bulgaren, wie sie in der Geschichte des Mittelalters auftreten, nicht blos finnische oder tschudische Völker zu verstehen, sondern auch manche mit diesen verbündete tatarische Stämme. Während aber die Bulgaren ihre Sprache und ihre Nationalität eingebüsst und dieselben von ihren Unterworfenen, den südlichen Slaven, angenommen haben, ist es den Magyaren gelungen, beide bis auf den heutigen Tag ungeschwächt zu behaupten.

---

*) Erman's Archiv, X., 357 und Müller, Ferdinand Heinr.. Der ugrische Volksstamm, Berlin 1837, 8°, I, 141.

c. Der tungusische Zweig. Derselbe umfasst die beiden Völker der Tungusen und Mandschu. Die Tungusen*) wohnen im sogenannten östlichen Sibirien, jenem Landstriche, der im Norden vom Eismeer, im Osten vom Lande der Tschuktschen und Korjaken und im Westen vom Jenissei begrenzt wird, dessen unermessliche, mit Bergen, Sümpfen und undurchdringlichen Urwäldern bedeckte Strecken sie in einer Gesammantzahl von etwa 70.000 Seelen durchziehen. Sie leben grösstentheils von der Jagd, nur ein ganz geringer Bruchtheil derselben widmet sich dem Fischfang oder der Viehzucht sammt dem Ackerbau. Sie werden als offen, aufrichtig, friedlich und gastfreundlich geschildert, aber mit einem starken Triebe zur Freiheit und Unabhängigkeit. Sie sind eifrige Anhänger des Schamanismus, der sich bei keinem Volke Sibiriens so unverfälscht wie bei ihnen findet. Die an der Podkamenaja Tunguska streifenden Tungusen werden speciell Tschapogiren genannt, während man die an der unteren Tunguska wohnenden mit dem Namen Orotongen (Orotong-Tungusen) bezeichnet. Die an beiden Ufern des Amur im Norden bis Jablonovoi Krebet von den Quellen des Amazar bis zu jenen des Oldoi wohnenden Stämme nennt man speciell Orotschonen, die östlichen Nachbarn derselben am linken Ufer des Amur werden mit dem Namen Maniagren bezeichnet. Die Daurier wohnen am Amur, vom Einflusse des Khumar bis zu jenem des Ussuri, die Khoadsongen vom Einflusse des Ussuri bis zum Dondon birra, die Ghelghanen oder Golden von den Sitzen der Khoadsongen bis zum See Kizi, und die Mauguten von dem Sitze der Golden bis zu dem Sitze der Giljaken.

Die Mandschu bewohnen die sogenannte Mandschurei. Zu ihnen gehören auch die Lamuten (Meer-Tungusen) am ochotskischen Meer, welche in neuerer Zeit immer mehr nach Kamtschatka vordringen, wo sie die mittleren Theile des Westgebirges in Besitz genommen haben, und die sogenannten Schibä, im Ili-Thale, an der russisch-chinesischen Grenze.

Die Mandschu sind ein aufgewecktes, kriegerisches, mit grosser Energie begabtes Volk, dem es 1644 gelang, sich in den Besitz des Thrones von China zu setzen und das Land sammt den zahlreichen,

---

*) Ueber die Tungusen vgl. Erman's Archiv IV, 5. XVII, 581, XXI. 18, Zeitschrift für Erdkunde der Berliner Gesellschaft 1858, p. 43, und Castrén, Tungusische Sprachlehre, St. Petersburg 1856, 8°.

ihm an Zahl bei weitem überlegenen Horden, bis auf die neueste Zeit zu beherrschen. In den alten Annalen Chinas wird mehrerer Tungusenstämme Erwähnung gethan, welche einen thätigen Antheil an den Geschicken des Reiches der Mitte genommen haben. Die erste Erwähnung dieser Stämme datirt aus dem 11. Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung und bezieht sich auf einen Stamm Su-tschin (wahrscheinlich den gegenwärtigen Stamm Niutschi). Im Jahre 263 n. Chr. wird ein Stamm Iliu erwähnt, welcher einen Tribut in Panzern, Pfeilen, Bogen und Zobelfellen darbrachte.

d. Der mongolische Zweig. Derselbe zerfällt in drei Familien: 1. Die Ostmongolen*), welche die sogenannte Mongolei bewohnen, jenes Land, welches von Sibirien im Norden bis nach China im Süden, von der Mandschurei im Osten bis zur sogenannten hohen Tatarei im Westen sich erstreckt. Dies ist das eigentliche Stammland der Mongolen, wo der Grundstock dieses Volkes sich immer noch befindet und von wo die anderen Zweige ausgezogen sind. Sie zerfallen in zwei Abtheilungen. nämlich die Schara-Mongolen, im Süden bis gegen Tübet, und in die Kalka-Mongolen, im Norden der Wüste Gobi. 2. Die Westmongolen oder Kalmüken (Oelöten).**) Der Ursitz derselben ist die sogenannte Dsungarei. Durch Zwistigkeiten im Innern, sowie durch die Bewegungen, welche in Folge der Eroberungszüge Tschinggis-Chans eintraten, wanderten einzelne Stämme derselben gegen Westen, wo sie in verschiedenen Gegenden sich niederliessen. Ein ansehnlicher Wanderungsstrom bewegte sich gegen den Altai, von da gegen die Kirgisensteppe, von da weiter gegen das Quellengebiet des Tobol. endlich an den Muchadschar-Bergen vorüber nach dem Uralfluss und der Mündung der Wolga. Dort, in der Steppe zwischen der Wolga und dem Ural, um Astrachan und Stawropol, bis gegen Saratow, nomadisiren nun seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts diese Kalmüken (Torgoten), wo sie oft mit den Mitgliedern der Herrnhuter-Gemeinde Sarepta in Berührung kommen. Die am Altai angesiedelten Kalmüken sind auch unter dem Namen der

*) Vergl. Bitschurinski, Jakinf, Die Bevölkerung und Verwaltung der Mongolei (Erman's Archiv, IV, 534).

**) Vgl. Globus IX, 379. Sie werden auch Durban oirad (die vier Verbundenen) genannt, weil sie seit Alters aus vier Stämmen bestehen, nämlich aus den Dsungar, Torgot. Choschod und Därbät. (Castrén, Ethnolog. Vorlesungen, 42).

schwarzen Kalmüken bekannt, zum Unterschiede von den Teleuten oder weissen Kalmüken, welche im Gouvernement Tomsk leben und tatarisirt worden sind. 3. Die Burjäten*). Dieselben wohnen etwa 200.000 Seelen stark im südlichen Theile des Gouvernements Irkutsk in Sibirien und in jenem Lande, welches um den Baikal-See herum liegt, von der chinesischen Grenze bis zum Flussgebiete der Lena und vom Onon bis zur Oka. Sie sollen dort schon vor dem Auftreten Tschinggis-Chans angesiedelt gewesen sein.

Einige Mongolenstämme, die sogenannten Aimak und Hazarah. wohnen im nordöstlichen Irân, von wo sie auch in das nordwestliche Indien hinüberziehen; sie sprechen einen mongolischen Dialekt, der nicht unbedeutend durch das Persische influenzirt worden ist.

Die Mongolen, obwohl kriegerisch und brutal, sind dennoch im Ganzen ein träges, phegmatisches Nomadenvolk, und stehen dem Jägervolke der Tungusen an Energie und Raschheit nach. Diese Eigenschaften, sowie namentlich der Umstand, dass sie durchgehends orthodoxe Buddhisten (Lamaisten) sind, eifrige Anhänger einer Lehre, welche Frieden und Versöhnung predigt, macht dieses furchtbare Erobervolk gegenwärtig den umgebenden Völkern wenig gefährlich. Sie sind unter allen Völkern Hochasiens unstreitig das mächtigste und tüchtigste, sie könnten leicht, wenn ein neuer Temudschin unter ihnen erstünde, sich zu Herren von China und vielleicht von ganz Asien machen. Dass sie die Kraft haben, unermessliche Dinge zu verrichten, wenn sie von einem talentvollen Manne aus ihrer Mitte begeistert und geführt werden, dies beweisen ihre Züge unter Temudschin (Tschinggis-Chan), Temir (bei uns gewöhnlich Timurlang oder Tamerlan genannt) und Baber, dem Stifter des indischen Mogul-Reiches. Die Mongolen haben das grösste Reich gegründet, welches je die Erde gesehen, sie haben ganz Asien erobert und sich zu Herren von einem grossen Theile Europas gemacht; aber auch kein Reich war von so geringer Dauer, wie das mongolische.

c. Der tatarische Zweig.**) Als die Urheimath dieses Zweiges, der sich gegenwärtig in seinen einzelnen Ausläufern von den grünen Gestaden des Mittelmeeres bis an die eisigen Ufer der Lena in Sibirien erstreckt, muss Turkestan betrachtet werden, von

*) Vergl. Erman's Archiv, III, 50, und Castrén Burjätische Sprachlehre. St. Petersburg 1857, 8°.

**) Vgl. Vambery. Arm., Sketches of Central-Asia, London 1868. 8°.

wo wahrscheinlich schon vor Beginn unserer Zeitrechnung mehrere Stämme nach verschiedenen Richtungen ausgezogen sind und sich den einzelnen Eroberungen der hochasiatischen Völker angeschlossen haben. Die Tataren sind unter den Völkern der mongolischen Rasse die ersten, welchen wir in der Geschichte des Abendlandes begegnen. Sie haben gleich den Mongolen grosse, mächtige Reiche gegründet, das Römerreich gezüchtigt und ganz Europa in Schrecken gesetzt. Die Throne Chinas, Persiens, Indiens, Syriens, Aegyptens und des Chalifenreiches wurden von Tataren in Besitz genommen. Mit Ausnahme der Jakuten, durchwegs Anhänger des Islam, sind die Tataren dem Gebote des Propheten sich mit dem Schwerte das Paradies zu erkämpfen, stets getreulich nachgekommen. Trotz den vielfachen Eroberungen sind sie sämmtlich nomadisirende Hirten geblieben, welche bei gebotener Gelegenheit in räuberische Kriegshorden sich verwandeln.

Die älteste Geschichte der Tataren, die wir vornehmlich aus Abulghazi Behadur Chan*) und dessen Quelle Raschid-ed-din**) schöpfen müssen, ist durch islamitische Tendenzen vielfach getrübt. Sie fängt gleich den anderen von Muhammedanern verfassten Geschichtswerken mit Noah an und läuft durch eine Reihe augenscheinlich erfundener Genealogien bis auf die historisch beglaubigten Zeiten herunter.

Japhet, dem von seinem Vater der Osten zugewiesen worden war, und der an den Strömen Etel und Jaik wohnte, hatte acht Söhne, deren ältester, Turk, in der Gegend um den Issi-köl sich niederliess. Einem seiner Nachkommen, Aeländschä-Chan, wurden Zwillinge geboren, deren einer Tatar, der andere Mongol hiess. Unter diese beiden wurde das Reich getheilt. Ein Nachkomme Mongols war Oghuz-Chan. Dieser wird von der Sage als zweiter Abraham geschildert; er ist ein eifriger Muslim, welcher alle anderen zu seiner Religion zu bekehren sucht. Oghuz-Chan ging in seinem religiösen Eifer so weit, dass er mehrere Frauen, die seinen Glauben anzunehmen sich weigerten, verstiess.

---

*) Abul-ghazi Behadur Chan, Histoire des Mogols et des Tatares publ. par Le Baron Desmaisons, S. Petersbourg 1871. 8°. Deutsche Uebersetzung von Messerschmidt, Göttingen 1780, 8°.

**) Raschid-ed-din, Historie des Mongols publ. par Etienne Quatremère. Paris 1835. fol. (Collection orientale, Tom. I.).

Als der Vater Oghuz-Chans von dem Fanatismus seines Sohnes hörte, ward er gegen ihn aufgebracht und trachtete ihm nach dem Leben. Dieser hatte aber bereits eine Reihe von Anhängern sich erworben, welche ihn vor den Nachstellungen des Vaters beschützten. Er nannte dieselben Uigur (Helfer). Dies sind die Ahnherren des späteren mächtigen Uigurenstammes.

Oghuz-Chan führte hierauf mit seinem Vater einen Krieg, aus dem er schliesslich als Sieger hervorging. Er unterwarf sich dann die Reiche Khatai, Kara-Khatai und Tangut. Besonders mit Kara-Khatai hatte er eine hitzige Schlacht zu kämpfen, während welcher das Weib eines gefallenen Befehlshabers in einem hohlen Baume (Kiptschak) einen Sohn gebar. Dieser wurde der Stammvater der so benannten türkischen Horde und Gründer des Reiches Kiptschak.

Oghuz-Chan starb nach einer 116 Jahre langen Regierung. Von seinem Tode bis auf Temudschin rechnet man 4000 Jahre; also wäre die Regierungszeit Oghuz-Chans auf das Jahr 2800 v. Chr. anzusetzen.

Mehr sichere, wenn auch nicht bedeutend reichlichere Nachrichten über die Tataren erfahren wir aus den alten Annalen der Chinesen.*) Die Tataren kommen dort frühzeitig unter dem Namen Hiong-nu vor. Sie sollen von dem mythischen Kaiser Hoang-ti, welcher um 2700 vor Beginn unserer Zeitrechnung lebte, nach Norden verdrängt worden sein.

Die Beschreibung, welche die chinesischen Annalen von den Hiong-nu entwerfen, ist besonders deswegen interessant, weil die meisten Züge mit den noch heut zu Tage bei den hochasiatischen Stämmen geltenden Sitten und Gebräuchen zusammenstimmen, und auch die Schriftsteller des Abendlandes Aehnliches über die während der Völkerwanderung auftretenden Völker tatarischer Abstammung berichten.

Als Begründer des Hiong-nu-Reiches gilt Maotun, Sohn des Toman, der im Jahr 209 vor Beginn unserer Zeitrechnung zur Regierung gelangte. Er unterwarf sich ganz Hochasien und griff auch China an, das einen Frieden mit ihm unter harten Bedingungen erkaufen musste. Später eroberte er Turkestan, die Bucharei und alles Land bis zum kaspischen Meere.

---

*) Vergl. Neumann, K. F., Die Völker des südlichen Russlands in ihrer geschichtlichen Entwicklung, Leipzig 1847, 8°, und Castrén, A., Ethnologische Vorlesungen über die ural-altaischen Völker, St. Petersburg 1857, 8°.

Im Jahre 48 n. Chr. zerfiel das Reich der Hiong-nu in zwei Theile, ein nördliches und ein südliches. Ersteres verschwand bald vom Schauplatze der Geschichte, nachdem es von den südlichen Hiong-nu, den Chinesen und zwei anderen Völkern, den Sien-pi und den Ting-ling angegriffen worden war. Das eroberte Land wurde von den Sien-pi, einem Tungusenstamme, in Besitz genommen.

Die Sien-pi verbündeten sich zu wiederholten Malen mit den südlichen Hiong-nu gegen China, welches schliesslich den Entschluss fasste, die Barbaren in sein Gebiet aufzunehmen und zu colonisiren. Nach dem Auftreten verschiedener kleinerer Reiche begegnen wir endlich im sechsten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung einem grösseren tatarischen Stamme, nämlich den Tu-kiu.

Unter diesem Stamme haben wir gewiss nichts anderes als die Türken des Abendlandes zu verstehen, da der Ausdruck Turk nach chinesischer Aussprache Tu-kiu lautet. Die Erzählung, welche die chinesischen Annalen über den Ursprung dieses Volks vorbringen, das sie mit den Hiong-nu in Verbindung setzen, ähnelt zu sehr jener bekannten von Romulus und Remus, und findet sich zu oft bei den morgenländischen Schriftstellern, als dass sie im entferntesten authentisch sein könnte.

Der Begründer der Herrschaft der Tu-kiu ist Tumen, der im Jahre 546 das tungusische Reich der Tseu-tsen, deren Vasall er war, im Vereine mit den To-po erschütterte und vernichtete. Sein Sohn Mokan gründete in Hochasien ein grosses Reich, und trat mit dem oströmischen Reiche, unter Justin II., in Verbindung. Das Reich der Tu-kiu dauerte bis zum Jahre 745, wo es von den Kao-tsche, einem Zweige der Uiguren, zerstört wurde.

Die Uiguren sind unstreitig der am weitesten in der Cultur fortgeschrittene Stamm der Tataren. Sie hatten frühzeitig eine eigene Schrift und Literatur; von der ersteren machen die Chinesen schon im Jahre 478 Erwähnung. Wahrscheinlich ist darunter eine nun verloren gegangene Schrift zu verstehen, die sich noch heut zu Tage auf einigen Inschriften findet. Später nahmen die Uiguren bekanntlich von den nestorianischen Missonären die syrische Schrift an,*) aus welchen sich auch die Schrift der Mongolen, Kalmüken und Mandschu entwickelte.

---

*) Vergl. Vambery, Herm., Uigurische Sprachmonumente und das Kudatku bilik, Innsbruck, 1870, 4°.

Nach den Berichten der Chinesen waren am Hofe des uigurischen Chans eigene Chronikenschreiber angestellt. Westlich vom Lop-See traf ein chinesischer Pilger bereits zu Anfang des fünften Jahrhunderts gegen 400 Buddhisten und um dieselbe Zeit circulirten unter den Uiguren manche chinesische Werke in uigurischer Uebersetzung. Neben dem Buddhismus und der chinesischen Bildung fanden auch der persische Zarathustra-Glaube, die Lehre Manis und das nestorianische Christenthum vielfach Eingang.

Die Uiguren haben sich durch lange Zeit als ein eigener Stamm behauptet und standen wegen ihrer Bildung und Cultur in hohem Ansehen. Später vermischten sie sich mit Mongolen, Chinesen, Arabern und mehreren muhammedanischen Tatarenstämmen und verloren dadurch sowohl ihre Bildung, als auch ihre Nationalität.

Neben den eigentlichen Uiguren (Kao-tsche) kommen noch zwei andere Uigurenstämme in der Geschichte vor, nämlich die Oezbegen, welche im 16. Jahrhundert aus Innerasien über den Dschihun vordrangen und sich in den Besitz von Balch, Chiva, Buchara, Ferghanah u. s. w. setzten, und die Seldschuken, welche im 11. und 12. Jahrhunderte besondere Dynastien in Mesopotamien, Syrien, Persien und Kleinasien gründeten, und von denen auch die heutigen Osmanly abstammen.

Gegenwärtig vertheilt sich der tatarische Zweig in folgende Völker:

1. Die Jakuten (Sachalar), die nordöstlichsten Ausläufer dieses Zweiges. Sie leben in einer Gesammtanzahl von etwa 200.000 Seelen zwischen den Tungusen vorzugsweise an den beiden Ufern der Lena bis zum Eismeere hin, ferner im Westen an der Anabara und im Osten an der Jana, Indigirka und Kolyma. Im Süden reichen sie bis an den Aldan und die obere Maia. In Jakutsk ist ihre Sprache die Conversationssprache der Kaufmannswelt. Sie zeichnet sich von allen bekannten tatarischen Idiomen durch die grösste Alterthümlichkeit aus; sie ist das Sanskrit der tatarischen Sprachen. Die Jakuten sind grösstentheils Nomaden und haben in der neuesten Zeit, bis zu welcher sie dem Schamanismus anhingen, das Christenthum angenommen.

2. Die sibirischen Tataren.*) Dieselben sind vor alter Zeit in jenen Gegenden, welche ursprünglich von den Samojeden

*) Vergl. Völker türkischer Sprache im südlichen Sibirien (Erman's Archiv VI, 724).

und den Finnen besetzt gewesen waren, eingezogen und haben sich mit ihnen in mannigfacher Weise vermischt. Man kann unter diesen Tataren, die theils nomadisiren, theils ansässig sind, drei Gruppen unterscheiden, nämlich: a) die Tataren von Tobolsk und Tomsk (ungefähr 40.000 Seelen), b) die Tataren von Jenisseisk (etwa 22.000 Seelen) und c) die weissen Kalmüken (Teleuten) des Gouvernements Tomsk (4000 Seelen), welche ursprünglich Kalmüken waren, gegenwärtig aber ganz tatarisirt worden sind. Unter dem Ausdrucke Barabinzen begreift man jene Stämme, welche die Steppe Baraba zwischen dem Irtisch und dem Ob bewohnen.

3. Die schwarzen Kirgisen*) oder Buruten. Sie bewohnen das sogenannte chinesische Turkestan, das Land von den Thälern des Tian-schan und den Ufern des Issi-köl bis gegen Chokand, von wo sie nach allen Richtungen weite Raubzüge unternehmen. Sie sind blos dem Namen nach Muhammedaner, und werden von den Reisenden als gastfreundlich und treu im Frieden, aber im Kriege als ebenso grausam und unbändig geschildert.

4. Die Kirgisen**) oder richtiger Kasaken. Sie sind der ausgedehnteste aller Tatarenstämme und zerfallen in drei Abtheilungen: 1) Die grosse Horde, welche grösstentheils unter chinesischer Oberhoheit stehend in Jarkand, Utschi, Taschkend und in Turkestan nomadisirt: 2) die mittlere Horde, welche vornehmlich um den Balkasch-See herum bis zu den Quellen des Tobol sich aufhält, und 3) die kleine Horde, welche nördlich vom Aral-See und dem kaspischen Meere sitzt.

5. Die Oezbegen. Ihre Sitze laufen von der chinesischen Tatarei, Bochara, Balch, Chiva, Ferghanah bis zum kaspischen Meer und Oxus.

6. Die Turkomanen südlich vom Oxus, bis nach Kleinasien, gegen Armenien und Syrien, andererseits bis nach Chorasan.

7. Die Karakalpalen südlich vom Aral-See und am unteren Lauf der Sir-Darya und Kuvan-Darya.

8. Die Nogaier, welche etwa 50.000 Seelen stark zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere am Kuban, an der Kuma und

*) Vgl. Erman's Archiv, XI, 401. Schott, Ueber die ächten Kirgisen. (Abhandlungen der Berliner Akademie 1864, S. 429 ff.)

**) Müller, Ferdinand Heinr., Der ugrische Volkstamm. Berlin 1837, 8°, I, 227. Ueber ihre Geschichte vergl. Howorth, Henry H., in Journal of the anthropological institute of Great-Britain and Irland 1871, (October) p. 226 ff.

an der Wolga sowie in der Krim wohnen. Sie enthalten viele Ueberreste der Chazaren, Petschenegen und Kumanen, und sind stark mit Mongolen gemischt.

9. Die Kumüken im nordöstlichen Kaukasus, am unteren Koisu und Terek.

10. Die basianischen Türken, im nördlichen Kaukasus, südöstlich vom Berge Elburs.

11. Die kasan'schen Tataren,*) der Ueberrest des mächtigen Tataren-Reiches Kiptschak an der Wolga. Sie leben in einer Anzahl von einer Million in den Gouvernements Kasan, Orenburg, Samara, Stawropol und den umliegenden Gegenden.

12. Die Osmanly, die türkische Bevölkerung der europäischen Türkei und theilweise Klein-Asiens und Afrikas.

Sprachlich sind zu den Tataren zu rechnen die bereits oben erwähnten Baschkiren im südlichen Ural, die Tschuwaschen, Meschtscherjäken und Teptjären an der Wolga.

An diese Stämme ural-altaischer Abstammung. welche noch immer mit selbständiger Nationalität und Sprache fortleben, ist eine Reihe von Völkern anzuschliessen, welche im Verlaufe der Geschichte Europas auftreten, gegenwärtig aber bis auf geringe Spuren verschwunden sind. Es sind dies folgende:

1. Die Scythen.**) Unter diesem Namen verstanden die Alten eine Reihe von Völkerschaften, die ethnologisch gar nicht zusammengehörten. Der Ausdruck repräsentirt überhaupt keinen ethnographischen Begriff, wie die meisten der von den Alten überlieferten Namen. Gewiss waren manche der von den Alten mit der Bezeichnung Scythen belegten Horden ural-altaischer, speciell tatarischer Abkunft, wenn auch wieder andere sicher indogermanischer Abstammung gewesen sein mögen.***)

2. Die Hunnen.†) Auch diese waren nach den Schilderungen der abendländischen Geschichtschreiber ural-altaischer Abkunft;

*) Müller, Ferdinand Heinrich, Der ugrische Volksstamm, Berlin 1837, 8°, II, 446.

**) Vergl. Cuno, J. G., Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde, Berlin 1871, 8°, Vol. I. Ueber den Werth der darin aufgestellten Hypothesen, vergl. v. Gutschmid's Recension im Literarischen Centralblatte 1871, S. 1025.

***) Vergl. Müllenhoff in den Monatsberichten der Berliner Akademie, 1866, S. 549.

†) Vergl. Pallmann, R., Die Geschichte der Völkerwanderung, Gotha 1863, I, 86 ff., Neumann, a. a. O., 42 ff., und Zeuss, Kaspar, Die Deutschen und die Nachbarstämme, München 1837, 8°, S. 706.

wahrscheinlich sind unter diesem Namen mehrere tatarisch-finnische Stämme begriffen.

3. Die Alanen, von den Chinesen An-tsai genannt.*)

4. Die Roxolanen.**)

5. Die Avaren.***) Sie sind ein Theil der von den Tu-kiu und To-po im Jahre 546 n. Chr. zersprengten Tseu-tsen. Nachdem sie sich durch mehrere vom Westen her eingewanderte Schaaren verstärkt hatten, unterwarfen sie sich das bulgarische Reich und drangen bis an die Donau vor. Von da aus verheerten sie die angrenzenden Länder, besonders Ost-Rom, die Länder der Franken, Baiern, ferner Galizien u. s. w. Sie konnten sich jedoch nicht lange selbständig behaupten. Wahrscheinlich wurden sie von anderen mächtigeren Stämmen assimilirt, denn sie verschwinden nach und nach ganz aus der Geschichte. Ein Theil der Avaren eroberte 598 die dalmatinische Küste, wurde aber später von den südlichen Slaven unterjocht. Dies sind die Morlaken, welche lange Zeit hindurch ihre Sprache und Sitten beibehielten, später aber beide ganz einbüssten.

6. Die Bulgaren.†) Unter diesem Ausdrucke scheinen mehrere finnisch-tatarische Stämme begriffen zu sein. Die Bulgaren erscheinen zuerst unter Arschak I, König der Parther (127—114 v. Chr.). Damals wohnten sie im Norden, von wo sie später gegen den Ararat zogen und sich dort niederliessen. Im fünften Jahrhundert n. Chr. zogen sie von da westlich gegen den Don und Dnjepr, wo sie unter die Herrschaft der Avaren geriethen. Im Jahre 635 schüttelten die Bulgaren das Joch der Avaren ab und stifteten unter ihrem Führer Kubrat das bulgarische Reich. Sie wurden immer mächtiger und eroberten schliesslich Mösien, welches damals von

---

*) Vergl. Neumann, K. F., Die Völker des südlichen Russlands in ihrer geschichtlichen Entwicklung, Leipzig 1847, 8°, S. 35 ff.

**) Zeuss, K., a. a. O., 283.

***) Neumann, a. a. O., 90 ff. Zeuss, a. a. O., 727.

†) Neumann, a. a. O., 90 ff. Zeuss, a. a. O., 710 ff. Rösler, R., hält (Romänische Studien, Leipzig 1871, 8°, 233) die Bulgaren für einen Samojedenstamm, wobei er sich hauptsächlich auf die Analyse einer Reihe von Ausdrücken im Rumänischen, die nach ihm auf das Bulgarische zurückgeführt werden müssen, stützt. Wir halten bei den mangelhaften Publicationen über den Wortschatz der finnischen Sprachen die Angelegenheit noch nicht für spruchreif. Vergl. übrigens die sehr lehrreiche ethnographische Schilderung dieses Volkes bei demselben Gelehrten, a. a. O., S. 239.

slavischen Stämmen bewohnt war. Hier nahmen sie die Sprache ihrer Unterworfenen an und verloren ihre nationale Selbständigkeit.

7. Die Chazaren.*) Während der Völkerwanderung lagerten die Chazaren um den Kaukasus, von wo sie häufig in Armenien und Iberien einfielen. Im Laufe des achten Jahrhunderts geriethen die Muhammedaner, bei ihrem Vorrücken gegen den Kaukasus, in einen harten Kampf mit denselben. Sie konnten jedoch dieselben nicht unterjochen, sondern im Gegentheile, die Macht der Chazaren wuchs immer mehr und mehr, so dass ihr Reich im 9. Jahrhundert vom Jaik bis zum Dnjepr und Bug und vom südlichen Ende des Kaukasus bis zur mittleren Wolga und Oka sich erstreckte.**) Die Chazaren standen lange Zeit mit den Bulgaren und normanischen Russen in freundschaftlichem Verkehre bis sie mit anderen Völkern den Mongolen unterlagen und dabei ihre Sprache und Nationalität einbüssten.

8. Die Petschenegen.***) Wir finden die Petschenegen zuerst an der mittleren Wolga und am Jaik. Sie wohnten nördlich von den Bulgaren, östlich von den Chazaren und waren dem grossen türkischen Reiche in Hochasien zinspflichtig.

Als das grosse türkische Reich zerfiel, wanderten die Petschenegen mit andern verwandten Horden gegen Westen und liessen sich an den Ufern des kaspischen Meeres nieder. Hier geriethen sie in einen blutigen Krieg mit den älteren Bewohnern des Landes, namentlich den Chazaren, welcher besonders im achten und neunten Jahrhundert mit grosser Erbitterung geführt wurde. Gegen Ende des neunten Jahrhunderts verbanden sich die Chazaren mit den Ghuzen gegen die Petschenegen, welche besiegt und zersprengt wurden. Ein Theil unterwarf sich den Siegern und blieb im Lande zurück, ein anderer Theil dagegen überschritt den Don und warf sich auf die Magyaren, welche damals den Chazaren tributpflichtig waren. Die Magyaren wurden von den Petschenegen geschlagen und durch die Moldau und Siebenbürgen nach Pannonien gedrängt. Die Petschenegen nahmen das Land zwischen dem Don und der Donau ein, welches durch den Dnjepr in eine östliche und westliche

*) Neumann, a. a. O., 101 ff. Rösler, R., a. a. O., S. 249 ff. Zeuss, a. a. O, 742.

**) Neumann, a. a. O., 105.

***) Neumann, a. a. O., 111 ff. Zeuss, a. a. O., 742.

Hälfte getheilt wurde.*) Sie wurden da von ihren Nachbarn, den Russen, Bulgaren und Griechen sehr gefürchtet. Nach dem Ende des 12. Jahrhunderts verschwinden die Petschenegen aus der Geschichte und verlieren ihre Sprache und Nationalität.

9. Die Kumanen.**) Die Kumanen treten im 11. Jahrhundert als Feinde Russlands und des byzantinischen Reiches auf. Besonders ersteres wurde von ihnen hart mitgenommen. Sie verheerten die Dnjestr- und Dnjepr-Gegenden und drangen über Siebenbürgen und Ungarn sogar nach Polen vor. Im 11. und 12. Jahrhunderte führten sie Kriege mit den Russen, Byzantinern und Bulgaren. Ihr Ende erreichten die Kumanen, als die gefürchteten Schaaren der Mongolen über das Abendland hereinbrachen. Sie verbanden sich mit den Russen gegen dieselben, wurden aber — wie bekannt — in der blutigen Schlacht an der Kalka (1223) vollständig geschlagen. Ein Theil der Kumanen blieb zurück und wurde später nach Aegypten in die Sclaverei geschleppt, ein anderer Theil floh zu den Griechen, Serben und Bulgaren, ein Theil endlich zog nach Ungarn, wo die Kumanen lange Zeit ihre Sprache behaupteten, bis sie endlich in den Maygaren aufgingen.

2. Japanesen ***)

Die Bewohner des Inselreiches Japan,†) die von uns schlechtweg genannten Japaner oder Japanesen, sind nicht die Aboriginer der Inseln. Verschiedene Nachrichten melden von wilden Stämmen, welche das Land früher eingenommen haben und noch immer in den inneren Theilen einzelner Inseln sich finden sollen. Auch der Typus der Bewohner der südlichen und südöstlichen Küstenstriche (dunklere Hautfarbe und krauses Haar) spricht für eine Mischung mit einem stammfremden Volke. Ob darunter Stämme zu verstehen sind, welche mit den Papuas auf den Philippinen und auf Formosa

*) Neumann, a. a. O., 126.

**) Neumann, a. a. O., 132 ff. Rösler, R., a. a. O., 338 und besonders 352. Zeuss, a. a. O., 743.

***) Siebold, Philipp Fr., Nippon, Leyden 1852, fol⁰., 6 voll. Atlas, 7 Abtheilungen. Kaempfer, Engelbert, Histoire naturelle, civile et ecclesiastique de l'empire du Japon. La Haye 1729, fol⁰. 2 voll.

†) Der Name Japan (spr. dschapan) entstammt dem chinesischen dschipen (Osten); die einheimische Bezeichnung lautet Akizu-no-sima (Insel der Wasserjungfrau) vgl. Klaproth, Asia polyglotta, Paris 1823, 4⁰, 327.

zusammenhängen, oder ob Verwandte der Aino und Giljaken vorliegen, ist nach den vorhandenen Nachrichten schwer zu entscheiden.

Gleicher Abstammung mit den Japanesen sind die Bewohner der Lieu-Kieu-Inseln.

Das Japanesische (sammt der Sprache der Lieu-Kieu) ist eine mehrsilbige Sprache und soll nach den Untersuchungen A. Boller's (Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften in Wien, Band XXIII, Jahrg. 1857) zu den ural-altaischen Sprachen in einem entfernteren verwandtschaftlichen Verhältnisse stehen. Es soll sich hier zunächst ans Mandschu und Mongolische anschliessen. Doch wird von mehreren Forschern auf ural-altaischem Gebiete der dort geführte Beweis für nicht ausreichend zur Begründung der oben citirten Hypothese gehalten.

3. Koreaner.*)

Die Bewohner der Halbinsel Korea (chinesisch Kao-li), welche durch das weisse Gebirge von der nördlich liegenden Mandschurei getrennt wird, tragen den mongolischen Typus deutlich an sich und sind ein Mischvolk, nämlich einerseits Nachkommen der in der Geschichte Hochasiens zu wiederholten Malen auftretenden Sien-pi, andererseits der im Süden Koreas ansässigen San-han (die drei Han, nämlich Ma-han, Pian-han und Schin-han). Ihre Nationalität und Sprache erhielten sie von dem im zweiten Jahrhunderte v. Chr. vom Norden her eingedrungenen Eroberervolke der Kao-li, welches die ganze Halbinsel unter seine Herrschaft brachte.

Gegenwärtig wird Korea von einer einheimischen Dynastie beherrscht, welche der chinesischen Mandschu-Dynastie tributpflichtig ist.

Die Sprache Koreas ist eine mehrsilbige Stammsprache; nach Rosny (Journal asiatique, Serie VI. vol. 3. ann. 1864) steht sie zum Japanesischen und den ural-altaischen Sprachen in einem entfernten Verwandtschaftsverhältnisse.

*) Hall, B., Entdeckungsreise nach der Westküste von Korea. Mit zwei Karten, Weimar 1819, 8°, (Bd. XIX der neuen Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen, herausgegeben von F. J. Bertuch, Weimar 1815—1835, 8°, 65 voll.) und Klaproth, Jul., Asia polyglotta, Paris 1823, 4°. pag. 333 ff.

B. Völker mit einsilbigen Sprachen.*)

1. Tübeter und Himalaya-Völker.**)

Die eigentlichen Tübeter (Bod-dschi) bewohnen das Land Tübet, das Hochland im Norden Indiens.***) In innigster Verwandtschaft zu ihnen stehen die nicht civilisirten Stämme, genannt Horsok, welche das Land zwischen dem Himalaya und dem Nyentschhen-thang-la bewohnen. Es sind dies die Horpa im Westen, welche sich bis in die kleine Bucharei und Dsungarei erstrecken, die Drokpa in der Mitte, und die Sokpa im Osten des betreffenden Gebietes, welche sich bis Kokonoor und Tangut ausdehnen und zum grössten Theile mongolisirt worden sind.

Tübet ist der Hauptsitz des nördlichen Buddhismus. Unzählige Schaaren von Mönchen leben da in den steilen Gebirgsthälern, durch Wüsten und schneebedeckte Berge von der übrigen Welt abgeschlossen, in Ehelosigkeit und vollständiger Enthaltung von den weltlichen Geschäften. Das ehelose Leben gilt hier für das würdigste und angesehenste; sich zu verheirathen und ein weltliches Geschäft zu betreiben, ist mit Degradation gleichbedeutend. In Tübet ist bekanntlich das Institut der Polyandrie zu Hause, von dem übrigens auch im altindischen Epos Spuren vorhanden sind.

In nahem Verwandtschaftsverhältnisse zu den Tübetern, speciell den Horsok, stehen die Si-fan, die Bewohner der Alpenländer westlich von den chinesischen Provinzen Schen-si und Sse-tschuen, am oberen Laufe der Zuflüsse des Hoang-ho und des Yang-tse-kiang. Sie werden von dem Jahre 634 n. Chr. an in den chinesischen Annalen öfter erwähnt und sind gegenwärtig den Chinesen tributpflichtig. Die Si-fan sind Nomaden, welche sich vornehmlich mit Schafzucht befassen und unter Zelten wohnen. Diese sind entweder von gelber oder schwarzer Farbe; daher man gelbe und schwarze Si-fan unterscheidet.

*) Leyden, On the language and litterature of the Indo-Chinese nations (Asiatic researches. Vol. X.). Rost, Rud., Die indo-chinesischen oder hinterindischen Sprachen. (Globus, X. 269.)

**) Schlagintweit-Sakünlünski, Herm. von, Reisen in Indien und Hochasien. Leipzig 1869. 8°, vol. 1—2. Campbell, J., Ethnology of India (Journal of the royal Asiatic society of Bengal 1866, 8°), p. 46 ff., und Lassen, Indische Alterthumskunde, I.

***) Im westlichen Tübet finden sich auch mehrere Mongolenhorden, die bei Klaproth (Asia polyglotta 315) namentlich erwähnt werden.

Das Himalaya-Gebirge wird vom Indus bis an den Brahmaputra von mehreren Stämmen bewohnt, welche ethnologisch an die Tübeter sich anschliessen. Sie stehen sämmtlich auf einer niedrigen Culturstufe und nähren sich hauptsächlich von der Viehzucht. Sie hängen grösstentheils dem alten, allen hochasiatischen Völkern gemeinsamen Aberglauben an und sind dem Buddhismus fern geblieben.

Das letztere Moment belehrt uns über den ungefähren Zeitpunkt, in welchem sie sich von ihren Stammverwandten in Tübet losgetrennt haben. Nachdem die Einführung des Buddhismus in Tübet ins siebente Jahrhundert unserer Zeitrechnung fällt, so muss die Trennung vor diese Zeit, also wenigstens ins sechste Jahrhundert, wahrscheinlich aber noch weiter zurück datirt werden.

Diese Stämme erstrecken sich über die mittlere (von 10.000 bis 4000 Fuss Höhe) und untere Region (von 4000 Fuss Höhe bis ins Thal) des Himalaya; die obere Region (von 10.000 Fuss Höhe aufwärts) wird von den Tübetern bewohnt.

Unter diese Stämme sind von Osten nach Westen zu rechnen: die Leptscha (Lepcha)*), im Stromgebiete der Tista. Sie zerfallen in zwei Abtheilungen, Rong und Khamba, und dehnen sich weit über ihr ursprüngliches Gebiet auf beinahe 120 Meilen Länge aus. Sie sind grösstentheils Buddhisten. Die Kiranti und Limbu wohnen östlich vom eigentlichen Nepal im Stromgebiete der Kausiki, kommen aber auch hie und da in Sikkim vor. Die Limbu zerfallen in zwei Abtheilungen, nämlich Hung und Rai. Die Murmi und die Nevar haben in Nepal das Gebirge, welches zwischen der Kausiki und Gandaki dahin zieht, inne. Im Stromgebiete der Gandaki wohnen die Gurung, Magar und Sunvar; alle drei wahrscheinlich Mischstämme.

Im Westen der Gandaki bis gegen Gilgit treffen wir durchgehends Mischstämme aus tübetischem und Hindu-Blut hervorgegangen. Es sind dies die Stämme der Kha, Kohli, Garhwali, Kakka, Bamba, Gakar, Khatir, Avan, Dschandschuh und die Dom, die Sudra's von Kamaon.

In den sumpfigen Niederungen und Wäldern des Himalaya treffen wir, unterhalb des Verbreitungsbezirkes dieser Stämme, noch folgende, zu derselben Familie gehörende Stämme angesiedelt: die Kitschak oder Kirat, in den Dschangeln von Sikkim und Nepal,

*) Campbell, On the Lepchas (Journal of the ethnological society of London. New Series I, 1868—1869). Lassen, Indische Alterthumskunde, I, 442 ff.

die Tharu, Denwar, Boksar, Hayu, Tschepang, Kusunda (die letzten drei in den Wäldern von Nepal), die Durre und die Bramhu, von denen uns ausser den blossen Namen nichts Näheres bekannt ist.

2. Barmanen und Lohita-Völker.

Die Barmanen*) oder Birmanen (Myamma, spr. Byamma, arakanisch Bramma), welches aus dem sanskritischen Mahavarma, einem Epitheton der Kriegerkaste aus Mizzimadetha, dem heiligen Reich der Mitte, d. i. Indien, entstanden sein soll (chinesisch Mien), bewohnen den westlichen Theil der indo-chinesischen Halbinsel, wo sie die Aboriginerstämme unterjocht und ein mächtiges Reich gegründet haben. Das Land wird von der Iravadi durchschnitten und reicht von Arakan im Westen bis Siam im Osten.

Mit den Barmanen hängen aufs innigste zusammen die Bewohner von Arakan**), der Küstengegend am Meerbusen von Bengalen. Die Sprache von Arakan, zu der das Barmanische wie ein Dialekt sich verhält, steht auf einer älteren Lautstufe als das letztere und ist nicht so stark abgeschliffen wie dieses, aber auch etwas rauher.

An diese beiden Völker schliesst sich eine Reihe von uncultivirten Gebirgsstämmen an, welche wir unter dem Namen Lohita-Völker zusammenfassen. Lohita ist ein anderer Ausdruck für den Brahmaputra. Sie stehen zu den Barmanen in demselben ethnologischen Verhältnisse wie die Himalaya-Völker zu den Tübetern.

Zu diesen Stämmen gehören die Kotsch***), welcher Name aus dem sanskritischen Kavatscha entstanden ist. Sie treten als compacte Masse im Westen bis zum Flusse Konki, einem Nebenflusse der Ganga, auf; sie reichen aber einzeln auch darüber hinaus. Das im Jahre 1773 aufgelöste Reich der Kotsch, mit der Hauptstadt Kotsch-Behar, erstreckte sich von 25° bis 27° nördl. Breite und von 88° bis 93° 30′ östl. Länge. Im Norden und Osten des Landes

---

*) Sangermano, A description of the Burmese empire, Rome 1833, 4°. Mason, Fr., Burmah, its people, Rangoon 1860, 8°. Bastian, Adolf, Ueber die Völkerstämme Birmas (Zeitschrift für Erdkunde der Berliner Gesellschaft 1863, S. 212 ff.).

**) Der Name Arakan ist verderbt aus Rakhaing (Rukheng), welches aus dem Pali Rakkhapura (Wohnung der Raksas) entstanden ist.

***) Hodgson, B. H., On the aborigines of India. Essay the first, on the Kocch, Bodo and Dhimal tribes, Calcutta 1847, 8°.

der Kotsch sitzen die Dhimal und die Bodo (Borro), auch Katschari genannt, letztere östlich vom bengalischen Districte Silhet. Die Katschari hiessen ehemals Rang-tsa und sollen nach ihrer einheimischen Tradition aus einem Lande, das nordöstlich von Assam lag, in ihre gegenwärtigen Sitze eingewandert sein. Sie eroberten das alte Reich von Kamrup und gründeten die Dynastie der Ha-tsung-tsa. An die Bodo schliessen sich die Garro an, welche ehemals einen Strich bewohnten, der im Norden vom Brahmaputra, im Süden von den Districten Silhet und Maimunsingh, im Osten von Assam und im Westen von den Bergen des Brahmaputra begrenzt wurde. Gegenwärtig sind sie aber blos auf die im Centrum dieses Gebietes befindlichen Gebirge beschränkt. Die Mikir wohnen im Bezirke Nowgong in Central-Assam. Im östlichen Theile des Himalaya, bis etwa $2^1/_2$ Längengrade westlich von der Stelle, wo der Dihong die jähe Senkung des Kammes umströmt, finden wir die Abor, und in gleicher Höhe, aber näher dem Rande des Gebirges, die Daphla, ferner in Assam die Akha, Miri (am nördlichen Ufer des Brahmaputra, nördlich von Banokotta und Lukimpur), die Mischmi und die Tschanglo im oberen Thal des Brahmaputra. Die Singpho gehen im Westen bis zu einer Linie, welche von Sadiya bis an die Patkoi-Kette läuft, im Osten bis an den Lohita-Fluss und auf beiden Seiten der Iravadi bis an die Grenzen von China.

Hieher gehören auch die zahlreichen Naga-Stämme,*) oder wie sie sich selbst nennen, die Kwaphi. Sie bewohnen einen Landstrich, der westlich vom Flusse Kopili, östlich von den Bergen, welche Assam von dem Bor-Khamti-Lande scheiden, nördlich vom Thale von Assam und südlich von einer Linie, welche mit dem 23° nördl. Breite zusammenfällt, begrenzt wird. Die Naga üben die Tätowirung, welche aber nur an jungen Männern, welche einen Kopf als Beute nach Hause gebracht haben (vgl. die Sitte bei den Dayak auf Borneo), vollzogen wird. Sie leben in immerwährendem Kriege, sowohl mit ihren Nachbarn, als auch unter einander. Die Khyeng sitzen in den Juma-Bergen, welche Arakan vom Thale der Iravadi scheiden. Jene uncivilisirten Stämme, welche an den beiden Seiten der Iravadi bis Assam und Tübet wohnen, werden von den Barmanen im Allgemeinen mit dem Namen Kakhyen bezeichnet.**)

---

*) Vergl. Ausland 1872, S. 1079 (nach S. E. Peal).

**) Schlagintweit-Sakünlünski, I, 564.

Es sind ihrer mehrere, wie die Maren, die Lapai, die Nakum, die Kauri, die Karen u. a. Sie sind alle in Gestalt und Tracht den Singpho sehr ähnlich. Die Karen*) speciell wohnen in den Bergen von Arakan, in Pegu und im südlichen Barma, ferner in den Thälern der Iravadi und des Saluen und sporadisch bis an den Menam. Zu ihnen sind auch die Jabain (Zabaing) zu rechnen, welche namentlich das Thalgebiet des Sitang, in der Nähe der Stadt Toungoo bewohnen. Zu den Barmanen und Lohita-Völkern sind auch zu rechnen die Lolo, die Aboriginer der chinesischen Provinz Yun-nan. Sie treiben besonders Bergbau und sind als gute Waffenschmiede bekannt.

3. Thai-Völker.**)

Die Thai sind die östlichen Nachbarn der Barmanen und nehmen den grössten Theil der indo-chinesischen Halbinsel ein. Sie zerfallen in die Thai im engeren Sinne oder die Siamesen,***) die Hauptbevölkerung des Reiches Siam, die Lao, die Ahom, die Khamti und die Khassia. Die Lao sind die südlichen Nachbarn der Chinesen; sie bewohnen die inneren und nördlichen Theile der Halbinsel und zerfallen in die weissen Lao (Lao-pung-kah) und die schwarzen Lao (Lao-pung-dam). Ihre Sprache ist mit dem Thai nahe verwandt, sie steht diesem gegenüber auf einer älteren Lautstufe und verhält sich zu demselben wie das Rakhaing zum Barmanischen. Die Pe-y (oder wie sie sich selbst nennen, die Lok-thai) und die Pape, welche in der Nachbarschaft der Lao wohnen, gehören nicht zu ihnen, sondern vielmehr zu den Thai oder Siamesen. Die Ahom sind das erobernde Schan-Volk von Assam.†) Ihr Idiom, welches gegenwärtig nur für eine todte Sprache gelten kann, ist dem Idiome der anssässigen Bewohner Assams, dem Assami, gewichen, einer Schwestersprache des Bangali.

---

*) Vergl. Zeitschrift für Erdkunde der Berliner Gesellschaft 1866, S. 128.

**) Bowring, Mission to the kingdom of Siam in 1855, London 1857, 8°, 2 voll. Finlayson, George. The mission to Siam and Hué, the capital of Cochin-China (1821—1822), London 1826, 8°.

***) Von den Chinesen und Barmanen Schan genannt, woraus unser Siam entstanden ist. Schan oder Schyan selbst soll dem sanskritischen schyama, „braun“, entstammen.

†) Den Namen Ahom erhielten die Schan-Eroberer von ihren Untergebenen. Ahom, identisch mit asam, entspricht dem sanskritischen asama (ungleich), d. h. fremd.

Die Khamti wohnen zwischen dem Dibong und dem Brahmaputra, sowie im Quellengebiete der Iravadi, im höchsten Norden von Siam. Die Khassia bewohnen ein Gebiet, welches im Norden von Assam, im Westen von den Garro-Bergen, im Osten von dem Lande der Katschari, im Süden von dem Bezirke Silhet begrenzt wird. Zu den Thai-Völkern sind auch die Stämme der Miao-tse (Miau-tsi), „Söhne der Erde", d. h. Aboriginer zu rechnen, welche in den gebirgigen Theilen verschiedener Provinzen Chinas, wie Sse-tschuen, Kwei-tschau, Hu-nan, Hu-peh, Yun-nan, Kwang-si und an den Grenzen von Kwan-tung wohnen.*) Auch die Bewohner des Inneren von Hai-nan sollen hieher gehören.

4. Annamiten.**)

Die Annamiten (chinesisch Ngan-nan) sind die Bewohner von Tungking und Cochin-China. Sie scheiden sich streng von ihren westlichen Nachbarn und schliessen sich in Religion und Sitten an die Chinesen an. Die Religion Annams ist der Buddhismus, aber in chinesischer Fassung (Foismus). Zugleich mit chinesischer Bildung und Gelehrsamkeit hat auch die Lehre Kung-fu-tse's, namentlich unter den Gebildeten, Eingang gefunden.

5. Chinesen.***)

Unter diesem Ausdrucke begreifen wir die ansässige, ackerbautreibende Bevölkerung Chinas. Dieselbe ist ein Mischvolk, dessen Grundstock ein von Nordwesten†) her (dem wahrscheinlichen Ursitze der Tübeter, Barmanen, Thai, Annamiten und Chinesen) in grauer Urzeit eingewanderter Stamm bildet.††) Durch Aufnahme

---

*) Lockhart, William, On the Miau-tsze or Aborigines of China (Transactions of the ethnological society of London, N. S. I, 177), und Edkins, J., The Miau-tsi tribes, Foochow 1870. 8°.

**) Finlayson, George, The mission to Siam and Hué, the capital of Cochin-China (1821—1822) London 1826. 8°.

***) Unter den vielen Werken, welche über China handeln, sind besonders hervorzuheben: Panthier in L'Univers, Histoire et description de tous les peuples, Paris 1835, (2 voll., das alte und neue China behandelnd) und Wells, William, Das Reich der Mitte, übersetzt von Collmann, Cassel 1854, 8°.

†) Der Schauplatz der chinesischen Mythologie und Sage ist der Kuenlun (Kulkun).

††) Vor der Besiedelung des Landes war China, neben anderen Völkern hauptsächlich von tübetischen, barmanischen und siamesischen Stämmen bewohnt, wie die Ueberreste derselben (die Sifan, Lolo und Miao-tse) beweisen, die von den Chinesen als die barbarischen Aboriginer angesehen werden.

einer Menge fremder Elemente, welche er sich assimilirte, wuchs dieser Stamm allmählich zu dem grossen Volke der Chinesen heran, welches, obwohl eine ethnologische Einheit, dennoch sprachlich in mehrere Abtheilungen zerfällt, die selbst im gewöhnlichen Leben keinen unmittelbaren Verkehr unter einander pflegen können.

6. Isolirte Völker der hinterindischen Halbinsel.*)

Unter diesem Collectiv-Ausdrucke fassen wir die Aboriginerbevölkerung der indo-chinesischen Halbinsel zusammen, welche von den eingewanderten Stämmen (Barmanen, Thai und Annamiten) in die Gebirge oder Flussmündungen abgedrängt wurden. Es sind grösstentheils uncivilisirte Völker, welche dem Buddhismus und der chinesischen Bildung fern geblieben sind.

Es gehören hieher: 1. Die Mon (Peguer), im Delta der Iravadi, welche von den Barmanen Talaing genannt werden. Ihre Sprache ist mit dem Barmanischen nicht verwandt. Die Grenze zwischen den Barmanen und Mon beginnt unterhalb Prome, wo der Akhouktoung-Felsen in der Iravadi vorspringt. Während die Barmanen eine Tradition ihrer Einwanderung aus einer nördlichen Gegend besitzen, sehen die Mon sich selbst als Aboriginer des Landes an. 2. Die Khamen oder Khom, die Urbewohner von Kambodia. Sie sind namentlich in den Sumpfgegenden angesiedelt. Verwandt mit ihnen sind die Khamendong (Khamen der Wälder) oder Khamen boran (die alten Khamen), in den Hügelreihen, die sich vom Battabong-Flusse in einem Halbzirkel um das westliche Ufer des Sees herum nach der Meeresküste herabziehen. Sie heissen auch Haklöh (Hochländer). Ferner die Samreh in den Bergen nördlich von Thalesab. Die Sprachen dieser Stämme sind sowohl vom Thai als auch vom Annamitischen ganz verschieden. 3. Die Tsiampa, von den Annamiten Lau genannt. Sie wohnen sporadisch in Kambodia. 4. Die Quanto, am oberen Mekhong, im Norden von Tungking. 5. Die von den Siamesen sogenannten Kha, welche von den Cochin-Chinesen Moi, von den Tungking-Chinesen Myong und von den Kambodiern Pnom genannt werden. Es sind dies wilde Gebirgsstämme, welche die Längsthäler der steilen Gebirgskette bewohnen, die den Strom Mekhong begleitend die annamitischen Länder von dem übrigen Hinterindien abscheidet. Die wichtigsten

---

*) Vergl. Bastian, Adolf, Beiträge zur Kenntniss der Gebirgsstämme von Kambodia (Zeitschrift für Erdkunde der Gesellschaft in Berlin 1866, S. 31).

dieser Stämme sind die Banar, Bannam, Beungao, Brau, Changrai, Halang, Kejong, Qarr, Radeh, Sedan, Sthieng. Die Gegenden, in welchen diese Stämme sich aufhalten, sollen von alten Steindenkmälern und Ruinen angefüllt sein, was dafür spricht, dass sie die Aboriginer derselben sein mögen.*)

Leiblicher Typus der mongolischen Rasse.

Die Statur der Rasse ist durchschnittlich mittelgross; die Frauen sind in der Regel klein. In Bezug auf Muskelentwicklung steht die mongolische Rasse der mittelländischen nach, ihre Arbeitsleistung ist daher bedeutend geringer. Meistens zeigt sich ein Hang zum Fettwerden, daher die Gestalt gegen die sehnige mittelländische wie aufgedunsen erscheint. Der Hals ist kurz, die Gliedmassen schmächtig. Die Gesichtsbildung ist rund mit besonders starker Entwicklung der oberen Theile. Die Augen sind klein und von schwarzer Farbe, die Augenhöhlen liegen nicht tief, die Augenlider erscheinen gegen die Nase zu schief geschnitten, da sich die inneren Winkel derselben nur unvollkommen öffnen. Die Augenbrauen sind schmal, schwarz und wenig gebogen. Die Backenknochen sind hoch und vorstehend. Die Nase sitzt an der Stirne breit auf, und liegt an der Wurzel mit dem Gesichte beinahe in derselben Ebene, am äussersten Ende ist sie breit und platt. Die Lippen sind breit und fleischig, die Zähne grob und weiss. Das Kinn ist kurz, die Ohren gross und vom Kopfe ein wenig abstehend.

Das Haupthaar ist schlicht, grob und schwarz glänzend. Der Bart ist schwach entwickelt, dünn und von schwarzer Farbe: er wächst in der Regel nur um die Lippen und die unteren Theile des Kinnes. Backenbärte sind innerhalb der mongolischen Rasse etwas Unerhörtes. Die Behaarung der bedeckten Theile ist spärlich oder mangelt ganz,**) daher ist die Haut stets sanft anzufühlen.

Die Farbe der Haut ist weiss mit einem Stich ins Gelbe oder Bräunliche, in den südlichen Gegenden sogar ins Schwärzliche. Die Weiber,***) welche sich seltener der freien Luft aussetzen, bekommen

*) Nach den älteren Nachrichten sollen die Moi von schwarzer Gesichtsfarbe, krausem Haar und negerartigen Gesichtszügen sein (Papuas?).

**) Während ein Mongole mir versicherte, dass die Behaarung der Schamgegend bei ihm und seinen Leuten in der Regel sehr spärlich sei, finde ich auf chinesischen und japanesischen Darstellungen des Coitus, namentlich den letzteren, eine üppige Behaarung dieser Theile ausgedrückt.

***) Eine Eigenthümlichkeit der Weiber dieser Rasse sollen die auffallend engen Geschlechtstheile sein, ein Punkt, auf den schon Blumenbach (De generis

eine krankhaft weisse Hautfarbe, während die Haut der Männer, durch die Gewohnheit den Körper den Unbilden der Witterung und der Sonne auszusetzen, mit der Zeit einen lohfarbenen Teint bekommt.

Im Ganzen macht der mongolische Typus den Eindruck des Kindlichen, Offenen, Sorglosen und Geselligen. Alle diese Züge werden bedeutend erhöht durch den mangelnden oder schwachen Bartwuchs, was dem Manne einen weibischen Typus verleiht. In der That ist es dort, wo eine weite Kleidung getragen wird, oft schwer, Männer- und Weibergesichter von einander alsogleich zu unterscheiden.

Der Mongolentypus bietet auch, gleich dem Kindergesichte, geringen Spielraum für die Entwicklung besonderer Individualitäten. Gar manchem Reisenden ist die grosse Aehnlichkeit aufgefallen, welche zwischen den einzelnen Individuen herrscht, so dass er behaupten konnte, man habe, wenn man ein Exemplar zu Gesicht bekommen, so ziemlich alle gesehen.

Dieser Typus gilt im Allgemeinen von den meisten uralaltaischen Stämmen, mit Ausnahme jener, welche durch wiederholte Mischungen mit der mittelländischen Rasse sich nicht unbedeutend geändert haben, so dass manche derselben eher zu der letzteren, als zur mongolischen zu gehören scheinen (namentlich mehrere türkische Stämme, sowie manche Typen der Finnen). Die Samojeden und Lappen zeigen in einzelnen Punkten Anklänge an die Hyperboreer-Rasse; das Knochengerüste eines Samojedenschädels soll mit dem eines Eskimo die meiste Aehnlichkeit haben.

Die meisten Abweichungen von dem oben geschilderten mongolischen Rassen-Typus zeigen die sogenannten indo-chinesischen Völker, welche nach den Aussagen der competentesten Beobachter grosse Aehnlichkeit mit den Malayen haben sollen.*) Ihre mittlere Grösse beträgt 2 bis 3 Zoll über fünf Fuss; ihre Hautfarbe ist gelb oder lichtbraun, bei den höheren Classen und den Frauen beinahe goldfarbig. Die Haut ist glatt, weich, glänzend und haarlos. — Der Bartwuchs ist mangelhaft, dagegen der Wuchs des

---

humani varietate nativa, ed. III, Gottingae 1795, pag. 241) aufmerksam gemacht hat. Von den Japanerinnen berichtet dies ausdrücklich O. Mohnike (Die Japaner, Münster 1872, 8°, S. 31). In Japan soll selbst öffentlichen Mädchen der geschlechtliche Umgang mit kräftig gebauten Nord-Europäern physisch unmöglich sein.

*) Vergl. oben S. 279.

schwarzen und dünnen Haares auffallend üppig. Die Nase ist klein und nicht abgeplattet, die Nasenlöcher nicht parallel, sondern ein wenig von einander divergirend. Der Mund ist weit, aber die Lippen klein. Die Augen sind klein mit einer gelblichen Färbung des Weissen. Die Wangenbeine sind auffallend breit und hoch, und der hintere Theil des Unterkiefers sehr gross und stark, wodurch die Form des Gesichtes rautenähnlich (wie mit geschwollenen Ohrspeicheldrüsen versehen) erscheint. Die ganze Physiognomie dieser Völker hat etwas Desperat-Finsteres, wie die Physiognomie von Jemandem, der etwas Bitteres oder Saueres im Munde führt.*)

Weniger abweichend von dem allgemeinen mongolischen Typus erscheint der tübetische, welchen neuestens H. v. Schlagintweit-Sakünlünski (Reisen in Indien und Hochasien, II, 48 ff.) gut beschrieben hat. Die Körperhöhe ist geringer als im mittleren Europa, dagegen ist die Brust breit, die Muskeln sehr stark, eine Folge des Aufenthaltes im Hochgebirge. Die Stirne ist oft niedrig, aber dann breit, das Haar schwarz und struppig, die Backenknochen breit, das Kinn schmal. Als besonders eigenthümlich wird der sehr flache und tiefe Nasensattel hervorgehoben, so dass er im Profil nur sehr wenig über die Wölbung des Auges hervortritt, oder dass er gar nicht zu sehen ist, wenn das Individuum kräftig ist und seine Augen nicht eingefallen sind. Es bilden dann, was das Gewöhnliche ist, der Nasensattel und die beiden Augen, wenn geschlossen, eine gerade Linie. Aber auch solche Fälle sind nicht selten, dass die Wölbung des Auges weiter hervortritt als die tiefste Stelle der Nase. Diese Form, obschon sie weiter östlich in China oft vorkommt, findet sich dennoch nirgends so rein ausgeprägt als in Tübet.

Das Schiefstehen der Augen, wornach bei vertikal gestelltem Kopf die inneren Augenwinkel tiefer liegen als die äusseren, theilt der tübetische Typus mit allen mongolischen Völkern.

Die Mongolen beschreibt P. Jakinf Bitschurin**) als von mittlerem Wuchse, hager, jedoch stark. Sie haben schwarzes Haar, ein bräunliches Gesicht mit rothen Wangen, einen nach oben zu breiten und kugelförmigen Kopf und abstehende Ohren. Die Augen sind klein, die Backenknochen vorragend, aber das Kinn schmal,

*) Vergl. Finlayson, The mission to Siam and Hué, London 1826, 8°, pag. 224 ff.

**) Denkwürdigkeiten über die Mongolei, aus dem Russischen übersetzt von K. F. von der Borg, Berlin 1832, 8°, S. 124.

daher das Gesicht nach unten zu spitz erscheint. Die Lippen sind klein, die Zähne weiss, der Bart spärlich. Die Beine sind infolge ihrer eigenthümlichen Reitmethode (mit sehr kurzen Steigbügeln) etwas nach aussen gebogen, weshalb sie etwas gekrümmt einhergehen und ihr Gang stark wackelnd erscheint.

Einen gleichen Typus zeigen die Kalmüken.*) Sie haben einen festen, untersetzten Körper, an dem besonders der grosse Kopf auffallend erscheint. Die Stirne ist schmal. Das Auge ist braun und tiefliegend. Das Ohr ist etwas nach vorne gebogen. Die Nase ist klein und liegt mit der Stirne beinahe in einer Linie. Die Backenknochen sind stark entwickelt, dagegen ist das Kinn breit und kurz. Die Zähne sind stark und weiss. Die Oberlippe ragt ein wenig über die Unterlippe hervor. Der Bart ist schwach entwickelt und wird sorgfältig ausgerauft. Der Hals ist kurz, die Schultern breit, die Arme stark und muskulös. Die Beine sind wie bei den Mongolen schief. Die Hautfarbe ist gelblichweiss, bald lichter, bald dunkler, je nach der Lebensweise des betreffenden Individuums.

Die Japaner werden von Otto Mohnike (einem Arzte, der mehrere Jahre in Japan zugebracht hat)*) folgendermassen geschildert: Statur mittelgross (gleich den Völkern Süd-Europas). Die Frauen sind in der Regel bedeutend kleiner als die Männer, so dass für die Männer 5′ 1—2″ und für die Frauen 4′ 1—3″ als Mittelmass angenommen werden kann. Die Gestalt ist mehr untersetzt als schlank, der Körperbau eher kräftig als schwach. Der Kopf ist gross und sitzt nicht selten unverhältnissmässig tief zwischen den Schultern. Der Brustkasten ist geräumig und wohl gewölbt. Der Bauch tritt häufig stark hervor. — Der Rumpf ist in der Regel gegenüber den unteren Extremitäten unverhältnissmässig lang und der Oberschenkel auch etwas länger als der Unterschenkel. Häufig macht der Oberschenkel eine leichte Krümmung nach Aussen, der Unterschenkel aber nach Hinten. Dagegen sind die Extremitäten fein gebaut und zart und die Muskeln an diesen Theilen nur mittelmässig entwickelt.

Das Gesicht des Japaners bildet ein Trapez. Eine nach den beiden Wangenbeinen gezogene Linie, welche das Trapez in der

---

*) Bergmann, Benjamin Nomadische Streifereien unter den Kalmüken, Riga 1804, 8°. Theil II, S. 47.

**) Die Japaner. Eine ethnographische Monographie, Münster 1872, 8°, Seite 15.

Mitte durchschneidet, bildet den grössten Breitedurchmesser des Gesichtes. Von dieser Linie vermindert sich die Breite des Gesichtes sowohl nach der Stirn als auch nach dem Kinne zu. — Die Stirn ist im Ganzen niedrig, obgleich bei der eigenthümlichen Haartracht der Männer, wornach der ganze vordere Theil des Kopfes kahl geschoren wird, das Gegentheil zu sein scheint.

Charakteristisch für das japanische Gesicht ist die eigenthümliche unschöne Nase. Im Gegensatze zu der Nase der anderen mongolischen Völker ist sie stark entwickelt, namentlich der obere Theil derselben, aber sehr breit und platt. Die Zähne sind stark, weiss, etwas nach vorne gerichtet und stehen nicht dicht beisammen. Die Augen sind schwarz, seltener braun, und klein, die Augenlider wie bei allen mongolischen Völkern schief geschlitzt. Die Farbe der Haut ist bei den Männern gelblich, bei den Frauen weiss mit rosigen Wangen. In der Regel sind die der freien Luft ausgesetzten Partien des Körpers lichter gefärbt als die bedeckten, im Gegensatz zu den Europäern. Das Kopfhaar ist dicht, nicht allzu lang und schwarz, seltener braun. Das Barthaar ist stärker entwickelt als bei den anderen Völkern mongolischer Rasse, namentlich stärker als bei den Chinesen. Wie schon oben bemerkt worden, zeichnen sich die japanischen Frauen durch besonders enge Geschlechtstheile aus, ebenso sollen ihre Brüste auffallend schlapp und lang herabhängend sein, in Folge der länglichen Gestalt der Brustdrüsen und deren geringer Umkleidung mit Fett und Zellengewebe.

Der Typus der Chinesen ist nach der von uns im ethnographischen Theile der Novara-Expedition, S. 156, darüber angestellten Untersuchung folgender: Die Gestalt mittelgross, gut gebaut, etwas schwächer als die des Europäers, mit einer Neigung zum Fettwerden. Die Frauen sind klein und zierlich. Das Gesicht ist rund und glatt; die Backenknochen hoch. Die Nase ist klein und etwas eingedrückt. Die Augen sind klein und schwarz mit schief geschlitzten Augenlidern, die Lippen fleischig, aber nicht wulstig. Das Haupthaar ist grob, schlicht, schwarz und glänzend. Der Bartwuchs ist schwach; meistens findet sich nur der Schnurrbart und ein schwacher Anflug am Kinn. Die Behaarung am übrigen Körper mangelt ganz. Die Farbe des Barthaares ist stets schwarz. Der Europäer mit dem blonden Haare, dem Backenbart und der vorspringenden Nase ist dem Chinesen ein fremdartiges Schauspiel, das mit dem Ideale seiner Schönheit nimmer in Einklang zu bringen ist.

Die Farbe der Haut ist gelblich, mit einem Stich ins Bräunliche. Frauen, welche sich der freien Luft wenig aussetzen, bekommen einen krankhaft weissen Teint, die Männer dagegen sind stets etwas dunkler gefärbt. — Im Süden wird die Hautfarbe oft schwärzlich, etwa so wie bei leberkranken Individuen im Süden Europas.

In der Jugend bis etwa zum fünfzehnten Jahre ist der Chinese oft von hübschem, einnehmendem Aussehen, dagegen wird er nach erlangter Geschlechtsreife in der Regel hässlich, da die breiten Backenknochen hervortreten.

Psychischer Charakter der mongolischen Rasse.

Vermöge des Phlegmas, welches dem Mongolen innewohnt und sich in seinen kindlichen Gesichtszügen deutlich ausprägt, ist seine Gemüthstimmung vorwiegend eine sanfte und friedliche. Ein Beweis dafür ist seine Beschäftigung. Der Mongole ist vorwiegend Viehzüchter und Landbauer, nur in seltenen Fällen wirft er sich auf die Jagd und den Fischfang. Der sanften Gemüthsrichtung des Mongolen hat es auch der Buddhismus vor Allem zu verdanken, dass er in Central- und Ost-Asien so grosse Fortschritte gemacht hat, und was die Zahl seiner Bekenner anlangt, zur ersten Religion der Erde geworden ist.

Das Phlegma des Mongolen schliesst aber keineswegs eine kriegerische Stimmung aus. Freilich fehlt dem Mongolen die persönliche Tapferkeit, welche andere Rassen in hervorragender Weise auszeichnet. — Heldenfiguren, wie wir sie unter den Malayen, den Eingeborenen Amerikas und der mittelländischen Rasse finden, werden wir innerhalb der mongolischen Rasse vergebens suchen. — Der Mongole wird nur dann zum tapferen Krieger, wenn ihm andere mit ihrem Beispiele vorangehen, wenn Jemand es versteht, ihn zu fanatisiren. Ueberall wo die Mongolen als Eroberer auftreten, werden sie von begeisterten Männern angeführt und neigen durch ungestüme Massenangriffe die Wagschale auf ihre Seite. Jedoch keines der grossen Reiche, welche sie gründen, ist im Stande, den Tod des Urhebers lange zu überdauern: sie werden nach kurzer Zeit selbst die Beute ihrer Unterworfenen. Und selbst die grossen Reiche im fernen Osten, deren Bewohner durchgehends der mongolischen Rasse angehören, haben ihre Dauer vor Allem ihrer eigenen Schwere, dem Phlegma ihrer Bewohner zu verdanken, sowie dem Umstande, dass sie ernsten Angriffen von Seite anderer höher

begabter Rassen nicht ausgesetzt waren. In wie weit die Widerstandsfähigkeit derselben nach dieser Richtung sich bewährt, haben die Vorgänge der neuesten Zeit hinlänglich bewiesen.

Die Verfassung der Völker mongolischer Rasse ist patriarchalisch im strengsten Sinne des Wortes. Das Oberhaupt der Gemeinschaft oder des Staates steht zu den einzelnen Mitgliedern in demselben Verhältnisse, wie der Vater zu den Gliedern der Familie. Ihm gebührt von Seite der letzteren dieselbe Pietät, derselbe Gehorsam, wie dem Vater von seinen Kindern; er kann von ihnen dieselben Opfer beanspruchen. Im Ganzen sind die Mongolen über diesen Zustand nicht hinausgekommen; selbst dort, wo sich grössere Staaten gebildet haben, ist der Stempel des Patriarchalischen ihrer ganzen Verfassung deutlich aufgedrückt.

Diesen Einrichtungen, welche das Ausprägen bestimmter Individualitäten nicht gestatten (wir haben oben Gleiches vom körperlichen Typus bemerkt), entspringt die Unselbständigkeit der mongolischen Rasse. Eine freie Bewegung innerhalb der Gesellschaft ist dem Mongolen vollkommen fremd: überall muss ihm der Weg förmlich vorgezeichnet werden. Eine Folge davon ist das Formenwesen, in welches er stets verfällt, der sclavische Sinn, der ihm förmlich anerzogen wird.

Die patriarchalischen Einrichtungen bringen eine ungemeine Verehrung alles dessen mit sich, was von den Aeltern und Voraltern überliefert worden ist. Alles was die Vorfahren dachten und thaten, muss gut sein, da ihnen ja reiche Erfahrungen zur Seite standen. Es ist der Inbegriff der Weisheit und Klugheit dies alles zu wissen und darnach zu leben.

Diese Anschauungen bringen es mit sich, dass der Mongole im Allgemeinen für den Typus des ärgsten Reactionärs gelten kann, welcher in seiner Civilisiation nur langsam fortschreitet. Auf der anderen Seite bedingen diese Anschauungen eine gewisse Vertiefung in das Einheimische, welches dadurch viel mehr in das Fleisch und Blut jedes Einzelnen übergeht, als dies anderwärts, wo verschiedene Ansichten und Strebungen sich kreuzen, der Fall sein kann. Diesem Umstande hat das grösste Culturreich der mongolischen Rasse, China, seine Eigenthümlichkeiten zu danken: eine im Einzelnen beispiellose Vollendung, dagegen aber auch eine Stagnation, welche jedem Fortschritte hinderlich ist.

Hand in Hand mit diesen Eigenthümlichkeiten gehen das Vorwiegen des kalten, berechnenden Verstandes und der Mangel an

aller erwärmenden schöpferischen Phantasie. Die edleren Gefühle der Liebe und Freundschaft, welche im Leben des Mittelländers eine so grosse Rolle spielen, sind dem Mongolen fremd. Ueberall tritt der kalte Verstand hervor, welcher alsogleich den Massstab des Zweckmässigen und Nützlichen anlegt. Die Poesie der mongolischen Rasse ist unbedeutend; sie klebt gleich ihrer Philosophie und Religion an der Erdscholle. Es gibt nur diese sichtbare Welt, von welcher der Mongole etwas weiss, an eine andere, unsichtbare Welt zu denken, scheint ihm vollkommen überflüssig.

Zur Ergänzung dieser allgemeinen Schilderung mögen noch folgende einzelne Völker dieser Rasse betreffende Charakteristiken dienen, indem sie die Uebereinstimmung aller in gewissen Punkten darthun.

Den Charakter des Chinesen haben wir im ethnographischen Theile der Novara-Expedition, S. 162, folgendermassen geschildert: Die Grundzüge des chinesischen Charakters sind Nüchternheit und Ruhe. Damit Hand in Hand gehen die vorwiegende Entwicklung des Verstandes und Mangel an schöpferischer Phantasie. Aus diesen Anlagen erklärt sich die in jeder Richtung zu Tage tretende Stagnation des Chinesen. Die Gesellschaft, in welcher er lebt, beruht immer noch auf denselben Grundlagen wie vor tausend Jahren; die Wissenschaft, welche er cultivirt, bringt im Wesentlichen immer dieselben Resultate zu Wege (sie beschränkt sich in der Regel auf das Studium und das Commentiren der Alten); die Erfindungen, welche durch die Bedürfnisse einer höhern Cultur geweckt wurden, sind noch immer dieselben, wie zu jener Zeit, als man sie machte. Das Vorhandene erscheint dem Chinesen immer als das Beste; für Ideale und Zukunftspläne, und wären sie noch so golden, hat er keinen Sinn.

Der Chinese ist der Utilitarier κατ' ἐξοχήν unter den Völkern. Er ist fleissig, mässig, betriebsam, nüchtern und immer gleichen Muthes. Er hat nur Sinn für jene Dinge, welche das tägliche Leben betreffen; Dinge, die ausser diesem stehen, erscheinen ihm völlig unbegreiflich. Er cultivirt daher nur jene Künste und Wissenschaften, welche in des tägliche Leben eingreifen. Mit Speculationen über Dinge sich abzugeben, welche nicht in seinem Gesichtskreise gelegen sind, vollends gar mit übersinnlichen Dingen sich zu befassen, hält der gebildete Chinese für eine grosse Thorheit.

Diese Richtung auf das Praktische, welche zum allseitigen Verkehre mit den Menschen führt, sowie eine Beimischung von

etwas Phlegma und eine von Jugend auf sorgfältig geleitete Erziehung bewirken es, dass die Roheit im Chinesen fast ganz verschwindet, und aus ihm ein Mensch wird, der sich durch feine und gesellige Umgangsformen auszeichnet. Freilich ist der Chinese seiner geselligen Bildung sich wohl bewusst und lässt den Ausländer, der in seinen Augen ein roher ungebildeter Barbar ist, seine Ueberlegenheit öfter fühlen.

Die Japaner, deren psychisches Charakterbild im Ganzen und Grossen das der mongolischen Rasse im Allgemeinen und jenes der Chinesen im Besonderen wiederspiegelt, zeigen trotzdem manche nennenswerthe Eigenthümlichkeiten. Vor allen tritt eine warme Empfänglichkeit für fremde Ideen hervor und ein Fassungsvermögen, welches den Japaner selbst Verhältnisse und Zustände, die ausser seiner unmittelbaren Erfahrung liegen, mit Leichtigkeit begreifen lässt. —

Gleichwie er in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die chinesische Cultur begierig in sich aufnahm, finden wir ihn heut zu Tage den Ideen des Abendlandes mit einer bei asiatischen Völkern unerhörten Wärme zugänglich. Wie O. Mohnike treffend bemerkt, sind Chinese und Japaner, obschon demselben Rassentypus angehörig und in demselben Verhältnisse zu einander stehend, wie der Deutsche zum Italiener, geistig noch mehr von einander verschieden als diese beiden Völker Europas.*)

Abgesehen von diesem Zuge ist Alles im Japaner wieder echt mongolisch. Unter den Geisteskräften herrscht der Verstand vor der Phantasie auffallend vor. Von einer Kunst, in der höheren Bedeutung des Wortes, ist keine Spur vorhanden, der Begriff des Idealen fehlt ganz und gar. An Alles, selbst das Unbedeutenste werden Winkel und Richtmaass angelegt; daher sind die Producte der japanischen Kunst und Industrie zwar vollkommen, es mangelt ihnen aber der höhere Schwung. In der Dichtkunst herrscht das didaktische Element auffallend vor.

Zwei Punkte sind es, in denen sich die Japaner in socialer Richtung von den Chinesen vortheilhaft unterscheiden — ihre Reinlichkeitsliebe und ihre Mässigkeit. Durch die erstere Eigenschaft stehen sie in der Reihe der Völker mongolischer Rasse, die bekanntlich mit dem Wasser nicht gern in Berührung kommen, isolirt da. Die letztere Eigenschaft ist umsomehr anzuerkennen, als das

*) Die Japaner, Münster 1872, 8°, S. 34.

Land in der That an allen Producten reich ist und durch die Verhältnisse oft Anlass zu einer grösseren Entfaltung des Luxus vorhanden wäre.

Ethnographische Schilderung.

Die Culturformen, welchen wir innerhalb der mongolischen Rasse begegnen, sind äusserst mannigfaltig; keine Rasse kann sich mit ihr in dieser Beziehung vergleichen. Neben Völkern, welche auf der untersten Stufe menschlicher Culturentwicklung stehen, finden wir Völker, welche die höchste Stufe der Cultur erstiegen haben, und dazwischen alle die Uebergänge, welche von einer Stufe auf die andere hinüberleiten, so dass diese Rasse in ihren einzelnen Völkern alle Culturstufen repräsentirt.

Zum besseren Verständniss des Ganzen wollen wir eine kurze Uebersicht dieser Culturformen vorausschicken:

I. Naturvölker. Religion: Schamanismus.
- a. Fischer-Völker: Samojeden, Ostjaken, Lappen;
- b. Jäger-Völker: Samojeden, Ostjaken, Wogulen, Tungusen, Lohita-Völker;
- c. Renthier-Nomaden: Samojeden, Ostjaken, Lappen.

II. Halbcultivirte Völker (Vieh-Nomaden).
- a. Schamanische Stämme: Himalaya-Völker, Sifan, Jakuten (in neuester Zeit christianisirt);
- b. Buddhisten (Lamaisten): Mongolen, Tübeter;
- c. Muhammedaner: Tataren.

III. Culturvölker (Ackerbauer).
1. Völker des chinesischen Culturkreises:
   - a. Chinesen;
   - b. Japanesen;
   - c. Koreaner;
   - d. Annamiten.
2. Völker des indischen Culturkreises:
   - a. Barmanen;
   - b. Siamesen.
3. Völker des europäischen Culturkreises:
   - a. des römisch-germanischen Culturkreises: Finnen, Magyaren;

b. des byzantinisch-russischen Culturkreises: Mehrere finnische Völker, wie Tscheremissen, Mordwinen, Permier u. a.

4. Völker des muhammedanischen Culturkreises: Osmanly.

1. Naturvölker. *)

Die Kleidung der Samojeden besteht dort, wo sie nicht bereits fremden Einflüssen gewichen ist, in einem kurzen Renthierpelz, dessen haarige Seite nach aussen gekehrt ist. An den Füssen trägt man Stiefel aus Renthierhaut mit langen bis an die Schenkel reichenden Schäften, ebenfalls aus Renthierhaut oder grobem Tuche. Namentlich in neuester Zeit, wo die wilden Renthiere immer mehr und mehr abnehmen, wird die Haut derselben durch Tuch ersetzt. Die Kopfbedeckung ist bei den Männern hoch und spitzig und aus Renthierfell gearbeitet, bei den Weibern dagegen mehr platt und abgerundet und aus Eichhorn- oder Hermelinfell verfertigt.

Nicht viel verschieden im Ganzen und Grossen ist die jetzige Kleidung der Ostjaken, welche aber ehemals in der Regel aus Fischhäuten und Vogelbälgen zusammengesetzt war, wie es ihre vornehmste Beschäftigung, der Fischfang, erforderte. (Müller, Joh. Bernhard. Leben und Gewohnheiten der Ostjaken, Berlin 1720, 8°, S. 31.) Dagegen weicht die Tracht der Tungusen von der samojedisch-ostjakischen wesentlich ab, insofern sie dem Körper enge anliegt. Das Hauptstück derselben ist ein schmal zugeschnittener aus gegerbtem oder rohem Renthierfell verfertigter Frack, der mit Tuchstreifen, Pferdehaaren und Glasperlen reichlich verziert ist. Das Haar wird in lange Zöpfe zusammengebunden und mit Perlen verziert. Den Kopf bedeckt eine kleine ebenfalls mit Perlen verzierte Mütze. Das Gesicht wird mit bogenförmigen Tätowirungen versehen, welche ebenso wie bei den Eskimos mittelst eines geschwärzten Fadens ausgeführt werden.

Die Tracht der Lappen besteht in einem Pelze, Beinkleidern und Schuhen aus Renthierfell. Die beiden letzten Stücke sind bald

*) Castrén, M. A., Reiseerinnerungen aus den Jahren 1838—1844, Petersburg 1853, 8°. Derselbe, Reiseberichte und Briefe aus den Jahren 1845—1849, Petersburg 1856, 8°. Derselbe, Ethnologische Vorlesungen über die altaischen Völker, Petersburg 1857, 8°. Derselbe, Vorlesungen über die finnische Mythologie, Petersburg 1853, 8°.

zusammengenäht bald nur festgeschnürt. Die norwegischen und finnischen Lappen tragen um den Hals einen Bärenfellkragen, welcher über die Brust und die Achseln herabhängt und überdies noch Ohren und Gesicht schützt. Die russischen Lappen tragen dagegen eine mit Ohrlappen versehene Kopfbedeckung, welche bei den Männern eine abgerundete Form hat, während sie bei den Weibern mehr hoch und breit ist.

Die Wohnungen der Samojeden bestehen entweder in Zelten aus Renthierfell oder in sogenannten Jurten, elenden leichten Hütten aus Brettern und Baumrinden. Als Rauchfang und Fenster zugleich dient ein entweder an der Seite oder oben am Dache angebrachtes Loch, welches man im Winter mit einem Eisstücke vermacht. In einer Ecke befindet sich ein offener aus Lehm verfertigter Herd. In den besseren Jurten findet man den Boden theilweise oder ganz mit Binsenmatten bedeckt, welche von der Familie zu Lagerplätzen benutzt werden. Im Ganzen herrscht in den Wohnungen der Samojeden die grösste Unreinlichkeit.

Bemerkenswerth sind die Wohnungen der Lappen, welche nach Art der Beschäftigung von einander bedeutend abweichen. Im Ganzen stehen die nomadisirenden Berglappen viel tiefer als die ansässigen Fischerlappen. Die Wohnungen der Berglappen sind kleine elende Zelte, deren aus bogenförmigen Hölzern bestehendes Gerüst mit einer groben Tuchdecke überzogen ist. In der Mitte befindet sich unter dem Rauchloche der Herd, der aus einigen kreisförmig zusammengereihten Steinen besteht. Der Boden wird mit Birkenreisern bestreut und mit einigen Renthierhäuten bedeckt. Viel besser und wohnlicher sind die Hütten der Fischerlappen aufgeführt. Auf der hölzernen oder steinernen mit Torf ausgekleideten Unterlage ruht ein Brettergerüst von pyramidaler oder mehr abgerundeter Form, welches oben eine Oeffnung für den Abzug des Rauches frei lässt. Das Innere ist durch zwei Längen- und zwei Querbalken in neun Theile abgetheilt, von denen die drei hinteren als Vorathskammern für Lebensmittel und die besseren Geräthe, die drei vorderen zur Aufbewahrung von Holz und dem gewöhnlichen Hausrath dienen, während die drei mittleren zur Wohnung bestimmt sind, so zwar, dass die Küche unterhalb des Rauchloches, die eigentlichen Wohnstätten zu beiden Seiten der Küche sich befinden. In der Nähe einer solchen Hütte befindet sich in der Regel eine Fischkammer, welche geradeso wie die kamtschadalischen Balagane

auf Pfählen aufgebaut ist, damit die dort aufbewahrten Vorräthe gegen die Angriffe der wilden Thiere geschützt seien.

Die Nahrung ist ausschliesslich animalischer Natur; Brod, das von den russischen Kaufleuten eingehandelt wird, gilt als Leckerbissen. Während die nördlichen Samojeden das Fleisch mit grosser Vorliebe roh verzehren, halten die südlichen dies für eine Sünde und pflegen daher das Fleisch der grösseren Thiere (Elen, Renthier, Hase, Eichhörnchen) zu kochen oder zu braten, das Fleisch der kleineren (der Vögel) an der Sonne zu trocknen. Fische werden sowohl roh als auch eingesalzen, gebraten oder gekocht gegessen.

Bemerkenswerth ist die Scheu des Samojeden vor dem Fleische der Raubthiere, der Wölfe, Füchse, Zobel, Vielfrasse und besonders des Bären.*) Nach dem Glauben des Samojeden wird jeder Jäger, der vom Bärenfleische geniesst, später selbst von einem Bären aufgefressen. Man scheut sich auch Fische und Bärenfleisch, falls man die oben erwähnten Scrupel überwindet, gleichzeitig zu geniessen, da eine Vermischung dieser beiden Nahrungsstoffe ein Verschwinden aller Fische aus dem Flusse zur Folge haben soll. Dagegen steht man nicht an, das Fleisch von todten Seethieren, welche an den Strand getrieben werden, seltener von umgestandenen Landthieren, zu verzehren.

Während das Weib die Kleider näht, in deren Verfertigung es eine ausserordentliche Geschicklichkeit zeigt, schnitzt und schneidet der Mann alle Geräthe, deren er bedarf, mit einer Kunstfertigkeit, die bei den schlechten Werkzeugen, deren er sich hiebei bedient, unsere Bewunderung erregen muss. Für seinen leichten Kahn liefert ihm die Espe das geeignete Bauholz. Die Schneeschuhe, ein allen Polarvölkern nothwendiges Geräthe,**) werden in der Regel

*) In den Werken: Der allerneueste Staat von Siberien. Nürnberg 1720, 8°, S. 152, und Müller, Joh. Bernh., Leben und Gewohnheiten der Ostjaken, Berlin 1720, 8°, S. 55, wird berichtet, dass die Ostjaken, nachdem sie den Bären mit ihren Spiessen getödtet haben, demselben den Kopf abhauen, diesen auf einen Baum stecken und dann den Körper unter Geheul und Klagen umkreisen. Sie fragen dann den Bären: „Wer hat Dich getödtet?“ — „Wer hat Dir den Kopf abgehauen?“ — „Wer hat Dir den Bauch aufgeschlitzt?“ u. s. w., und antworten darauf: „Die Russen“ — „ein russisches Messer“ u. s. w., wodurch sie die Schuld auf die Russen laden und sich selbst entschuldigen wollen.

**) Es sind dies etwa 5—6 Ellen lange und 1 Fuss breite, vorne und hinten schnabelförmig zugespitzte Bretter, welche man oft an der unteren Seite der Dauerhaftigkeit wegen mit dem Felle von Seethieren überzieht. Sie werden

aus dem Holz der Ceder, der Bogen aus der Lärche, Tröge, Schüsseln und Löffel aus der Birke verfertigt. Ueberdies besitzt jede Familie einen Kessel, der namentlich Abends nach vollendeter Tagarbeit ans Feuer gehängt und mit Fleisch und Fischen angefüllt wird.

Die Jagdgeräthe, deren sich diese Völker bedienen, sind sehr primitiv. Sie bestehen in Bogen und Pfeil, in neuerer Zeit auch in der Flinte, vornehmlich aber in Fallen und aufgerichteten Bogen, welche bei der leisesten Berührung den Pfeil abschiessen und mit einer erstaunlichen Sicherheit treffen.

Sowohl die Samojeden als auch die Ostjaken zerfallen in mehrere von einander unabhängige Stämme, deren jeder aus mehreren Familien besteht. Diese Familien halten sich für mit einander verwandt und heirathen nicht unter einander. Sie wohnen auch in der Regel nahe beisammen und betrachten es für eine Pflicht einander zu helfen. An der Spitze eines solchen Stammes steht ein Aeltester, der eine gewisse Autorität geniesst und bei vorkommenden Streitfragen ohne juristische Formalitäten entscheidet.

Jeder Stamm hat seit uralten Zeiten seine eigenen Götzenbilder, die von ihm in einer eigenen Jurte bewahrt und mit Opfern und anderen religiösen Ceremonien verehrt werden. Eine solche Jurte steht unter der Aufsicht eines Schamanen, eines heiligen Mannes, der Priester und Arzt zugleich ist und ein beinahe göttliches Ansehen geniesst.

Was die ehelichen Verhältnisse betrifft, so ist die Polygamie unter diesen Völkern zwar durch die Sitte gestattet, sie kommt aber wegen des hohen Brautschatzes immer seltener vor. — Die Ehe wird nämlich zwischen dem Bräutigam und dem Vater der Braut oder ihren nächsten Verwandten abgeschlossen. Dabei wird für das Mädchen stets ein Kaufpreis gefordert, der sich nach den Vermögensverhältnissen der Familie richtet, welcher die Braut entstammt. — Während die Tochter eines reichen Mannes oft 100 Renthiere kostet, verkauft der arme Mann sein Kind um 20 Renthiere. Der Kaufpreis soll dem Vater des Mädchens einerseits die Kosten zurückerstatten, welche er an die Erziehung desselben

---

mittelst Riemen an den Füssen befestigt. Die Polarvölker, welche mit diesen Schneeschuhen gut umzugehen wissen, setzen damit über das schwache Eis und den tiefen Schnee mit einer Sicherheit und Geschwindigkeit, dass sie dabei kaum von einem mässig schnellen Pferde eingeholt werden könnten.

aufgewendet, andererseits ihm einen Ersatz für den Verlust an Arbeitskraft bieten, der ihm durch den Abgang seiner Tochter aus dem Vaterhause erwächst.

Wie bei allen Naturvölkern nimmt auch bei den Samojeden und Ostjaken das Weib innerhalb der Familie eine niedere Stellung ein. Sie lebt in der tiefsten Erniedrigung im buchstäblichen Sinne des Wortes und wird förmlich als ein unreines Wesen betrachtet. — Es ist daher selbstverständlich, dass dem Weibe kein Erbrecht zukommt. Es erbt weder der Mann mit seiner Frau, noch bekommt die Wittwe nach dem Tode ihres Mannes irgend einen Antheil am hinterlassenen Vermögen. Letzteres fällt, falls Söhne vorhanden sind, diesen zu, wo sie dann die Verpflichtung haben, Mutter und Schwestern gemeinsam zu erhalten; fehlen aber die Söhne, so wird unter denselben Bedingungen den Anverwandten des Mannes das ganze hinterlassene Vermögen zugesprochen.

Je nach der Beschäftigung der in die Abtheilung der Naturvölker gehörenden Stämme, ist die Lebensart derselben verschieden. Während der Fischer ein einigermassen sesshaftes Leben führt, ist der Jäger und noch mehr der Renthier-Nomade auf ein ewiges Wandern angewiesen. Es liegt nämlich in der Natur des mit einem dicken Pelze bekleideten Renthiers sich während der wärmeren Jahreszeit an die kühle Meeresküste zurückzuziehen, wo es auch während der Periode der Haarung von den zahllosen Mücken, welche in diesen Gegenden während des kurzen Sommers die Luft durchschwärmen, weniger belästigt wird. Man wandert daher beim Beginn der wärmeren Jahreszeit gegen den Norden in die weit ausgedehnten Tundern und kehrt bei nahendem Winter in die schützende Waldregion zurück. Bei diesen Wanderungen werden von den Renthier-Nomaden die Jagd und der Fischfang nebenbei eifrig getrieben.

Was die religiösen Vorstellungen der Samojeden betrifft, so hängen sie mit den allen ural-altaischen Völkern gemeinsamen zusammen, indem sie auf einer Verehrung der Naturkräfte, die dem Menschen in der Regel gewaltig entgegentreten, beruhen. Der oberste Gott Num, der erhaben über dieser Welt thront und sie leitet und regiert, ist mit dem syrjänischen jen, dem tscheremissischen juma, dem lappischen jubmel, dem ehstnischen jummal und dem finnischen jumala identisch und bedeutet ursprünglich den leuchtenden glänzenden Himmel. Noch jetzt blickt der Samojede Morgens und Abends mit frommer Andacht zum Himmel und bringt damit dem mächtigen Gotte seine Verehrung dar. Der Aufsicht Num's vertraut der

Samojede das Kostbarste an, was er besitzt, nämlich seine Renthierheerden, daher Num den Beinamen Jilibeambaertje, d. i. „Wächter der Heerden“, führt.

Aehnlich dem Num der Samojeden ist der Turum der Ostjaken. Auch Turum ist erhaben über dieser Welt, die er nach den unabänderlichen Gesetzen der Gerechtigkeit regiert. Er spricht nur mit der zornerfüllten Stimme des Donners und des Sturmwindes mit den Menschen (man bedenke, dass auch num bei den Kamassinzen „Donner“ bedeutet) und kümmert sich weder um ihre Gebete noch um ihre Opfer. Er ist daher unnahbar.

Untergeordnet dem allmächtigen Num und von ihm abhängig werden geistige und unsichtbare Wesen gedacht, welche von den Tomskischen Samojeden Lohet oder Loset (singul. Loh, Los) von den Obdorskischen Hahe oder Sjadaei und von den Ostjak-Samojeden Lonk genannt werden. Sie sind zwar dem gewöhnlichen Menschen auch unzugänglich, gleichwie Num, doch besitzt der Schaman die Kraft sie zu schauen, mit ihnen zu sprechen und ihre Fürbitte bei Num zu erlangen. Dem gewöhnlichen Menschen müssen Abbildungen derselben genügen, grösstentheils bekleidete Menschenfiguren aus Holz, manchmal auch seltsam gestaltete Naturdinge, wie Steine, Bäume u. dgl. Man bringt ihnen in dieser Form Opfer dar; doch handelt es sich darum, eine Antwort oder Auskunft zu erlangen, so ist, wie gesagt, der Schaman dazu unbedingt nothwendig.

Diese Götzenbilder, welche auch bei den Ostjaken unter dem Namen Jiljan wiederkehren, werden theils in besonderen Jurten, theils in Hainen unter schattigen Bäumen aufbewahrt und auf einem besonderen Schlitten bei den Wanderungen des Stammes mitgezogen.

Die Schamanen, welche dem Dienste dieser Götter sich widmen, sind gewandte, in den Taschenspielerkünsten wohl bewanderte Leute, die auch mit der Heilung der Krankheiten sich befassen. Die Curen, welche sie an den Kranken vornehmen, sind, wie bei allen Naturvölkern, in der Regel sympathetischer Natur und stets so eingerichtet, dass das Renommee dieser Wunderdoctoren, mag die Cur wie immer ausfallen, keinen Schaden erleidet.

Ein wesentlicher Punkt in der Religion der ural-altaischen Völker ist die Feier des Andenkens der Verstorbenen. Dies geschieht mittelst Opfer und anderer Ceremonien und gründet sich auf den Glauben des Fortbestandes des Dahingegangenen, der, obwohl bestattet, dennoch fortfährt dieselben Bedürfnisse zu haben und dieselben Beschäftigungen wie bei Lebzeiten zu treiben. Bei

Vornehmen werden Bilder aus Holz aufgestellt, mit den Kleidern derselben Morgens bekleidet, während der Mahlzeit zum Tische gesetzt, wo ihnen Speise und Trank gereicht werden, und Abends ausgekleidet und ins Bett gelegt. Dies Alles geschieht durch drei Jahre, nach deren Ablauf man auch die Figur beerdigt, da dann nach dem Glauben der Samojeden die Unsterblichkeit ein Ende hat. Nur die Schamanen führen ein wirklich unsterbliches Leben, indem sie sich nach dem Tode in gewisse andere Wesen, eine Art von Mittelgottheiten, verwandeln.

Unter den religiösen Ceremonien dieser Völker ist der Eid bemerkenswerth. Derselbe ist in der Regel ein Reinigungseid. Ist irgend ein Verbrechen gegen Jemanden heimlich begangen worden und hat dieser gegen eine bestimmte Person einen Verdacht, so kann er ihr einen solchen Reinigungseid abfordern. Der mächtigste Eid ist der bei der Bärenschnauze abgelegte, wobei der Angeklagte eine Bärennase mit dem Messer zerschneidet und spricht: „Möge der Bär mich auffressen, wenn mein Eid falsch ist." —*) Ein solcher Eid wird sehr heilig gehalten und man ist vollkommen überzeugt, dass ein Meineid unumgänglich bestraft wird. Daher nimmt der Schuldige den Eid nicht an, sondern beichtet lieber sein Verbrechen. Umgekehrt wird einer, der einen Eid abgelegt hat, für vollkommen rein und tadelfrei gehalten. Ist aber irgend Jemand von einem Bären aufgefressen worden oder auf sonst eine Art verunglückt, so hört man oft die Vermuthung aussprechen, dass die betreffende Person bei ihren Lebzeiten einen falschen Reinigungseid abgelegt haben müsse.

Trotz den Wildnissen, in denen diese Völker leben, sind sie reich an Gesängen. Davon werden die lyrischen für Stücke angesehen, deren Erfindung sich jeder mit einem offenen Auge, Ohr und Herzen versehene Mann selbst zutraut. Dagegen stehen Männer, welche die Heldengesänge gut zu dichten und vorzutragen wissen, in grossem Ansehen. Man lauscht ihren Worten mit tiefer Andacht gleich den begeisterten Reden des Schamanen und spendet ihnen reichen Beifall.

---

*) Vergl. auch Müller, Joh. Bernhard, Leben und Gewohnheiten der Ostjacken, Berlin 1720, 8°, S. 56.

2. Vieh-Nomaden.

a. Jakuten (Sachalar).*)

Die Jakuten sind ein Nomadenvolk, dessen Reichthum in Pferden und Hornvieh besteht, von deren Ertrage sie leben. Daneben verlegen sie sich mit besonderem Eifer auf die Jagd, welche in den waldigen Gegenden ihres Landes besonders ergiebig zu sein pflegt.

Ihre Wohnungen sind je nach der Jahreszeit doppelter Art. Die Sommerwohnungen bestehen aus leichten kegelförmigen Zelten, deren aus Stangen zusammengesetztes Gestell mit weichgekochten und zusammengenähten Birkenrindenstücken eingedeckt ist. Die Jakuten ziehen während des Sommers mit diesen Hütten auf den grasreichen Wiesen umher, wo ihr Vieh weidet, und sind bemüht, Heuvorräthe für den Winter zu sammeln. Die Winterwohnungen sind die sogenannten Jurten, nämlich aus leichten Balken aufgeführte, von aussen mit Lehm und Rasen dicht belegte grössere Hütten. In der Mitte einer solchen Jurte befindet sich ein freier Herd, auf welchem unaufhörlich das Feuer unterhalten wird, und an den Seiten ringsumher laufen Sitze, welche während der Nacht zu Schlafstellen dienen. An den Wänden hängen die Kleidungsstücke, Waffen und Hausgeräthe. Um die Jurte herum laufen einige Schuppen für die Kühe. Die Pferde bleiben in der Regel unter freiem Himmel und müssen sich das Futter selbst unter dem Schnee hervorscharren. Die Jurten stehen meistens einzeln, da der Jakute vermöge seines ernsten, verschlossenen Charakters die Einsamkeit liebt.

Die Nahrung besteht aus gesäuerter Kuh- und Stutenmilch und Rind- und Pferdefleisch, welches entweder gekocht oder durch den Winterfrost getrocknet gegessen wird. — Fett gilt als grösster Leckerbissen und wird massenweise vertilgt. Man vermischt es, zur Ausfüllung des Magens, mit der gepulverten Rinde des Lärchenbaumes oder mit gedörrten Fischen und kocht das Ganze zu einem Brei zusammen. — Aus der Kuhmilch bereitet man eine Käseart von säuerlichem Geschmack, die angenehm munden und nahrhaft sein soll. Unglaublich ist die Mässigkeit und zugleich die Fresslust

*) Ausser T. de Pauly, vgl. Wrangel, Ferd. von, Reise längs der Nordküste von Sibirien, Berlin 1839, 8°, 2 voll. Erman, Adolf, Reise um die Erde in den Jahren 1828—1830, Berlin 1833, 8°, voll. 1—2, und Dobell, Peter, Travels in Kamtchatka and Siberia, London, 1830, 8°, 2 voll.

dieses Volkes. Während der Jakute die härtesten Strapazen zu ertragen im Stande ist, ohne etwas anderes als gesäuerte Milch zu geniessen, stellt er, wenn genug Proviant vorhanden ist, gehörig seinen Mann und ist gar nicht verlegen in wenigen Tagen ein ganzes Pferd aufzuessen.

Als Reizmittel gebraucht man allgemein den Tabak, und zwar die schwerste Sorte. Der Rauch wird, wie bei vielen Naturvölkern, verschluckt, wodurch die narkotische Wirkung desselben bedeutend erhöht wird.

Die Gesänge der Jakuten sind ungemein traurig und monoton und spiegeln den ganzen Charakter dieses düsteren, ungeselligen und verschlossenen Volkes wieder.

Obwohl die Jakuten getauft und dem Namen nach zum griechischen Christenthume bekehrt worden sind, hängen sie doch noch immer dem Schamanenthum an, was namentlich bei Krankheiten, Unglücksfällen und wichtigen Unternehmungen hervortritt. In solchen Fällen ist der Schaman der Nothanker des abergläubischen Jakuten, in dessen Zauberkraft er unbedingtes Vertrauen setzt.

b. Mongolen und Kalmüken.*)

Bei den Mongolen besteht die Kleidung der Männer im Sommer aus Nanking-Röcken von dunkler Farbe, im Winter aus Schafpelzen. Die Mitte wird mit einem Riemen umgürtet, von dem ein Messer und die Pfeife mit dem Tabakbeutel herabhängen. Bei Regenwetter werden Mäntel aus Tuch umgelegt, bei Vornehmen von rother, bei Gemeinen von schwarzer Farbe. Den Kopf bedeckt eine Mütze aus Tuch, welche im Winter mit Schaf- oder Fuchsfell verbrämt ist. An den Füssen trägt man plumpe Stiefel aus Leder nach chinesischem Schnitt mit dicken Sohlen. Das Haupthaar wird ringsum abgeschoren bis auf ein Stück am Scheitel, welches in einen Zopf zusammengeflochten wird. Der Bart wird ebenfalls geschoren und womöglich ausgerupft. Ueberdies werden Beinkleider von beiden Geschlechtern gleichmässig getragen.

---

*) Bitschurin, Jakinf. Denkwürdigkeiten über die Mongolei. Aus dem Russischen übersetzt von K. F. von der Borg, Berlin 1832, 8°. Bergmann, Benjamin, Nomadische Streifereien unter den Kalmüken, Riga 1804, 8°, 3 voll. Pallas, P. S., Sammlung historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften, St. Petersburg 1776–1801, 2 voll., 4° (mit vielen Abbildungen häuslicher Scenen).

Die Kleidung der Weiber weicht von jener der Männer nur unbedeutend oder gar nicht ab. Nur die Röcke haben oft einen verschiedenen Schnitt und eine etwas reichlichere Verzierung; ebenso sind die Hüte und Stiefel mit einigem Zierrath versehen. Das Haar wird nach beiden Seiten abgetheilt, in zwei Zöpfe geflochten und mit Perlen und Korallen verziert. Man lässt dieselben nach vorne auf beiden Seiten herabhängen.

Nicht verschieden von der mongolischen Kleidung ist jene der Kalmüken. Auch hier ist sie bei beiden Geschlechtern ganz gleich und unterscheidet sich nur durch die Länge und das grössere oder geringere Maass der Verzierung. Das Hauptstück derselben ist ein schlafrockähnliches Obergewand, genannt Labtschik, unter dem eine Art Rock, der bis zu den Knien reicht, genannt Bäschmät, und Hosen (Schalbur) angezogen werden. Im Winter werden Pelze aus Schaffellen getragen. Während der Regenzeit zieht man zottige Filzmäntel an, die sehr weit sind und am Halse mittelst eines Riemens zugebunden werden. Als Kopfbedeckung dienen kleine Mützen in der Regel von gelber Farbe, die im Winter mit Fell verbrämt und ausgefüttert sind. — Die Füsse stecken in weiten Stiefeln mit hohen Absätzen aus schwarzem Leder oder (bei den Reichen) aus rothem Saffian. Arme Leute gehen im Sommer barfuss einher. Sämmtliche Kleidungsstücke werden weder geputzt noch irgendwie reparirt, sondern man trägt sie so lange, bis sie durch den Schweiss morsch werden und zerfallen. Gleich den Chinesen ist den Mongolen und Kalmüken das Baden unbekannt.

Die Wohnungen sowohl der Mongolen als auch der Kalmüken bestehen in runden Jurten (Kibitken). Das Gerüst derselben besteht in Gitterwänden aus Holz, deren einzelne Theile mit Riemen an einander befestigt sind. Oben hat die Hütte eine Oeffnung, welche als Rauchfang und Fenster dient, und an der Seite eine Thür. Von aussen ist sie mit mehreren mantelartig über sie aufgehängten Filzdecken behängt, welche mittelst wollener Bänder oder Stricke angebunden werden. Die Höhe einer Jurte beträgt in der Regel an den Seitenwänden 5′, in der Mitte das Doppelte, der Durchmesser ungefähr 12′ bis 20′. Der Boden ist mit Filzdecken, bei den Reichen und Vornehmen auch mit Teppichen bedeckt; bei den letzteren hängen überdies an den Seitenwänden baumwollene oder seidene Stoffe herunter.

Da in den gewöhnlichen Jurten nicht nur gekocht wird, sondern im Winter auch die kleineren Hausthiere, wie Kälber, Lämmer,

Hunde, untergebracht werden müssen, so lässt sich denken, welche Unreinlichkeit in denselben herrscht. In der Regel wimmeln sie von Ungeziefer aller Art, dem man dadurch zu entgehen sucht, dass einige handfeste Männer das Gerüst der Jurte anfassen, sie eine Strecke weit forttragen und dann an einem geeigneten Orte aufstellen.

Die Einrichtung der Jurte selbst ist höchst einfach. Ausser den Schilfmatten und Filzdecken, welche zugleich zu Lagerstätten dienen, wobei ein untergeschobener Sattel den Kopfpolster ersetzt, findet man, falls darin gekocht wird, den Herd, auf dem nur Mistkohlen gebrannt werden. Dies hat seinen Grund darin, dass man beim Holzfeuer das Sprühen der Funken fürchtet, welches leicht die ausgebreiteten Decken in Brand setzen könnte. An den Wänden herum stehen die überall nothwendigen Geräthe, wie ein oder zwei Kessel, einige lederne Schläuche zum Aufbewahren des Wassers und der Milch, einige flache Schüsseln und Tröge aus Holz, mehrere Schalen, ein Schaumlöffel, ein Beil, ein Messer, ein Zuber. ein Eimer und andere kleinere Utensilien.

In den Jurten der Vornehmen, wo nicht gekocht wird, findet man ausser den üblichen Decken und Teppichen mehrere Kästchen, in welchen die heiligen Bücher, die Bilder der Götter, Opferschalen u. a. kostbare Dinge aufbewahrt werden. Zwischen denselben liegen die Waffen und Sättel zur Schau ausgestellt.

Die Nahrung dieser Völker ist grösstentheils dem Ertrage der von ihnen getriebenen Beschäftigung, nämlich der Viehzucht, entnommen.

Das Hauptgericht der Mongolen besteht im Ziegel-Thee, welchen man mit Hirsemehl kocht und mit Salz, Butter und Milch anrichtet. Das Fleisch, welches von allen Hausthieren, ausgenommen vom Schweine, genossen wird, kocht man im Wasser ohne alle Würze, selbst ohne Salz, zerlegt es und geniesst es, indem man die Stückchen vorher in Salzwasser eintaucht. Jedoch werden die Hausthiere so selten wie möglich geschlachtet. Aermere Leute pflegen selbst gefallenes Vieh zu geniessen. Aus der Milch des Pferdes, des Rindes und des Schafes werden Butter und Käse bereitet und ein starker Branntwein destillirt, der gehörig abgezogen unserem Kornbranntwein an Güte nicht nachstehen soll.

Ein Gleiches gilt von den Kalmüken. Bei ihnen bildet ein dünner Mehlbrei die Hauptnahrung des gemeinen Mannes. Das dazu gehörige geschrotete Weizenmehl wird von den benachbarten Tataren

eingehandelt. Der Thee wird in der Regel mit Kamelmilch angemacht. Da das Wasser in der Steppe selten trinkbar ist, geniesst man allgemein die gesäuerte Milch des Pferdes, des Rindes und des Schafes. Von den Fleischsorten gelten jene des Pferdes und Rindes für die edelsten, das Schaffleisch für minder kostbar. Wildpret (vom Wildschwein, Hirsch) kommt nur auf den Tafeln der Vornehmen vor.

Im Ganzen genommen ist die Zubereitung der Speisen schmackhaft und nahrhaft. Nicht dasselbe Lob kann jedoch der mongolisch-kalmükischen Küche in Betreff der Reinlichkeit ertheilt werden. Abgesehen davon, dass man die Geschirre nie reinigt, sondern höchstens ausleckt oder mit den Fingern in den Mund ausputzt, werden auch die zu kochenden Fleischstücke keiner vorherigen Reinigung oder Zurichtung unterzogen. Es geschieht daher häufig, dass Haare, Gras oder andere Dinge in der Brühe herumschwimmen, oder dass man beim Genusse des im Kessel gekochten Thees den Geschmack des am Tage zuvor darin gesottenen Pferdefleisches zu verspüren meint.

Man isst täglich zweimal, Morgens und Abends. — Unmittelbar oder etwa eine Stunde nach der Abendmahlzeit legt man sich zur Ruhe, was gewöhnlich mit einer Tabakspfeife im Munde geschieht. Alt und Jung, Herr und Diener schlafen ohne Unterschied des Geschlechtes in einer und derselben Jurte.

Die Hausthiere, mit deren Zucht sich die Mongolen und Kalmüken abgeben und welche den Reichthum derselben ausmachen, sind das Kamel, das Pferd, das Rind, das Schaf und die Ziege. Das Kamel ist das eigentliche Lastthier dieser Völker; wegen seiner Genügsamkeit ist es besonders für das Leben in den Steppen und Wüsten geeignet. Aus der Wolle desselben verfertigt man Stricke und rauhe Zeuge; die Milch, welche etwas salzig schmeckt, dient zur Verbesserung des Thees; das Fleisch, obgleich etwas zähe, wird von den Aermeren gerne gegessen. Das Rind wird von diesen Völkern auch zum Lasttragen und Reiten abgerichtet; die Kühe geben jedoch nur wenig Milch. Das Schaf ist grösser als das europäische und zeichnet sich durch einen Fettschwanz aus. Seine Wolle, welche zweimal im Jahre gewonnen wird, ist haarig und kann nicht zu Tuch, desto besser jedoch zu Filzdecken verwendet werden.

Zu den Beschäftigungen der Männer gehört vor allem die Wartung und Pflege des Viehes. Obschon diese Beschäftigung während der warmen Jahreszeit keine allzu beschwerliche zu sein

scheint, ist sie im Winter eine der aufreibendsten, die es gibt, da das Vieh nicht in Ställen untergebracht ist, sondern unter freiem Himmel sich befindet. Neben der Viehzucht wird theilweise auch Jagd getrieben, ebenso werden bei dem Mangel einer zünftigen Industrie die meisten Geräthe zu Hause verfertigt. Dagegen liegt es der Frau ob, die Geschäfte des Hauses zu besorgen und der Pflege der Kinder sich zu widmen.

In Betreff der Familienverhältnisse herrscht unter diesen Völkern die Polygamie. Doch pflegen nur Reichere von der gesetzlichen Erlaubniss Gebrauch zu machen, und es nimmt in diesem Falle eine der Frauen die Stelle der Hausfrau ein, während die übrigen Frauen mehr die Stellen von Dienerinnen vertreten. Während die Hauptfrau dem Manne in Betreff der Familie ebenbürtig ist, sind die Nebenfrauen entweder aus ärmeren Familien genommen oder sind gekaufte Sclavinnen, welche er, wenn es ihm beliebt, wieder verkaufen kann. Die Stellung der Frau gegenüber dem Manne ist, wie bei Nomadenvölkern überhaupt, eine freie und hat nichts von jener willenlosen Unterthänigkeit an sich, die bei Naturvölkern so oft angetroffen wird.*)

Die Kindererziehung ist die einfachste, die es geben kann. Dem mit grosser Leichtigkeit zur Welt gekommenen Kinde reicht man gleich nach der Geburt ein Stück Fett zum Saugen und erst nach einigen Tagen die Mutterbrust. Das Kind wird dann in Filzdecken eingehüllt und in eine kastenähnliche Wiege gelegt, wo es tagelang sich selbst überlassen wird, nur dass die Mutter ab und zu herbeikommt und ihm die Brust reicht.

Sobald das Kind laufen kann, wird es sich selbst überlassen. Während der warmen Jahreszeit lässt man es vollkommen nackt, während der kälteren Jahreszeit gibt man ihm einen weiten Pelz, der vorne nur lose geschlossen wird. Es wächst auf diese Weise ein Geschlecht heran, fähig dem Wechsel der launischen Witterung zu trotzen und wenn es gross geworden, wieder ein kräftiges Geschlecht zu zeugen.

Die Todten werden, da eine Beerdigung in der Steppe nicht leicht möglich und eine Verbrennung zu kostspielig ist, in der Regel in Filze gewickelt und mit einigen Steinen oder Baumzweigen

*) Ueber die Hochzeitsgebräuche vgl. Kopernicki, J., in Journal of the anthropological institute of Great Britain and Ireland 1872 (January), p. 403 ff., und Bitschurin, Jakinf, a. a. O., S. 134 ff.

bedeckt, worauf sie in kurzer Zeit von den Raubthieren und Hunden vertilgt werden.

Vermöge ihrer Beschäftigung sind diese Völker auf ein immerwährendes Wandern von einer Stelle zur anderen angewiesen. Doch hat in der Regel jeder Stamm seine Plätze, welche er nach einander bezieht und zwar je nach der Jahreszeit, so dass während des Winters und der Regen-Zeit mehr die wasserarmen, während der trockenen Zeit mehr die wasserreichen Gegenden besucht werden. Man bleibt selten länger als drei bis vier Wochen auf einem Platze. Nachdem das Oberhaupt des Stammes den Aufbruch beschlossen, packt man Alles zusammen, legt es auf die Kamele und zieht unter Gesang dem Häuptling und seinem Gefolge, das rauchend und plaudernd vorwärts reitet, nach. Auf dem Platze angelangt, stellt man die Jurten ebenso schnell auf, wie man sie abgebrochen und richtet sie für die kurze Zeit des Aufenthaltes wohnlich ein.

Die Verfassung dieser Völker war ursprünglich ein reine patriarchalische. Mehrere durch das Band der Verwandtschaft verbundene Familien bildeten einen Khoton mit einem Aeltesten (Aga) an der Spitze; mehrere Khotons bildeten einen Aimak, an dessen Spitze ein Saisang stand, dessen Würde erblich war. Mehrere Aimaks bildeten einen Uluss mit dem Noyon als Oberhaupt; mehrere Ulusse unter einem Taischa bildeten einen Stamm; sämmtliche Stämme bildeten das Volk, mit dem Khan an der Spitze.

Gegenwärtig, wo diese Völker ihre staatliche Selbständigkeit verloren haben und theils unter chinesischer, theils russischer Oberherrschaft stehen, ist die Sachlage eine andere. Bei den Mongolen sind, seit ihrer Unterwerfung unter die chinesische Mandschu-Dynastie, die Aimaks zerstückelt und in mehrere von einander unabhängige „Fahnen“ aufgelöst worden mit Theilfürsten an ihrer Spitze, welche zwar den Titel Khan führen, aber factisch nur Fürsten erster Classe sind; bei den Kalmüken existiren nur Ulusse mit Noyonen an der Spitze, welche dem Collegium zu Astrachan unterstehen. Früher war einer der Fürsten, in der Regel der torgotische, mit der Würde eines Vice-Khans (Khaani-orotschi) oder Taischi bekleidet.

Darnach zerfällt die Gesellschaft in drei Abtheilungen, nämlich: 1) Adel, 2) Geistlichkeit und 3) Krieger. Das gemeine Volk befindet sich dem Adel und der Geistlicheit gegenüber in einer tiefen Stellung, die in mancher Beziehung mit jener der niederen Kasten in Indien zu den privilegirten Ständen zu vergleichen ist. Kein gemeiner

Mann darf es wagen auf der Decke eines Vornehmen sich niederzulassen und umgekehrt wird kein Vornehmer mit dem gemeinen Manne aus einer und derselben Schale trinken. Nur die äusserste Nothwendigkeit kann den Vornehmen bewegen in die Hütte des gemeinen Mannes zu treten.

Die Religion, zu welcher sich diese Völker bekennen, ist der Buddhismus, speciell der tübetische Lamaismus. Derselbe verhält sich zu den beiden anderen Richtungen dieser Lehre (der südlichen und dem Foismus) etwa wie der Katholicismus zu den anderen christlichen Secten. Er hat eine ausgebildete Hierarchie mit einem als heilig verehrten Oberhaupte*) an der Spitze.

Speciell haben die Mongolen ihre Khutuktu's,**) Stellvertreter des Dalai-Lama, die zwar von diesem installirt, aber von der chinesischen Regierung bestimmt werden, indem diese nach dem Tode eines Khutuktu nach ihren Absichten die Gegend und das Haus andeutet, wo die Seele des verstorbenen Khutuktu sich von Neuem zu verkörpern habe.

Die Kalmüken haben als Oberhaupt einen Lama, der bis zum Jahre 1800 vom Dalai-Lama eingesetzt wurde; seit diesem Jahre wird er von der russischen Regierung ernannt. Er wohnt am Ufer der Wolga in Bazar Kalmuk, eine Meile von Astrachan entfernt, und hält jeden Sommer eine Rundreise durch die Steppe.

Sowohl die Mongolen als auch die Kalmüken sind von dem crassesten Aberglauben befangen und halten viel auf Vorzeichen und andere Wunderdinge, ein Zug, der mit ihrem sonstigen scharfen praktischen Verstande in dem grellsten Gegensatze sich befindet.

Unter den literarischen Producten des mongolisch-kalmükischen Volksgeistes sind die Erzählungen hervorzuheben. Dieselben werden von Jedermann, der auf den Namen eines gebildeten Mannes Anspruch erhebt, auswendig gewusst und in der Regel von bestimmten Erzählern vorgetragen. Manche derselben sind von sehr bedeutendem Umfange und beweisen die enorme Gedächtnisskraft dieses Naturvolkes.

---

*) Doch besteht hier seit Langem ein Schisma. Während der Dalai-Lama in Lhassa wohnt, thront der Taischu-Lama in Taschi-Lhumpo.

**) Es sollen ihrer ungefähr zehn sein.

3. Culturvölker.

a. Chinesen.

Die Kleidung des Chinesen besteht in einem Hemd aus Seide, Baumwolle oder Linnen und weiten Beinkleidern aus denselben Stoffen und einem Camisol (bei den Aermeren) oder einem langen kaftanähnlichen Rocke darüber (bei den Reicheren). Je nach dem Klima und der Jahreszeit ist der Stoff der letzteren verschieden. Um die Mitte wird ein Gürtel getragen, von dem bei Vornehmen der in einem Futteral befindliche Fächer nebst einem Tabakbeutel herabhängt.

Als Kopfbedeckung dient im warmen Klima und im Sommer ein trichterförmiger Hut aus Bambus oder Reisstroh, im Winter eine halbkugelförmige Kappe aus Sammt oder anderen Stoffen mit rund herum aufgestülptem Rande. An den Füssen trägt man Stiefel oder Schuhe von plumper Form, deren Obertheil aus Seide, Nanking oder Linnen gearbeitet ist, während die Sohlen aus dicker Pappe mit einem Lederüberzuge bestehen.

Während der Arbeit trägt der Landmann einen breitkrämpigen Hut und einen kurzen spanischen Mantel aus Riedgras. Die Füsse bis an die Schenkel hinauf bleiben nackt.

Die Frauen tragen lange Röcke aus Baumwolle oder Seide. Beliebt ist bei ihnen die grüne und rosenrothe Farbe, während von den Männern die violette, schwarze und besonders die blaue getragen wird. Gelb ist die Farbe der kaiserlichen Familie, Weiss die Trauerfarbe. Der Schnitt der Kleidung ist in China keiner Mode unterworfen, er bleibt sich an allen Orten und zu den verschiedenen Zeiten im Wesentlichen immer gleich.

Das Haupthaar wird seit der Eroberung Chinas durch die Mandschu (1644) geschoren, bis auf einen Büschel am Scheitel, welcher in einen Zopf gebunden wird und über den Rücken frei herabhängt. Vor der Eroberung durch die Mandschu war den Chinesen der bei uns sprüchwörtlich gewordene Zopf unbekannt. Die Anhänger der Lehre Lao-tse's (der Tao) huldigen nicht der fremden Sitte, sondern lassen nach alter Weise das Haar lang wachsen und binden es in einen Knoten auf dem Scheitel zusammen.

Das weibliche Geschlecht trägt das Haar bis zur Verheirathung in losen, frei herabhängenden Locken. Nach der Verheirathung wird es in einen Knoten zusammengebunden und mittelst zweier kreuzweise eingesteckter Nadeln am Hinterhaupte befestigt.

Reinlichkeit ist keine Eigenschaft des Chinesen. Er trägt das Hemd und die Kleider so lange, bis sie durch den Gebrauch unbrauchbar geworden sind, ohne sie in der Zwischenzeit zu reinigen. Bäder sind ihm vollkommen unbekannt: gleich vielen anderen Völkern der mongolischen Rasse hält er das Baden für der Gesundheit nicht zuträglich und den Göttern nicht angenehm.

Die Wohnungen der Chinesen sind im Grossen und Ganzen vergrösserte und aus festem (Backstein-) Material aufgeführte Zelte. Namentlich in der Form der Daches tritt dieser an das alte Nomadenleben erinnernde Zug deutlich hervor. Die Häuser sind in der Regel nie über ein Stockwerk hoch, haben kleine Zimmerchen, und die papierenen Fenster derselben sehen nicht auf die Gasse, sondern in den Hofraum oder Garten. Im nördlichen China mit seinen strengen Wintern müssen die Gemächer geheizt werden, was mittelst eines unterirdischen Ofens geschieht, aus welchem die Wärme mittelst Röhren in die einzelnen Gemächer geleitet wird.

Während das Haus des gemeinen Mannes sich durch eine nüchterne, beinahe an Aermlichkeit streifende Einfachheit auszeichnet, sind die Wohnungen der Reichen und Vornehmen mit einem gewissen Luxus ausgestattet und namentlich mit geschmackvoll angelegten Gärten versehen.

Die Anlage der Dörfer und Städte ist überall die gleiche. Einige ungepflasterte Gassen und um das Ganze ein Wall aus Erde oder Backsteinen. Die niederen Häuser sind in der Regel hinter dem Walle verborgen. Der Baumwuchs fehlt beinahe ganz, ebenso höhere Gebäude oder Thürme, welche eine Stadt oder ein Dorf für den Anblick aus der Ferne so reizend gestalten.

Das Hauptnahrungsmittel des Chinesen, namentlich des ärmeren, ist der Reis; er ist sein tägliches Brod, gegen welches der Genuss jedes anderen Nahrungsmittels ganz zurücktritt. Neben Reis werden auch andere Vegetabilien, besonders Kohl genossen. Von animalischen Nahrungsmitteln geniesst der wohlhabende Chinese Alles, selbst Manches, vor dem wir uns ekelnd abzuwenden pflegen, so z. B.: Regenwürmer, halbausgebrütete Eier, Ratten. Ein besonders beliebtes Gericht ist das Fleisch des Schweines, sowie auch des Hundes, der in China zu diesem Zwecke gemästet wird. Dagegen wird das Fleisch des Rindes entweder gar nicht oder nur sehr selten genossen, was einerseits auf die Wirthschaftsverhältnisse Chinas (Ackerbau, keine Viehzucht), andererseits auf die Einwirkungen des Buddhismus zurückgeführt werden muss.

So einfach die Mahlzeit des ärmeren Chinesen ist, die nie über Reis, Schweinefleisch und Fische hinausgeht, ebenso raffinirt und reichhaltig ist sie bei Leuten von Vermögen. Man findet da die seltensten Speisen auf alle mögliche Weise mit reichlichem Zusatz von Gewürzen zubereitet. Statt der Butter, die dem Chinesen unbekannt ist, bedient man sich des Ricinusöles, welches aber rein und frei von jedem Beigeschmack dargestellt wird. Aus den Fischen wird, wie auf Kamtschatka, in Hinterindien und anderen Gegenden durch Verwesung und Gährung eine käsige Masse bereitet, die von Feinschmeckern sehr geschätzt wird.

Als Getränk, welches von Jedermann, selbst dem Aermsten genossen wird, dient Thee. Nebstdem kommt ein aus Reis gezogener Branntwein (Samtschu) vor, der warm getrunken wird. Im Norden kennt man auch mehrere mongolisch-tatarische Getränke, so den Kumis und einen aus Schöpsenfleisch gezogenen Branntwein. Obwohl in China die Weintraube in mehreren vorzüglichen Sorten sich findet, ist dennoch die Bereitung des Weines dem Chinesen unbekannt.

Die bereits klein geschnittenen Speisen werden auf Platten in napfförmigen Gefässen aufgetragen und mittelst zweier Stäbchen gegessen. In grösseren Städten existiren Speisehäuser, in denen der Arbeiterbevölkerung die zubereiteten Speisen um billige Preise verkauft werden.

Als Reizmittel sind der Tabak und das Opium über ganz China verbreitet. Die Einführung beider geht in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zurück. Der Tabak wird nicht nur von den Männern, sondern auch von den Frauen geraucht, bei denen er dieselbe Rolle spielt, wie bei uns der Kaffee.

Im Gegensatze zu den Nomadenstämmen der mongolischen Rasse, die um den Chinesen herum wohnen, ist er selbst der Ackerbauer κατ' ἐξοχήν. Die Einführung des Ackerbaues an Stelle der Jagd und Viehzucht, den Hauptbeschäftigungen der alten Chinesen, wird von der Sage schon dem zweiten der fünf mythischen Kaiser Chinas, nämlich Schin-nong, zugeschrieben. Jeder Fleck Landes wird von dem industriösen Sohne des „himmlischen Reiches“ nutzbar gemacht. Bei dem Ueberflusse an guten Wasserstrassen in Gestalt von schiffbaren Flüssen und Kanälen werden die Landwege so viel als möglich eingeschränkt; Weideland ist bei der beschränkten Benützung von Rind und Pferd ohnedies entbehrlich, und zu Leichenhöfen werden nur steinige oder unfruchtbare Orte verwendet. Der Boden

wird reichlich gedüngt und zwar bei dem Mangel an Viehzucht vorwiegend mit menschlichen Excrementen und Küchenabfällen. Vom Reis, dem Hauptnahrungsmittel, gewinnt man zwei Ernten und bepflanzt obendrein in der Zwischenzeit das Feld mit Kohl oder anderen Vegetabilien.

Neben dem Ackerbau sind besonders die Seidenzucht und der Baumwollenbau hervorzuheben, deren Producte dem Chinesen den Flachs und das seltene Leder ersetzen.

An den Flüssen und Meeresküsten wird Fischerei getrieben. Von Hausthieren werden hauptsächlich das Schwein und die Ente gezogen, welche mit den Abfällen der Küche gefüttert werden.

Was die Familienverhältnisse des Chinesen anlangt, so ist ihm gesetzlich nur eine rechtmässige Frau, die seinen Namen führt und ihm feierlich angetraut wird, gestattet, dagegen darf er sich, namentlich wenn die Frau als unfruchtbar sich erwiesen hat, mehrere Beischläferinnen nehmen. Die Kinder, welche die letzteren geboren haben, sind ebenso legitim wie die mit der rechtmässigen Frau gezeugten.

Die Verlobungen, welche den Heirathen vorausgehen, werden gemeiniglich schon in der zartesten Jugend von den beiderseitigen Eltern vollzogen. Die förmliche Werbung selbst muss der Sitte gemäss mittelst gewisser Unterhändler geschehen, und den beiden Theilen wird vor der Hochzeit das Horoscop gestellt, nach dessen Ausfall Tag und Stunde des Hochzeitsfestes bestimmt werden. Dieses selbst findet unter einer Reihe von Festlichkeiten statt, wenn auch die Ceremonie, durch welche die Frau dem Mann angetraut wird, sehr einfach und alles religiösen Charakters entkleidet ist. Sie besteht einfach darin, dass Bräutigam und Braut aus einem Gefässe gemeinschaftlich trinken und eine alte würdige Matrone den Segen über sie spricht.

Bei den Heirathen sieht man besonders darauf, dass beide Theile in Rang und Vermögensverhältnissen einander gleich stehen. Ebenso müssen beide Theile Chinesen sein; Heirathen zwischen Chinesen und Fremden sind gesetzlich verboten. Die Scheidung ist auf gewisse gesetzlich genau bestimmte Fälle beschränkt.

Innerhalb der Familie ist der Hausvater unumschränkter Herr, gegen den sich aufzulehnen ein todeswürdiges Verbrechen wäre. Vermöge seiner religiösen Anschauungen ist das Streben eines jeden Chinesen darauf gerichtet, einen Sohn zu besitzen. Daher wird die

Geburt eines Sohnes in der Familie für ein frohes Ereigniss angesehen, während man die Geburt eines Mädchens als einen Unglücksfall betrachtet. Von den Aermeren werden daher die Mädchen öfter gleich nach der Geburt ausgesetzt.

Die Kinder werden frühzeitig zu bescheidenem und sittigem Betragen angehalten und mit den ersten Elementen des Lesens bekannt gemacht. Für unbemittelte Leute gibt es öffentliche Schulen, worin gegen ein mässiges Schulgeld der Unterricht in den Elementarkenntnissen erheilt wird. In Städten, wo eine grössere Arbeiterbevölkerung sich aufhält, existiren Schulen, welche während der Nachtstunden offen stehen, damit jene Kinder, welche zur Tageszeit ihren Eltern bei der Arbeit helfen, die Wohlthaten des Schulunterrichtes nicht entbehren müssen.

Im Leben sind die beiden Geschlechter von einander streng geschieden. Die Frauen sind von der Oeffentlichkeit ganz ausgeschlossen und auf die Familie beschränkt. Dadurch erhält die Gesellschaft etwas Steifes und Pedantisches. Andererseits entwickelt sich im Manne leicht eine Hinneigung zu geheimen Vergnügungen, in denen er seine sinnlichen Lüste zu befriedigen sucht.

Sowohl die Mädchen als auch die verheiratheten Frauen zeichnen sich durch Bescheidenheit und Eingezogenheit aus. Dagegen gibt es zahlreiche Mädchen, welche in öffentlichen Häusern das Gewerbe der Prostitution ausüben. Zwar ist die Prostitution gesetzlich verboten, sie wuchert aber wie anderswo üppig fort, und es wird das Gesetz gerade von jenen umgangen, die über die Erfüllung desselben zu wachen bestimmt sind.

Die chinesische Familie ist ein Staat im Kleinen mit dem Familienvater an der Spitze. Er empfängt von seinen Untergebenen unbedingten Gehorsam und unbegrenzte Verehrung, er ist aber auch zur Erhaltung und zum Schutz derselben verpflichtet und für die Aufführung der einzelnen Mitglieder derselben verantwortlich. Deshalb kommen ihm auch die Verdienste derselben zu Gute, da man sie als eine Folge seiner guten Regierung betrachtet. Während bei uns erworbene Verdienste auf die Nachkommen vererbt werden können, ist in China das Umgekehrte der Fall. Eltern werden für die Verdienste ihrer Kinder im Grabe geadelt, während Ansprüche, welche auf die Verdienste der Eltern sich gründen, dort ganz unbekannt sind.

Umgekehrt ist auch der chinesische Staat eine Familie im Grossen, mit dem Kaiser als Oberhaupt an der Spitze. Der Chinese

betrachtet seinen Kaiser nicht als einen Fürsten von Gottes oder Volkes Gnaden, sondern als seinen Vater, dem das Beste seiner grossen Familie, des Landes, wirklich am Herzen gelegen ist. Begeisterung für eine bestimmte Dynastie und deren Zwecke ist dem Chinesen vollkommen fremd. Eben deswegen, weil das chinesische Staatsgebäude auf so natürlichen einfachen Grundlagen ruht, hat es alle Stürme, welche über dasselbe hereingebrochen sind, überdauert. Es erklärt sich daraus ferner der für uns merkwürdige Umstand, dass China seine Dynastie so oft gewechselt hat, und dass jede Dynastie, nachdem sie einmal vom Throne Besitz genommen, gehorsame Unterthanen gefunden hat.

Gleich der Familie verfolgt auch der chinesische Staat nur beschränkte Tendenzen. Jeder ausserhalb des Staates Stehende gilt dem Chinesen für einen Rechtlosen, gegen den jeder Betrug, jede Uebervortheilung erlaubt ist, während man gegen jeden Mitbürger ein freundliches, gesittes Benehmen und Ehrlichkeit fordert.

Vermöge der patriarchalischen Grundlagen, auf denen der Staat ruht, wird dem Alter und der Erfahrung eine besondere Verehrung erwiesen. Im noch höheren Ansehen jedoch steht das Wissen. Weder Geburt noch Reichthum geniessen in China irgend welche Achtung und sind im Stande dem Besitzer irgend welche Präponderanz zu verschaffen: nur durch Wissen allein wird man der Aemter und Auszeichnungen und in Folge derselben eines persönlichen Adels theilhaftig.

Da die Aristokratie Chinas, der Gelehrtenstand, ihre Mitglieder aus allen Schichten des Volkes recrutirt und dieselben in der Regel ein schlichtes, einfaches Leben führen, so fällt der Anlass zu grösserem Luxus hinweg. In Folge dessen wird auch der Reichthum, da er kein Ansehen innerhalb der Gesellschaft verleiht, nicht so begierig gesammelt, wodurch eine grössere Vertheilung des Besitzes und Wohlhabenheit der Einzelnen entsteht. — Andererseits ist der Mangel einer bevorzugten auf Geburt und Reichthum basirten Kaste für die Entwicklung des Talentes von den besten Folgen. Alle diese Umstände haben zur Festigkeit des chinesischen Staatsgebäudes beigetragen und dasselbe aus den Stürmen, welche über dasselbe gezogen, unversehrt bewahrt.

Die Staatsbürger Chinas zerfallen in vier Classen, nämlich: 1) Gelehrte, 2) Ackerbauer, 3) Handwerker und 4) Kaufleute. Als ausserhalb der Staatsbürger oder des „ehrlichen Volkes“ stehend

gelten Henker, Dienstboten, öffentliche Mädchen, Schauspieler und Vagabunden, d. i. Personen, die kein bestimmtes Obdach haben.

Der erste Stand (Gelehrtenstand) bildet den Adel Chinas, dessen Würde rein persönlicher Natur ist. Aus ihm werden die Candidaten für die verschiedenen Aemter gewählt. In denselben einzutreten steht jedem Staatsbürger frei. Ueber die Würdigkeit der Candidaten entscheiden Prüfungen, deren es, je nach den Stellen, auf die man aspirirt, eine ganze Reihe gibt.

An der Spitze des Staates steht der Kaiser, der in Uebereinstimmung mit den Satzungen der Weisen regiert. Er vergibt selbständig die einzelnen Stellen. Eine parlamentarische oder gar republikanische Regierung, das Ideal des 19. Jahrhunderts, würde dem Chinesen ebenso absurd erscheinen, wie die Wahl eines Vaters durch die Familie.

Unmittelbar unter dem Kaiser stehen dreizehn Körperschaften, nämlich die Cabinetskanzelei, das leitende Ministerium, die sechs Special-Ministerien (Inneres, Finanzen, Cultus, Krieg, Justiz, Arbeit), die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, das Colonial-Ministerium, die oberste Central-Behörde, der oberste Gerichtshof und das Reichs-Einreichungs-Protocoll. Unter diesen dreizehn Körperschaften steht eine Reihe von Behörden, welche eine fortlaufende Rangstufe bilden. An der Spitze einer jeden Provinz steht ein General-Gouverneur (Vice-König).

Trotz den guten Intentionen der chinesischen Gesetze, welche die Gesellschaft für das Thun jedes Mitgliedes derselben verantwortlich machen und auf diese Weise ein ausgebreitetes Polizei-System schaffen, ist es dennoch sowohl mit den öffentlichen Zuständen als auch mit der Handhabung der Gesetze kläglich bestellt. Nirgends existiren so viele geheime Gesellschaften als in China, nirgends sind die Piraterie und das Bettelunwesen so grossartig entwickelt.

Verwaltung und Justiz sind vereinigt. Unter den Strafen, welche über die Schuldigen verhängt werden, ist das Schlagen mit dem Bambusrohr die häufigste. Sie gilt nicht für entehrend. Alle Würdenträger, selbst die Prinzen des kaiserlichen Hauses, können ihr verfallen. Dem Schlagen mit dem Bambus zunächst steht das Umlegen des hölzernen Halskragens (eines mit einer Oeffnung für den Kopf versehenen Blockes). Unter den Todesstrafen gilt das Henken für die mildeste, — Köpfen und Spiessen, welche für schmachvoll gelten, werden nur an schweren Verbrechern, wie Landesverräthern, Vatermördern, Tempelschändern, vollzogen.

Die Militärmacht Chinas ist im Verhältniss zur Grösse des Reiches unbedeutend. Die regulären Truppen (Mandschus) belaufen sich nur auf 80.000 Mann, welche in 8 Abtheilungen, jede zu 10.000 Mann, zerfallen. Die übrige Mannschaft, welche wohl gegen 700.000 Köpfe betragen mag, sind nur Milizen, die in ihren Recrutirungsbezirken den gewöhnlichen Beschäftigungen nachgehen. Da die Offiziere aus derselben Classe wie die Civilbeamten genommen werden und keine besondere kriegswissenschaftliche Vorbildung haben, so lässt sich der klägliche Zustand des chinesischen Heeres leicht ermessen.

Die Waffen des Chinesen bestehen seit alter Zeit aus Bogen und Pfeil und einem breiten Schwerte. Wenngleich mit dem Pulver lange bekannt, hat er es bis auf die Neuzeit meistens nur zu Feuerwerken benützt.

Die Industrie Chinas steht, trotz der geringen Aufmunterung, die ihr von Seite der Aristokratie (armer Gelehrtenadel) und der Regierung (in Folge der mangelhaften Handelsverbindungen) zu Theil wird, dennoch auf einer hohen Stufe der Entwicklung.

Die Erfindung und Cultur mehrerer Industriezweige geht in China ins graueste Alterthum zurück. So z. B. die Gewinnung und Verarbeitung der Seide, die Fabrication des Porzellans, des Papiers, der Tusche u. s. w.

Der Handel Chinas ist vorwiegend Binnenhandel. Einem grösseren Aufschwunge des Handels überhaupt stehen mehrere Hindernisse entgegen, wovon der Mangel an flüssigem Capital obenan steht. Jener grosse Reichthum und jene neben ihm einhergehende grosse Armuth, wie wir sie in Europa kennen, sind in China unbekannt. Zudem sind die chinesischen Schiffe viel zu plump gebaut und für längere, weite Seereisen gar nicht geeignet. Uebrigens fehlt bei China gerade jenes Moment, welches den Handel besonders begünstigt, nämlich das Bedürfniss. Das Land bietet alles, dessen der civilisirte Mensch bedarf, in reichstem Maasse, ja es kann sogar vieles von dem, was es besitzt, an andere abgeben.

Der wichtigste Ausfuhrartikel Chinas, der Thee, wäre allein im Stande, dem Reiche der Mitte enorme Summen Bargeldes zuzuführen, wenn nicht das Opium ein dort so stark gesuchter Artikel wäre, dass die Einfuhrsumme des letzteren heut zu Tage beinahe das Doppelte der Ausfuhrsumme des ersteren ausmacht.

Von Krankheiten kommen in China namentlich die Hautausschläge zahlreich vor, was eine Folge der grossen Unreinlichkeit

und des allzu häufigen Genusses des Schweinefleisches sein dürfte. Dagegen sollen die Krankheiten der Verdauungsorgane und des Nervensystems in China viel seltener als bei uns vorkommen, was in der mässigen Lebensweise und dem allgemeinen Theetrinken seinen Grund haben mag. Die Heilkunde, obschon sie von zunftmässigen Aerzten geübt wird, steht jedoch auf einer tiefen Stufe. Sie ist noch zu viel mit astrologischen Anschauungen verbunden, und die Jünger derselben widmen sich ihr ohne vorherige theoretische Vorbildung.

Bei eingetretenem Todesfalle werden die Anverwandten und Freunde des Verstorbenen davon alsogleich in Kenntniss gesetzt. Sie erscheinen darauf weiss gekleidet (weiss ist die Trauerfarbe), um den Todten zu betrauern. Die Thüren des Hauses werden mittlerweile weiss behangen. Darauf begibt sich der älteste Sohn oder dessen ältestes Kind mit einem Gefässe, in welchem einige Münzstücke sich befinden, zum nächsten Flusse, um Wasser für den Verstorbenen zu kaufen. Mit diesem Wasser wird er gewaschen, in weisse Gewänder gehüllt und in einen mit ungelöschtem Kalk ausgestreuten Sarg aus dicken Brettern gelegt. Der Sarg wird luftdicht verschlossen und eine Tafel mit dem Namen und den Würden des Verstorbenen auf demselben befestigt. Man stellt ihn durch einundzwanzig Tage aus, nach deren Ablauf er unter Musikbegleitung und Verbrennen duftender Harze bestattet wird.

Die Gräber befinden sich an unfruchtbaren, steinigen Orten. Oft werden, wenn kein Platz vorhanden ist, die Särge übereinander geschichtet und übermauert. Am Grabe werden die Kostbarkeiten und Kleider des Verstorbenen (aber nur sinnbildlich, aus Papier verfertigt) verbrannt. Die Trauer um den Todten, während welcher man sich weiss kleidet und von allen Belustigungen zurückzieht, dauert siebenundzwanzig Monate. Zweimal im Jahre, im Frühling und im Herbst, wird den Verstorbenen auf den Gräbern geopfert.

Was die Religion Chinas betrifft, so muss man zwischen der Religion des Volkes und der Gelehrten unterscheiden und darf auch den Glauben der alten Zeit mit jenem der neuen nicht verwechseln.

Die alte Volksreligion der Chinesen bestand — wie die Religion der hochasiatischen Völker überhaupt — in der Verehrung der Naturkräfte, speciell des Himmels, der Erde und des Menschen, d. h. der Geister der Verstorbenen, besonders der alten Kaiser und der Erfinder der nützlichen Dinge. Sie kannte weder Tempel noch Götterbilder, sondern nur Opfer, welche vom Kaiser, seinen Beamten

und den Oberhäuptern der Familien dargebracht wurden. Ein bestimmter Priesterstand war nicht vorhanden.

Dieser einfache Glaube ist es, welcher der heut zu Tage als officiell geltenden Volksreligion zu Grunde liegt, an welcher von den Leuten gewöhnlicher Durchschnittbildung festgehalten wird. Er ist es, welchen später Kung-fu-tse reformirte und zur Grundlage seines das eigentliche Chinesenthum constituirenden nationalökonomischen Systems erhob. Die Lehre Kung-fu-tse's, die ethisch reformirte alte Volksreligion ist die eigentliche Religion der Gebildeten Chinas, während einzelne Philosophen, sowie das gemeine ungebildete Volk zwei anderen Religionen, nämlich der Tao und dem Buddhismus anhängen.

Die Tao (der Weg) verdankt ihre Entstehung Lao-tse, einem Zeitgenossen Kung-fu-tse's. Sie ist der mystische Niederschlag der alten Volksreligion. — Ihre Anhänger befassen sich mit Vorliebe mit der Magie, Alchymie und andern mystischen Hantirungen.

Der Buddhismus ist kein chinesisches Erzeugniss, sondern eine importirte Religion, die aber trotz mehrfachen Verfolgungen von Seite der Regierung in den Gemüthern des gemeinen Volkes, welches die rein auf den Verstand berechnete Lehre Kung-fu-tse's nicht befriedigte, feste Wurzeln geschlagen hat. Doch unterscheidet sich der chinesische Buddhismus (Foismus) wesentlich sowohl vom hinterindischen und singhalesischen, als auch vom tübetischen und mongolischen, insofern er durch den Einfluss der Lehre Kung-fu-tse's mehr popularisirt und vieler seiner Extravaganzen beraubt worden ist.

Das bürgerliche Jahr des Chinesen ist ein Mondjahr. Es besteht abwechselnd aus zwölf und dreizehn Monaten, und fängt mit dem nächsten Neumond nach dem 15^0 des Wassermannes an. Die Woche zerfällt wie bei uns in sieben Tage, der Tag, welcher mit 11 Uhr vor Mitternacht anhebt, in 12 Stunden. Ruhetage, an denen die Arbeit eingestellt wird, kennt der Chinese nicht, ebenso ist die Zahl der Feste, welche er feiert, sehr beschränkt.

Als allgemein gefeierte Feste können nur vier gelten, nämlich das Neujahrfest, das Laternenfest (zur Feier des ersten Vollmondes im Jahre), das Frühlingsfest und das Fest zu Ehren der Verstorbenen (am ersten Tage des siebenten Monats).

Die Sprache Chinas, welche aus einsilbigen Stammwörtern besteht, durch deren ganz bestimmte Stellung innerhalb des Satzes der Mangel an Flexion ersetzt wird, zerfällt in zwei Hauptrichtungen, nämlich: 1) Volkssprache und 2) Schriftsprache, neben welchen noch

die Umgangssprache der Gebildeten (Mandarin-Dialekt) als dritte Richtung gelten kann. Die Volkssprache, welche gegenwärtig in mehrere Dialekte zerfällt, die in der Aussprache von einander so stark abweichen, dass sie keinen unmittelbaren Verkehr im täglichen Leben zulassen, ist weniger abgeschliffen, als die Schrift- und gebildete Umgangssprache, insoferne sie noch Consonanten am Ende des Auslautes der einzelnen Wurzelformen duldet, während die beiden letzteren nur Vocale und Nasale im Auslaute gestatten. Sie steht also dem Ursprunge viel näher als die beiden anderen und muss daher auf sie bei Erwägung der etwaigen Verwandtschaftsverhältnisse mit anderen Sprachen vor allem Rücksicht genommen werden.

Die Literatur Chinas zeichnet sich sowohl durch ein ehrwürdiges Alter als auch einen ansehnlichen Umfang vor allen bekannten Literaturen aus. Ihre Grundlage bilden die sogenannten fünf Bücher (Wu-king), nämlich: Y-king (das Buch der Verwandlungen), Schu-king (das Buch der Urkunden). Schi-king (das Buch der Lieder), Li-ki (der Ritualcodex) und Tschun-tsiu (Frühling und Herbst). Diese Bücher stehen bei den Chinesen in einem ähnlichen Ansehen wie der Koran bei den Muhammedanern und die Bibel bei den Juden.

Unter den Werken der weltlichen Literatur sind besonders hervorzuheben die zahlreichen Geschichtswerke, die Werke über Philologie, Literatur, Völkerkunde, Naturwissenschaften, Medicin und verschiedene gewerbliche Zweige, die zahllosen Werke der schönen Literatur, wobei das Drama und der Roman vorherrschen, gar nicht zu erwähnen. Allen diesen Werken ist der Charakter des chinesischen Volksgeistes, nämlich Nüchternheit und eine ins Einzelne gehende Genauigkeit, gepaart mit einem Mangel an Schwung und echt künstlerischer Gestaltung, deutlich aufgeprägt.

Das Studium dieser Alles umfassenden Literatur, sowohl nach Form als auch nach Inhalt, ist die Hauptaufgabe der chinesischen Erziehung und Bildung. Alles das was die Alten erdacht haben genau zu kennen und zu commentiren ist das Endziel der chinesischen Gelehrsamkeit. Damit ist die Beschränktheit und zugleich die Tiefe der Bildung Chinas auf ihren hauptsächlichsten Grund zurückgeführt.

b. Japanesen.*)

Die Kleidung der Japanesen ist nach den Ständen sehr verschieden. Während der gemeine Mann namentlich in der warmen Jahreszeit bis auf eine um die Lenden geschlungene Schürze nackt einhergeht, steckt der Vornehme in weiten und bauschigen Kleidern, aus Seide und anderen kostbaren Stoffen. In der Regel ist die Kleidung des Japaners, der einem Geschäfte nachgeht, mehr anliegend und einfach, dagegen die Staats- und namentlich die Hofkleidung mit ihren weiten Aermeln und langen schleppenden Beinkleidern sich durch eine nach unseren Begriffen übertriebene Stoffverschwendung auszeichnet. Jede Kleidung, und mag sie noch so einfach sein, zeichnet sich durch eine gewisse Reinlichkeit vortheilhaft aus, wie denn auch der Japaner, seinem westlichen Nachbar gegenüber, dem Chinesen, das Bad fleissig gebraucht.**)

An den Füssen trägt man Strohschuhe, welche beim Betreten des Zimmers abgelegt werden. Auf dem Kopfe trägt man einen Hut, der in der Regel einer umgekehrten Schüssel nicht unähnlich ist. Das Haar wird von den Männern am Vorderkopf bis gegen den Scheitel geschoren und dann das auf dem Hinterkopfe stehen gebliebene Haar mit Pomade reichlich eingerieben und nach vorne gekämmt. Die Frauen lassen das Haar lang wachsen, binden es zu einem Knoten zusammen und befestigen diesen mittelst mehrerer kreuzweise eingesteckter Nadeln am Kopfe.

Bemerkenswerth ist die Sitte der japanesischen Frauen, Lippen und Zähne sich zu färben. Dies geschieht zu jener Zeit, wenn ein Mädchen Braut wird oder am Tage der Vermählung. Die Zähne werden mittelst einer Mischung von Eisenfeilspänen und Saki schwarz gebeizt, und die Lippen mit einer Farbe überzogen, welche sie Anfangs dunkelroth erscheinen lässt, bei fortgesetztem Gebrauche jedoch ihnen eine dunkelviolette Färbung ertheilt.

---

*) Ausser den oben angeführten Werken von Kaempfer und Siebold vgl. besonders: Perry, M. C., Narration of the expedition of an American squadron to the China seas and Japan, performed in the years 1852, 1853 and 1854, Washington 1856, 4°. Pompe van Meerdervoort, Vijf jaren in Japan. Bijdragen tot de kennis van het japansche keizerrijk en zijne bevolking, Leyden 1867—68, 8°. 2 voll., und Spiess, Gustav. Die preussische Expedition nach Ostasien, während der Jahre 1860—1862, Leipzig 1864, 4°.

**) In den öffentlichen Bädern, deren es allenthalben mehrere gibt, baden beide Geschlechter im Zustande vollkommener Nacktheit mit einander.

Die Häuser der Japaner sind durchgehends aus Holz (meistens Tannenholz) aufgebaut und in der Regel einstöckig. Die einzelnen Abtheilungen (Zimmer) haben eine bestimmte Grösse, da die Matten, mit denen man den Fussboden bedeckt, hineinpassen müssen. Ebenso sind Fenster, Thüren u. a. genau ausgemessen. Man kauft die Häuser meistens fertig und lässt sie aufstellen. Die Scheidewände im Innern, welche verschoben werden können, sind entweder aus Holz oder häufiger aus Pappe; die Fenster sind mit ölgetränktem Papier überzogen. Rauchfänge finden sich an den Häusern nicht; der Rauch muss theils durch Thür und Fenster, theils durch die Ritzen des Hauses nach aussen entweichen. — Das Dach, welches vorne weit vorspringt, um Schutz gegen Sonne und Regen zu gewähren, ist mit Ziegeln eingedeckt. In den Pfosten, auf welchen der Dachvorsprung ruht, sind Läden eingelassen, die man bei Tage und schöner Witterung herauszieht, dagegen Nachts und bei Regenwetter einsetzt, namentlich um das Papier der Fenster vor dem Durchweichen durch das Regenwasser zu schützen.

Ausser den Tapeten, womit in den Häusern der Vornehmen die Zimmerwände überzogen werden, sowie Vasen und anderen Schau-Objecten, bietet ein japanisches Zimmer nichts Bemerkenswerthes dem Auge des Beschauers dar. Es mangeln ihm Tische, Sesseln, Kästen, Betten und andere Stücke, welche ein europäisches Zimmer so wohnlich gestalten, ganz und gar.

Jedes japanische Haus ist entweder auf der vorderen oder auf der rückwärtigen Seite mit einem Garten versehen, der bei den Aermeren mit Küchengemüsen, bei den Reicheren mit Ziergewächsen bepflanzt und mit Wasserbecken, in denen Goldfische herumschwimmen, besetzt ist.

Die Nahrung des Japaners ist zum grössten Theil den Vegetabilien und den Producten des Meeres entnommen. — Reis ist, wie in China so auch in Japan das Hauptnahrungsmittel, das von Arm und Reich täglich in verschiedenen Formen genossen wird. Dem Reis zunächst kommt der Fisch, an dessen verschiedenen Arten das japanische Meer so reich ist und der auch seit undenklichen Zeiten dort gefangen wird. Gänse, Enten, Hühner und anderes Hausgeflügel, deren Zucht in Japan getrieben wird, sind nur für die Tafeln der Vornehmen bestimmt. Das Rind, welches, wenn auch in beschränkter Anzahl, in Japan sich findet, ist dort Zug- und Lastthier, nicht Zuchtthier: weder sein Fleisch noch seine Milch wird genossen. Dasselbe gilt auch vom Schafe.

Zu den Nutzgewächsen, welche ausser dem Reis in Japan cultivirt werden, gehören Weizen, Gerste, Buchweizen, Mais (der sich beim Betreten Japans durch die Europäer dort bereits vorgefunden haben soll), mehrere Bohnenarten, Yams, süsse Kartoffeln, Melonen, namentlich aber mehrere Rettigarten, welche von den Japanern mit einer besondern Vorliebe genossen werden.

Im Ganzen und Grossen ist die japanische Küche einfach und steht zur ausgesucht raffinirten Schlemmerei des Chinesen in einem stricten Gegensatze.

Der Ackerbau, obgleich er die Grundlage der japanischen Gesellschaft bildet, wird dennoch mit den primitivsten Werkzeugen betrieben. Der Pflug des Japaners ist noch immer jenes einfache Instrument, dessen sich unsere alten Vorfahren bedienten. Dagegen versteht der Japaner die Bewirthschaftung des Bodens ganz vorzüglich, was bei dem Mangel an Viehdünger besonders anzuerkennen ist. Wie in China wird jedes einigermassen zum Ackerbau passende Stück Landes benützt und durch alle Mittel rationeller Landwirthschaft verbessert.

Das beliebteste Getränk ist, gleichwie in China, der Thee, dessen Cultur in Japan ziemlich alt ist, indem sie wahrscheinlich schon in den Beginn des neunten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zurückreicht. Man zieht den Theestrauch längs der Ackerfelder und Landstrassen und in kleinen Anlagen, wo er besonders in den Strichen zwischen dem 30° und 35° nördl. Breite vortrefflich gedeiht. Ein weiteres Getränk ist der Saki, ein Branntwein, der in verschiedenen Graden destillirt und oft auch mit Gewürzen versetzt wird. Man kann den Japanesen grosse Unmässigkeit im Genusse dieses Nationalgetränkes nicht absprechen und es sollen jährlich manche Individuen in Folge dessen an Säuferwahnsinn, Schlagfluss und anderen Krankheiten zu Grunde gehen.

Als Reizmittel dient allgemein der Tabak, der sowohl von den Männern als auch von den Frauen aus kleinen Pfeifchen den ganzen Tag über geraucht wird. Man baut für den sehr bedeutenden Verbrauch im Lande mehrere Sorten an; die beste soll die aus Satsuma stammende sein.

Da die Japaner bei dem Mangel an Viehzucht den Talg nicht kennen, so wird in ziemlich grossen Massen der sogenannte Wachsbaum (Rus succedanea) cultivirt, dessen Früchte ein unserem Bienenwachs ähnliches Pflanzenfett liefern. Daneben wird auch die

Bienenzucht stark getrieben, deren Producte, Wachs und Honig, hier um so werthvoller sind, als Japan der Zuckerbau gänzlich mangelt.

Weiter sind hervorzuheben die Cultur des sogenannten Papiermaulbeerbaumes (Broussonetia papyrifera), aus deren in Lauge abgesottener und weichgeklopfter Rinde das in Japan übliche Papier bereitet wird, ferner die Cultur der Baumwolle, deren Producte den Hauptbekleidungsstoff liefern.

Das ganze bebaute Land in Japan zerfällt in zwei Theile, nämlich in das ebene, mit Reis bebaute Feldland und das an den Hügeln mit anderen Nutzpflanzen besteckte Bergland. Das letztere ist das eigentliche Eigenthum des Landmannes, während das erstere dem Landesfürsten gehört und an den Landmann gegen eine jährliche Abgabe vom Ertrage, die 50—60 Procent beträgt, verpachtet wird. Trotz der grossen Ausdehnung des bebauten Bodens nehmen die Waldungen in Japan einen grossen Theil des Landes ein. Sie sind durchgehends in einem guten Zustande, da sie weder durch Wild noch durch das Vieh zu leiden haben, was bei dem ungeheueren Verbrauche des Holzes zum Häuserbau und zur Feuerung besonders hervorgehoben werden muss.

Die Jagd sowohl auf das vierfüssige als auch das Vogelwild ist ein Privilegium des höchsten Adels; doch ist es dem Landmann gestattet, das Wild, wenn es seinem Acker verderblich zu werden droht, auf diesem durch aufgestellte Schlingen und andere Vorrichtungen zu vertilgen.

Die Anlage der Dörfer und Städte ist ziemlich gleichförmig. Ueberall stehen die einstöckigen Häuser zu Reihen zusammengestellt, wobei jedoch wenig auf die Symmetrie Rücksicht genommen ist, so dass oft ein Haus mehr hervorragt als das andere, bei dem einen der Garten vorne, bei dem andern dagegen hinten sich befindet. Die Gassen sind sehr reinlich und selbst bei grosser Belebung derselben ziemlich geräuschlos. Ueberall findet man Tempel, sowohl der Anhänger des einheimischen Sinto- oder Kami-Cultus als auch der Buddhisten, die sich durch eine gewisse wohlthuende Reinlichkeit im Innern und eine schöne schattige Umgebung auszeichnen. Die Friedhöfe sind in Japan nicht wie in China auf steinigem, unfruchtbarem Boden angelegt, sondern befinden sich in der Regel in einer schönen Umgebung und sind mit den herrlichsten Zierpflanzen geziert, so dass man beim Betreten derselben nicht auf einem Orte der Verwesung, sondern eher in einem fröhlichen Garten zu wandeln vermeint.

Die Landstrassen, welche das Land durchziehen und selbst in die unwirthbaren Gegenden des Gebirges hinaufführen, sind solid gebaut. Der Weg ist durch festgestampften Schotter und Sand gleichmässig geebnet und zu beiden Seiten mit Abzugcanälen für das Regenwasser, sowie mit dichten schattigen Bäumen versehen. Die Entfernungen sind durch Meilenzeiger kenntlich gemacht und von Strecke zu Strecke finden sich Anstandsorte, damit der Weg nicht verunreinigt und das Auge des Reisenden nicht beleidigt werde.

Was die Familienverhältnisse des Japanesen anbelangt, so ist ihm gesetzlich die Polygamie gestattet. Die Anzahl der Frauen richtet sich nach dem Range und Vermögen, so dass, wie anderswo, der Arme, der kaum den Unterhalt einer Frau zu bestreiten vermag, factisch in der Monogamie leben muss. Trotz der grossen Freiheiten, welche Mädchen und Frauen bei den Japanesen geniessen, lobt man allgemein ihren züchtigen und eingezogenen Wandel, und es sollen Scandalgeschichten, an denen wir so reich sind, dort gar nicht vorkommen.

Dieser Punkt mag wohl im tiefsten Grunde mit einem anderen zusammenhängen, nämlich mit der wohlorganisirten Prostitution, welche in allen grösseren Städten, wo viele Fremde zusammenströmen, besteht. Dort gibt es nämlich sogenannte Theehäuser in denen arme, junge Mädchen, welche von ihren Eltern für die Zeit ihrer Jugendblüte dorthin verkauft werden, das Gewerbe ausüben.*) Da selbst der verheirathete Japanese in der Befriedigung des Geschlechtstriebes ausserhalb der Ehe und dem Besuche eines öffentlichen Bordells weder ein moralisches Vergehen noch eine Erniedrigung erblickt, so wird in der That durch diese unsere Gefühle verletzende Einrichtung der Zucht und Sittlichkeit innerhalb der Familie eine Schutzwehr geboten.

Im Ganzen genommen sind die Lüsternheit und Geilheit in geschlechtlichen Dingen in Japan nicht so gross wie bei uns, indem beiden Geschlechtern von früher Jugend an nichts verheimlicht wird und man selbst öffentlich Obscönitäten ihrem Anblicke nicht entzieht. So kommt es, dass bei dem frühzeitigen Heirathen (beim Manne mit dem zwanzigsten, beim Mädchen mit dem fünfzehnten Jahre) beide Geschlechter physisch unverdorben in den Stand der Ehe treten.

---

*) Diese Mädchen kehren etwa um das 24. Jahr wieder in die ehrliche Gesellschaft zurück, und sollen, da man ihre frühere Lebensweise nicht als Schande ansieht, manchmal gute, geachtete Hausfrauen werden.

Die Kinder werden naturgemäss, einfach erzogen. Man setzt sie von frühester Jugend an dem Wechsel der Witterung aus und überlässt sie ihren Neigungen und Spielen. Sobald sie grösser geworden sind, schickt man sie in die Schule. An Volksschulen, wo die Knaben im Lesen und Schreiben und die Mädchen auch noch im Nähen und Sticken unterrichtet werden, ist Japan sehr reich; fast jedes Dorf hat seine Schule, in den Städten gibt es deren mehrere. Daher trifft man sowie in China auch in Japan selten einen Menschen, der nicht lesen und schreiben könnte. Dagegen ist der höhere Unterricht sehr mangelhaft, und ist der nach Wissen dürstende Jüngling theils (wenn er reich ist) auf einen Privatlehrer, theils (wenn er arm ist) auf sein eigenes Studium angewiesen.

Die Bevölkerung Japans zerfällt in acht Classen, nämlich: 1) die Fürsten, 2) den Adel, 3) die Priester (sowohl des einheimischen Sinto- als auch des importirten Buddhacultus, 4) die Krieger, 5) die Beamten und Aerzte, 6) die Kaufleute und Grosshändler, 7) die Kleinhändler, Künstler und Handwerker, mit Ausnahme der Gerber (deren Handwerk für unrein gilt), 8) die Landleute und Taglöhner. Ausserhalb des ehrlichen Volkes stehen die Gerber, Henker und andere Personen, welche mit Leichen, Häuten und Fellen in Berührung kommen.

Aus den Mitgliedern der beiden ersten Classen werden die Functionäre für die höchsten Würden und Aemter gewählt und ist nur ihnen ein grösserer Luxus gestattet. Dagegen ist der letztere den Mitgliedern der sechsten Classe, wenn auch die ausgiebigsten Mittel dazu vorhanden sind, durch strenge Gesetze verboten. Der Adel sammt der vierten Classe ist zum Kriegsdienste verpflichtet. Der achte Stand ist der eigentliche Nährstand Japans, indem nur der Landmann thatsächlich besteuert ist, während der Industrielle einen im Verhältniss zu den Abgaben des vorigen kaum der Rede werthen Beitrag leistet. Die Beamten, welche ihre Gehalte in natura geliefert erhalten, sind in der Regel schlecht bezahlt, was trotz der Ordnung und Controle, welche überall gehandhabt werden, Unterschleife und Bestechungen zur Folge hat.

Japan ist ein monarchischer Vasallenstaat mit einem geistlich-weltlichen Oberhaupte (Mikado) an der Spitze. Dieses entstammt dem alten Göttergeschlechte Zin-Mu's, der im Jahre 660 vor Beginn unserer Zeitrechnung die Geschichte Japans eröffnet. Innere Verwicklungen und Fehden der einzelnen Vasallenfürsten (Daimio's)

unter einander veranlassten den Mikado Go-Toba im Jahre 1185 unserer Zeitrechnung, seinen zweiten Sohn Yoritomo zur Unterdrückung der Unruhen mit dem Titel eines Sjogun (Krongeneral)*) an die Spitze eines grösseren Heeres zu stellen. Die glückliche Beendigung der Kriege und die in Folge dessen entstandene Anhänglichkeit des Heeres an ihn, veranlassten Yoritomo nach und nach alle äusseren Angelegenheiten an sich zu reissen und sich in eine vom Mikado unabhängige Stellung zu versetzen. Trotz hartnäckigem Widerstreben erkannte der Mikado die Dinge im Jahre 1191 an, womit neben dem geistlichen und legislativen Oberhaupte in Japan ein weltliches und executives förmlich eingesetzt wurde. Dies dauerte unter fortwährendem Zurückdrängen des Mikado in eine steife Etikette und müssige Beschaulichkeit bis in die neueste Zeit (1861) fort, wo das Erscheinen der Europäer und Nord-Amerikaner dem jungen Mikado mit Hilfe einer mächtigen Adelspartei Gelegenheit gab, den Sjogun niederzuwerfen und sich wieder zum freien unumschränkten Oberhaupte des Feudalstaates zu machen.

Die Gesetze der Japanesen sind sehr streng: auf die meisten schwereren Vergehen ist schon die Todesstrafe gesetzt, während kleinere Vergehen, wie Diebstahl von Sachen geringeren Werthes, mit der Brandmarkung bestraft werden. Doch darf der Dieb nicht zu oft rückfällig werden, da nach dem vierundzwanzigsten Male, wo er ertappt worden, an ihm auch die Todesstrafe vollzogen wird. Die letztere Strafe gilt für entehrend und ist mit Vermögensconfiscation verbunden. Wenn daher ein vornehmer Mann ein Vergehen begangen hat, worauf die Todesstrafe gesetzt ist, so sucht er sich durch das Bauchaufschlitzen (Harakiri) selbst zu entleiben, da er auf diese Weise dem Gesetze gegenüber rein dasteht und seiner Familie das Vermögen rettet.

Unter den einheimischen Waffen Japans steht das ungemein gut gearbeitete und haarscharf geschliffene Schwert obenan. Es bildet das Abzeichen der vornehmen Stände auch im Frieden und werden in der Regel zwei, zu jeder Seite eines, getragen. Den Gebrauch des Schiessgewehres und der Kanone haben die Japaner frühzeitig durch die Portugiesen und Holländer kennen gelernt und ihre Waffen nach dem Muster der bei diesen Völkern verwendeten

*) Der Name Taikun, mit welchem man ihn oft bezeichnet findet, ist ihm von den Amerikanern beigelegt.

Exemplare verfertigt. In neuester Zeit haben die verbesserten Waffen der Europäer und Nord-Amerikaner Eingang gefunden und dürfte in kurzer Zeit die japanische Armee den Heeren des civilisirten Abendlandes ebenbürtig zur Seite gestellt werden können.

Die Japanesen sind grosse Freunde der gymnastischen Uebungen und allenthalben sieht man die Jugend mit der Pflege der Turn- und Fechtkunst beschäftigt. Auch die Productionen auf diesem Gebiete gehören zu den Lieblingsschauspielen der Japanesen. Jene Leute, welche dem Ringer- und Fechtergewerbe obliegen, pflegt man, damit sie bei Kräften bleiben, mit reichlicher und kräftiger Kost zu versorgen, wodurch ihre Muskeln derart an Umfang zunehmen, dass die betreffenden Personen wandelnden Fettklumpen gleichen.

Die ursprüngliche Religion der Japaner beruht im Ganzen auf denselben Grundlagen, wie die Religion der anderen hochasiatischen Völker; auch sie bezieht sich auf die Verehrung der Naturkräfte, speciell des Himmels und jener Mächte, welche den Verkehr zwischen der unsichtbaren Gottheit und dem Menschen vermitteln. Nebenbei spielt wie in China innerhalb derselben die Verehrung der Ahnen eine grosse Rolle.

Gleich dem Turum der Ostjaken ist auch die Sonnengottheit der Japaner (unter dem Symbol eines reinen Spiegels*) dargestellt) zu erhaben, als dass der Mensch sich unmittelbar an sie wenden könnte. Er bedarf zu diesem Zwecke der Vermittlung anderer Götter, sogenannter Kami, deren es zwei Arten gibt, nämlich erstens eigentliche Götter und zweitens Heroen oder göttergewordene fromme Menschen. Dieser Cultus, Kami-no-madsu, „der Weg der Götter", ist mehr unter dem chinesischen Aequivalente dieses Ausdrucks, nämlich Sin-to (chinesisch Schin-tao) unter uns bekannt.

Der Sin-to ist die eigentliche Staatsreligion Japans, mit dem Mikado als Oberhaupt an der Spitze. Gleichwie die Doctrin Kung-fu-tse's mit dem Denken und Fühlen des gebildeten Chinesen innig zusammenhängt, ebenso ist der Sinto mit den ganzen Einrichtungen in Familie und Volk bei den Japanern innig verbunden. Er ist ein Ausfluss des japanischen Volksgeistes und als solcher unzerstörbar.

In praktischer Hinsicht hat der Sinto-Cultus grosse Aehnlichkeit mit der Religion Zarathustras. Auch er empfiehlt gleich

---

*) Vergl. den mexicanischen Tezcatlipoca, S. 265.

dieser seinen Anhängern Reinheit des Herzens und Leibes durch Enthaltung von jeder Verunreinigung durch Gedanken, Worte und Thaten und macht ihnen die Bewahrung des Symbols der Reinheit, des heiligen Feuers, zur Pflicht.

In dieser ursprünglichen Reinheit wird jedoch gegenwärtig dieser Cultus nicht mehr angetroffen, sondern ist durch den Buddhismus und die Lehre Kung-fu-tse's bedeutend modificirt.

Der Buddhismus, dessen Einführung in Japan (aus dem benachbarten China) in das sechste Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückgeht, hat dort eine grosse Verbreitung gefunden. Er kann wie in China für die Religion des gemeinen Volkes gelten und zerfällt in mehrere Secten, jenachdem er mehr oder weniger von dem Sinto-Cultus in sich aufgenommen hat.

Neben diesen beiden Religionen findet sich noch die Lehre Kung-fu-tse's in Japan vor; sie wird jedoch nur von wenigen, wie es scheint, dem Gelehrtenstande angehörenden Individuen bekannt.

Das japanische Jahr ist ein Mondjahr und besteht wie das chinesische abwechselnd aus 12 (354 Tagen) und 13 Monaten (384 Tagen) und beginnt mit dem Februar. Tag und Nacht zerfallen je in 6 Stunden, die nach der Jahreszeit kürzer und länger sind. Von den drei Cyclen der Zeitrechnung, die im Gebrauche sind, ist der eine, sechzigjährige derselbe, dessen die Mongolen und Kalmüken sich bedienen.*)

Gleich den Chinesen und allen Völkern der mongolischen Rasse ist den Japanern ein in bestimmten Zeiträumen (Wochen) wiederkehrender Ruhetag unbekannt, ebenso ist die Zahl der Feste sehr beschränkt. — Diese werden aber gleich unseren Kirchweihfesten mit Aufzügen und Trinkgelagen gefeiert und Arm und Reich beeilt sich dabei, die Sorgen des Tages zu vergessen und das lang ersehnte Fest in fröhlicher Stimmung zu verleben.

Die japanische Sprache, ein in Betreff der Structur dem Mandschu und Mongolischen ähnliches Idiom, wurde frühzeitig schriftstellerisch ausgebildet und besitzt eine ziemlich reichhaltige Literatur. Diese ist wesentlich durch die Anregung Chinas gebildet worden und hat sich lange Zeit über eine Nachahmung der chinesischen in Stoff und Form nicht zu erheben vermocht. Gleichwie in der

---

*) Bergmann, Benjamin, Nomadische Streifereien unter den Kalmüken. Riga 1804. 8°, II, S. 337.

chinesischen sind auch in ihr besonders Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften, Philologie und unter der sogenannten schönen Literatur das Drama und der Roman vertreten. Obwohl der chinesischen an Selbständigkeit und Unmittelbarkeit der Auffassung überlegen, erhebt sie sich dennoch gleich dieser nicht über das Alltägliche und kann eine gewisse verstandesmässige Nüchternheit nicht verläugnen. Die Bücher werden in Japan um einen beispiellos billigen Preis hergestellt, so dass die Lectüre derselben Jedermann, selbst dem Unbemittelten zugänglich ist. Die besseren Producte der japanischen Buchdruckerkunst zeichnen sich durch einen gewissen kalligraphischen Geschmack aus, welcher überhaupt von den Orientalen bei Werken, die über das unmittelbarste Bedürfniss hinausgehen, gefordert wird, ein Punkt, für den uns beinahe jedes Verständniss mangelt. Die Bücherläden sind mit Bildern, Landkarten und schwungvoll ausgeführten Stücken der chinesischen Kalligraphie behangen und bieten überhaupt das Bild eines regen geschäftigen Lebens dar. Eine nicht unbedeutende Rolle spielen die ausgestellten obscönen Bilder der ärgsten Art, welche von Alt und Jung, Vornehm und Niedrig mit grossem Interesse betrachtet werden, ein Zug, der den Japaner dem modernen Abendlande gegenüber trefflich illustrirt.

Dasselbe was von der Literatur, gilt auch von der höheren Industrie und Kunst, falls der letztere Ausdruck hier überhaupt Platz finden kann. Auch hierin sind die Japaner den Chinesen bedeutend überlegen; ihre Producte zeigen mehr Schwung als die chinesischen. Aber trotzdem sind beide noch weit entfernt von den Ansprüchen, die wir an Kunstwerke zu stellen gewohnt sind. Es ist im Grunde nur eine wunderbar vervollkommnete Technik, die in den Producten Chinas und Japans uns entgegentritt; eine Kunst, die auf der Verkörperung des Ideals beruht, ist es nicht, da den Völkern der mongolischen Rasse der Begriff des Ideals ganz und gar mangelt.

Sprache.

Die Sprachen der Völker, welche zur hochasiatischen oder mongolischen Rasse zählen, sind ebenso mannigfaltig, wie die Culturstufen, zu denen sich die einzelnen Völker erhoben haben. Wir finden da Sprachen von dem einfachsten Bau, den man sich nur denken kann (vergleichbar den Mollusken innerhalb des Thierreiches), andererseits auch Sprachen von solch ausgebildeter Construction, dass selbst Sprachforscher vom Fache einen Augenblick

in Zweifel sein konnten, ob man sie nicht mit den höchst entwickelten aller Sprachen, den indo-germanischen, in eine Reihe stellen müsse. Man kann sich keinen grösseren Gegensatz denken, als die Sprachen Hinterindiens und das Suomi, die Sprache Finnlands!

Zu diesem tritt noch der merkwürdige Umstand, dass jenes Volk, welches für das entwickeltste dieser Rasse gelten kann, das chinesische, einer Sprache sich bedient, welche der äusseren Form nach an die einsilbigen Idiome Barmas und Siams sich anschliesst, während die am tiefsten stehenden Stämme Nordsibiriens, wie die Samojeden, Ostjaken, Tungusen, Jakuten, Sprachen reden, die durch mehr weniger entwickelte Formfülle ausgezeichnet sind.*)

Es liesse sich schon vom Standpunkte der Culturgeschichte behaupten, dass jenes einsilbige Idiom, in welches der Chinese seine Gedanken kleidet, eine lange Entwicklungsgeschichte hinter sich haben müsse und unmöglich, wie man oft geglaubt hat, der Anfang menschlicher Rede sein könne, wenn nicht die Wissenschaft in den zahlreichen chinesischen Volksdialekten und in den tübetischen Idiomen die vermittelnden Glieder gefunden hätte, welche das Prototyp der einsilbigen Sprachen, das Chinesische, an die mehrsilbigen Formen der menschlichen Rede anknüpfen dürften.

Es ist eine Aufgabe der zukünftigen Wissenschaft zu untersuchen, wie es denn gekommen, dass die continentalen Völker Süd-Ost-Asiens zu einer solch eigenthümlichen Form der Sprache gelangt sind und ob ähnliche Factoren wirksam waren wie etwa im Französischen und Englischen, wo ein grosser Theil der urthümlichen Wortformen durch zersetzende Lautprocesse auf den Umfang der Einsilbigkeit zusammengeschrumpft ist.

Nach Massgabe der gegenwärtig der Wissenschaft zu Gebote stehenden Mittel müssen wir annehmen, dass die Sprachen jener Völker, welche in den Bereich der hochasiatischen Rasse fallen, nicht auf eine oder zwei Ursprachen zurückgehen, sondern mehreren, von einander unabhängigen Quellen entsprungen sind. Wir haben in der Uebersicht dieser Völker die Anzahl dieser Ursprungspunkte auf mindestens n e u n veranschlagt, eine Ziffer, die wenigstens dies eine für sich hat, dass sie aus der nüchternen Erwägung aller in Betracht zu kommenden Thatsachen hervorgegangen ist.

---

*) Vergl. Steinthal, H., Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues, Berlin 1860, 8°, S. 107 ff., 148 ff. und 177 ff.

B. Lockenhaarige.

1. Dravidas.

Die Halbinsel Vorder-Indien wird von den Abhängen des Himalaya, wo Völker der hochasiatischen oder mongolischen Rasse (vgl. S. 357) sitzen, bis gegen die Südspitze, das Cap Comorin, von zwei Rassen bewohnt, deren eine den südlichen Theil, das sogenannte Dekhan sammt den gebirgigen Theilen des Innern einnimmt, während die andere in den nördlichen Ebenen vom Indus bis in das Brahmaputra-Thal hinein ansässig ist. Die letztere Rasse, oder richtiger das letztere Volk, die sogenannten Arya (Arier), sind vor nicht gar langer Zeit — etwa um 2000 bis 1500 vor Beginn unserer Zeitrechnung in diese Gegenden eingewandert. Sie bilden eine Abtheilung der mittelländischen Rasse und sind die nächsten Verwandten der im Westen des Indus sitzenden Eranier. Wir werden daher das Nähere über die Einwanderung derselben in jenem Abschnitte bemerken, welcher über die mittelländische Rasse, speciell den vierten Stamm derselben, die Indogermanen, handelt.

Die erste der beiden Rassen, die südliche, welche wir nach einem Sanskrit-Ausdrucke Dravida-Rasse nennen, war vor der Einwanderung der Aryas über ganz Indien verbreitet. Als die erobernden Schaaren der Aryas von Nordwesten her eindrangen, scheinen heisse Kämpfe zwischen den ansässigen Dravidas und ihnen entbrannt zu sein, die mit der Unterjochung jener endeten. Ueberall dort, wo die bisher nomadisirenden Aryas sich niederliessen und das Land für ihren Ackerbau in Besitz nahmen, musste die überwundene Rasse der siegenden Knechtesdienste leisten und wurde als nothwendiges Glied in die Gemeinschaft derselben aufgenommen. Dagegen behauptete sich in jenen Gegenden, wohin die Sturmfluth der arischen Eroberungszüge nicht gelangt war, die einheimische Rasse unabhängig, und es bedurfte bedeutender Anstrengungen von Seite der Sieger, die Thalebenen der Ganga ihrer Botmässigkeit zu unterwerfen.

Während in den ersten Zeiten der arischen Eroberungszüge bei der Einfachheit der patriachalischen Zustände eine Vermischung der weissen Sieger mit den dunklen Aboriginern leicht eingetreten war, machte sich später bei Consolidirung der Zustände und der raschen Entwicklung einer eigenthümlichen Cultur eine immer mehr

und mehr fortschreitende Abschliessung der verschiedenen Gesellschaftsclassen geltend. Es bildete sich zuletzt ein Gegensatz zwischen den drei alten arischen Classen der Priester, Krieger und sässigen Ackerbauer einerseits und den gemeinen Arbeitern andererseits aus, welche den unterworfenen Aboriginern angehörten. Darauf deutet namentlich der Sanskrit-Ausdruck für Kaste: varna, welcher ursprünglich „Farbe“ bedeutet.

Wie man sieht, müssen in allen jenen Theilen der indischen Halbinsel, wohin die Aryas drangen, bis auf jene Zeiten herab, wo ein starres Abschliessen der einzelnen Kasten gegen einander sich geltend machte (es ist jene Zeitepoche, welche man mit dem endlichen Siege des Brahmaismus identificiren kann), bedeutende Mischungen der beiden Rassen, der Dravida-Rasse und der mittelländischen nämlich, stattgefunden haben. Und zwar waren sie in den ersten Zeiten der Einwanderung viel intensiver als in den späteren Epochen. Dagegen war die arische Bevölkerung, je weiter sie ins Innere vordrang, eine mehr gemischte, so dass in der späteren Zeit die seltener werdende Vermischung durch die grössere Gemischtheit der Einwanderer beinahe aufgewogen wurde. Daher kommt es nun, dass überall dort, wohin die arische Einwanderung gedrungen (und dies war mit der Zeit ganz Indien mit Ausnahme der gebirgigen Theile des Innern), keine der beiden Rassen, weder die mittelländische noch die Dravida-Rasse, für unvermischt gelten kann. Der arische Inder ist vom Standpunkte der Rasse streng genommen kein Mittelländer, sondern ein Mischling aus mittelländischem und Dravida-Blute, und auch der Dravida, sofern er cultivirt ist, kann auf Unvermischtheit seiner Rasse keinen Anspruch machen, sondern ist ebenso ein Mischling aus Dravida- und mittelländischem Blute.

Gleichwie wir vom Standpunkte der Rasse den reinen Mittelländer oder Indogermanen ausser Indien suchen müssen, ebenso müssen wir den reinen Dravida dort suchen, wo er von Mischungen mit dem stammfremden Einwanderer sich rein erhalten hat, nämlich in den gebirgigen Theilen des Innern der indischen Halbinsel.

Vom ethnologischen Standpunkte zerfällt die Dravida-Rasse in Indien in zwei, und wenn wir die Aboriginer-Bevölkerung von Ceylon hinzurechnen, in drei von einander grundverschiedene Volksstämme, nämlich einen nord- und einen süd-indischen, oder den Munda-Stamm und den Dravida-Stamm im engeren Sinne und die Singhalesen. Diese Eintheilung stützt sich auf die Sprachen der hieher gehörenden Völker, welche vermöge der Verschiedenheit der

sie constituirenden Grundelemente unmöglich einer Quelle entsprungen sein können, sondern deutlich auf drei verschiedene Ursprungspunkte hinweisen.

I. Munda-Stamm.*)

Dahin gehören mehrere uncultivirte Gebirgs-Stämme des Hochlandes von Tschota-Nagpur, südwestlich von Calcutta, die im allgemeinen mit dem Namen Kol, richtiger Kolh,**) bezeichnet werden. Es sind dies die Santal (Sonthal), die Kolh von Singhbhum (Larka-Kolh oder Ho), Bhumidsch und die sogenannten Munda-Kolh; die letzteren sitzen in der Gegend südlich von Rantschi, im sogenannten Kolhan. Dagegen sind die Uraon- (Ürauh-) und Radschmahal-Kolh nicht hieher zu beziehen, sondern in die Classe der Dravida-Völker zu stellen ***) Die oben angeführten vier Kolh-Stämme sprechen noch jetzt ihre Sprache, während andere Stämme, welche ebenfalls hieher gehören, diese eingebüsst und eine andere angenommen haben. Dahin gehören die Kol oder Kuli†) in Guzerat, welche wohl dem Namen nach mit den vorigen identisch sind, ein Ackerbau treibender, wilder Stamm, der sich aber in Sprache und Sitten von den brahmanischen Hindus nicht unterscheidet. Die Ramusi wohnen im Süden Puna's bis Kolapur††)

---

*) Campbell, J., The ethnology of India (Journal of the royal Asiatic society of Bengal. 1866, 8°.) — Dalton, E. T., The Kols of Chota-Nagpore (Ebendaselbst, 153 ff.). Jellinghaus, Th., Sagen, Sitten und Gebräuche der Munda-Kolhs in Chota-Nagpore (Zeitschrift für Ethnologie von Bastian und Hartmann. III, 326, 367). — Müller, Max, bei Bunsen, Ch. J., Christianity and mankind, Vol. III (London 1854, 8°). pag. 435. Lassen, Christian, Indische Alterthumskunde, I, 366. Tickell, Grammatical construction of the Ho language (Journal of the royal Asiatic society of Bengal 1866. 8°, pag 268).

**) Der Ausdruck soll „Schweinetödter" bedeuten — altind. kolaha.

***) Wohin die Stämme der Kherrias, Bendkarrs, Birhurs, Bhuhars oder Boyars, die drei ersteren im Süden, die letzteren im Norden des Hochlandes von Tschota Nagpur, und die Dchuangas oder Patuns, in den Dschangeln von Kattak, gehören, ist gegenwärtig nicht zu entscheiden, da von ihren Sprachen nichts Näheres bekannt geworden ist.

†) Dagegen sind die Koli in den Simla-Bergen, welche bei Bastian, Das Beständige in den Menschenrassen, Berlin 1868, 8°. auf der Karte als ein Dravida-Stamm angeführt werden, nichts als eine niedere Kaste (Campbell, a. a. O., 46 und 123).

††) In den Ebenen der Flüsse Mann, Nira, Bhima und Pera, sowie den daran stossenden Hochländern zwischen 17° und 20° nördl. Breite und 73° 40′ und 75° 40′ östlicher Länge (Mackintosh, Alexander. An account of the origin and present condition of the tribe of Ramoossies, Bombay 1833 8°).

und die Warali und Katodi oder Katkari, die ersteren in den Wäldern im Süd-Osten Damans, die letzteren an der Westseite der Ghat, zwischen Puna und Nasik, und an der Ostseite und im Norden zwischen der Daman Ganga und Tapti. Die Bhilla, ein weit ausgebreiteter Stamm, wohnen in den Wäldern der Anhöhen, welche die Flüsse Tapti, Narbadda und Mahi begleiten; sie reichen im Osten bis zur Varada, an das Gebiet der Gonda. Im Süden reichen sie in den West-Ghats bis gegen Puna und Daman. Sie finden sich auch in den Bergen Guzerats und von da westwärts und nordwärts. Die Bhilla sind ein sehr stark gemischter Stamm, welcher Sitte und Sprache grösstentheils von jenen cultivirten Völkern, in deren Gebiet er lebt, angenommen hat. Die Mera (Mhairs) sitzen in der Aravali zwischen Komulmer und Adschmir, wo sie Ackerbau treiben, die Mina, ein mit den vorigen innig verwandter Stamm, wohnen in dem Gebirgszuge, welcher von Adschmir gegen die Dschamna hin verläuft.

II. Dravida-Stamm.*)

Der Dravida-Stamm zerfällt in zehn sprachlich geschiedene Abtheilungen, nämlich: 1) Tamulen (Tamil), 2) Telingas (Telugu), 3) Kanaresen (Kannadi), 4) Malayalas, 5) Tuluvas, 6) Todas, 7) Gondas, 8) Ku's (Khond, Kand), 9) die Uraon- und Radschmahal-Kolh, 10) die Brahui in Belutschistan.

1. Die Tamulen wohnen im sogenannten Karnatik, d. i. dem Lande unterhalb der Ghats von Palicat bis an das Cap Comorin und dem darüber liegenden Hochlande. Die Nordgränze reicht von Palicat bis gegen Bangalor; die Westgränze zieht sich von da über Koimbator gegen das Cap Comorin. An der Westgränze der Ghats wird im südlichen Travancor von Cap Comorin bis gegen Trivandram Tamil gesprochen. Zu den Tamulen gehört auch die Arbeiterbevölkerung des nördlichen und nordwestlichen Ceylon. Ebenso gehört die grösste Anzahl der sogenannten Kling's oder Kalingas, welchen man in den Seestädten Hinterindiens und des malayischen Archipels begegnet, zu dem Volke der Tamulen, dem gebildetsten und unternehmendsten Volke der Dravida-Rasse.

---

*) Caldwell, R., A comparative grammar of the Dravidian or South-Indian family of languages, London 1856, 8°. Lassen, Christian, Indische Alterthumskunde, Bonn 1847, 8°, Bd. I, S. 362 ff. und Beames, John, Outlines of Indian philology, II. edit., London 1868, 8°.

Zu dem Volke der Tamulen gehören der Sprache nach die wilden Stämme der Irular und Kurumbar,*) welche in den Nilagiris im Norden von Koimbator wohnen.

2. Die Telingas (Telugu), deren Sprache von den älteren Reisenden auch Gentoo genannt wird, eine Verstümmlung des portugiesischen Gentios, „Heiden". Das Gebiet derselben läuft von Palicat an der Ostküste bis Ganjam (Gandscham), wo das Gebiet der Oriya (Orissa, Odra) beginnt. Im Norden bildet Orissa und das Land der Gond, im Nordwesten das Mahratten-Land die Gränze. Die Westgränze läuft von Bidar durch Adoni und Nandidurga bis Radschakotta im Süden Bangalors in den Ost-Ghats. Noch zu den Zeiten des griechischen Geographen Ptolemaeus muss das Volk der Telinga weit nach Norden bis gegen die Mündungen der Ganga gereicht haben, da einerseits dem Volke der Andhra, womit bei den arischen Indern die nördlichen Telingas bezeichnet werden, diese Ausdehnung gegeben wird, andererseits die meisten der in diesen Gegenden aufgezählten Städtenamen der Telugu-Sprache angehören.

3. Die Kanaresen (Kannadi's, Karnatas), welche in Maisur und Kanara wohnen. Die Nordwestgränze, welche unterhalb der Godaveri beginnt, bildet das Mahratten-Land, die Ostgränze das Telugu- und Tamil-Gebiet, die Westgränze das Tulu-Land. Im Süden reicht das Gebiet der Kanaresen bis unterhalb Maisur. An das Volk der Kanaresen sind sprachlich die wilden Stämme der Kotar oder Kohatar und Badagar (Burgher) anzuschliessen, welche die Nilagiri-Wälder zwischen Maisur und Koimbator bewohnen. Ferner gehören zu ihnen die Kodugu (Coorg), ein culturloser Stamm, welcher das Bergland bewohnt, das zwischen dem Flusse Hemavati im Norden und dem Tambatscheri-Passe im Süden gelegen ist und im Westen von Süd-Kanara und Nord-Malayala und im Osten von Maisur begränzt wird.**) Die Sprache der Kodugu schliesst sich ans Alt-Kanaresische an, hat aber eine Menge aus dem Tamil und Malayalam in sich aufgenommen.

4. Die Malabaren oder Malayala's. Ihr Gebiet ist die sogenannte Küste Malabar an der Westseite der Ghats von Mangalor bis gegen Trivandram.

---

*) Metz, J. F., (Die Volksstämme der Nilagiris, S. 9) rechnet sie zu den Kanaresen, während Caldwell (a. a. O., S. 8) sie den Tamulen zutheilt.

**) Cole, R. A., An elementary grammar of the Coorg language, Bangalor 1867, 8°.

5. Die Tulus (Tuluvas). — Die Sprache derselben, das Tulu, welche dem Alt-Kanaresischen nahe steht, war ehemals über Kanara weit verbreitet, gegenwärtig wird sie aber nur auf einem schmalen Küstenstriche um Mangalor gesprochen (von höchstens 150.000 Seelen) und ist immer mehr und mehr im Aussterben begriffen.

6. Die Todas (Tudas, Tudavar). Sie wohnen in den Nilagiris um Ottakamand herum. Ihre Sprache soll nach Metz, der längere Zeit unter ihnen gelebt hat, dem Kanaresischen nahe stehen.

7. Die Gond (Gonda's). Die Gondas sind die Hauptbevölkerung des sogenannten Gondwana, namentlich jenes Striches, welcher zwischen der Weyne Ganga, Pranita und Godaweri im Westen, der Indravati in Osten und dem sogenannten Gondwana-Gebirge, der Kette im Süden der Narbadda, im Norden gelegen ist.

8. Die Ku's (Khund, Khond, Kand), welche früher mit den Gondas häufig verwechselt und intentificirt wurden.*) Sie wohnen, den Gonda's benachbart, im Süden der Mahanadi, in Ranapur und Tschandra-Dandpat, zwischen Gumsir, Daspalla und Boad, im Westen Gandschams und des Tschilka-Sees, nordwestwärts bis 100° 40′ östl. Länge und südwestwärts bis Bustar 19° 40′ südl. Breite. Palkonda und Ranapur stehen unter Khunda-Häuptlingen, wie überhaupt das ganze Khund-Land, das waldreiche Hügelland der Provinz Orissa (zur Präsidentschaft Bengalen gehörig), unter etwa 30 kleine Radscha's vertheilt ist, welche der englischen Regierung tributpflichtig sind.

9. Die Uraon- (Urauh-)**) und Radschmahal-Kolh. Die letzteren, auch Maler „Bergbewohner" oder Paharia genannt, wohnen von Bhagalpur an der Ganga bis nach Birbhum im Süden und Ramgar im Westen, oder nach anderen Angaben von Radschmahal bis Burdwan. Sie finden sich nur in den nördlichen Gegenden rein und an der alten Sprache festhaltend vor, während sie im Süden bengalische Sprache und Sitte vielfach angenommen haben. Die Uraon-Kolh wohnen im Südwesten der vorigen bis nahe an das Land der Gondas sich hinziehend und in das Gebiet der Munda-Kolh hineinragend.

---

*) Vergl. Lassen, a. a. O., I, S. 374.

**) Batsch, F., Notes on the Oraon language (Journal of the royal Asiatic society of Bengal 1866, 8°, pag. 251).

10. Die Brahui's wohnen in den gebirgigen Theilen von Kelat in Belutschistan. Gerade dieser Stamm im Nordwesten Indiens beweist uns, dass die Dravida-Rasse, wie wir gleich Anfangs bemerkt haben, vor Einwanderung der Aryas ganz Indien inne hatte und von diesen nach und nach in den Süden der Halbinsel und die gebirgigen Theile des Innern zurückgedrängt wurde.

III. Singhalesen.

Die Urbevölkerung der Insel Ceylon gehört entschieden der Dravida-Rasse an, wie der Grundstock der singhalesischen Sprache, des Elu (eines mit indischen Elementen reich durchsetzten Idiomes), deutlich beweist. Mit der Zeit ist aber eine starke Vermischung mit den vom Festlande herübergekommenen Indern eingetreten. Als ziemlich unvermischte Ueberreste der alten Urbevölkerung können die Vedda oder Bedda gelten, welche in den Waldregionen des sogenannten Veddaratta, im Osten der Mahavali-Ganga, wohnen.*)

Physischer Typus der Dravida-Rasse.

Nach dem über die vielfach eingetretenen Mischungen der Dravida-Rasse mit der mittelländischen von uns Bemerkten müssen wir jenen Typus, welcher der Dravida-Rasse von Haus aus zukommt, bei jenen Stämmen suchen, welche die gebirgigen unzugänglichen Gegenden des Innern bewohnen.

Unter den Dravidastämmen im engeren Sinne ist der Hirtenstamm der Tudas in den Nilagiris durch grosse Reinheit des Rassentypus ausgezeichnet. Die Tudas werden als grosse, im Durchschnitt 6 Schuh hohe, muskulöse Gestalten mit Römernasen, grossen schönen Augen und feinem, buschigem Haupthaar beschrieben, das in der Mitte abgetheilt nach beiden Seiten in natürlichen Locken herabfällt. Sie haben üppige schwarze Bärte. Mit dieser Schilderung stimmen die photographirten Abbildungen mehrerer Tudas überein, welche ich der Güte meines Freundes Dr. C. v. Scherzer verdanke, sowie die Portraitzeichnungen, welche Eug. Freiherr v. Ransonnet-Villez vor einigen Jahren an Ort und Stelle aufgenommen hat.

Die Gonda sind von verschiedener, bald kleinerer, bald grösserer Statur (was bei Völkern, die theils im Gebirge, theils im ebenen

---

*) Vergl. Bailey, John, An account of the wild tribes of the Veddahs of Ceylon. (Transactions of the ethnological society of London, New Series II, 278.)

Lande wohnen, häufig ist); ihre Hautfarbe ist dunkel, beinahe schwarz. Sie haben breite Stirn, kleine tiefliegende, röthliche (gelbliche?) Augen, dicke Lippen, dickes, langes, schwarzes, zuweilen auch wolliges (?) rothes Haar,*) breite Brust und lange Schenkel.

Die Paharia (Radschmahal-Kolh) sind von mittlerem Wuchse und dunkler Hautfarbe (aber doch lichter als die arischen Bangalis), mit breiter Brust und langen Armen; die Nase ist grösser als bei den Völkern mongolischer Rasse und nicht so breit wie bei den afrikanischen Negern; übrigens selten gebogen und gegen die Spitze zu dick, in Folge der runden Nasenlöcher. Das Gesicht ist oval die Lippen voll, aber nicht negerähnlich, die Augen denen der Europäer gleich. Das Haar ist dicht und herabhängend.**)

Von den Kolh-Stämmen bemerkt Jellinghaus (a. a. O., III, 329) ausdrücklich, dass sie trotz ihrer dunkeln Hautfarbe in Knochen- und Schädelbau, sowie in den Gesichtszügen nichts Negerartiges an sich tragen und ihre Physiognomien eher an Verwandtschaft mit dem arischen Typus erinnern.

Nach Colonel Dalton haben viele Mundas Gesichtszüge von solcher Formation, welche ihnen ein Recht geben könnte, unter die Arier gezählt zu werden: hohe Nasen, grossen wohlgeformten Mund, schöne Zähne und einen ebenso guten Gesichtswinkel wie die Hindus.

Psychischer Charakter der Dravida-Rasse.

Die Munda-Kolhs sind (wie Jellinghaus a. a. O., 329, bemerkt) ein Ackerbau treibendes, arbeitsames, gutherziges, tapferes Volk, von guten Anlagen. Im Vergleich mit den Hindus sind sie offenherzig, unbefangen, liebenswürdig, natürlich, kindlich heiter, treuherzig und tapfer und in ihren Familiensitten und Familienleben offenbaren sich manche edle Züge.

Die Khunds werden (Menschenopfer unter den Khunden in Indien, Basel 1857, 8⁰) ihrem Charakter nach als selbstsüchtig, wild und dem Trunke ergeben geschildert. Sie sind sehr kriegerisch, dabei aber sehr gastfreundlich, und sie würden lieber sich in Gefahr begeben, als diese alte und heilig gehaltene Sitte verletzen.

*) Dies ist höchst unwahrscheinlich. Uebrigens müsste man wissen, ob das Roth des Haares etwas Natürliches oder künstlich Hervorgebrachtes ist, wie bei mehreren Neger- und Papua-Stämmen.

**) Lassen, Indische Alterthumskunde, I, 362 ff.

Ein Zug, der alle die Stämme charakterisirt, welche hiehergehören, ist die freie Stellung des Weibes zum Manne, ein Zug, der umsomehr hervorgehoben werden muss, als bei Naturvölkern das Weib in der Regel mehr als Sclavin, denn als ebenbürtige Genossin vom Manne behandelt zu werden pflegt. Ein weiterer Zug, der übrigens bei den meisten Naturvölkern wiederkehrt, ist die grosse Furcht vor bösen Geistern, Gespenstern und Verzauberungen, was auf ein unentwickeltes religiöses Bewusstsein schliessen lässt.

Ethnographische Schilderung.

Was den ethnologischen Charakter der Völker betrifft, welche zur Dravida-Rasse gehören, so haben nur die culturlosen Stämme (die Mundas und die Völker der Nilagiris) ihre alten Sitten und Einrichtungen beibehalten, während die civilisirten Völker durch Aufnahme der arischen Cultur in dieser Beziehung ganz umgestaltet worden sind. Wir können daher in der nachfolgenden Schilderung nur auf die ersteren uns beziehen.

Bei den Kolhs *) gehen die Kinder bis zur eintretenden Pubertät ganz nackt einher. Von da an tragen die Männer einen schmalen Schamgürtel, die Frauen ein Lendentuch. Auf Reisen oder während der kühleren Jahreszeit wird ein weites Tuch umgelegt, das die Kolhs mit Geschick zu falten wissen. Bis zur Verheirathung, welche frühzeitig erfolgt, erfreuen sich beide Geschlechter der vollsten Freiheit im gegenseitigen Umgange; man fasst ein in dieser Richtung stattgefundenes Vergehen als eine „jugendliche Spielerei" auf. Dagegen wird vom verheiratheten Weibe eheliche Treue gefordert. Polygamie ist im Princip gestattet, sie wird aber — wenn nicht Kinderlosigkeit eingetreten ist — nur selten geübt. Im Falle der Kinderlosigkeit kann ein Mann — in der Regel auf Anrathen der Frau selbst — sich eine zweite Frau nehmen, deren Kinder ebenso legitim sind, wie jene der ersten Frau. Die Frauen geniessen durchgehends eine geachtete Stellung innerhalb der Familie. Die Frau heisst „des Hauses Herrin", — im Gegensatze zum Manne „dem Herrn des Ackers".

Braut und Bräutigam dürfen nicht aus demselben Clan sein. Die Hochzeitsfeierlichkeiten, die mit einer Werbung durch einen Ehe-Vermittler eröffnet werden, sind sehr sinnig, namentlich jener Zug, dass der Bräutigam seine Zukünftige an der Quelle, wohin sie

*) Jellinghaus, a. a. O.

um Wasser geschickt wird, zum ersten Male sieht. Auch die hauptsächlichste Ceremonie während der Verlobung besteht darin, dass man der jungen Frau das Wasser, welches sie für das Haus des Bräutigams geholt, abnimmt. Daher heisst die Verlobung „Wasserabnahme“.

Uebrigens muss die Frau durch Geschenke an die Eltern derselben (meistens Rinder) gekauft werden. Die Hochzeit selbst besteht, wie bei den meisten Naturvölkern, in einer Schmauserei.

Die Kolh sind ein Ackerbau treibendes Volk und wohnen in kleinen Dörfern über das Land zerstreut. Das Ackerland, welches zum Dorfe gehört, ist Besitzthum aller und als solches unveräusserlich. — Jedes Dorf hat einen Vorsteher aus dem Munda- und einen Priester aus dem Pahan-Geschlecht. Die letztere Würde wird in der Regel vom Vater auf den Sohn vererbt, wenn aber der letztere nicht will, braucht er sie nicht anzunehmen. — Für die Mühewaltung beim Opfern ist ihm der Nutzgenuss eines Feldes zugestanden.

Wie bei allen Naturvölkern spielt bei den Kolhs der Glaube an die bösen Geister und deren Zauber eine bedeutende Rolle. Der Glaube an einen guten mächtigen Geist, den man für den Schöpfer der Erde und Sonne hält, ist dagegen von untergeordneter Bedeutung, da er auf die religiöse Praxis, ausser einem oder dem anderen Opfer, gar keinen Bezug hat.

Als Götzenbilder scheinen, gleichwie bei den Stämmen der Nilagiris, gewisse Steine zu gelten, auf denen man die Thiere opfert. Und zwar werden dem guten Geiste weisse, den bösen Geistern schwarze oder bunte Thiere geopfert.

Die Todten werden unter gewissen Ceremonien betrauert und dann mit einigen werthvollen Besitzthümern auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Man sammelt die Ueberreste, legt sie mit etwas Reis und Geld in einen Topf und setzt diesen auf dem Begräbnissplatze des Dorfes bei, wo der Verstorbene heimathsberechtigt war. Diese Aschenkrüge gelten Vielen als Beweismittel, mit denen sie die Ansprüche ihrer Familie auf das dem Dorfe gehörige Ackerland in den Volksversammlungen zu unterstützen suchen.

Die Todtenfeier ist in der Regel mit einem splendiden Sauf- und Essgelage verbunden, durch dessen Kosten manche Familie zu Grunde gerichtet wird.

Gleich anderen Naturvölkern sind die Kolh grosse Liebhaber des Tanzes, der in der Regel von wollüstigen Pantomimen und dem Absingen obscöner Lieder begleitet wird, manchmal auch in handgreifliche Unsittlichkeiten übergeht.

Ein ähnliches Bild bietet das Volk der Khund.*) Die Kleidung besteht bei den erwachsenen Männern und Weibern in einem einfachen Lendentuche. Die Männer binden ihr langes Haar zu einem Knoten zusammen, den sie mittelst einer eisernen Nadel auf dem Kopfe oder an der Seite desselben befestigen. Beide Geschlechter lieben den Schmuck: man trägt Halsketten und Ringe an Armen und Beinen aus Eisen, Knochen und gefärbtem Holze.

Die Häuser bestehen in betternen Hütten mit Strohdächern. Vierzig bis fünfzig solcher Hütten bilden ein Dorf. Wenn die Häuser alt und baufällig werden, was etwa nach vierzehn Jahren geschieht, so wird das Dorf verlassen und ein neues gebaut.

Die Khund sind ein Ackerbau treibendes Volk. Das zu einem Dorfe gehörige Ackerland ist nach der Anzahl der Insassen in kleine Parcellen abgetheilt und unveräusserlich. Man baut Reis, Tabak, Senf, Pfeffer und andere Gewürze. Von Hausthieren hält man Büffel, Rinder, Schweine und Ziegen.

Die Verfassung ist eine streng patriarchalische. An der Spitze der Familie steht ein Aeltester (Abbaya). Mehrere Familien bilden ein Dorf, mit einem Dorf-Aeltesten an der Spitze. Mehrere Dörfer bilden einen District (Mutha) unter einem Districts-Oberhaupte (Muliko), mehrere Districte einen Stamm mit einem Stammhäuptling. Das ganze Land der Khund, genannt Radschwara, zerfällt in etwa 30 kleine Regionen, mit Radschas an der Spitze, welche der englischen Regierung Tribut zahlen.

In Bezug auf Verwundung und Mord herrscht bei den Khunds das Vergeltungsrecht; im letzteren Falle ist der nächste Anverwandte des Gemordeten verpflichtet an dem Mörder Rache zu nehmen. Die Frauen nehmen innerhalb der Familie eine mehr unabhängige und geachtete Stellung ein. Wenn das Weib mit ihrem Manne nicht zufrieden ist, steht es ihr frei sein Haus zu verlassen und einem anderen Manne sich zur Frau anzubieten. Die männliche Jugend wird von früher Jugend an im Gebrauch der Waffen, namentlich des Bogens und der Steinschleuder, unterwiesen.

*) Menschenopfer unter den Khunden in Indien, Basel 1857, 8°.

Gleichwie bei den Kolhs spielt auch bei den Khunds der Glaube an böse Geister eine grosse Rolle. Ihrem Einflusse werden die Krankheiten und andere Unglücksfälle zugeschrieben. Daher sucht man sie durch Opfer gnädig zu stimmen.

Zu manchen Zeiten, wie zur Saat- und Ernte-Zeit, beim grossen Jahresfeste (Tonki) im December-Vollmond, sowie bei Unglücksfällen und epidemischen Krankheiten werden Menschenopfer dargebracht. Diese Opfer (Merias) sind in der Regel geraubte Kinder aus dem Unterlande, welche durch die Hindu-Weber, die unter den Khunds ansässig sind, dorthin gebracht werden. Diese Kinder werden sorgfältig ernährt, ja förmlich gemästet und oft auch, wenn sie in die Zeit der Pubertät eingetreten sind, verheirathet, um auch deren Nachkommen als Merias verwenden zu können.

Unter den Stämmen der Nilagiris ist jener der Todas der merkwürdigste.*) Die Todas sind ein Hirtenstamm, dessen einziger Reichthum in seinen Büffelheerden besteht. Wie die zahlreichen Grabmäler darthun, die in ihrem Gebiete sich befinden sind sie nicht die ursprünglichen Bewohner desselben, denn die Werkzeuge, die in diesen Gräbern sich finden, lassen entschieden auf ein Ackerbau treibendes Volk schliessen,**) was die Todas nie gewesen sind. — Trotzdem werden die Todas von den umwohnen-Stämmen, namentlich den Badagas, für die Eigenthümer des Bodens der Nilagiris gehalten und ihnen dafür ein jährlicher Tribut in Erzeugnissen des Bodens dargebracht.

Die Todas zerfallen in fünf Kasten, die nicht unter einander heirathen, nämlich: 1) Peiky, 2) Pekkan, 3) Kuttan, 4) Kenna und 5) Tody.

Innerhalb der Ehe herrscht die Polyandrie. Die Frau gehört den Brüdern einer Familie gemeinschaftlich: die Kinder werden nach der Reihenfolge ihrer Geburt den Brüdern vom ältesten abwärts zugeschrieben. Es herrscht daher wenig Sympathie zwischen Vater und Kind. Von den Mädchen, die geboren werden, wird nur eines am Leben gelassen, die übrigen werden durch Erdrosselung beseitigt.***)

*) Metz, J. F. Die Volksstämme der Nilagiris, Basel 1857, 16°.

**) Metz, a. a. O., 111.

***) In Folge dieser beiden Einrichtungen nimmt die Toda-Bevölkerung immer mehr und mehr ab; gegenwärtigen soll die Anzahl dieses schönen und kräftigen Volks nicht mehr als tausend Individuen betragen. (Metz, a. a. O., 46.)

Die Frau wird gegen den Erlag einer bestimmten Summe Geldes gekauft. Die Hochzeitsfeierlichkeit besteht darin, dass man die Braut in das Haus ihrer künftigen Ehemänner bringt, wo sie sich niederbeugt, damit ihr jene der Reihe nach zuerst den rechten und dann den linken Fuss auf ihren Kopf setzen. Sie macht sich dann auf, Wasser zum Kochen zu holen, und tritt damit in die Rechte und Pflichten der Hausfrau ein. Den Schluss bilden die bei den meisten Naturvölkern üblichen Schmausereien.

So einfach die Hochzeitsgebräuche sind, ebenso complicirt und kostspielig sind die Begräbnissceremonien. Die Todas haben zwei Leichenceremonien, deren eine unmittelbar nach dem Tode stattfindet und das „grüne Begräbniss“ genannt wird, während die andere etwa 12 Monate später gefeiert wird und das „dürre Begräbniss“ heisst.

Das „grüne Begräbniss“ besteht einfach darin, dass man den Leichnam in einem Haine auf einem Scheiterhaufen verbrennt, dann einige Büffel schlachtet. damit der Verstorbene in der Welt der Geister an Milch keinen Mangel leide, und zum Schlusse die Asche sammelt und sorgfältig aufbewahrt.

Dagegen wird das „dürre Begräbniss“ mit viel Pomp und Festlichkeit begangen. Man ladet alle verwandten Stämme ein und bewirthet sie aufs reichlichste. Nicht weniger als 40—50 Büffel werden getödtet, was in der Weise stattfindet, dass man sie in eine zu diesem Zwecke errichtete steinerne Einfassung treibt und dort mit Knütteln todtschlägt. Es werden alle Kostbarkeiten, wie alte Silbermünzen u. a., hervorgeholt und zur Schau ausgestellt. Es werden Klagegesänge um den Abgeschiedenen vorgetragen, worauf man sich unter Musikbegleitung dem Tanze hingibt. Da ein solches „dürres Begräbniss“ durch die sinnlosen Verwüstungen unter den Büffelheerden vom volkswirthschaftlichen Standpunkte nur verderblich ist, so hat die englische Regierung in neuester Zeit dagegen Mittel ergriffen, indem sie die Zahl der zu schlachtenden Thiere auf höchstens zwei beschränkte. Da jedoch eine so kleine Zahl von Opferthieren mit der Würde einer solchen Feier in den Augen der Todas sich nicht vereinigen lässt, so haben sie den Ausweg ergriffen, mehrere solcher „dürren Begräbnisse“ zusammen kommen zu lassen, um auf diese Weise die grössere Anzahl der Opferthiere vor dem Gesetze rechtfertigen zu können.

Jedes Todadorf der Stämme Kuttan, Kenna und Tody hat seinen Dorfpriester, der aber keineswegs, wie man erwarten sollte,

die Opfer und anderen religiösen Ceremonien verrichtet, sondern die Pflege und das Melken der Büffelkühe zu besorgen hat, welches Geschäft dem Toda für das allerheiligste gilt. Ein solcher Dorfpriester muss aus der Kaste der Peiky, welche „Der Moch“ (Kinder Gottes) heisst oder der Pekkan abstammen und sich durch bestimmte Ceremonien für dieses heilige Amt vorbereiten. Er muss sich von seinen Angehörigen gänzlich trennen und jeden Verkehr mit ihnen abbrechen. Er muss zwei Tage und Nächte nackt im Walde zubringen, seinen Leib mit dem Safte des Fur-Baumes einreiben und dann, nachdem er wieder abgewaschen worden, in einer kleinen elenden Hütte wohnen. Nachdem er also die vorgeschriebenen dreissig Tage der Reinigung zugebracht hat, erhält er den Ehrennamen „Warschali“ (Beherzter) und kann sein Amt antreten. Er erhält einen Gehilfen (Tarwali), der bei den Kasten Peiky und Pekkan seine Stelle einfach vertritt. Während seines Amtes als Dorfmelker ist es ihm nicht gestattet von der Milch zu geniessen; nur der Genuss des Schmalzes steht ihm frei. Will er sein Amt verlassen, so muss er einen Monat vorher aufkünden; als Belohnung für seinen Dienst erhält er einen oder zwei Büffel.

Ausser den Dorfpriestern gibt es unter den Todas einige heilige Einsiedler (früher sieben, jetzt nur etwa drei), die in eigenen Gehöften (Teriari oder Mund) ein strenges ascetisches Leben führen. Ein jeder dieser Männer, genannt Palaul (Milchmann), hat seinen Kavilaul (Hirten) zur Seite. Sie haben eine Heerde heiliger Büffel unter sich, die ausschliesslich ihrem Gebrauche gewidmet ist. Die Vorbereitung zu diesem heiligen Amte ist bedeutend strenger als jene zum Dorfpriester. Der Palaul muss selbst während der rauhesten Jahreszeit nackt, nur mit einem Lendentuch umgürtet, einhergehen. Frauen dürfen nicht in seine Nähe kommen und Jedermann darf nur nach besonderer Erlaubniss aus einer gewissen Entfernung mit ihm sprechen. Er steht aber dafür beim Volke in einem grossen Ansehen; man glaubt, dass Gott in ihm wohne und in fraglichen Fällen seinen Willen durch ihn offenbare.

Wie bei den Kolhs, Khunds und anderen Bergstämmen herrscht auch bei den Todas der Glaube an die bösen Geister und deren Verzauberungen vor. Ueberdies betrachten sich die einzelnen Stämme gegenseitig als Zauberer. Während die Todas vor den Zaubereien der Kurumbar sich fürchten, werden sie wiederum von den Badagas wegen ihrer Zauberkünste gefürchtet. — Natürlicher Weise suchen sie dieses Renommee nicht nur nicht zu zerstören, sondern sogar

zu befestigen, um ja nicht des Tributes, der ihnen als Grundherren des Bodens gebührt, verlustig zu werden.

Unter den sinnlichen Gegenständen der Verehrung steht die heilige Büffelschelle, unter welcher sie sich den höchsten Gott Hiriadeva vorstellen, obenan. Vor dieser Schelle werden die Opfergaben, bestehend in Milch, ausgegossen und die Gebete verrichtet. Wenn der Priester in zweifelhaften Streitfällen eine Entscheidung treffen soll, so wird er vom Schellengott besessen und geberdet sich gleich dem Schamanen der hochasiatischen Völker wie wahnsinnig, brüllt und schlägt sich mit einem Stocke und verkündet dann dem andächtigen Volke den Willen der Gottheit.

Die Badagas,*) welche in einer Gesammtzahl von ungefähr 15.000 Seelen in etwa 300 Dörfern wohnen, zerfallen in nicht weniger als 18 Kasten, deren jede ihre besonderen Eigenthümlichkeiten hat, nämlich die Wodearu, die Kongaru, die Adikari (welche wieder in Linga- und Fleisch-Adikari zerfallen), die Kanakaru, die Tschittri, die Belli, die Haruvaru, die Hattara, die Anearu, die Mari, die Kasturi, die Dumah, die Gonaja, die Kumbararu, die Manika's, die beiden Wellalar und die Torea's. Davon bilden die ersten sieben eine Art von Aristokratie, deren jede auf ihren besonderen Adel stolz ist und die andern tief unter sich stehend betrachtet. Die letzte Kaste, die Toreas, sind die Paria unter den Badagas. Es ist ihnen nicht gestattet mit einer der übrigen Kasten zu essen, und werden ihnen nur die niedrigsten Dienste anvertraut.

Die Badagas sind ein Ackerbau treibendes Volk. Sie widmen sich mit grossem Eifer der Bestellung ihrer Felder und namentlich ihre Weiber sind durch unermüdeten Fleiss und rastlose Energie ausgezeichnet.

Im Uebrigen hat das Leben der Badagas Vieles aus dem Indischen in sich aufgenommen. Ihre Religion ist der Sivadienst in einer sinnlich ausgearteten Form. Das Mahalinga besteht in der Regel aus einem grossen, langen unbehauenen Steine. Am Eingange des Tempels findet sich der heilige Stier (Basappa) aufgestellt. Sonst werden auch andere Steine, Grabhügel, Ueberreste von alten Gebäuden und andere sinnliche Gegenstände, welche die Aeltesten oder Dorfpriester eingeweiht haben, göttlich verehrt. Dabei spielt überall die Furcht vor der Bosheit und Macht der Götter eine grosse Rolle,

*) Metz, a. a. O., 47.

während von einem Zutrauen in die Güte und Gnade der Gottheit keine Spur vorhanden ist.

Der Stamm der Kurumbar ist besonders deswegen merkwürdig, weil seine Angehörigen bei den Badagas als Priester und Zauberer in grossem Ansehen stehen. Jeder Badaga-District hat seinen eigenen Kurumba-Priester, der zur Saat- und Erntezeit herbeigerufen wird, um die Feldarbeit zu eröffnen und auch sonst oft in Anspruch genommen wird, um das Feld vor Ungeziefer zu bewahren.

Die Kotas sind ein verachteter Stamm, der sich ausschliesslich mit industrieller Beschäftigung abgibt. Sie verfertigen alle Holz- und Metallarbeiten, sowie Leder und Stricke für die übrigen Stämme; sie sind überdies auch Musikanten und treiben hie und da Landbau.

Als sie vor mehreren Jahren sich Büffelheerden halten wollten, erhoben sich dagegen die anderen Stämme, indem sie sagten, es sei eine grosse Anmassung, dass so schmutzige Leute auch nur den Wunsch haben sich an dem heiligen Geschäfte Büffel zu melken zu betheiligen.*)

Die Kotas verabscheuen selbst den Genuss des Aases nicht und sind eingefleischte Opiumesser. — Sie werden wegen ihrer Unfläthigkeit von allen Stämmen gemieden. Ihre Anzahl soll etwa 1000 Seelen betragen.

Sprache.

Was die Sprachen der zur Dravida-Rasse zählenden Völker anbelangt, so zeigen sie alle denselben Charakter der Agglutination,**) welcher die ural-altaischen Sprachen so sehr auszeichnet, daher auch manche Forscher an eine genealogische Verwandtschaft beider gedacht haben (Max Müller und Caldwell). Wir haben uns schon zu wiederholten Malen gegen das Grundlose dieser Behauptung ausgesprochen und zwar aus zweierlei Rücksichten. Erstens deswegen, weil der allgemeine Charakter zweier Sprachen, wenn nicht der Beweis der Wurzelverwandtschaft hinzutritt, über den genealogischen Zusammenhang derselben nicht entscheiden kann, und zweitens weil Ural-Altaier und Dravidas zwei ganz verschiedenen Rassen angehören und die Annahme, zwei leiblich nicht verwandte Gesellschaften hätten ohne gegenseitige Vermischung eine Sprache erzeugt,

*) Metz, a. a. O., 115.

**) Vergl. unsere Darstellung in Reise der Fregatte Novara, Linguistischer Theil (Wien 1867, 4°) S. 73 ff.

eine Absurdität in sich schliesst. Wir stehen daher nicht an, sämmtliche von den Völkern der Dravida-Rasse geredeten Idiome für eigenthümlich und mit keiner Sprache weder Asiens noch Australiens (wie man behauptet hat) verwandt zu erklären.

Aber auch unter einander zeigen die Sprachen der drei Abtheilungen Dravidas, Mundas und Singhalesen keine genealogische Verwandtschaft. Es sind daher drei verschiedene Ursprungspunkte für dieselben anzunehmen, eine Ansicht, die schon in der allgemeinen Uebersicht dieser Sprachen auf S. 20 ausgesprochen ist.

2. Nubas.

Unter dem Ausdrucke Nuba- oder richtiger Nuba-Fulah-Rasse begreifen wir eine Reihe von Völkern, die im Norden Afrikas theils zwischen den Negern, theils am Rande des Negergebietes wohnen und sich sowohl durch ihre physische Complexion als auch durch gewisse ethnologische Merkmale von ihnen unterscheiden. Als ihre Hauptrepräsentanten können die Fulah im Westen und die Nuba im Osten gelten.

Diese Völker sind weder Neger noch mittelländische Hamiten, sondern ein Mittelschlag zwischen beiden. Gleich den Kaffern bilden sie gleichsam den Uebergang von der Neger-Rasse zur mittelländischen, und hier speciell zum hamitischen Typus. Der Unterschied zwischen ihnen und den Kaffern besteht jedoch darin, dass während diese sowohl in physischer als auch psychischer Richtung dem Neger näher stehen als dem Mittelländer, die Nuba-Fulah-Völker umgekehrt dem letzteren sich mehr nähern, je mehr sie vom eigentlichen Neger sich entfernen.

Wie wir bereits S. 62 bemerkt haben, ist die Heimath dieser Rasse das nördliche Afrika, dessen nördlichsten Theil sie vor Einwanderung der aus Asien herübergekommenen Hamiten eingenommen zu haben scheint. Es müssen gleichwie bei der Kaffer-Rasse Mischungen mit den Hamiten stattgefunden haben, eine Thatsache, die sich theils aus den fortwirkenden anthropologischen Factoren, theils aus den ethnischen Verwandtschaftspunkten, namentlich in sprachlicher Richtung, noch immer erkennen lässt. Gewiss aber geschah die Abdrängung dieser Rasse durch die nachrückenden Hamiten nach Westen, nicht nach Süden.*) Dies geht daraus hervor, dass in

*) Vergl. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, II, 459.

letzterer Richtung die Kaffern abzogen, und an dem nordöstlichen Punkte des gegenwärtigen Verbreitungsbezirkes der Nuba-Rasse das Vorrücken derselben in historischer Zeit nachgewiesen werden kann. (Vergl. weiter unten.)

Vom ethnologischen Standpunkte zerfällt diese Rasse in zwei sprachlich geschiedene Abtheilungen, nämlich eine westliche und eine östliche, oder Fulah's und Nuba's mit deren Verwandten.

A. Westliche Abtheilung (Fulah's).

Der Name Fulah, unter dem das in Rede stehende Volk Nordwestafrikas bei uns allgemein bekannt ist, entstammt dem Mandigo und ist nur eine Verderbung des einheimischen Ausdruckes. Dort bedeutet die Form pul „hellbraun, roth", und wird im Gegensatze zu W-olof, Y-olof, „schwarz", angewendet, um sich gegenüber dem Neger-Nachbar zu bezeichnen. Der Singular davon lautet pul-o, der Plural pul-be. Der Ausdruck Fellani, womit man die Fulah auch bezeichnet findet, gehört dem Hausa, die Form Fellata dagegen dem Kanori an.

Wie schon aus der einheimischen Bezeichnung des Volkes hervorgeht, sind sich die Fulah des Gegensatzes zu den Negern wohl bewusst: wie Reisende versichern, sollen sie auf dieselben als auf Menschen, die zur Sclaverei geboren sind, stolz herabsehen, und sich ihnen gegenüber mit den Weissen auf eine Linie stellen.

Das Gebiet, innerhalb dessen die Fulah sich finden, reicht vom unteren Senegal im Westen bis Darfur im Osten und von Timbuktu und Hausa im Norden bis Sulimana, Wassulo, die Yoruba-Länder und Adamaua im Süden. Sie finden sich in keinem dieser Länder als alleinige Bevölkerung, sondern nur als erobernde Eindringlinge zerstreut und an den meisten Punkten mit den ursprünglichen Bewohnern mehr oder weniger gemischt. Am zahlreichsten treffen wir sie im Westen in Futa-Toro, Bondu und Futa-Dschalo, wo sie nach Westen und Süden als Eroberer und Verbreiter des Islam vorgedrungen sind. Sie haben im Lande der Wolof festen Fuss gefasst und die Küstenvölker bis an den Nunez ihrem Einflusse unterworfen. Ihnen gehören einzelne feste Punkte in Sulimana und Kuranko, dem Lande östlich von Sierra Leone.

Weiter finden wir die Fulah in dem sogenannten Fuladu, wo sie in ziemlich starker Anzahl zu leben scheinen, und in den sogenannten Mandingo-Ländern bis gegen Wassulo. Im Reiche

Massina, südlich von Timbuktu, sind sie das herrschende Volk, und Timbuktu selbst wird seit 1826 von den Fulah unaufhörlich bedroht.

Im Hausa-Lande ist das Reich von Sakatu (Sokoto) und Gando eine Schöpfung der Fulah (seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts). Dasselbe umfasst ganz Hausa, Kano und Segseg sammt den Ländern bis an den Binue, mit Fumbina und Adamaua. Ueberdies sind Burgu und die Yoruba-Länder von ihm abhängig.

Weiter östlich finden wir die Fulah in Bornu, Mandara, Logone, in Baghirmi, Wadai und in Darfur, wo sie überall eine hervorragende Stellung entweder einnehmen oder zu erringen suchen.

Wie sich denken lässt, ist eine solche Verbreitung der Fulah über die Negerländer nicht ohne Einfluss auf sie und die Negervölker selbst geblieben. Namentlich im Westen, wo die ältesten Sitze der Fulah zu suchen sind, dürften vielfache Mischungen derselben mit den ursprünglichen Bewohnern vor sich gegangen sein. Als solche aus der Vereinigung der Fulah mit Negern hervorgangene Mischvölker werden bezeichnet die Torodos in Futa-Toro (aus Fulahs, Mandingos, Wolofs, Serechules und Sarrars), die Dschalonki in Futa-Dschalo (aus Fulahs und den Aboriginern), die Ssissilbe oder Ssilibawa, die Dschawambe und die Soromawa in den Mandingo- und Hausa-Ländern (aus Fulahs und Mandingos).

B. Oestliche Abtheilung (Nubas).

Das Gebiet der Stämme, welche wir unter dieser Bezeichnung zusammenfassen, geht von den Sitzen der Fulah in Darfur im Westen bis an das Gebiet der Bedscha und der an diese sich anschliessenden hamitischen Stämme im Osten, und (wenn wir von den Wa-kuafi und Masai vor der Hand absehen) etwa von 5° nördl. Breite im Süden bis gegen Assuan im Norden. Speciell gehören hieher folgende Stämme:

Die sogenannten echten Nubier oder, wie sie sich selbst nennen, Barabra (Barâbirah, arabischer Plural von barbari. berberi). Sie bewohnen das schmale Nilthal von der ersten Katarakte des Nil in Assuan (unter 24° 5′ 23″) bis zur zweiten am Wadi-Chalfa (unter 21° 53′ 33″). Dieser Strich enthält ungefähr 40,000 Einwohner, welche in etwa 80 Dörfern und einem Städtchen Derr, das als Hauptstadt gilt, angesiedelt sind.

Dass die Nuba in diese Gegenden erst in den letzten Jahrhunderten vor Beginn unserer Zeitrechnung eingezogen sind, scheint aus dem Umstande hervorzugehen, dass Herodot bei Erwähnung des alten Meroe von den Nubiern nichts weiss, während Eratosthenes nach den Berichten Strabos (Buch XVII) sie als ein mächtiges, sowohl von den Aegyptern als auch von den Negern verschiedenes Volk darstellt, welches südlich von Meroe das linke Nilufer bis zu den ἀγκῶνες bewohnt.*) Und dass sie weit vom Süden her (im Süden von Senaar) nach und nach hinaufgezogen sind, dies beweist das Dasein von Nubas in Kordofan, wo sie mit dem Ausdrucke Nuba-Neger belegt werden, sowie auch die Notiz, dass Kaiser Diocletian im 3. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung Nubier veranlasst habe, aus ihrem Stammlande im Süden von Senaar nach den Gränzen Aegyptens überzusiedeln.**)

Zu den echten Nubas sind sprachlich auch die Bewohner von Dongola zu zählen, indem das Dogolawi vom Nubischen sich nur dialektisch unterscheidet. Auch die Sprachen der sogenannten Nuba-Neger in den Nuba-Bergen im Süden von Kordofan sind nubischen Stammes. Es sind dies speciell das Tumale,***) welches von den Yumale oder Sumale (Plural vom Singular Umale) gesprochen wird. Seine Gränzen liegen zwischen dem 47° und 48° östl. Länge und 11° und 12° nördl. Breite. Es hängt mit dem nördlich davon gesprochenen Teggele (Tekele) aufs innigste zusammen. Im Westen des Tumale liegt das Sprachgebiet des Koldagi (Koldadschi) und im Süden jenes von Scheibun. Die Nuba-Sprache ist überdies auch über einen grossen Theil des östlichen Darfur verbreitet, wo sie namentlich von den Kaufleuten gesprochen wird. Ob die über einen grossen Theil von Darfur und Kordofan verbreitete Kondschara- (Kundschara-) Sprache zum Nuba zu ziehen ist, wie wir annehmen zu müssen glauben, oder zu den Neger-Sprachen (Nil-Sprachen), wie andere meinen, lässt sich bei dem Mangel an reicherem Material nicht mit völliger Sicherheit entscheiden.

Zu den Nubas sind höchst wahrscheinlich auch die Hammedsch-Stämme,†) namentlich aber der bekannte Stamm der

---

*) Waitz, Anthropologie der Naturvölker, II. 476.

**) Waitz, Anthropologie der Naturvölker, II, 477.

***) Tutschek in Gelehrte Anzeigen der kön. bayerischen Akademie der Wissenschaften, XXVI., 729 ff.

†) Marno, E., Reisen in Hoch-Sennaar (Petermann's geograph. Mittheilungen 1872, 453).

Funje,*) (Fundsch) zu ziehen, welche als die Eingeborenen der südlich vom 13° gelegenen Theile von Senaar gelten können, wo sie am blauen Nil, sowie zwischen diesem und dem weissen Nil bis zum 10° abwärts wohnen. Die Funje sind ein Erobervolk, das im Verein mit den südlichen Nachbarn, den Schilluk-Negern, vielfache Züge unternommen und sich namentlich im Norden auch ausserhalb des Landes festgesetzt hat.

Wir rechnen ferner zur Nuba-Rasse die sogenannten Schangalla (Schankala) am Takazze und Atbara, deren Sprache Dalla genannt wird, sowie auch die Doko im südlichen Kaffa, die nach den Nachrichten mehrerer Reisenden einen Mittelschlag zwischen den Aethiopen (Geez) und den Negern darstellen sollen, also offenbar zu den Nubas zu ziehen sind.

Ob die Bertat, welche südlich von Fassogl bis an den Jabos, westlich und nördlich bis an die Bergreihe von Homascha wohnen, zu den Nubas oder zu den Negern zu rechnen sind, ist nach den mangelhaften Nachrichten über sie zweifelhaft. Dagegen können wir mit grösserer Sicherheit zur Nuba-Rasse die Wa-kuafi-**) und Masai-Stämme rechnen, von denen die ersten (nach Krapf) vom 2° nördl. bis zum 4° südl. Breite (etwa von Barawa bis Mombas)***) im Innern in einer Ausdehnung von etwa 7 bis 8 Graden Länge wohnen. Der Hauptsitz der Masai-Stämme, welche mit den vorhergehenden eine nur dialektisch verschiedene Sprache reden, ist das Land Serengeddi. Beide Stämme werden als den Somali ähnlich beschrieben, von grosser schlanker Statur, heller Hautfarbe und schlichtem, nicht wolligem Haar, wodurch sie sich ebenso bestimmt von den Negern wie auch von den Kaffern unterscheiden.

---

*) Nach R. Hartmann (in Bastian, Zeitschrift für Ethnologie I, 283), wird das Dschim mit einem folgenden kaum hörbaren e wie dj oder j ausgesprochen. Der Singular lautet Fungi mit einem an Qoph reichenden g.

**) Vergl. Krapf, J. L. Vocabulary of the Engutuk Eloikob, Tübingen 1854, 8°. Der Name Wa-kuafi (Plural von M-kuafi) wird von den Suahili angewendet und ist eine Verstümmlung der einheimischen Bezeichnung Loikob oder Eloikob (Plural von oloikoban). Bei den Wakamba lautet der Name Mukabi (Singular) und A-kabi (Plural).

***) Nach Bleek (The library of his excellency Sir George Grey, Capetown 1858, 8°, I. 258, von 2° bis 5° südlicher Breite und 30° bis 37° östlicher Länge (Greenwich).

Physischer Typus der Nuba-Rasse.

Der eigentliche Fulahtypus, durch welchen sich dieses Volk von dem Neger unterscheidet, besteht in einzelnen charakteristischen Eigenthümlichkeiten, als deren hauptsächlichste die gelbe, rothbraune Hautfarbe, der kleine Kopf, das ovale Gesicht, die vorspringende, etwas gebogene Nase, die hohe Stirn, das grosse schöne Auge und das nicht-wollige, lange, schlichte Haar von den Reisenden angegeben werden. Das letztere soll seidenartig sein und in Flechten vertheilt wachsen, was wohl darauf hinführt, dass wir es in der That mit einer lockenhaarigen Rasse zu thun haben. Auch der Bartwuchs zeigt sich bei den Fulahs früher als bei den Negern und ist viel reichlicher als dort vorhanden. Die Männer sollen in den meisten Fällen eine vollkommen europäische Gesichtsbildung zeigen, und auch die Weiber sollen, so lange sie in der Frische der Jugend stehen, schön genannt werden können.

Die Barabra zeigen eine röthlich-braune Hautfarbe und sind in der Regel von mittlerer Gestalt; die Weiber auch etwas kleiner. Die Muskulatur ist schwach entwickelt, die Fettbildung fehlt beinahe ganz. Die Extremitäten sind lang; die Füsse und Hände klein und zierlich gebildet. Der Schädel ist nicht gross, die Stirne hoch, das Auge gross und schwarz, die Nase ist gerade und schön, das Haar schwarz und kraus, aber nicht wollig.

Auch die Funje sollen sich durch gewisse Merkmale, wie hohe breite Stirn, gerade oder nur leicht auswärts gebogene Nase, schmales Kinn und sehr wenig dicke Lippen vom Neger unterscheiden, so dass R. Hartmann (Bastian, Zeitschrift für Ethnologie I. 295) sie als einen zwischen den Aethiopiern und den Negern mitten innestehenden Volksschlag ansehen zu müssen glaubt.

Psychischer Charakter der Nuba-Rasse.

Zwei Punkte sind es, die allen Reisenden an den Fulahs im Gegensatze zu den Negern in die Augen gesprungen sind, nämlich ihre Werthschätzung der Arbeit, die sich in dem fleissigen Betrieb der Viehzucht, des Ackerbaues und einzelner Handwerke kund gibt; und ihre tiefe Religiösität, die sie zu fanatischen Anhängern und Verbreitern des Islam gemacht hat. Beide Punkte zeigen, dass die auf Spontaneität beruhenden Geisteskräfte bei dieser Rasse nicht unbedeutend sind, wie denn auch der Einfluss und die Macht, welche

die Fulah in den Negerländern errungen haben, auf eine im Verhältniss zum Neger bedeutendere Begabung schliessen lassen. Ferner wird auch die grosse Ehrlichkeit rühmend hervorgehoben, durch welche die Fulah vor ihren Nachbarn, den Negern, sich auszeichnen. So berichtet G. Rohlfs (Ergänzungshefte zu Petermann's Geographischen Mittheilungen XXXIV, 45) von der ausserordentlichen Sicherheit des Eigenthums, die in den Reichen der Fulah herrscht. Namentlich das Eigenthum der Reisenden wird respectirt, was in den Negergebieten nicht der Fall ist.

Die Barabra werden als ungemein arbeitsame und mässige Menschen geschildert. Namentlich aber werden ihre Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit gelobt, durch welche Eigenschaften sie in Aegypten zu Vertrauensposten (Thorwärter, Diener, Beschliesser) gerne angenommen werden. Es sind dies lauter Punkte, durch welche die Barabra zu den Negern in einen förmlichen Gegensatz treten.

Ethnographische Schilderung.

Bei den Barabra gehen beide Geschlechter bis zum achten oder zehnten Lebensjahre völlig nackt einher; von da an bekleiden sich die Knaben mit einem Hemde oder legen ein Stück Leinwand um die Hüften; die Mädchen tragen bis zu ihrer Verheirathung einen sogenannten Rachat. Dieser besteht in einem den Unterleib umfassenden Riemen, von welchem dünne Riemchen von verschiedener Länge herabhängen. Nach der Verheirathung legt das Mädchen den Gürtel ab und zieht Beinkleider von enger, unschöner Form an. In der Fremde trägt der Berberi die Kleidung des gemeinen Arabers oder ägyptischen Fellah.

Die Männer pflegen das Haupt zu scheeren bis auf ein Büschel Haare am Scheitel, welches oft in einige dünne Zöpfe geflochten wird. „Bei Frauen und Mädchen hängt das Haar in vielen dünnen Flechten um Hals und Wangen; diese Flechten bilden spiralförmige Locken, wenn sie aufgeflochten werden.“*)

Das Haar wird von den Weibern mit Ricinusöl reichlich eingerieben, so dass dieses vom Kopf auf Hals und Busen träufelnd ihre Kleidung tränkt und ihnen einen widerlichen Geruch verleiht. Arme und Füsse werden mit Ringen aus Metallen oder Büffelhorn

*) Rafalowitsch in Erman's Archiv für wissenschaftliche Kunde Russlands, XIII, 117.

geschmückt, ebenso hängen vom Ohr zwei Ringe (der eine vom Ohrläppchen, der andere vom oberen Rande des Knorpels) herunter.

Die Wohnungen der Barabra bestehen in kleinen Hütten, die aus rohen lufttrockenen Ziegeln errichtet und mit trockenen Maisstengeln eingedeckt sind. Vor jeder Hütte befindet sich ein Vorrathskasten, ein aus Nilschlamm errichteter inwendig hohler Cylinder von 3—4 Fuss Höhe und 1—2 Fuss Durchmesser. In demselben werden zum Schutz vor den Mäusen, Vögeln und Ungeziefer die Vorräthe, wie Getreide, Datteln u. a., aufbewahrt. — Da in Nubien der Regen selten oder gar nicht fällt, und die Sonnenwärme oft das Thermometer auf 50° R. hinauftreibt, so sind diese Vorrathskasten trotz dem schlechten Materiale dennoch als dauerhaft und ihrem Zwecke vollkommen entsprechend zu bezeichnen.

Der Hausrath besteht in einigen hölzernen Bettstellen, länglichen hölzernen Rahmen, die mit Rohr überspannt sind und auf vier Füssen ruhen, einigen Krügen für Wasser und Milch, Körben, Matten aus dünnen Dattelblättern und anderen Utensilien.

Die Nahrung ist beinahe ausschliesslich vegetabilischer Natur. Man baut Duchn (holcus sorghum), Gerste, Bohnen, Linsen, Kürbisse, Melonen, Bamie, Tabak, Ricinus u. s. w.; nebstdem werden die Dattelpalme und Feige cultivirt. Die Viehzucht ist äusserst unbedeutend; man findet ausser einigem Hausgeflügel (Hühnern und Tauben) Ochsen, Büffel, Esel, Schafe und Ziegen, aber nur sofern es die Landwirthschaft erfordert.

Aus dem Mehle des Duchn wird ein Getränk (merise) bereitet, indem man es mit heissem Wasser begiesst und eine Zeit lang gähren lässt. Die gelblich-trübe, moussirende, säuerlich schmeckende Flüssigkeit wird durch Zusatz einiger Kräuter zu einem berauschenden Biere, dessen Genusse die Barabra leidenschaftlich zugethan sind. Der Tabak wird in Nubien nicht geraucht, sondern mit Zusatz von etwas Soda gekaut.

Als Muhammedanern ist den Barabra die Polygamie gestattet. Natürlich können von der gesetzlichen Erlaubniss, sich mehr als ein Weib zu nehmen, nur die Reicheren Gebrauch machen. Man heirathet sehr früh (die Mädchen mit dem 11. bis 12. Jahre). Durch das frühe Heirathen, sowie die zahlreichen Nahrungssorgen und häuslichen Arbeiten altern die Weiber sehr rasch und sollen die alten Weiber von abschreckender Hässlichkeit sein, besonders dann, wenn sie ihr gebleichtes Haar mittelst Henna zu färben versuchen,

wodurch dieses hellroth erscheint. Obwohl die Frauen unverhüllt einhergehen und auch sonst den Fremden gegenüber sich frei bewegen, sind sie doch von grosser Eingezogenheit und Sittenreinheit. Unnatürliche Laster, welche im Orient sehr verbreitet sind (Päderastie, Onanie), kommen unter den Barabra nicht vor und werden mit Abscheu von ihnen betrachtet. Trotz der Geldgier, welche hier ein Ausfluss übertriebener Sparsamkeit sein dürfte, sind die Barabra durch eine aus dem Innersten des Herzens stammende Ehrlichkeit ausgezeichnet. Der Diebstahl, bekanntlich ein dem Neger angeborenes Laster, soll bei ihnen ganz unbekannt sein. Ein zweiter Charakterzug, der nicht nur die Barabra, sondern die ganze Nuba-Rasse auszeichnet, ist ein tiefes religiöses Gefühl; die Barabra sind Muhammedaner, welche nicht etwa den Islam nur oberflächlich bekennen, sondern auch seine religiösen Vorschriften mit Gewissenhaftigkeit erfüllen.

In Betreff der geistigen Fähigkeiten verhalten sich die Barabra wie alle dunkeln Rassen. Die auf Receptivität beruhenden Anlagen entwickeln sich ungemein rasch, während die auf Spontaneität beruhenden entweder ganz zurückbleiben oder nur langsam und unvollständig zum Durchbruche gelangen. Die Kinder der Barabra zeigen weit mehr Klugheit und Selbständigkeit als die Kinder der Weissen; sie bleiben aber nach dem Eintritte in die Pubertät gegen die letzteren auffallend zurück.

Daraus erklärt sich das Kindliche, Fröhliche, Unselbständige und Einfältige des Charakters der Barabra. Sie sind leichtgläubig und grosse Liebhaber von Erzählungen, Tänzen und Gesängen.

Die Gewerbthätigkeit der Barabra ist sehr unbedeutend; für Handel zeigen sie nicht die mindeste Befähigung.

Sie leben in Dörfern unter Dorfhäuptlingen (Samilgi). Trotz der Armuth ihres Landes sind sie demselben mit unbegränzter Liebe zugethan, und wenn sie in die Fremde ziehen, um Geld zu verdienen, so thun sie dies nur, um dereinst zurückzukehren und den mühsam erworbenen Groschen in der theueren Heimath zu verzehren.

Die Wa-kuafi sind ein Hirtenvolk, dem der Landbau ganz unbekannt ist. Die Abneigung gegen die letztere Beschäftigung soll so gross sein, dass Wa-kuafi-Sclaven, wenn sie bei den Suahili's zum Landbau verwendet werden sollen, sich entschieden weigern, ein solches Geschäft zu übernehmen.

In Folge dieser Beschäftigung leben die Wa-kuafi in beständigem Krieg mit den umwohnenden Ackerbau treibenden Völkern, deren Heerden sie überdies von Zeit zu Zeit plündern. Sie wohnen in Dörfern, die mit Dornhecken und Pallisaden umgeben sind. Die Hütten sind mit Fellen und Kuh-Dünger eingedeckt. Man wechselt alle vier oder fünf Monate die Stelle, um frisches Gras und Wasser zu finden, wobei die Habseligkeiten den Lasthieren aufgeladen werden. Die Viehstücke einer jeden Familie sind mit bestimmten Merkmalen versehen, durch die man sie aus der Zahl der Heerden, welche einem Stamme gehören, alsogleich erkennt. Die junge Mannschaft zwischen 20 und 25 Jahren ist immerdar auf der Wache, auf der Jagd oder im Kriege beschäftigt. Die Verfassung der Wa-kuafi ist streng patriarchalisch mit Häuptlingen (Elkimirischo) an der Spitze. Dabei hat der Zauberer (Oleibon) einen grossen Einfluss auf den Gang der Unternehmungen, welche stets nur nach dem, was er aus den Eingeweiden der Thiere herausgelesen, eingeleitet werden.

Ihre Waffen sind Speer und Schild. Der letztere ist sehr gross und schützt sie hinlänglich vor den Pfeilen ihrer Feinde. Aber auch vor den Feuergewehren der Suahili zeigen sie keine allzu grosse Furcht. Sie pflegen sich in diesem Falle zu Boden zu werfen und zu warten bis der Feind seine Munition verschlossen hat, worauf sie sich erheben und mit ihren Speeren erbarmungslos morden. Sie kämpfen oft mehrere Tage ohne Nahrung zu sich zu nehmen oder zu rasten, und hören nicht früher auf, als bis sie den Feind überwunden haben oder gänzlich geschlagen worden sind.

Innerhalb der Familie herrscht die Polygamie. Die Braut wird mit einer Anzahl von Rindern vom Bräutigam erkauft. Jede Frau hat für sich und ihre Kinder eine bestimmte Anzahl von Viehstücken zur Nutzniessung angewiesen. Die Tracht beider Geschlechter besteht in einem ledernen Rocke, welcher die Brust bedeckt und an die Knie hinabreicht. Man färbt das Leder roth oder gelb durch den Aufguss zweier Baumrindenarten. An den Knaben wird die Beschneidung, jedoch in ziemlich später Zeit, vollzogen.

Was die religiösen Ideen anbelangt, so herrscht der Glaube an ein höchstes Wesen, welches Engai (Himmel) genannt wird. Doch wendet man sich mit den Bitten und Opfern nicht direct an dasselbe, sondern an Neiterukob, eine Art von Gottheit, welche

daher im gewöhnlichen Leben ein viel grösseres Ansehen als Engai selbst geniesst.

Die Nahrung der Wa-kuafi ist dem Ertrage ihrer Heerden entnommen; besteht also theils aus Milch und deren Producten, theils aus dem Fleische der geschlachteten Thiere. Als berauschendes Getränk ist eine Art Honigbier beliebt. Der Tabak wird, wie in Nubien, geschnupft.

Tanz und Musik, die in dem Leben Ackerbau treibender Völker eine so grosse Rolle spielen, sollen den Wa-kuafi beinahe unbekannt sein. Ihr einziges Musik-Instrument ist das Kuhhorn, welches sie zum Kriegszuge einladet.

Die Fulah sind ein Hirtenvolk; dadurch unterscheiden sie sich wesentlich von den Ackerbau treibenden Negern des Westens, wenn diese nicht durch Verkehr mit ihnen (wie die Mandingo) die Beschäftigung mit Viehzucht angenommen haben. In einzelnen Fulah-Ländern wird auch Landbau getrieben (z. B. in Futa-toro), wo er gleich dem Nomaden-Geschäfte in Ehren steht. In diesem Falle wird er viel rationeller als bei den Negern getrieben. Neben diesen beiden Beschäftigungen treiben die Fulah auch verschiedene Handwerke und zwar namentlich in den Städten. Auch hierin sind sie dem Neger entschieden überlegen, sowohl was rationelle Behandlung des Gegenstandes als auch Organisation der Arbeit anbelangt. Namentlich die Weberei, Gerberei und Färberei stehen an einzelnen Orten in hoher Blüte und geniessen die Producte derselben ein grosses Ansehen. Auch die Schmiedearbeiten, obwohl mit unvollkommenen Instrumenten hergestellt, werden wegen ihrer Solidität und Dauerhaftigkeit gelobt.

Die Kleidung der Fulah besteht, wahrscheinlich durch arabischen Einfluss, in der Regel aus einem weiten Gewande, Beinkleidern und Sandalen. Auch in mehreren Sitten und Gebräuchen, wie Färben der Nägel mit Henna, Bemalen der Augenbrauen und der Augenwimper tritt der arabische Einfluss unverkennbar hervor.

Mit dem Islam, dem die Fulah eifrig anhängen, haben sie die Beschneidung, das Verhüllen der Frauen u. a. angenommen. Es scheint, dass auch die Verachtung der Musik und des Tanzes, dagegen das Interesse an tanzenden Mädchen ein dem Araber erborgter Zug ist.

Wenn sich der Fulah schon durch seine Beschäftigungen als intelligenter denn der Neger verräth, so steht er auch durch seinen

religiösen Glauben, sowie die immerwährende Verbindung mit dem Araber Nordafrikas auf einer bedeutend höheren Bildungsstufe. Es gibt in den Fulahländern mehrere Schulen, wo die Schüler im Lesen, Schreiben und Rechnen und im Arabischen unterrichtet werden.

Die Bevölkerung zerfällt in zwei Abtheilungen, nämlich Freie und Sclaven. Die Stellung der letzteren ist eine ziemlich günstige; sie sind keineswegs der schrankenlosen Willkür ihrer Herren preisgegeben. Sie ziehen gleich den Freien mit in den Kampf und werden beim Tode des Herrn oder bei gewissen Festlichkeiten freigelassen.

Die ursprünglichen Waffen der Fulah sind Bogen und Pfeil; sie werden auch jetzt noch häufig verwendet, haben aber in den meisten Fällen dem Feuergewehre Platz gemacht. Die Regierungsform der Fulah, welche ursprünglich eine patriarchalische war, ist in Folge des Islams und der Eroberungen in eine monarchische übergegangen.

Sprache.

Was die Sprachen der Völker anbelangt, welche wir auf den im Vorhergehenden geschilderten Rassentypus beziehen, so gehen nur die Fulah-Dialekte auf eine ihnen zu Grunde liegende Ursprache zurück, während jene Sprachen, die wir dem Nuba angereiht haben, mehreren Ursprungspunkten entsprungen zu sein scheinen. Es ist also unter der letzteren Abtheilung nicht ein Sprachstamm, sondern vielmehr eine Reihe mehrerer von einander verschiedenen Idiome begriffen. Möglich, dass es der Forschung, sobald ihr ein reicheres Material zu Gebot gestellt ist, gelingen wird, eine Einheit dieser Idiome zu erweisen; mit den jetzigen Hilfsmitteln jedoch kann nur eine vollkommene Unabhängigkeit derselben von einander als annehmbar betrachtet werden.

3. Mittelländer.

Unter dem Ausdrucke „mittelländische Rasse“ begreifen wir jene Menschenvarietät, welche von Blumenbach unter der Bezeichnung „kaukasische Rasse“ verstanden wird. Während Blumenbach den letzteren Ausdruck aus dem Grunde wählte, weil jene Merkmale, welche den in Rede stehenden Rassentypus auszeichnen, am reinsten an den Völkern des Kaukasus hervortreten, haben wir den von uns schon früher (Reise der Fregatte Novara, Ethnographischer Theil)

vorgeschlagenen und von E. Häckel und anderen Forschern acceptirten Terminus deswegen gewählt, weil die hervorragendsten Völker dieser Gruppe um das Mittelmeer herum ihre Ausbildung und Blüte erlangt haben.

Als Urheimath der Völker dieser Rasse, d. h. jenen Punkt, auf welchem sie aus der ihnen zu Grunde liegenden Einheit sich differenzirten, haben wir bereits oben (S. 68) das armenische Hochland angegeben. Wir hegen diese Ansicht aus dem doppelten Grunde, weil einerseits die in jenen Theilen des asiatisch-europäischen Continentes sesshaften Völker den reinsten Typus dieser Rasse repräsentiren, also am wenigsten mit fremdem Blute gemischt sind, andererseits weil die Wanderungen der in diese Rasse fallenden Urstämme nur von diesem Punkte aus sich gegenseitig in Einklang bringen lassen. Bei einer Verlegung der Urheimath der mittelländischen Rasse weiter nach Osten oder nach Westen bleibt der Zusammenhang mancher Thatsachen, welche wir im Nachfolgenden berühren werden, unaufgeklärt.

Vom ethnologischen Standpunkte gliedert sich die mittelländische Rasse in vier Stämme, nämlich: 1) den baskischen, 2) den kaukasischen, 3) den hamito-semitischen und 4) den indo-germanischen.

I. Der baskische Stamm.

Der baskische Stamm ist derjenige, welcher am ersten vom gemeinsamen Stocke sich loslöste und nach dem damals, wie es scheint, nur im Norden bevölkerten Europa zog. Da er auf seiner Wanderung wenig fremdes Blut in sich aufnahm, so kann er selbst noch jetzt in jenen Gegenden, wo er sich gegenüber den fremden Einflüssen behauptet hat, für einen treuen Repräsentanten der mittelländischen Rasse gelten. Er zeigt in dieser Beziehung grosse Aehnlichkeit mit den kaukasischen und semitischen Völkern, sofern diese von den späteren Beimischungen sich frei erhalten haben.

Die Basken sind gegenwärtig nur eine Volksruine. Sie sind die Nachkommen eines Zweiges der alten Iberer, der Vasconen. Die Iberer hatten ursprünglich — wie aus den von den alten Schriftstellern überlieferten Ortsnamen hervorgeht — ganz Spanien inne.*) Von den eingedrungenen Celten in ihrer Existenz bedroht, zogen sie sich theils vor ihnen zurück (so namentlich um die

*) Vergl. Humboldt, Wilh. von, Gesammelte Werke. II. 194.

Pyrenäen und an der Südküste), theils mischten sie sich mit ihnen und büssten dadurch ihre Sprache und Nationalität ein.

Die gegenwärtigen Basken, welche sich selbst Euscaldunae nennen, wohnen um den Golf von Biscaya im nordwestlichen Ende Spaniens und südwestlichen Ende Frankreichs in einer Gesammtanzahl von nicht ganz 900.000 Seelen. Und zwar entfallen auf Frankreich, speciell das Departement Basses Pyrénées, 140.000, auf Spanien, speciell die Provinzen Vizcaya, Guipuzcoa, Alava und Navarra, 650.000 Basken.

Die letzteren haben von den alten Sitten und Einrichtungen mehr bewahrt als ihre französischen Brüder, wie sie denn auch leiblich viel mehr unvermischt sich erhalten haben.

Die Sprache der Basken (Euscara) ist ein Idiom, welches auf einem polysynthetischen Baue beruht und mit keiner Sprache, weder der alten noch der neuen Welt, in irgend welcher Verwandtschaft steht. Alle Versuche, sie mit irgend einer Sprache in Verbindung zu bringen, sind entschieden als misslungen zu betrachten.

Gegenwärtig zerfällt die Sprache in vier Dialekte, nämlich den Dialekt von Vizcaya, den Dialekt von Guipuzcoa, den Dialekt von Ober-Navarra und den Dialekt von Nieder-Navarra, welcher auch der labortanische (von dem französischen Canton Labourdan, baskisch Lapurta) genannt wird.

II. Der kaukasische Stamm.*)

Der ganze Kaukasus, südlich vom Kuban und Terek, mit Ausschluss eines Gebirgstheiles unterhalb Wladikavkas, welchen die Osseten bewohnen, und des westlich davon gelegenen Gebietes der basianischen Türken, wird von Völkern eingenommen, welche in Betreff ihrer physischen Complexion sich von den im Norden wohnenden Tatarenstämmen scharf unterscheiden und an die südlich davon wohnenden Glieder der mittelländischen Rasse, namentlich die Armenier und Semiten, sich anschliessen. Sprachlich jedoch hängen sie mit den letzteren nicht zusammen, sondern bilden einen eigenen Stamm. Es ist bis jetzt Niemandem gelungen, einen Zusammenhang dieser Völker, weder mit den Indogermanen noch mit den Semiten wissenschaftlich nachzuweisen. Auch an eine Verbindung derselben mit irgend einem Volke der mongolischen Rasse kann,

*) Vergl. Klaproth, Jul., Asia polyglotta, Paris 1823, 4°, S. 109 ff.

abgesehen von dem ganz verschiedenen körperlichen Typus, deswegen nicht gedacht werden, weil sowohl das Bildungsprincip der kaukasischen Idiome von jenem der ural-altaischen Sprachen — denn nur an diese könnte gedacht werden — gänzlich abweicht, als auch keine Wurzelverwandtschaft beider nachgewiesen werden kann.

Wir betrachten diese Völker als den Ueberrest einer ehemals grösseren Völkerfamilie, die durch das Andrängen semitischer, indo-germanischer und ural-altaischer Stämme beeinträchtigt wurde und sich nur vermöge des gebirgigen Terrains, welches sie einnimmt, bis auf den heutigen Tag unversehrt erhalten hat.

Der kaukasische Volksstamm zerfällt zunächst in zwei Abtheilungen, eine nördliche und eine südliche. Unter der ersten Abtheilung, welche als die ältere Bevölkerung des Kaukasus betrachtet werden kann, begreifen wir die gegenwärtigen Gebirgsbewohner jenes Theiles, welcher im Norden vom Kuban und Terek (mit Ausnahme des von Nogai-Tataren bewohnten Landes zwischen dem Kuban und der Laba und des von Kumük-Tataren besetzten Striches zwischen dem Terek und Osen) und im Süden von den Flüssen Enguri, Alazani und Samur, sowie dem Gebirgskamm des Kaukasus begränzt wird. Unter der zweiten Abtheilung, welche die von Süd-Osten später eingewanderten Stämme enthält, subsummiren wir die südlich vom Kaukasus, nördlich von den Armeniern wohnenden Völkerschaften, als deren Hauptrepräsentant die Georgier gelten können.

A. Nördliche Abtheilung.

(Gebirgsbewohner des nördlichen Kaukasus.)

Die Gebirgsvölker des nördlichen Kaukasus theilen sich in drei Familien, eine östliche, eine mittlere und eine westliche Familie.

1. Oestliche Familie (Lesghier).

Dieselbe umfasst die Bewohner des sogenannten Daghestan oder Lesghistan, d. h. jenen Theil des Gebirges, welcher zwischen dem Koisu, dem Alazani und den Ebenen am Ufer des caspischen Meeres liegt. Sie bilden mehrere von einander völlig unabhängige Völker, welche besondere Sprachen reden. Davon sind nur einzelne in neuester Zeit näher bekannt geworden, so dass man über den Grad der Verwandtschaft derselben unter einander sich nur ein annäherungsweise klares Urtheil bilden kann. Die bedeutendsten der hieher gehörenden Völker sind:

1. Die Awaren. Das Gebiet der awarischen Sprache (Hunderil matsch), welche in mehrere Mundarten zerfällt, wird im Westen vom Flusse Aksai, im Norden von den südlich vom Aksai sich hinziehenden Bergen, im Osten vom Flusse Koisu und im Süden vom oberen Samur und dem Berge Schadagh begränzt.

2. Die Kasi-Kumüken (Ghazi-Kumüken, Qasi-Qumuken). Sie haben mit den tatarischen, im Norden südlich vom Terek wohnenden Kumüken nichts gemein als den von den Fremden ihnen beigelegten Namen. Sie selbst nennen sich Lak und werden von den Awaren Tumal genannt. Die kasi-kumükische Sprache wird vorzüglich im kasi-kumükischen Bezirke des mittleren Daghestan mit Ausnahme von etwa 10 Dörfern, welche Awarisch sprechen, und in einem Theile des Bezirks Dargo gesprochen. Ihre Gränzen sind im Westen der Koisu, im Süden der Gurieni, im Osten die Vorgebirge von Tabasseran und im Norden der Osen.

3. Die Akuscha. Die Akuscha-Sprache wird in den Gebirgen zwischen dem Koisu, den oberen Theilen des Manas und den Quellen des Buam gesprochen.

4. Die Kürinen. Das Gebiet des Kürinischen sind die südöstlichen Theile von Daghestan.

5. Die Uden. Die udische Sprache, welche ehemals einen weiteren Verbreitungsbezirk hatte, wie der Name der Udini bei Plinius (VI. 15) beweist, ist gegenwärtig auf zwei Dörfer beschränkt, nämlich Wartaschen und Nidsch, wovon das erstere etwa 35 Werst südöstlich von der Stadt Nucha gelegen ist. Nidsch ist etwa 40 Werst von Wartaschen entfernt und liegt am Flüsschen Türgän.

Die Gesammtzahl aller lesghischen Völker soll ungefähr 400.000 Seelen umfassen.

2. Mittlere Familie (Kisten).

Sie umfasst die Bewohner jenes Striches, welcher im Westen und Nordwesten von Daghestan gelegen ist und im Westen vom oberen Terek, im Norden von der kleinen Kabardah und dem Flusse Sundscha, im Süden von den Höhen des Kaukasus und im Osten vom oberen Jakhsai und Enderi begränzt wird. Die Bewohner dieser Gegenden werden von den Georgiern Kisten, von den Lesghiern Mizdscheghen und von den Russen Tschetschenzen genannt; sie selbst nennen sich Nachtschuoi.

Die bedeutendsten der hieher gehörenden Völker sind:

1. Die Inguschen (Galgai, Halha). Sie nennen sich selbst Lamur und bewohnen das Land an den Flüssen Kumbalei, Sundscha und Schalgir.

2. Die Karabulaken. Sie nennen sich selbst Arschte und wohnen in den Thälern am Flusse Martan.

3. Die Tschetschenzen im engeren Sinne. Sie wohnen von den Karabulaken ostwärts bis zum Flusse Jakhsai.

4. Die Thusch, welche von den Lesghiern Mosok genannt werden. Sie wohnen im Süden des Kaukasus an den Quellen des Alazani.

Die Gesammtanzahl der Kisten beträgt ungefähr 140.000 Seelen.

3. Westliche Familie (Tscherkessen).

Dieselbe umfasst die Bewohner der Westhälfte des Kaukasus und der an sie, sowie ihre Zweige sich anlehnenden Ebenen, eines Landstriches, der durch das nordöstliche Ufer des schwarzen Meeres von der Kertscher Meerenge bis zu den Gränzen Mingreliens (am Flusse Enguri), durch den ganzen Lauf der Flüsse Kuban und Malka, einen Theil des nach Norden gerichteten Terekstromes und die kaukasische Hauptkette von der grusinischen Militärstrasse bis zum Berge Elbrus begränzt wird.*) Diese Bewohner theilen sich in zwei grosse Stämme, nämlich die Adyche (Adighe) und die Asega oder Abchasen.

1. Die Adyche. Sie werden von den Tataren Tscherkessen, von uns nach deren Vorgange Circassier, oder, da sie die Kabardah bewohnen, auch Kabardiner genannt. Speciell umfasst der Stamm der Adyche folgende Völker:

a) die Abadsechen am Nordabhange der Kaukasuskette in den Thälern der in den Kuban fallenden Flüsse Sschaguasche (Belaja), Laba, Pschisch, Pssekups, Wuanobat und Ssup;

b) und c) die Schapssugen und die Natkuadsh oder Natuchaizen in den Gebirgen und den der Festung Anapa angränzenden Ebenen;

d) die Kabardiner, die Bewohner der grossen und kleinen Kabardah. Die grosse Kabardah liegt zwischen den Flüssen Malka und Terek und stösst im Süden an das Gebiet der Osseten. Die

*) Bergé, A., Die Sagen und Lieder des Tscherkessenvolkes, Leipzig 1866, 8°.

kleine Kabardah nimmt das rechte Ufer des Terek bis zu den Vorbergen des Kaukasus und zur Sundscha ein;

e) die Besslenei im Kuban-Bassin, auf dem von den Flüssen Fers, dem grossen und kleinen Tegen und Woarp bewässerten Lande:

f) die Mochosch, im Gebiete der Bäche Tschechuradsh, Belogiak und Schede:

g) und h) die Kemgui und Temirgoi, zwischen dem Kuban und dem unteren Laufe der Laba und Belaja:

i) die Chatiukai, zwischen den Flüssen Belaja und Schisch:

k) die Bsheduchen, in den Ebenen der Flüsse Pschisch und Pssekups:

l) die Shan oder Shanejewzen auf der Insel Karabukan, welche von zwei Armen des Kuban-Flusses eingeschlossen wird.

2. Die Asega oder Abchasen. Sie gränzen nördlich am Flusse Kapoeti an die Adyche, südlich am Flusse Enguri an die Mingrelier, westlich ans schwarze Meer und östlich an die Suanen und basianischen Türken. Speciell umfasst dieser Stamm folgende Völker:

a) die Ssadsen oder Dshigeten; b) die Abssne oder Abschasen, c) die Sambal oder Zebeldiner, auf der Südseite des Hauptgebirges im Westen der Mingrelier:

d) die Barakai, e) die Bag, f) die Schegerai-Tam, g) die Kisilbek, h) die Baschilbai, i) die Basschog auf der Nordseite der Bergkette, am Ursprunge der Flüsse Kchods, Urup, der kleinen und grossen Laba und des grossen Selentschuk:

k) die Ubychen, am Südabhange des Hauptgebirges, zwischen den Natuchaizen und den Dshigeten.

Nach A. Bergé's Schätzung dürften die Adyche- und Asega-Völker in runder Summe etwa 490.000 Seelen betragen (365.000 Adyche und 125.000 Asega), von denen der grösste Theil in Folge der unglücklichen Kämpfe mit Russland in neuester Zeit seine Heimath verlassen hat und auf den Boden der Türkei übergesiedelt ist.

B. Südliche Abtheilung.

1. Den Grundstock dieser Abtheilung bilden die Georgier, von den Russen Grusi (beides aus dem türkischen gürdschi abgeleitet) genannt. Sie selbst nennen sich Karthuhli (Karthwel). Sie sind die Bewohner der im Süden vom Kaukasus gelegenen Gegenden, welche im Osten vom Flusse Alazani, im Norden vom

Kaukasusgebirge, im Westen vom Lande der Mingrelier und dem Flusse Zchenis-tzqali und im Süden vom Kur und den Bergen von Karabagh, Pambaki, Tschildir und den pontischen Bergen begränzt werden.

Die Anzahl der Georgier mit den sprachlich zu ihnen gehörenden Imerethiern (den Bewohnern der Provinz Imerethi) dürfte sich auf 300.000 Seelen belaufen.

2. Die Suanen oder Suanethen, die Bewohner des Landes Suanethi. Suanethi liegt im Norden von Imerethi und Mingrelien. Von dem letzteren wird es durch einen von dem Berge Pasismta streichenden Höhenzug getrennt, während ein hoher Ast des Kawkas-Dschedslok es von dem Lande des Abchasen scheidet.

3. Die Mingrelier. Sie bewohnen Mingrelien, Odischi und Gurien am schwarzen Meer, südwestlich von Suanethi und westlich von Georgien.

4. Die Lazen im Sandschakat Lazistan, welches zum Paschalik Terebisond (Trapezunt) gehört. Sie sind die Nachkommen der alten Kolchier. Die lazische Sprache (welche in mehrere Dialekte zerfällt) wird vor allem an der Küste des schwarzen Meeres von Kjemer-burnu bis an den Ausfluss des Tschorok gesprochen.

Während die Suanen grösstentheils frei und unabhängig leben, stehen die Mingrelier mit ihrem Dadian unter russischer Oberhoheit. Die Georgier sind russische, die Lazen dagegen türkische Unterthanen.

Die Sprachen der Georgier, Mingrelier, Suanen und Lazen sind mit einander mehr oder weniger verwandt und weisen auf eine gemeinsame Stammsprache zurück. Dagegen ist die Verwandtschaft der nordkaukasischen Idiome unter einander nicht derart, dass man mit Sicherheit auf einen gemeinsamen Ursprung derselben schliessen könnte. Noch weniger vermag ein Zusammenhang der nordkaukasischen Idiome mit dem Georgischen und seinen Verwandten wissenschaftlich begründet zu werden.

III. Der hamito-semitische Stamm.

Obgleich die beiden Abtheilungen dieses Stammes in culturhistorischer Beziehung von einander scharf geschieden sind, weisen sie dennoch, vermöge der von ihnen geredeten Sprachen, auf einen einzigen Ursprungspunkt zurück. Und zwar müssen wir annehmen, da die Verwandtschaft nicht so sehr in den fertigen Sprachformen,

als vielmehr in der Einheit des Organismus und der Identität der pronominalen Flexionselemente hervortritt, dass die beiden Volkszweige von einander sich lostrennten, als die Sprache über den Zustand der Wurzelbildung und wurzelhaften Flexion noch nicht hinausgekommen war. Und auch nach der gegenseitigen Abtrennung scheint frühzeitig eine Zersplitterung der Hamiten eingetreten zu sein, während die Semiten noch lange Zeit eine ungetrennte Einheit bildeten.

Daher erklärt sich der mehr losere Zusammenhang der hamitischen Sprachen gegenüber der innigen Verwandtschaft der semitischen unter einander. Die letzteren haben in Folge dessen nicht so sehr das Aussehen verschiedener Sprachen als verschiedener Dialekte und decken sich nicht nur in den Wurzeln (welche streng genommen aus den semitischen Sprachen verschwunden sind, da sie in den Stämmen aufgingen), sondern auch in den aus den Wurzeln herausgewachsenen Themabildungen. Es mussten daher die semitischen Sprachen (und in Folge dessen auch die semitischen Völker) lange eine Einheit gebildet haben und zwar nicht nur bis zum Abschlusse der Wurzelentwicklung und zum Beginne der Stammbildung (wie die indo-germanischen Sprachen), sondern bis zur vollständigen Durchführung der letzteren (wie etwa die einzelnen Sprachfamilien des indo-germanischen Stammes).

1. Abtheilung (Hamiten).

Unter diesem Ausdrucke verstehen wir jene Völkersippe, welche ursprünglich über die Länder zwischen dem Euphrat und Tigris und die Küsten Palästinas sich verbreitete, von da nach Afrika überging und daselbst das Nilthal sammt den südlich davon gelegenen Küstenstrichen, sowie die Nordküste Afrikas mit Einschluss der canarischen Inseln bevölkerte. *)

Der ethnologische Zusammenhang aller dieser Völker ergibt sich theils aus den directen Nachrichten der Alten, besonders der Hebräer, theils aus der innigen Verwandtschaft sowohl ihrer Sitten und Gebräuche, als auch deren Sprachen.

Gegenwärtig theilt sich der hamitische Zweig in drei Familien, nämlich in die ägyptische, die libysche und die äthiopische.

---

*) Vgl. das oben S. 31 und 63 von uns Bemerkte.

a. Aegyptische Familie.

Dahin gehören die Bewohner des Nilthals, die sogenannten Aegypter, welche noch heut zu Tage, wenn auch mit fremdem Blute vielfach vermischt, in den Kopten fortleben. Es scheint, dass schon in den alten Aegyptern (von der Zeit der Hyksos an) Negerblut steckte, besonders in den niederen Classen, wie die vielfachen Abbildungen deutlich beweisen.

Die ägyptische Sprache ist eine von den wenigen, welche wir durch etwa vier Jahrtausende in ihrer Entwicklung verfolgen können. Ihre Tochter, das Koptische, war lange Zeit die Volkssprache Aegyptens, bis es durch das Arabische vollständig verdrängt wurde. Noch vor Kurzem fristete es in einzelnen Klöstern als gelehrtes Idiom ein kümmerliches Dasein. Heut zu Tage kann es als vollkommen ausgestorben gelten.

b. Libysche Familie.

Dahin gehören die Imoscharh (Imuharh, Imazirhen, woraus die corrupte Bezeichnung Amazirghen, Mazigh entstanden ist), auch Tuarik oder Berber genannt. Sie sind ein mit fremdem Blute nicht unbedeutend vermischtes Volk, was daraus hervorgeht, dass die Stämme, in welche sie zerfallen, sich in zwei Abtheilungen gliedern, nämlich sogenannte freie (Ihaggaren) und unterworfene oder Vasallenstämme (Imrhad). Die letzteren sind offenbar die besiegten fremden Stämme, welche von den Berbern in sich aufgenommen wurden und Sprache und Sitten derselben angenommen haben.

Die Imoscharh sind eine weit ausgebreitete nomadisirende Nation, welche das ganze Nordafrika bewohnt und namentlich alle Oasen zwischen den arabischen Staaten Nord-Afrikas und den Negerländern inne hat. Die einzelnen von einander unabhängigen Stämme führen besondere Namen, unter denen sie näher bekannt sind. So nennt man die in den Gebirgen von Algier und Tunis wohnenden Stämme gemeiniglich Kabylen (arab. Qabail „d. i. Stämme"), die Gebirgsbewohner im südlichen Marocco Schuluh (Schellöchen) u. s. w.

Wie aus der Untersuchung der von den alten Autoren überlieferten Namen der Orte, Flüsse und Berge Nord-Afrikas hervorgeht, welche insgesammt in der heutigen Sprache der Imoscharh (dem Ta-Mascheq oder Ta-Maschirht) ihre Erklärung finden, ist

die letztere als Abkömmling der alt-libyschen Sprache zu betrachten. Es müssen daher auch die Berber für die directen Nachkommen der alten Libyer angesehen werden.

c. Aethiopische Familie.

Dahin gehören folgende Völker:

1. Die Bedscha oder Bischari. Sie bewohnen das Land, welches im Norden von Abessinien und im Osten von Nubien bis zum 24⁰ nördl. Breite längs des rothen Meeres sich hinzieht. Sie verbreiten sich jedoch auch über dieses Gebiet hinaus, theils nach Nubien. theils in das südlich gelegene Land Taka. Die Sprache der Bedscha (genannt To-bedschauijjeh) wird nicht nur von den Bedscha, sondern auch von mehreren in diesen Gegenden nomadisirenden Araberstämmen (z. B. den Beni-Amer, den Habab, den Homran-Arabern u. a.) gesprochen. Ob man die Bedscha für die directen Nachkommen der Bevölkerung des alten Culturstaates Meroe betrachten könne, wie Lepsius zu glauben geneigt ist (Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai, Berlin 1852, 8⁰, S. 181, 266), kann bei dem Mangel an Proben der alten Sprache und an einer einheimischen Tradition nicht mit Sicherheit entschieden werden.

2. Die Bogos. Sie bewohnen das Gebirgsland nordwestlich von Massaua. Als Hauptort desselben gilt Keren. Die Sprache der Bogos heisst Belen.

3. Die Saho oder Schoho (Schiho). Sie wohnen in dem Gebirgslande südwestlich von Massaua. W. Munzinger (Zeitschrift für Erdkunde, Berlin 1859, 8⁰. N. F. VI., 91) gibt die Gränzen derselben folgendermassen an: „Wenn man eine gerade Linie von Massaua nach Halay zieht und eine ihr parallel vom Golf von Buri gegen das Hochgebirge und beide unten vom Meere und oben von der natürlichen Gränze der abessinischen Bergkette schneiden lässt, so umschliessen diese Linien das Gebiet der Schoho.“

4. Die Agow (Agau). Sie sind die Aboriginer der von den semitischen Geezvölkern später eingenommenen Landstriche. Gegenwärtig sitzen sie nur auf einzelnen Punkten als compacte Masse, so in Lasta, im Quellengebiete des Takazze und Damot; doch wird überall, wo unter der cultivirten Bevölkerung Tigre und Amharna herrschen, von den niederen Classen Agau gesprochen.

5. Die Falascha oder sogenannten abessinischen Juden. Sie stehen sprachlich den Agau am nächsten und sollen auch

körperlich mit denselben und den Saho grosse Aehnlichkeit haben. Ihre Sitze sind in der Gegend von Gondar und Tschelga, im Gebirge Semen und auf der Nordwestseite des Tsana-Sees.

6. Die Galla oder, wie sie sich selbst nennen, die Orma. Sie bewohnen jenes Land, welches im Norden von Abessinien, im Süden von den Sitzen der Suahili, im Westen von den mittelafrikanischen Seen, und im Osten von den Wohnsitzen der Somali (dem Flusse Dschub?) begränzt wird. Sie reichen jedoch vielfach über dieses Gebiet hinaus und sollen im Süden und Norden manche versprengte Stämme derselben sich finden.

7. Die Dankali oder Danakil. Sie bewohnen den Küstenstrich von Arkiko bis Tadschurra und ziehen sich von da gegen Südwesten bis gegen Schoa. Sie waren ehemals unmittelbare Nachbarn der Somali, wurden aber durch die eindringenden Galla von ihnen abgetrennt. Die letzteren nehmen gegenwärtig den ganzen östlichen Saum von Abessinien ein, der von dem Gebiete der Dankali umgeben ist.

8. Die Somali. Sie bewohnen die ganze Ostspitze Afrikas, östlich von den Niederlassungen der Galla und südlich vom Lande der Dankali bis hinab gegen Barawa und zum Flusse Dschub. Sie zerfallen in mehrere von einander unabhängige Stämme. Die mächtigsten derselben sind die Adschi, zu welchen die Medschertin am Hafun-Vorgebirge gehören, die Hawijjah und die Rahnawijjin.

Zu diesen Völkern, welche grösstentheils noch heut zu Tage ihre eigenthümliche Sprache und Nationalität bewahrt haben, gehörten im Alterthume noch folgende:

a) Die Urbewohner Mesopotamiens. Diese waren unzweifelhaft Hamiten, welche jedoch nach und nach den semitischen Einflüssen erlagen und zu Semiten umgewandelt wurden. Nach dem zehnten Capitel der Genesis ist Nimrod, der Erbauer Babels, ein Sohn Kusch's, eines Sohnes Ham's. Aus dem Lande Nimrods zieht nach der Sage der Semiten Aschur aus und erbaut Niniveh. Der deutlichste Beweis jedoch für den hamitischen Charakter dieser Völker ist ihre Cultur und Geistesrichtung, welche mit jener des Nilthals vollkommen übereinstimmt.

b) Die Urbewohner der Küste Palästinas (Phönicier), welche ebenso wie die Urbewohner Mesopotamiens durch die Einflüsse der Semiten überwältigt wurden und deren Sprache annahmen. Im zehnten Capitel der Genesis wird Kenaan ein Sohn Hams genannt. Abkömmlinge Kenaan's sind Zidon, Jebusi, Emori,

Girgaschi, Chivi und die Stammväter anderer kleinerer Völker, welche das Land vor der Invasion der semitischen Hebräer bewohnten.

c) Die Urbewohner der Halbinsel Arabien. Dieselben wurden im Laufe der Zeit von den eingewanderten Semiten, und zwar zuerst von den Joktaniden, dann den Ismaeliten verdrängt und unterworfen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass man unter den alten Stämmen der Ad und Thamud Hamiten oder, wie andere sie nennen, Kuschiten zu verstehen habe. Gegenwärtig dürften die sogenannten Paria-Stämme in Süd-Arabien, wie die Achdam, Schafedi, Schumr (Einzahl: Schimri), Zabih, Ahl-al-haik u. a., auf welche die Araber mit Verachtung herabblicken, als Ueberreste dieser Urbevölkerung aufzufassen sein. Wie von Maltzahn (Zeitschrift für Erdkunde, Berlin 1871, VI, S. 489) bemerkt, sind sie durch ihren physischen Typus vom Araber scharf unterschieden. „Ihre Hautfarbe ist schwärzlich, aber doch kaum so schwarz wie die des Abessiniers, immer weisser als die des Somali. Ihre Nase ist zwar breit, aber nicht platt, ihr Mund riesengross, jedoch ohne aufgeworfene Lippen, ihr Haar nicht kurzwollig, sondern langgekräuselt, die Wade ist nicht wie beim Neger verschwindend schmächtig, der Busen der Frauen nicht ziegenartig."

d) Die Bewohner der canarischen Inseln (die Guanchen), welche nach den Sprachüberresten, die wir von ihnen überkommen haben, sich unzweifelhaft als nahe Verwandte der alten Libyer, der jetzigen Imoscharh, erweisen.

II. Abtheilung (Semiten).

Die Semiten treffen wir in historischer Zeit als Bewohner der unterhalb der armenischen Hochebene gelegenen Gegenden und der Küste Palästinas, ferner der Halbinsel Arabien, sowie eines grösseren Landstriches im Nordosten Afrikas. Sie sind in diese Gegenden vom Norden her eingewandert.

Die Semiten theilen sich in zwei Familien, eine nördliche und eine südliche. Zur ersteren gehören die Bewohner Mesopotamiens, Syriens und der Küste Palästinas, so wie die von diesen Gegenden nach dem Westen entsendeten Colonien; zur letzteren die Bewohner Arabiens und des nordöstlichen Afrika.

A. Nördliche Familie.

Dieselbe wurde im Osten und Norden von dem Gebiete der Eranier begränzt.

In diese Familie fallen folgende Völker:

a. Die Aramäer, die Bewohner Syriens und des nördlichen gebirgigen Theiles von Mesopotamien bis an die Gränzen Erans.

Das Aramäische ist unter allen semitischen Sprachen, was den Vocalismus anlangt, am meisten herabgekommen, ein Beweis für das frühe geschichtliche Leben dieses Volkes. Es zerfällt in zwei Dialekte, einen östlichen, das sogenannte Chaldäische, und einen westlichen, das Syrische. Beide stehen sich sehr nahe und bezeugen den innigen Zusammenhang dieser Völker.

In Folge der Eroberungen und Ansiedelungen der Araber in diesen Gegenden haben die Aramäer mit ihnen sich vermischt und dabei sowohl Volksthum und Religion, als auch Sprache eingebüsst. Nur auf zwei Punkten, nämlich im Westen des Urmia-Sees und um Damaskus, haben sich Ueberreste der alten Sprache noch bis heut zu Tage erhalten.

b. Die Assyrier und Babylonier, die Bewohner des eigentlichen Mesopotamiens. Dass die Assyrier und Babylonier Semiten waren und von den Aramäern, obschon mit ihnen innig verwandt, sich unterschieden, wird durch die Entzifferung der semitischen Keilinschriften immer mehr und mehr zur Gewissheit erhoben. Es scheint, dass die Semiten das in diesen Gegenden angesiedelte kuschitische oder hamitische Element frühzeitig in sich aufgenommen haben, wodurch sich die Abweichungen derselben von ihren nördlichen und westlichen Anverwandten einigermassen erklären.

c. Die Hebräer. Sie sind nach ihrer Stammsage von Nordosten in den von ihnen eingenommenen Landstrich am Mittelmeere eingewandert. Auch sie haben sich die übriggebliebene hamitische Bevölkerung dieser Gegenden assimilirt. Die Sprache derselben, das Hebräische, steht im Ganzen besser conservirt da, als das Aramäische. Eine Abzweigung der Hebräer sind die Samaritaner, mit eigenthümlicher Sprache.

Durch die Zerstreuung über den ganzen Erdkreis — im buchstäblichen Sinne des Wortes — haben zwar die Hebräer (Juden) als Volk zu sein aufgehört, sie haben aber bei ihrem zähen Festhalten an dem angestammten Glauben und den ihr Leben durchdringenden religiösen Satzungen vieles den Semiten Eigenthümliche beibehalten. Wenn schon in geistiger Beziehung der heutige Jude für einen reinen Semiten nicht mehr gelten kann, so kann er in leiblicher Beziehung noch weniger auf einen reinen unvermischten

Stamm Anspruch erheben. — Im Durchschnitte ist der heutige Jude ein Mischling, der neben dem Echt-Semitischen an dem Charakter jener Rasse Theil nimmt, innerhalb deren sich seine Vorfahren aufgehalten haben und innerhalb deren er selbst wohnt.

Bei den Phöniciern, welche sprachlich mit den Hebräern auf das Innigste zusammenhängen, ist der hamitische Einfluss der alten Bevölkerung in ihrem ganzen Leben deutlich sichtbar.

Durch die Meerfahrten und Colonien dieses kühnen Handelsvolkes wurde die Sprache desselben über die Küsten des Mittelmeeres verbreitet. Die Sprache Karthagos, das Punische, ist, wie sowohl die dort gefundenen Steindenkmale, als auch die bei den alten Autoren (Plautus) sich findenden Ueberreste deutlich zeigen, ein Dialekt des Phönicischen.

B. Südliche Familie.

Der Ursitz dieser Familie ist die arabische Halbinsel. Von dort verbreiteten sich die dahin gehörenden Völker über die Meerenge nach dem nordöstlichen Afrika. Speciell gehören dahin folgende Völker:

a. Die Central-Araber oder Araber schlechthin (Ismaeliten). Das Volk der Araber, die Bevölkerung des nördlichen und mittleren Arabiens, tritt unter den semitischen Völkern zuletzt auf den Schauplatz der Geschichte und zeigt die grösste Alterthümlichkeit in Sprache und Sitte. Das Arabische des zehnten Jahrhunderts n. Chr. ist viel primitiver als die Sprache, welche von den nördlichen Semiten ein Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung gesprochen wurde. Der Araber kann also ethnologisch für den Urtypus des Semiten gelten.

Die Sprache Arabiens zerfiel ursprünglich in eine Reihe von Dialekten, welche von den einzelnen Stämmen, in welche das Volk sich theilte, gesprochen wurden. Durch die Centralisation und literarische Bildung, welche der Islam mit sich brachte, gingen sie nach und nach in einer einheitlichen Sprache auf. Diese Sprache verbreitete sich durch die Eroberungen der Araber über die von ihnen gegründeten Reiche.

Durch sie wurden die einheimischen Idiome Mesopotamiens, Syriens und Aegyptens beseitigt, und den Sprachen Persiens und der eingewanderten Tatarenstämme ein neues Propfreis aufgesteckt. Durch den Islam jedoch und die ausgebreiteten Handelsverbindungen

der Araber übte das Arabische auch über jene Länder hinaus, wohin die Muslims mit der Gewalt der Waffen eindrangen, einen nachhaltigen Einfluss. Fast in allen Sprachen des östlichen Asiens und nördlichen Afrikas zeigen sich mehr oder weniger sichtbare Spuren seiner Einwirkung.

Gegenwärtig ist die arabische Volkssprache abermals in mehrere Dialekte zerfallen, welche sich am besten unter die folgenden drei Typen bringen lassen: 1) Westlicher Dialekt, Sprache des sogenannten Maghrib; 2) Mittlerer Dialekt, Sprache von Aegypten sammt Dependenzen und 3) Oestlicher Dialekt, Sprache von Syrien und von den östlich und südlich daran gränzenden Landstrichen.

Die Sprache von Malta, das Maltesische, ist ein arabischer Jargon, welcher stark mit italienischen Elementen gemischt ist.

b. Süd-Araber (Joktaniden), die Bewohner des südlichen Arabiens, welche im Alterthume Himjariten genannt wurden. Sie sind von den im Norden wohnenden Arabern sprachlich geschieden. Ihr Idiom, das Himjarische, ist eine eigene Sprache und kein Dialekt des Arabischen. Wir besitzen von demselben eine Reihe von Denkmälern, welche in der neuesten Zeit herausgegeben und entziffert worden sind. Zu den directen Nachkommen des Himjarischen gehört das sogenannte Hakili oder Ehkili, welches im Süden von Arabien gesprochen wird.*)

Die Bewohner Abessiniens sind eine alte Colonie der Himjariten, welche einige Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung über die Meerenge hinübersetzte. Die alte Sprache derselben, das sogenannte Aethiopische (Geez), ist die nächste Verwandte des in den Inschriften gefundenen Himjarischen. Gegenwärtig ist sie aus dem täglichen Leben verschwunden und gilt nur als heilige Kirchensprache. Dagegen lebt sie noch heut zu Tage im Tigre, der Sprache Nord-Abessiniens, fort. Das Amharna, die jetzige Sprache des Landstriches zwischen dem Takazze und Abay, sowie von Schoa, ist keine directe Tochter des Geez, sondern eines uns unbekannten Seitenzweiges desselben. Wie weit im Süden das Geez ehemals reichte, ist nicht genau zu bestimmen. Der südlichste Punkt dürfte gegenwärtig Harrar sein. Das Harrari, die Sprache der Stadt Harrar und ihrer Umgebung, ist ein echt-semitisches Idiom und mit dem Tigre und Amharna, sowie mit dem Geez innig verwandt.

*) Fresnel im Journal asiatique, 1838, tom. V, 511, tom. VI. 79, 529.

IV. Der indo-germanische Stamm.

Unter diesem Ausdrucke begreifen wir alle jene Völker, welche über das nördliche Indien, Belutschistan, Afghanistan, Persien, einen grossen Theil Kleinasiens, ferner über ganz Europa, mit Ausnahme der von den Basken und finnisch-tatarischen Völkern eingenommenen Landstriche, sich verbreiten. Von den beiden Endpunkten ihrer Verbreitung von Ost nach West, nämlich Indien und Island, wird ihnen der Name Indogermanen beigelegt, unter welchem sie auch am meisten bekannt sind.

Ein anderer Ausdruck, mit dem man diesen Volksstamm oft bezeichnet findet, Arier, ist nicht recht passend, da er strenge genommen nur die asiatische Gruppe desselben (Inder und Perser) umfasst. Der Name Japhetiten wäre wohl, nachdem man auf die beiden vorhergehenden Stämme die Bezeichnung Hamiten und Semiten angewendet hat, nicht unpassend, er klingt aber gegenüber dem landläufigen Namen viel zu fremdartig, als dass man denselben in Anwendung bringen könnte.

Der indo-germanische Stamm zerfällt in acht Familien. Es sind von Osten nach Westen folgende: 1) Die indische, 2) die eranische, 3) die thraco-illyrische, 4) die griechische, 5) die italische, 6) die letto-slavische, 7) die germanische und 8) die celtische.

1. Indische Familie.

Die Bevölkerung des nördlichen Indiens ist, wie wir bereits oben (S. 410) bemerkt haben, nicht autochthon, sondern vom Nordwesten her eingewandert. Sie hat die damals über ganz Indien verbreitete Dravida-Rasse theils zurückgedrängt, theils unterjocht und in sich aufgenommen. Dadurch ist der indische Volksstamm, besonders in den südlicher gelegenen Gegenden, durchschnittlich ein sehr gemischter geworden, wenn auch einzelne Abtheilungen desselben durch ihre eigenthümliche sociale Stellung vor Mischungen sich zu schützen verstanden.

Die Einwanderung der Arya nach Indien ist um den Beginn des zweiten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung aus dem Nordwesten her durch das Pendschab aus dem westlichen Kabulistan vor sich gegangen. Zu dieser Annahme bestimmt uns vor allem der Umstand, dass die Arya, wie aus dem allen indo-germanischen Stämmen gemeinsamen Sprachschatze hervorgeht, Hirtenstämme waren, welche

mit ihren Heerden nur diese Gegenden, nicht aber die nördlichen, rauhen und beschwerlichen Wege passiren konnten. Ueberdies fordert die nahe Verwandtschaft der Inder mit den Eraniern, welche namentlich in den alten Sprachen hervortritt (das Altbaktrische, sogenannte Zend, deckt sich, wenn man von den beide Sprachen trennenden Lautgesetzen absieht, beinahe mit dem Altindischen der Veda-Hymnen), aber auch in den gemeinsamen religiösen Mythen und in mehreren Einzelnheiten des religiösen Cultus sich offenbart, einen gemeinsamen Ansiedelungspunkt, der nur im Norden der Scheidegränze eranisch-indischen Gebietes, also auf der über dem westlichen Indien und Eran liegenden Hochebene gedacht werden kann.*)

Wir theilen vom ethnologisch-culturhistorischen Standpunkte aus die indische Familie in drei Abtheilungen, nämlich: a) die Stämme des nordwestlichen Gebirges, b) die arischen Bewohner der indischen Ebenen (Inder schlechthin) und c) die Zigeuner.

a. Die Stämme des nordwestlichen Gebirges.

Dahin gehören die Stämme der Dardu (die Darada der alten Inder und die Δεράδαι der Griechen). Sie wohnen am oberen Indus, am Gilgit, Astor und auf anderen Punkten. Ferner die sogenannten Siyah-posch-Kafir („die schwarz bekleideten Ungläubigen“, wegen ihrer Kleidung aus schwarzen Ziegenfellen) im Hindukusch, im sogenannten Kafiristan. Obgleich die Idiome beider mit den Sprachen des westlichen Indiens auf einer Stufe stehen, also in Betreff der Lautgestaltung denselben Zersetzungsprocessen wie diese unterworfen waren, sind diese Völker dennoch der indischen Cultur fern geblieben und haben überhaupt an dem geistigen Leben ihrer südlichen Brüder gar keinen Antheil genommen.**)

b. Die arischen Bewohner der indischen Ebenen (Inder).

Die Inder zerfallen sowohl sprachlich als auch social in eine Reihe von Gesellschaften. Wir wollen im folgenden jede dieser Richtungen abgesondert erörtern.

---

*) Lassen, Ch., Indische Alterthumskunde I, 514 ff. und 532 ff.

**) Leitner, G. W. Account of Dardistan, Kashmir, Ladak. Results of a tour in Dardistan, Kashmir, little Tibet, Ladak, Zanskar. Lahore 1869, 4°, (bis 1873 erschienen Heft 1—3). Vergl. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. I. (Wien 1871. 8°), S. 13 und 73.

1. Die Sprachen Indiens.*)

In der nordwestlichen Ecke Indiens, im Thale von Kaschmir, herrscht das Kaschmiri, das von ungefähr 3 Millionen Menschen gesprochen wird. Es ist eine eigenthümlich gestaltete Sprache, die, worauf die abgeschlossene Localität schon schliessen lässt, von ihren Schwestern nicht unbedeutend abweicht. Südlich von den Gebirgen bis gegen Multan, zwischen dem Indus und Satladsch, wird das Pandschabi gesprochen. Dieser Sprache, welche ungemein stark variirt, bedienen sich ungefähr 16 Millionen Menschen. Im Süden und Südosten geht das Pandschabi in das Hindi über, die Sprache des mittleren Indiens, welche in verschiedenen Nüancen von nicht weniger als 61 Millionen gesprochen wird. Das Hindi zerfällt in mehrere Dialekte, als deren wichtigste folgende bezeichnet werden können: Das Bridsch-bhakha (Braj-bhakha), in der Gegend von Delhi und Agra, der Kanaudschi-Dialekt, zwischen den Flüssen Ganga und Dschamna, der Kosali-Dialekt, zwischen der Ganga und Gogra, oberhalb Lucknow, der Bhodschpuri-Dialekt, zwischen Lucknow, Allahabad und Benares, der Maithili-Dialekt, im Norden der Ganga, in der Gegend von Parniah, der Bandelkhandi-Dialekt in Bandelkand, im Süden der Flüsse Dschamna und Tschambal, der Haroti-Dialekt, im Osten des Aravali-Gebirges, in der Gegend von Kotah, der Udschayini-Dialekt, in der Gegend von Udschen, der Marwari-Dialekt, in Marwar, im Süden der indischen Wüste, der Dialekt der sogenannten Radschputana-Staaten u. s. w. Das mit persisch-arabischen Elementen stark versetzte Hindi, genannt Urdu (Urdu-zeban, „Lagersprache") oder Hindustani, welches von der muhammedanischen Bevölkerung Central-Indiens gesprochen wird, ist die allgemeine Verkehrssprache Indiens. Es ist in dieser Eigenschaft über ganz Indien verbreitet. Der im Süden gesprochene Dialekt desselben, das sogenannte Dakhani, weicht in manchen Punkten von der Sprache des Nordens ab. — Im Thale des unteren Indus, von Multan bis gegen das Meer, herrscht das Sindhi. Es wird von nicht ganz 2 Millionen Seelen gesprochen. Im Süden des Aravali-Gebirges geht das Hindi in das Gudscharati über, welches

*) Beames, John, Outlines of the Indian philology. II. edition, London 1868, 8°.

bis gegen Daman und die Vindhya-Kette hinabreicht. Die Bevölkerung, welche sich dieses Dialekts bedient, wird auf 6 Millionen veranschlagt. Auf der Halbinsel Katsch wird ein eigener Dialekt, das sogenannte Katschi, gesprochen. Im Süden des Gudscharati und der Vindhya-Kette bis gegen Tschota Nagpur im Osten und die Sprachgebiete des Telugu, Kannadi und Tulu im Südosten und Süden, also bis gegen Goa an der Küste, herrscht das Marathi, mit seinem Seitendialekte dem Konkani, an der Meeresküste von Daman bis gegen Ratnagiri. Die Bevölkerung, welche sich des Marathi bedient, beträgt 10 Millionen. Zwischen Parniah und Dinadschpur geht das Hindi in das Bangali über, dessen Gebiet längs des Himalaya bis gegen Assam reicht. Im Osten bildet die östlich vom Brahmaputra laufende Bergkette bis gegen Tschittagong seine Gränze. Im Westen begränzen es die Radschmahal-Berge bis an den Fluss Subanrikha, der es bis ans Meer vom Oriya scheidet. Das Oriya läuft vom Subanrikha bis gegen Gandscham. Seine nordwestliche Gränze bilden die Kolh- und Khond-Dialekte. Das Assami, welches einen Seitendialekt des Bangali bildet, wird im Thale des Brahmaputra von Gwalpara bis gegen Sadiya gesprochen. Die Bevölkerung, welche sich des Bangali bedient, kann auf etwa $22^1/_2$ Million veranschlagt werden, jene, welche Oriya spricht, dürfte etwa 2 Millionen betragen, während man über die Bevölkerung Assams keine genaueren Nachrichten besitzt. In Nepal endlich wird von der Hindu-Bevölkerung ein eigenthümlicher Dialekt, das sogenannte Nepali, gesprochen, welches sich an das Bangali mit seinen Verwandten (Oriya, Assami) anschliesst.

Die Grundsprache, welcher alle die so eben aufgezählten Idiome entstammen, ist dieselbe, in welcher die ältesten Denkmäler der indischen Literatur, die Hymnen der Vedas, abgefasst sind (zwischen 2000 und 1500 v. Chr.). Aus dieser Sprache entwickelte sich zunächst, parallel mit den Volkssprachen, die Schriftsprache, welche hauptsächlich von den Trägern der indischen Intelligenz, den Brahmanen, geflegt wurde, und unter dem Namen Sanskrit („vollendete Sprache“ oder „heilige Sprache“) bekannt ist.

Die Anfänge der indischen Volkssprache fallen für uns mit der Ausbreitung des Buddhismus in Indien zusammen. Die Edicte des indischen Königs Asoka, welche darauf Bezug haben und aus der Zeit kurz nach Berührung der Inder mit den Griechen stammen, sind in einem Idiom abgefasst, welches für die älteste der uns bekannten indischen Volkssprachen gelten kann. Es zeigt bereits

lautliche Abweichungen von der Schriftsprache. Etwas jünger als dieses Idiom erscheint das Pali, die gegenwärtige Kirchensprache der südlichen Buddhisten, welches ursprünglich im Nord-Osten Indiens, an der Gränze Bengalens, zu Hause war. Noch jünger sind die bei den dramatischen Schriftstellern sich findenden Proben der sogenannten Prakrit-Dialekte. Prakrita bedeutet „natürliche, kunstlos entwickelte Sprache“ oder „Sprache des gemeinen Volkes“, im Gegensatz zur „vollendeten“ oder „heiligen Sprache“, dem Sanskrita.

Alle diese Sprachen stehen dem Sanskrit insofern nahe, als sie den ursprünglichen Organismus nicht aufgegeben haben, sondern meistentheils nur lautliche Veränderungen gegenüber der alten Sprache zeigen. Die neu-indischen Idiome dagegen haben den ursprünglichen Organismus völlig verlassen und — gleich den romanischen Sprachen in Europa — auf den Trümmern des alten einen ganz neuen gebildet. Der Beginn dieser Neubildung lässt sich nicht genau fixiren, er fällt aber unzweifelhaft schon in jene Zeit zurück, wo die Volkssprache zu schriftstellerischen Zwecken verwendet wurde.

2. Die Gesellschaftsclassen Indiens.*)

a. Die Brahmanen (Braminen). Ursprünglich die Priesterkaste der eingewanderten arischen Inder, sind sie gegenwärtig über ganz Indien verbreitet und zeichnen sich durch ihre höhere Intelligenz in allen den Beschäftigungen, welchen sie sich hingeben, vor den übrigen Gesellschaftskreisen aus. Sie haben am meisten den mittelländischen Rassencharakter bewahrt und zeigen im Durchschnitt jenen edlen Typus, den wir an den unvermischten Repräsentanten dieser Rasse bewundern.

Am zahlreichsten zusammenwohnend finden wir die Brahmanen in Kaschmir, wo sie gegenüber dem gemeinen Volke, welches dem Islam anhängt, die Aristokratie bilden. — Hier haben sie auch den reinen arischen Typus (edle Nase und schön geschwungene Augenbrauen mit intelligentem Gesichtsausdruck, sowie fein geformte Extremitäten) am reinsten beibehalten. Obschon sie von den Brahmanen Hindustans nicht zu den zehn Brahmanengeschlechtern**)

---

*) Sherring, M. A., Hindu tribes and castes, London 1872, 4°. Campbell, J., Ethnology of India. (Journal of the Asiatic society of Bengal, Calcutta 1866, II.)

**) Es sind dies die fünf Gaura- (Bengalischen) Geschlechter: Kanyakubdscha, Sarasvata, Gaura, Maithila, Utkala und die fünf Dravida- (Südindischen) Geschlechter: Maharaschtra, Tailanga, Dravida, Karnata und Gurdschara.

gezählt werden und auch nicht jenen Einfluss wie diese besitzen, so haben sie dennoch als geschickte und energische Männer manche wichtige Stelle in ihren Händen.

Im Norden des Pandschab finden sich zwar auch Brahmanen, dieselben sind aber zum grössten Theile Sikh oder Muhammedaner geworden. Sie gelten als besonders gute Soldaten. — Während in jenen Districten, wo die Dschat und Radschput zur herrschenden Bevölkerung geworden sind, die Brahmanen nicht zahlreich vorkommen (im Pandschab sind sie von Süd-Osten erst später eingewandert), bilden sie dagegen in Marwar und Dschesalmer sowie in Malwa einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung. Obschon die Brahmanen an den Sarasvati (auch Kaschasthali genannt) von ihren östlichen Brüdern nicht wie die Kaschmiri's als ausserhalb der zehn Geschlechter stehend betrachtet werden, hat man ihnen dennoch, da sie mehr an den alterthümlichen Ueberlieferungen festgehalten haben, den untersten Platz in der orthodoxen Hierarchie angewiesen. In dem Landstriche um Delhi bilden die Brahmanen einen guten Theil der industriösen, ruhigen Bevölkerung, ebenso in Dschaipur und Scharanpur; dagegen sind die in Rohilkand, Mirat, in Agra und im westlichen Oude (Aud) nicht sehr zahlreich. Als der eigentliche Centralpunkt der Hindu-Brahmanen können das untere Duab und das östliche Oude mit den umliegenden Districten gelten. Es ist jener Strich, von dem aus die letzte Empörung gegen England ausging. Von diesem Punkte leiten namentlich die südlichen Brahmanen (speciell der Westküste) ihren Ursprung ab. Zahlreich sind die Brahmanen in Bandelkand und Baghelkand. — Zwischen der Ganga und Gogra treten sie gegen die Radschputen zurück, dagegen finden sie sich ziemlich zahlreich um das alte Ayodhya, das heutige Oude.

Im Ganzen haben die Brahmanen in diesen Gegenden, obwohl sie besonders gute Soldaten sind, keine dominirende Stellung errungen. Sie zeigen auch in Betreff ihrer Körperbildung viel mehr Abweichungen von dem reinen arischen Typus als die westlichen Brahmanen, was auf eine grössere Mischung mit anderen Elementen schliessen lässt. In Kamaon und Garhwal bilden die Brahmanen den grössten Theil der Bevölkerung. Dagegen sind die Gorkhas, der herrschende Stamm von Nepal, welche Radschput zu sein vorgeben, wahrscheinlich ein Mischstamm, hervorgegangen aus der Vermischung der eingewanderten Brahmanen mit den Aboriginern des Gebirges.

Die Brahmanen Bengalens, welche sich sowohl von der gewöhnlichen Bevölkerung dieses Landes als auch von ihren westlichen Brüdern in Hindustan unterscheiden, sind ein schöner, kräftiggebauter und intelligenter Menschenschlag, welcher zu einer dominirenden Stellung sich emporgearbeitet hat, dagegen treten sie im östlichen Bengalen gegen die Muhammedaner zurück und gehen kaum über den Brahmaputra hinaus.

Während in Orissa die Brahmanen nicht zahlreich sind, bilden sie in Guzerat einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung. Noch mehr verbreitet finden wir sie im Maratha-Lande und in Konkana. wo sie zu einer einflussreichen unbestrittenen Stellung sich emporgearbeitet haben. Sie unterscheiden sich hier auffallend von dem übrigen Volke durch eine lichtere Hautfarbe und edle, regelmässige Züge. Auch im Telinga-Lande sind die Brahmanen ein zahlreicher und angesehener Factor der Bevölkerung. Dagegen ist es ihnen im Kanara-Lande, wo sie ebenso zahlreich vorkommen, nicht gelungen. gegenüber den Lingaiten und Muhammedanern eine dominirende Stellung zu erringen. Im Tamul-Lande, wo die Lingaiten nicht so zahlreich sind, bilden wiederum die Brahmanen einen beträchtlichen und einflussreichen Bruchtheil der Bevölkerung.

b. Die Dschat. Die Dschat sind ein Stamm, der im Nordwesten Indiens einen bedeutenden Einfluss auf die Gestaltung der Verhältnisse und das Leben der Bevölkerung genommen hat. Sie sind ein arischer Zweig, der im Gegensatze zu dem über das Ganga-Thal verbreiteten indischen an den alten Institutionen festgehalten hat und von dem dort entwickelten Brahmanismus unberührt geblieben ist. Den demokratischen Dschat ist das indische Kastenwesen unbekannt, sie werden daher auch von den Indern mit einer gewissen Verachtung, als ein unreines oder halb barbarisches Volk angesehen.

Die Dschat bilden im östlichen Belutschistan und in Katsch-Gandawa die Ackerbau treibende Bevölkerung, welche sich als ursprünglichen Besitzer des Bodens betrachtet. — Weiter im Osten finden wir die Dschat als den hauptsächlichsten Bestandtheil der Bevölkerung im oberen Sindh und Pandschab, in welchen Gebieten sie bis dahin, wo die Ebene aufhört, sich erstrecken. Im Himalaya kommen sie nicht vor, ein Beweis, dass sie vom Westen her eingewandert sind.

Weiter östlich bilden die Dschat den grössten Theil der Bevölkerung vom nördlichen Radschputana, welches vor dem

Zurückdrängen der Radschput von Ayodhya und dem Gangaflusse in mehrere Dschat-Republiken zerfallen war. Weiter finden wir die Dschat in Malwa, Bhartpur und Dholpur, um Delhi, Agra und im sogenannten Duab, wo sie namentlich in den Districten Allighar, Mirat und Muzaffarnagar angesiedelt sind.

Die Dschat sind ein kräftiger, edler Menschenschlag voll Muth und Intelligenz. Sie sind besonders gute Ackerbauer und haben manche alterthümliche Sitten und Einrichtungen, die in Indien mit der Zeit verwischt wurden, beibehalten.

c. Die Radschput. Gleich den Dschat scheinen die Radschput ursprünglich dem Brahmanismus fern zu stehen. Sie dürfen nicht mit den späteren Khatris, den alten Kschatriyas verwechselt werden, was bei der gleichen Beschäftigung nahe liegt. Ursprünglich die feudalen Eroberer des Westens von Hindustan, gehen sie gegenwärtig als Ackerbau treibende Ansiedler einer immer grösseren Abnahme entgegen, theils durch vielfache Mischungen mit anderen Classen, theils durch den bei ihnen so häufigen Mord weiblicher Kinder.

Gleich den Dschat kommen die Radschput in dem gebirgigen Lande, westlich von Dschelam, nicht vor. Erst im nordöstlichen Pandschab bilden sie einen zahlreichen Theil der Bevölkerung und die Districte von Dschammu und Kangra werden beinahe ganz nur von Radschput bewohnt. — Dasselbe gilt auch von den Gegenden östlich vom Satladsch, namentlich den Simla-Bergen. Im Ganga-Thal finden wir sie östlich von den Dschat, im mittleren Duab, in Rohilkand und im östlichen Oude, während das untere Duab mehr für ein von den Brahmanen besetztes Land gelten kann. Auch weiter östlich in Azimghar und Ghazipur sind sie ziemlich zahlreich. Weiter finden wir die Radschput im Südwesten in Baghelkand und Bandelkand, in Malwa und in Udeipur, wo sie für einen der schönsten und kräftigsten Stämme ihrer Classe gelten.

In Guzerat spielen die Radschput eine bedeutende Rolle, und auch in Kattiwar und im unteren Sindh kommen Spuren einer ehemals zahlreichen Radschput-Bevölkerung vor. Das Centrum ihrer Macht liegt jedoch in den sogenannten Radschputana-Staaten, wo aber nicht sie, sondern vielmehr die Dschat den numerisch grösseren Theil der Bevölkerung bilden.

d. Die Kurmi oder Kunbi. Sie bilden in den mittleren und östlichen Theilen der sogenannten nord-westlichen Provinzen einen ansehnlichen Theil der ansässigen Ackerbau treibenden

Bevölkerung. Namentlich im Süden vom unteren Duab gegen Dschabbalpur und Saugar werden sie zahlreich. Wir finden sie ferner von da westlich an den beiden Seiten der Narbadda und weiter in Malwa, wo sie mit den Dschat den ansehnlichsten Theil der Ackerbauer bilden. In Guzerat, in den Mahratta-Staaten und in Nagpur sind sie die gewöhnlichen Eigenthümer des Bodens, den sie fleissig bebauen. Im Ganzen stehen die Kurmi an Reinheit des Blutes den Dschat und Radschput nach und auch ihre Verfassung hat nicht jene demokratische Grundlage, durch welche sie sich bei diesen beiden Stämmen auszeichnet.

e. Die Gudschar. Im Gegensatze zu den vier vorhergehenden Classen, die als Ackerbau treibende bezeichnet werden können, sind die Gudschar mehr ein unruhiger Hirtenstamm. Sie sollen die ursprünglichen Bewohner eines Theiles des Hazara-Districtes gewesen sein. In den Hügelketten um Kaschmir sind die Gudschar ziemlich zahlreich. Am zahlreichsten jedoch treffen wir sie in Guzerat, wo sie auch ein mehr sesshaftes Leben führen. Sonst finden wir sie häufig mit den Dschat gemischt, so um Delhi, im Duab, im nördlichen Radschputana, in Malwa, in Bandelkand.

f. Die Ahir. Gleichwie die Gudschar als der Hirtenstamm innerhalb der von den Dschat bevölkerten Districte gelten können, sind die Ahir der Hirtenstamm der Radschput- und Brahmanen-Länder. Sie kommen daher im eigentlichen Hindustan bis gegen Bengalen vor. Weiter finden wir sie schon seit früher Zeit in Guzerat, in Kattiwar und im Mahratta-Lande.

g. Die Gwala. Sie repräsentiren in Bengalen und Orissa dasjenige Element, welches die Gudschar in den Dschat-Ländern und die Ahir unter den Radschaputen und Brahmanen bilden.

h. Die Khatri. Obgleich der Bezeichnung nach die Nachkommen der alten Kschatriya, daher sie auch häufig mit den Radschputen verwechselt werden, sind sie dennoch gegenwärtig ein Handel treibender Stamm, der im Pendschab und im östlichen Afghanistan beinahe den ganzen Handel in seine Hände gebracht hat. — Sie sind als indische Handelsleute in ganz Asien bekannt und kommen selbst nach St. Petersburg. So zahlreich sie im Pendschab sind, kommen sie dagegen in dem brahmanischen Kaschmir gar nicht vor. Dagegen existirt in den Gebirgen und am östlichen Ufer des Dschelam ein Stamm, genannt Kakkas, die Khatri sein sollen. Obschon die Khatri in der Gegend von Delhi, Agra, Lucknow

und Patna sich finden und selbst in Calcutta vorkommen, sind sie dort nicht allzu zahlreich, da sie mit den Baniya nicht concurriren können.

i. Die Baniya (Bani, Banianen). Sie sind einer der zahlreichsten Stände in Indien und nehmen im eigentlichen Hindustan und im Süden jene Stellung ein, welche die Khatri im Pandschab besitzen.

Gleich diesen leben sie ausschliesslich vom Handel, nur wenige widmen sich anderen Beschäftigungen. Sie sind die Grosshändler und Banquiere der grossen Städte und haben als solche einen grossen Einfluss. Am seltensten finden wir sie in Bengalen angesiedelt. Aeusserlich unterscheiden sich die Baniya mit den Khatri auffallend von den Brahmanen, sie nähern sich mehr jenem Typus, der auf den alten ägyptischen Denkmälern uns entgegentritt. Dies scheint auf eine Mischung mit fremden Elementen hinzuführen.

k. Die Kajasth oder Kajath (Kaith). Sie sind zwar eine niedere Kaste (im Altindischen Kayastha) von dunkler Farbe, schmucker Gestalt und scharfem fuchsähnlichem Gesichtsausdruck, aber von bedeutender Intelligenz und Geschicklichkeit. Sie sind die eigentlichen weltlichen Schriftgelehrten des heutigen Indiens und als solche in allen Aemtern in bedeutenden Stellungen vertreten. Am zahlreichsten und angesehensten sind sie in Bengalen, wo sie gleich nach den Brahmanen rangiren.

l. Die Parbhu. Sie sind in Guzerat dasselbe, was die Kajath in Bengalen und anderen Provinzen.

m. Die Handwerkerkasten. Dieselben unterscheiden sich, da sie eine aus neuerer Zeit herrührende Einrichtung sind und auf eine Vermischung der alten Vaisya- und Sudra-Kasten zurückzuführen sein dürften, nicht wesentlich von einander und zeigen in allen Theilen Indiens einen ziemlich einheitlichen Typus. Dagegen sind die sogenannten

n. Helotenkasten besonders hervorzuheben. Natürlicher Weise finden wir dieselben in den nordwestlichen Gebirgsgegenden gar nicht, da hier keine feindliche Aboriginerbevölkerung unterjocht wurde. Die Wattal in Kaschmir, welche man oft als eine Helotenkaste bezeichnet, sind entschieden reine Arier, aber von unruhiger, wandernder Lebensweise. Ihre Frauen geben sich mit Tanz und Prostitution ab.

Dagegen findet sich eine Helotenkaste unter den Dschat im Pandschab, welche in den Dörfern in einem eigenen Viertel wohnt,

und zu den verschiedenen Handarbeiten gedungen wird. Man nennt sie Tschuras. Im Pandschab, sowie im Sindh begegnen wir einen wandernden Stamme, genannt Tschangar, der für besonders unrein gilt und sich vom Fischfange nährt. — Ebenso gelten die Tschamar in Hindustan für eine Helotenkaste, indem sie ganz die Stellung der alten Sudras einnehmen. In vielen Gegenden werden die bereits oben von uns behandelten Aboriginerstämme der Mera, Ramusi u. a. als Helotenkasten betrachtet, was sie in der That nicht sind, da sie ausserhalb der indischen Gesellschaft sich befinden.

c. Die Zigeuner.

Die Zigeuner, welche sich selbst Rom nennen, stammen, wie ihre Sprache darthut, aus Indien und sind über Griechenland (Türkei) in Europa eingewandert. Ihre Bezeichnung als Sinte deutet wohl auf das Sindh; nach E. Trumpp's Vermuthung dürften die oben erwähnten Tschangar, jene Auswurfkaste im Pandschab und Sindh, mit ihnen identisch sein.

2. Eranische Familie.*)

In den Bereich der eranischen Familie fallen folgende sieben Völker: a) die Tadschik, b) die Tat mit den Guran, c) die Kurden mit den Luren, d) die Belutschen, e) die Afghanen, f) die Osseten und g) die Armenier.

a. Die Tadschik. Die Tadschik (auch Dihkan, „Landmann“, Dihvar „Dorfbewohner“, oder Parsevan, „Perser“, genannt) sind die ansässige Ackerbau treibende Bevölkerung Erans, gerade so wie es die Dschat im westlichen Indien sind. Sie sprechen durchgehends die persische Sprache. Wir finden sie in Ost-Eran, in Kabul, Herat, Segestan, ferner in Balch, Chiva, Bochara, sowie in Badachschan bis gegen die Hochebene Pamir unter den oben angeführten Namen, während sie im westlichen Eran (in Persien) unter dem speciellen Namen der Perser (Farsi) bekannt sind. Als Handel treibendes Volk trifft man sie auch vielfach ausser Landes östlich bis nach China und westlich bis Orenburg und Kasan. In Chiva und Bochara bilden noch jetzt die Tadschik den angesehensten und einflussreichsten Theil der ansässigen Bevölkerung. Die östlichen

*) Spiegel, Friedr., Eranische Alterthumskunde. Leipzig 1871, 8°, I.

Tadschik unterscheiden sich durch manche körperliche Eigenschaften von den Persern und bewahren mehrere alterthümliche Gebräuche.

Als Ueberreste der alten Bevölkerung, die auch dem Glauben der Väter treu geblieben ist, sind die sogenannten Parsi hervorzuheben, welche nach der Zertrümmerung des sasanidischen Reiches durch die Araber sich Anfangs in die Gebirge Chorasans geflüchtet und später nach vielfachen Wanderungen in Guzerat (im Beginne des 8. Jahrhunderts) sich niedergelassen haben. Wir finden sie, etwa 200.000 Seelen stark, in Bombay, Surat, Baroda, Ahmadabad und anderen Orten der Westküste Indiens als Kaufleute angesiedelt. Nebstdem befinden sich zwei Gemeinden der Parsi in Jezd und Kirman, welche ungefähr 5000 Seelen stark sein sollen.

b. Die Tat mit den Guran. Die beiden Völker nehmen im äussersten Westen Erans dieselbe Stelle ein, wie die Tadschik im äussersten Osten. Es sind Ackerbau treibende Stämme und zwar die Tat in der Provinz Baku, wohin sie unter den Sasaniden aus Adarbeidschan eingewandert sein sollen, die Guran im Zagros unter den Kurdenstämmen, die sie an Zahl bedeutend übertreffen. Die Sprachen beider nähern sich dem Persischen.

c. Die Kurden mit den Luren. Die Kurden, die Nachkommen der alten Karduchen, bewohnen die Gebirge Kleinasiens und Persiens. Wir finden sie seit alten Zeiten im kleinarmenischen Hochgebirge am Nordsaum der mesopotamischen Wüste, dessen Höhenzone sie ausschliesslich inne haben. Eine Kreislinie von Diarbekr über Mardin, Nisibis, Dschezire-ibn-Omar, nordostwärts bis Van, endlich westwärts über Musch, Palu, Arabgir bis gegen Siwas, dann südlich nach Marasch, Adijaman und nordwärts über Samosat nach Diarbekr zurück, bezeichnet das Land ihrer Wohnsitze, wo sie aber vielfach mit den Armeniern sich gemischt haben. Weiter im Osten finden wir die Kurden im Zagros-Gebirge. Sie zerfallen hier in mehrere Stämme.

In dem waldreichen Gebirgslande zwischen den beiden Euphrat-Armen, im Liwa Dersim, in der Provinz Kharberd und in den zu Erzerum gehörenden Kreisen Terdschan und Kyghy wohnen die sogenannten Duschik-Kurden, welche, obgleich Muhammedaner, dennoch eine Reihe alterthümlicher religiöser Gebräuche bewahrt haben. Die Kurden in Chorasan, wo sie von Tschinaram bis Asterabad alle Nordabhänge und Vorthäler der Elburzkette besetzt haben, sind erst unter Schah-Abbas vom Westen her in diese Gegenden übergesiedelt.

Zu den Kurden gehören ethnologisch auch die sogenannten Jezidi in verschiedenen Gegenden Kurdistans (Dschulamerg, Amadija, Dschesire-ibn-Omar, Zacho), im Sindschargebirge, im Norden Mesopotamiens, in der Ebene Mesopotamiens, nördlich von Mosul, wo sie die Dörfer Baazani, Baascheika und Ssemil bewohnen, und im Norden des Tigris, im Bezirke von Cherzen. Auch die Stadt Redwan ist von Jezidis bewohnt, die auch ausserdem noch im nördlichen Armenien vorkommen sollen. Ihre Sprache ist überall ein kurdischer Dialekt.

Die Luren sind die Bewohner Luristans. Sie zerfallen in die grossen Luren oder Bachtiari und in die kleinen Luren oder Feili. Die ersteren gehen im Osten bis Burudschird, Feridun und Tschahar Mahal, zwei Tagreisen von Ispahan, im Westen bis an die Hügel und die Ebene oberhalb Dizful, Schuster und Ram Hormuz, im Norden bis an den Fluss Dizful, im Süden bis zu einer Linie, die von Deh-Jur und Felat in die Gegend von Kumische gezogen wird.

Die Kuhgelu, welche die Berge im Süden des Thales Mei-Davud bis Bascht inne haben und ethnologisch mit den Bachtiaris zusammengehören, betrachten sich dennoch als von ihnen verschieden.

Die Feili bewohnen die Gebirge von Kirmanschah im Westen bis gegen Schiraz im Osten. Sie zerfallen ihrerseits wiederum in mehrere Stämme.

Die Sprache der Kurden, welche in mehrere Dialekte zerfällt, von denen wir zwei, den Kurmandschi- und den Zaza-Dialekt näher kennen (der erstere im ganzen westlichen Gebiete, der letztere um die Städte Musch und Palu und bei den Duschik's und Dumbeli's gesprochen), steht zu dem Neupersischen in einem nahen Verwandtschaftsverhältnisse. Die Sprache der Luren scheint, nach den spärlichen Proben, die wir von ihr besitzen, mit dem Kurdischen derart zusammenzuhängen, dass sie als ein Seitendialekt desselben bezeichnet werden kann.

d. Die Belutschen. Die Belutschen sind die Bewohner Belutschistans, mit Ausnahme des von den zur Dravida-Rasse gehörenden Brahui (S. 416) besetzten Landstriches (Kelat). Sie zerfallen in drei Stämme, die Nharui, die Rind und die Maghzi. Davon bewohnen die ersteren namentlich jenen Theil Belutschistans, der westlich von der Wüste gelegen ist; einzelne Abtheilungen derselben finden sich auch bei Nuschki und in Seistan.

Die Rind und Maghzi sind besonders in Katsch-Gundawa ansässig, wohin sie zu verschiedenen Zeit aus Mekran übergesiedelt

sind und sich mit den indischen Dschat vermischt haben. Ihre Verbreitung bis an den Indus und nach Sindh fällt in die neueste Zeit (Ende des vorigen Jahrhunderts). Die Sprache der Belutschen ist ein eigenthümliches eranisches Idiom, welches sich namentlich an den Zaza-Dialekt des Kurdischen genau anschliesst. Sie beginnt im Westen an der Ostgränze Kirmans, im Osten geht sie bis an den Indus. Das Inselland Tschand-Koh, Burdgah, Ken, Muzarka, sowie ganz Sevistan, sind gegenwärtig von Belutschen besetzt. Im Norden geht sie bis an das Gebiet der Afghanen, im Süden bis ans Meer.

e. Die Afghanen. Die Afghanen (Paschtun, Pachtun, Vielzahl: Paschtaneh, Pachtaneh) bewohnen Afghanistan und einen Theil des westlichen Indiens und scheiden sich in drei Abtheilungen, nämlich eine westliche, eine östliche und die indische. Davon zeigt die letzte eine bedeutende Vermischung mit indischen Elementen, an der auch die zweite theilweise noch theilnimmt, während die erste als rein, d. i. echt-eranisch gelten kann.

Die Scheidegränze der westlichen Afghanen von den östlichen bildet jener lange Gebirgszug, welcher ganz Afghanistan durchschneidet und mit den Suleimangebirgen zusammenhängt. Während der von den westlichen Stämmen bewohnte Landstrich als ein welliges Hügelland bezeichnet werden kann, trägt der östliche Strich mehr den Charakter einer Gebirgslandschaft an sich. Daher sind auch die Lebensweisen der beiderseitigen Bewohner ziemlich verschieden.

Am westlichsten von den West-Afghanen wohnt der Stamm der Durani, dessen Sitz im Norden an das Gebiet der Aimak und Hazarah (vergl. S. 345), im Westen an die grosse Wüste Erans, und im Süden an die Ebene Schorawak und die Berge Chodscha Amran stösst. — Die Durani zerfallen in zwei Abtheilungen, nämlich Zirak und Pandschpah, von denen die erstere vier (Popalzai, Alikuzai, Barikzai, Atschikzai), die letztere fünf Clane (Nurzai, Alizai, Ishakzai, Khugani, Maku) umfasst. — An die Durani schliesst sich der Stamm der Terin an, der in die weissen und schwarzen Terin zerfällt, die ersteren im Thale Zarawa und in den Ebenen Tal und Katiali, die letzteren im Thale Pischin, in der Nähe des Suleimangebirges. — Weiter im Osten wohnt der Stamm der Ghilzai, der im Westen von einer Linie begränzt wird, die man vom Paropanisus im Norden bis zu den Hügeln am Arghesan im Süden zieht, während die nördliche Gränze der Fluss Pandschir, die östliche die Höhen von Dschelalabad und das Suleimangebirge bilden. Die Ghilzai zerfallen in zwei Abtheilungen, nämlich in die Toran und

in die Burhan, von denen die ersten zwei (Hotaki und Tokhi), die letzteren vier Clane (Suleimankhail, Alikhail, Andar und Taraki) umfassen. Im weiteren Sinne können zu den Ghilzai noch mehrere kleinere Stämme, wie die Sahak, die Schirpa, die Kharoti, die Wardak, im Westen des Paropanisus und die Kaker im Süden der Ghilzai gerechnet werden. Ein Wanderstamm, der bald im Gebiete der Ghilzai, bald im östlichen Chorasan umherzieht, sind die Nasir, die mit dem Clane der Hotaki verwandt sein wollen, aber wahrscheinlich nichts anders als eingewanderte Belutschen sind.

Die östlichen Afghanen, welche den Nordosten von Afghanistan bewohnen, eingeschlossen vom Indus, den Salzbergen, und dem Hindukusch- und Suleimangebirge, fasst man gewöhnlich unter dem Namen Berdurani zusammen. Sie zerfallen in mehrere Stämme, wie die Jusufzai in der Ebene von Peschaver, den Thälern von Pandschkora, Sewad, Boneri, sowie im Thale des Dur, jenseits des Indus, die Othmankhail in den Bergen östlich und nördlich vom Thale Badschur, die Turkolani in der Mitte des Thales Badschur, dessen oberer Theil bekanntlich von den Siyah-posch-kafir, dessen unterer von Indern bewohnt wird; die oberen Mommand, in den südlichen Ausläufern der Berge der Othman-khail und in den Ebenen bis an den Kabulstrom, die Chaibari (welche wiederum in Afridi, Schainawari und Urukzai zerfallen), am Südufer des Kabulflusses und in den nördlichen und östlichen Ausläufern des Siped-Koh; die Muhammedzai, Goggiani, und die Ghorī (Mehmend, Chalil und Daudzai), in der Ebene von Peschaver; die Khattak, am südlichen Kabulufer bis an die Salzberge; die Bangasch, westlich von den Khattak, die Turi und Jadschi in der Fortsetzung des Thales von Ober-Bangasch, welches parallel mit dem Churramflusse läuft, die Esau-khail, Scheotak und Bannasi südlich von den Turi's, im Norden vom Daman, endlich die Bewohner der Thäler Dowar und Khost.

Zu der indischen Abtheilung gehören die Bewohner des sogenannten Daman, nämlich der entlang dem Suleimangebirge sich hinziehenden Ebene Makelvad, welche unter dem Ausdrucke Lohani zusammengefasst werden. Sie zerfallen in mehrere Stämme, wie die Dauletkhail, Gandepur, Miankhail, Babur, Storiani. Dahin gehört auch der nördlich vom Daman, westlich von der Ebene von Makelvad wohnende Stamm der Marvat.

Die Sprache der Afghanen, das Paschto oder Pachto, ist eine eranische Sprache, die sich nicht so sehr an die westlichen Sprachen anschliesst, als vielmehr für einen Abkömmling der dem Osten Erans

angehörenden altbaktrischen Sprache zu betrachten ist. Doch wurde das eigenthümlich eranische Element frühzeitig von indischen und neupersisch-arabischen Elementen derart überwuchert, dass es gegenwärtig nur mit der grössten Vorsicht erkannt werden kann.

f. Die Osseten. Die Osseten bewohnen einige Thäler südlich und nördlich vom Kaukasus, da wo die Pässe von Dariel den Hauptübergang über den Kaukasus nach Norden bilden. Sie erstrecken sich bis zu den Quellen des Rion und wohnen im Thale des Terek. Westlich von Wladikavkas bewohnen sie eine Ebene, welche von der Kabardah durch eine Reihe von Bergen getrennt ist. Nach ihren Traditionen und den Nachrichten der Georgier sollen sie ehemals bis an den Don gereicht haben. Das Wort Don selbst ist ossetisch und bedeutet „Fluss“ (im altbaktrischen dânu). Von dort sollen sie in der Mitte des 13. Jahrhunderts von Batu-Chan in die Gebirge zurückgeworfen worden sein. Die Osseten selbst nennen sich Iron, welches Wort mit Eran (Iran) identisch ist. Der Name Osseten stammt vom georgischen Osethi, der Bezeichnung des von den Os bewohnten Landes. Ob die Osseten mit den Osiliern*) des Ptolemaeus, die an der Mündung des Tanais (Don) angeführt werden, und den Alanen, die sich As genannt haben sollen, zusammenhängen, wie Klaproth meint, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Die Sprache der Osseten, welche von alterthümlicher Anlage ist, indem sie an das Pehlewi und Armenische sich zunächst anschliesst, zerfällt in mehrere Dialekte, von denen uns jener von Süd-Ossetien und die beiden wichtigsten von Nord-Ossetien, nämlich der Tagaurische und der Digorische, näher bekannt geworden sind.

g. Die Armenier. Die Armenier nennen sich selbst Hai, welches Wort wahrscheinlich nichts anderes als „Herr“ (= alteranisch pati, paiti) bedeutet und dem Worte Setruk, „Sclave“ (ursprünglich Feind = altindisch çatru) entgegengesetzt ist. Es lässt dies auf eine alte Bevölkerung jener Gegenden, welche von den Armeniern bewohnt werden (Hajastan), schliessen (Kaukasier?).

Gegenwärtig lebt nur ein kleiner Bruchtheil der Nation in Armenien unter türkischer und russischer Herrschaft; der grösste Theil derselben hat zu verschiedenen Zeiten die von den Feinden arg verwüstete Heimath verlassen und in der Fremde seinen Wohnsitz

*) Ὄσιλοι oder nach einer anderen Lesart Ὀσυλοί, Ptolem. geogr. III, 5 (p. 201 ed. Wilberg).

aufgeschlagen. Man findet Ansiedelungen der Armenier in Siebenbürgen und Polen, ferner in allen grösseren Handelsstädten des Ostens und Westens, wo sie an Unternehmungsgeist und Schlauheit die Griechen und Juden bei weitem übertreffen.

Die armenische Sprache ist ein alterthümliches Idiom, das sich in vielen Beziehungen von den übrigen eranischen Sprachen unterscheidet. Die Literatur des Armenischen geht in das 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück und ist reich an ausgezeichneten historischen Schriftstellern. Die moderne Umgangssprache, welche in mehrere Dialekte zerfällt, weicht von der alten Schriftsprache nicht unbedeutend ab.

Nahe Verwandte der Armenier waren im Alterthume mehrere Völker Kleinasiens, von denen uns die Alten berichten, so die Phrygier, Kappadocier u. a. Die Sprachreste, welche wir von diesen Völkern besitzen (einzelne Wörter), lassen sich nur mit Hilfe des Armenischen genügend erklären.

Unter den eranischen Sprachen des Alterthums sind uns zwei, nämlich eine, die in Ost-Eran, speciell im alten Baktrien gesprochen worden zu sein scheint, und eine zweite, die in West-Eran geredet wurde, näher bekannt. In der ersteren Sprache, dem Altbaktrischen, sind die religiösen Denkmäler der Anhänger Zarathustras (Zoroasters), das sogenannte Zend-Avesta, abgefasst, daher man auch die Sprache früher irrthümlicher Weise Zend nannte; in der Sprache des Westens, welche die Sprache der alten Perser und Meder gewesen sein muss, sind die sogenannten Keilinschriften, die Denkmäler der achämenidischen Könige, auf uns gekommen. Obgleich die Sprachen des Westens und Ostens (Altpersisch und Altbaktrisch) einander nahe stehen, so sind sie doch durch gewisse Eigenthümlichkeiten von einander streng geschieden. Nach der Eroberung Persiens durch die Macedonier entschwinden uns die Sprachen Erans, bis uns mit der Wiederherstellung des Reiches durch die nationale Dynastie der Sasaniden wieder ein eigenthümliches Idiom entgegentritt. Dasselbe zeigt neben lautlichem Verfall und bedeutender Einbusse der Flexion eine Reihe von aramänischen Elementen, was sich aus der Lage des Regierungssitzes der Sasaniden-Dynastie erklären mag. Man nennt dieses Idiom Pehlewi, und insoferne es als Sprache der Paraphrasen der Zendbücher, welche damals gemacht wurden, erscheint, bezeichnet man es mit dem Namen Huzvaresch.

Nach der Eroberung Persiens durch die Araber beginnt das Neupersische, welches im Osten sich lange Zeit von den immer

mehr und mehr eindringenden arabischen Elementen frei erthält. In einer solchen Sprache schrieb Firdausi sein unsterbliches Heldengedicht Schahnameh. Die neue Schrift- und gebildete Umgangssprache ist ganz mit arabischen Elementen durchsetzt. Neben ihr leben mehrere Volksdialekte fort, die manche bedeutende Abweichungen zeigen. Näher bekannt sind uns davon das Mazenderani (der Dialekt von Mazenderan) und das Gilani (der Dialekt von Gilan).

3. Thraco-illyrische Familie.

Diese Familie, welche im Alterthume zahlreich war,*) zerfiel in zwei Abtheilungen, eine östliche und eine westliche. Zur ersteren gehörten die Thracier, die Dacier und die Geten (von einigen späteren Schriftstellern als ein Volk betrachtet) und höchst wahrscheinlich auch die alten Leleger und Macedonier.**) Die beiden letzteren erlagen frühzeitig griechischen Einflüssen. Möglich, dass auch die alten Pelasger hieher zu beziehen sind, falls der Name gleich der Bezeichnung Scythen nicht ein Gemisch verschiedenartiger Stämme bedeutet. Jedenfalls haben die Pelasger mehr Anrecht für Thraco-Illyrier als für Semiten angesehen zu werden.

Zur zweiten westlichen Abtheilung gehörten die Völker, welche von der Ostseite des adriatischen Meeres bis einschliesslich zum Gebiete der Veneter sich hinzogen (Illyrier). Von den dahin zu zählenden Völkern werden insbesonders zwei von den Alten näher bezeichnet, nämlich die Veneter***) und die Liburner.

Die beiden Völkerfamilien der Thracier und Illyrier waren mit einander sehr nahe verwandt, etwa in der Art wie die Slaven und die Letten oder die Germanen und die Skandinavier, da die alten Schriftsteller sie bald von einander scheiden (die älteren), bald sie mit einander vermengen (die jüngeren). Im Laufe der Zeit wurden die Thracier und Illyrier von den Hellenen und italischen Völkern immer mehr und mehr assimilirt, bis sie auf einen unansehnlichen Ueberrest (die Albanesen) ganz verschwanden.

Die Albanesen, welche sich selbst Schkipetaren (Bergbewohner) nennen und von den Türken, ihren Beherrschern, Arnauten genannt werden, eine Verstümmlung der griechischen Bezeichnung Ἀλβανίτης (verderbt in Ἀρναβίτης), bewohnen den grössten Theil

*) Herodot, V, 3.
**) Quintus Curtius Rufus, VI, 9.
***) Herodot, I, 196. Polybius, II. 17.

Albaniens (des alten Illyricum und Epirus), d. h. jenen Landstrich am adriatischen Meere, welcher östlich vom Pindus begränzt wird und von Scutari bis gegen Janina hinabreicht.

Das Albanesische, welches deswegen, weil es ohne nähere Verwandte dasteht, in der Reihe der indogermanischen Sprachen eine räthselhafte Erscheinung bildet, zerfällt in zwei Dialekte, einen nördlichen (den Geghischen) und einen südlichen (den Toskischen). Durch Colonien, welche nach dem Falle des einheimischen Fürstengeschlechtes auszogen, wurde es auch nach Unter-Italien und Sicilien verpflanzt.

4. Griechische Familie.

Die Griechen oder Hellenen treten frühzeitig in bestimmte Stämme gesondert auf, von denen die Dorier und Aeolier als die ältesten angesehen werden können. Kein Stamm hat aber jene weltgeschichtliche Bedeutung erlangt, wie der jüngste, der Stamm der Jonier. Zu ihm gehörte auch das Volk Athens.

Die älteste Sprache der Hellenen war ein gemeinsames Idiom, in welchem sich die verschiedenen, später in den einzelnen Dialekten zum Durchbruche gelangenden Elemente noch nicht festgesetzt hatten. Nachwirkungen aus dieser Periode können wir noch in der Sprache des ältesten hellenischen Sängers, Homer's, wahrnehmen. — Mit der schärferen Ausprägung der einzelnen Stämme in besonderen Staaten stellte sich eine immer mehr und mehr um sich greifende Differenzirung der Dialekte ein, von denen man nach den Stämmen drei, den dorischen, äolischen und jonischen unterschied. Eine Unterabtheilung des letzteren war der später durch eine bedeutende Literatur zu grosser Verbreitung gelangte attische.

Nach dem Verschwinden der staatlichen Selbständigkeit der Hellenen entwickelte sich durch verschiedene fremde Einflüsse aus dem zur allgemeinen Schriftsprache erhobenen attischen Dialekte die sogenannte κοινὴ διάλεκτος. Neben ihr wucherten die einzelnen Volks-Idiome fort, aus welchen sich nach und nach das Neugriechische herausbildete. Obwohl nicht geläugnet werden kann, dass bedeutende Mischungen der Griechen mit fremdem, besonders slavischem Blute stattgefunden haben, so dass vom physischen Standpunkte der heutige Grieche dem alten Hellenen gegenüber ein wahrer Mischling genannt werden kann, so ist er ethnologisch dennoch sein wahrer Nachkomme, wie seine Sitten und die von ihm gesprochene Sprache beweisen. Namentlich in der letzteren Beziehung waren die fremden Einflüsse,

so zahlreich sie waren, dennoch nicht mächtig genug, einen neuen Organismus — wie in den indischen Sprachen — zu erzeugen. Das Neugriechische zeigt, abgesehen von gewissen phonetischen Veränderungen und der Einbusse mehrerer grammatischen Formen, im Wesentlichen noch immer denselben Typus wie die Sprache der alten Hellenen.

Das Gebiet des Neugriechischen reicht gegenwärtig bis an die Insel Corfu und Janina, wo sich die Gränze gegen den Pindus und von da gegen Saloniki hinzieht. Von Saloniki läuft die Gränze in einer beinahe geraden Linie gegen Rupa am Karasu und von da über Chermenti an den Maritza und Adrianopel gegen Vasiliko und Agathopoli am schwarzen Meer. Dabei sind die innerhalb dieses Gebietes sich findenden türkischen und walachischen Enclaven selbstverständlich ausgeschlossen.

Das Neugriechische wird ferner auf allen Inseln des Archipelagus sowie in einem Theile des nördlichen Candia gesprochen und ist die Sprache der Küsten Kleinasiens vom Flusse Kizil Irmak im Norden bis zum Flusse Giök-Su im Süden. Nebstdem finden sich namhafte griechische Colonien in der Krimm und auf der Nordküste des Asow'schen Meeres (im Gouvernement Jekaterinoslaw).

5. Italische Familie.

Der Hauptrepräsentant dieser Familie sind im Alterthume die Römer, welche alle ihre Verwandten sich unterworfen und in Sprache und Sitte sich assimilirt haben. Von den verschiedenen durch bestimmte Eigenthümlichkeiten ausgezeichneten Völkern, welche vor dem Emporkommen Roms über Italien verbreitet waren, kennen wir von sprachlicher und culturhistorischer Seite besonders drei näher, nämlich die Umbrer und Etrusker im Norden und die Samniter mit den Volskern im Süden von Rom. Die Sprachen der Umbrer und der Samniter (das Oskische) sind indogermanischen Stammes und nahe Verwandte des Lateinischen. Das Etruskische hat dagegen bis jetzt einer genügenden Erklärung Trotz geboten.

Durch die römischen Eroberungen und Colonien wurde das Lateinische, die Sprache Roms, weit über die Gränzen Italiens hinaus verbreitet. Es beschränkte und verdrängte das Illyrische und Celtische, welches in Ober-Italien, Gallien und auf der spanischen Halbinsel gesprochen wurde, und setzte sich in den oberen Donauländern fest.

Nachdem das römische Reich zerfallen und dem Latein, der Sprache des gebildeten Volkes, jeder Halt genommen worden war, da erwuchs aus den Volksdialekten, welche schon seit alter Zeit

neben dem Latein bestanden, aber es nie zu einer durch die Schrift fixirten Literatur gebracht hatten, eine ganz neue Sprache. Dieselbe lehnte sich in der Form an die lateinische Volkssprache, nahm aber aus den durch die fremden Eroberer und die ältere Bevölkerung beigestellten Idiomen einen reichen Vorrath, sowohl an Worten als auch an Wendungen, in sich auf. Es war ein Vorgang, ganz analog jenem, welchem wir in Indien begegnen.

Man benennt die aus dem Latein durch Einfluss der germanischen und celtischen Idiome hervorgegangenen Sprachen mit dem Ausdrucke der romanischen, und begreift darunter folgende:*) Das Provençalische im Süden und das Französische im Norden von Frankreich, das Italienische auf der italischen Halbinsel, das Rumänische oder Walachische in der Moldau, Walachei, in Bessarabien und in einzelnen Theilen Ungarns und Siebenbürgens, sowie auf einzelnen Punkten der Balkan-Halbinsel, das Spanische mit dem Portugiesischen auf der Pyrenäischen Halbinsel und das Rhäto-Romanische (Churwälsch mit dem Ladinischen) in der südlichen Schweiz und den angränzenden Gegenden.

Speciell bemerken wir über die Verbreitung der einzelnen romanischen Sprachen folgendes: Das Portugiesische, die westlichste derselben, wird im Königreich Portugal gesprochen; durch die früheren Eroberungen und Handelsbeziehungen Portugals wurde es jedoch auch über dieses hinaus verpflanzt. Gegenwärtig ist es die Sprache Brasiliens, Madeiras, der Azoren, der Capverdischen Inseln und der Handelsfactoreien auf Angola und Mozambique. Auch auf der Westküste Vorder-Indiens und in Macao ist das Portugiesische eine allgemein verstandene Handelssprache.

Das Spanische, welches in Spanien und einem Theile von Südfrankreich, der Landschaft Roussillon, gesprochen wird, zerfällt in zwei Mundarten, die sich wieder in mehrere Dialekte scheiden, nämlich die castilische und die catalonische, von denen die erstere im Westen Spaniens, die zweite in Catalonien, Roussillon, im Königreich Valencia, auf den Balearen und Pithyusen und im nordwestlichen Theile der Insel Sardinien um die Stadt Agher herum gesprochen wird.

Auch das Spanische wurde durch die Eroberungen der Spanier über seine Heimath hinaus verbreitet. Es herrscht gegenwärtig in

*) Fuchs, August, Die romanischen Sprachen in ihrem Verhältnisse zum Lateinischen, Halle 1849, 8°.

Mexico, Guatemala, Columbia, Peru. Bolivia, Chile, La Plata, Paraguay, ferner auf Cuba, Hayti, Puerto Rico, auf Florida und den Canarischen Inseln. Ueberdies kommt es auch auf den Philippinen und Marianen sowie in einzelnen Städten an der Nordwestküste Afrikas (Ceuta, Tanger. Melilla) als Umgangssprache vor.

Das Französische mit dem Provençalischen herrscht in Frankreich (mit Ausschluss jener Theile, welche von den Basken, den Celten und den Flämen, sowie den Cataloniern bewohnt werden); es geht aber theilweise auch über die Gränzen desselben hinaus. — Seine Gränze ist ungefähr folgende: Eine Linie von Grevelingen (im Nordosten von Calais) gegen Aire, Armentières, Comines, Kortryk, Löven und Limburg; von da in gerader Richtung gegen Longwy, und von da unterhalb Diedenhofens (Thionville), Falkenbergs und Pfalzburgs bis an das Wasgau-Gebirge. Von da an bildet das Gebirge bis gegen Mühlhausen die Gränze. Hier läuft die Linie über Lauffen, Biel, Neufchatel, Murten, Freiburg, Saanan gegen Issime, südlich vom Monte Rosa, und den Mont Cenis, von wo an das Gebirge bis gegen Nizza das französische Sprachgebiet vom italienischen scheidet. Ausserhalb Europas finden wir das Französische in Canada, Missouri, Louisiana, auf der westlichen Hälfte von Hayti, auf Guadeloupe, Martinique, im französischen Guiana, in den Colonien am Senegal, in Algerien und auf einzelnen Punkten Ost-Indiens.

Das Gebiet der italienischen Sprache ist das Königreich Italien und Corsika mit den südlichen Theilen der Schweiz und Tirols sammt einigen Strichen des österreichischen Küstengebietes (Littorale). Die Gränze geht (abgesehen von der Westgränze gegen französisches Gebiet, die bereits oben angegeben wurde) von Issime südlich vom Monte Rosa vorbei an den Orten Rima, Rimella, Simplon bis zur Breite von Leuk, wo sie in östlicher Richtung bei Pommat die Tosa überschreitet, um dann westwärts gewendet in die Schweiz einzudringen, wo sie ganz Tessin, einen kleinen südöstlichen Theil von Uri und die drei Südspitzen von Graubündten abschneidet. — Sie geht dann über den St. Gotthardt, am Hospiz vorüber und östlich gewendet bis zu den Quellen des Glenner und des Hinterrheins und der Ortelerspitze. Nun tritt die Sprachgränze nach Tirol ein, von welchem das ganze Thal des Nos bis zu seiner Einmündung in die Etsch zum italienischen Sprachgebiet gehört. Die Gränze zieht sich dann oberhalb Trients gegen Klausen und von da an südlich von den Quellen der Drau und des Gail mit dem Gebirge nach dem Städtchen Pontafel, wo die Gränze gegen das slavische

Sprachgebiet beginnt, die sich in beinahe gerader südlicher Richtung über Görz bis Triest und Capo d'Istria hinabzieht. Als fremdsprachlich sind von diesem Gebiete auszuschliessen: 1) Die deutschen Sprachinseln im nördlichen Italien (die 13 Gemeinden oberhalb Veronas und die sieben Gemeinden nördlich von Vicenza); 2) die albanesischen Niederlassungen in Unter-Italien (südöstlich von Bari an der Ostküste, in Calabrien und auf Sicilien; 3) die Inseln Malta, Gozzo und Comino, wo ein verderbtes Arabisch gesprochen wird. (Vergl. S. 452.)

Das Gebiet der walachischen Sprache wird durch die Donau in zwei Hälften getheilt, nämlich eine nördliche (daco-romanische) und eine südliche (macedo-romanische). Das Gebiet des Dacoromanischen ist das alte Dacien (zwischen der Donau, Theiss, dem oberen Dniester und dem Pruth) mit einer merklichen Verrückung nach Osten. Die genauere Gränze ist folgende: Eine Linie von Golumbatsch gegen Widdin und dann mit dem Laufe der Donau bis an die Mündung des Pruth; von da an den Pruth aufwärts bis Faltschi, von wo eine über den Jalpuck hinaus gezogene gerade Linie, die nach Kilia an der nördlichen Donau-Mündung umgebogen wird, das bulgarische Gebiet abschneidet. Von Kilia läuft die Gränze dem Meere entlang bis Akjerman, worauf sie den Dniester aufwärts zieht, jedoch so, dass am linken Ufer theilweise noch Walachisch gesprochen wird. Sie geht dann bei Jampol und Mohylew gegen den Pruth und über Czernowitz südlich gegen die Quellen der Theiss, mit welchen parallel sie bis gegen Huszth sich hinzieht, um von da, südlich gewendet, über Gross-Wardein, Arad und Temesvar bis gegen die Donau zurückzukehren. Innerhalb dieses beinahe kreisförmigen Gebietes befinden sich aber zwei fremde Sprachgebiete, welche auszuscheiden sind, nämlich: 1) Das Gebiet der Sachsen, welches selbst, abgesehen von mehreren kleineren Enclaven, drei grössere Massen bildet, nämlich das eigentliche Sachsenland (mit Hermannstadt), das Burzenland (mit Kronstadt) und das Nösnerland (mit Bistritz); 2) das Gebiet der Magyaren, an der Ostgränze Siebenbürgens zwischen den drei deutschen Gebieten eingekeilt. Viel mehr zerrissen und zerstreut ist das Gebiet des zweiten walachischen Dialektes, des Macedo-walachischen (Kutzowlachischen) oder Zinzarischen. Der nördlichste der hieher gehörenden Stämme sind die sogenannten Dassareten oder Massareten in dem Gebirge, welches Macedonien von Albanien scheidet in ungefähr derselben Breite wie Salonik. Weiter südlich treffen wir im Pindusgebirge,

südöstlich von Janina, auf die sogenannten Gross-Wlachen, etwa 50.000 Köpfe stark. Am südlichsten wohnen die sogenannten Bovier, in der Nähe von Zeitun an den Quellen des Fidaris und am Kephissos, in einer Anzahl von etwa 11.000 Seelen.

Das Gebiet des Rhätoromanischen ist Graubündten, wo es die grössere Hälfte desselben einnimmt. (Vom Hospital am St. Gotthard bis zur Ortelerspitze und von Chur bis zur italienischen Gränze, oberhalb des Como-Sees.)

Fasst man in Erwägung der durch die Geschichte bezeugten Entstehungsart die romanischen Völker ins Auge, so bieten sie ein in ihren einzelnen Theilen höchst ungleichartiges Völkergemisch dar. Der Franzose enthält celtisches, germanisches und römisches, und im Süden auch iberisches Blut in sich, der Italiener vorwiegend römisches und germanisches, der Rumäne thracisches und römisches, mit starker Beimischung des slavischen und finnischen. Im Spanier und Portugiesen rollt iberisches, celtisches, römisches und theilweise auch germanisches und arabisches Blut.

6. Letto-slavische Familie.*)

Die letto-slavische Familie theilt sich in zwei Abtheilungen, nämlich die lettische und die slavische.

Zu der lettischen Abtheilung zählen die Litauer, die alten Preussen (Prusen) und die Letten in Lievland und Kurland. Das Litauische, ein alterthümliches Idiom, wird gegenwärtig von nur ungefähr 1,500.000 Menschen gesprochen, wovon 200.000 auf Ost-Preussen und Preussisch-Litauen und 1,300.000 auf Russisch-Litauen entfallen. Es wird auf der einen Seite vom Deutschen, auf der anderen Seite vom Russischen immer mehr und mehr eingeengt. Das Altpreussische wurde ehemals in Preussen im Osten der Weichsel bis an den Memelstrom gesprochen und ist seit dem 17. Jahrhundert ausgestorben, nachdem die Preussen germanisirt worden waren. Das Lettische, die Sprache der slavischen Bewohner des südlichen Lievlands, fast des ganzen Kurlands und des Gouvernements Witebsk ist etwas moderner als das Litauische und wird gegenwärtig von ungefähr 900.000 Seelen gesprochen.

Die Slaven theilen sich in zwei Abtheilungen, eine südöstliche und eine westliche. Zur ersteren gehören:

---

*) Schaffarik, Paul Joseph, Geschichte der slavischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten. Ofen 1826, 8°.

a. Die Russen, welche wieder in Gross-Russen, Klein-Russen und Weiss-Russen zerfallen. Das Gebiet der grossrussischen Sprache findet seine Westgränze an einer Linie, welche von der Südostecke des Peipus-Sees bis zur Mündung des Don läuft; westlich von dieser Linie herrscht das Weissrussische, ehemals die officielle Sprache Litauens, besonders in den Gouvernements Mohilew, Minsk, in dem grösseren Theile von Witebsk. Grodno und Wilna. Das Kleinrussische ist auf russischem Gebiet in Poltawa. Charkow, Tschernigow, Kiew, in Wolhynien, Podolien, in einem Theile von Woronesch. Cherson. Taurien. Bessarabien und in Polen in einem Theile von Lublin und Podlachien zu Hause. Ferner finden wir das Kleinrussische auf österreichischem Gebiete im östlichen Galizien und zwar in den Kreisen Lemberg. Przemysl, Zloczow, Zolkiew. Tarnopol. Brzezany, Sambor. Sanok. Stry. Stanislawow, Kolomea. Czortkow. und theilweise in Rzezow. Neu-Sandetz und Czernowitz. dann in Ungarn in den Comitaten: Beregh. Unghvar, Ugocz und Marmaros. sowie in einzelnen Gegenden der Comitate Zemplin und Szaros. Von den Kosaken wird grösstentheils der grossrussische, nur von den tschernomorischen der kleinrussische Dialekt gesprochen. Auch jene Colonisten, welche. den russischen Eroberungen folgend, über das nördliche Asien sich verbreiten, bedienen sich des grossrussischen Dialektes.

b. Die Bulgaren, welche ehemals ein wilder finnischer Stamm waren (S. 352). Sie sind gegenwärtig ein Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk und bewohnen ausser der türkischen Provinz Sofia Wilajeti (Bulgarien) auch Theile der angränzenden Provinzen und reichen bis in das russische Bessarabien hinein.

c. die Serben, die Bewohner des Fürstenthums Serbien, der Herzegowina, Bosniens. Montenegros. Dalmatiens und des Littorale bis Capo d'Istria (mit Ausnahme der italienisch redenden Städte), ferner der ehemaligen Militärgränze. Kroatiens. Slavoniens und des südlichen Ungarns westlich von Temesvar und Arad.

d. die Slovenen oder Winden, im südlichen Steyermark. Kärnten und Krain bis nach dem westlichen Ungarn und dem Littorale.

Die altslavische Kirchensprache, d. h., jenes Idiom, in welchem die alte Bibelübersetzung angefertigt wurde und welche bei den nicht-katholischen Slaven noch heut zu Tage als Sprache der kirchlichen Liturgie angewendet wird, soll nach Einigen (Schafarik. Schleicher), die Sprache der alten bereits slavisirten Bulgaren gewesen sein. während Andere (Kopitar, Miklosich) sie, wie es scheint. mit mehr Recht auf die alten Slovenen beziehen.

Zur zweiten, westlichen Abtheilung sind zu rechnen:

a. Die P o l e n. Die westliche Gränze der polnischen Sprache gegen deutsches Gebiet läuft (abgesehen von dem schmalen Landstriche vom Vorgebirge von Hela am Putziger Wieck bis an die Weichsel gegen Graudenz, der von den sogenannten K a s s u b e n (Kaschuben) bewohnt wird) von Kulm unterhalb Graudenz in einer um Thorn herum gewundenen Linie gegen Labischin und von da über Schubin, Exin, Wrongowitz, Obornik, Zirke, Pinne, Bomst, Lissa, Bojanow, Krotoschin, Wartenberg, Namslau, Löwen bis an die österreichische Gränze bei Leobschütz, Hultschin und Oderberg. Von da an läuft eine beinahe gerade Linie bis gegen die Beskiden unterhalb Jablunkau. Von diesem Punkte aus läuft die Südgränze längs des Gebirgszuges bis gegen Sanok, wo die Ostgränze beginnt, die sich über Jaroslaw an die russische Gränze hinzieht, um von da über Zamosc bis an den Bug zu verlaufen. Von da an bildet der Bug bis Mielnik die Gränze, die sich über Bielsk, Sokolow, Briansk, Surasz, Narew, Grodek, Sokolka gegen Grodno hinanzieht. Sie läuft von da an längs des Niemen bis gegen Olitta, wo die Nordgränze beginnt, die in einer beinahe geraden Linie gegen Graudenz sich erstreckt.

Zu den Polen gehörten sprachlich die nun ausgestorbenen Slaven an der unteren Elbe (P o l a b e n). Die Sprache derselben (das Polabische) schliesst sich an die westpolnischen Dialekte und das Kaschubische genau an.*)

b. Die T s c h e c h e n (Cechen), in Böhmen, Mähren und einem Theile von Schlesien. Die Linie, welche das Sprachgebiet des Tschechischen umgränzt, läuft von Josephstadt nordwestlich über Königinhof, Semil, Turnau, Melnik, Leitmeritz, Theresienstadt, Laun, Pilsen, Bischofteinitz, Klattau, und von da gegen Südosten über Schüttenhofen, Prachatitz, Krummau, Gratzen, Neuhaus, Budwitz, Znaym, Auspitz, Lundenburg bis an die March. Von da an bildet gegen Nordosten eine durch Holitsch, Strassnitz und Wessely nach den Karpathen gezogene Linie die Gränze. Dann läuft die Linie längs der Oder bis Oderberg und durch Sternberg, Schönberg, Müglitz, Zwittau, Leitomischl, Wildenschwert, Senftenberg wieder bis nach Josephstadt und Königinhof zurück.

---

*) S c h l e i c h e r, Aug., Laut- und Formenlehre der polabischen Sprache, St. Petersburg 1871, 8°.

c. Die Slovaken in den nordöstlichen Gegenden Ungarns, wo sie die Comitate Trentschin, Thurocz, Arva, Liptau und Sohl ganz und die Comitate Neutra, Zips, Saros, Bacs, Zemplin, Gömör und Hont in überwiegender Anzahl bewohnen, ferner in Mähren und Niederösterreich dort, wo diese an Ungarn gränzen. Ihre Gesammtanzahl beträgt nicht ganz 2 Millionen.

d. Die Wenden oder Sorben in der preussischen und sächsischen Lausitz, längs der Spree von Bautzen im Süden bis Peiz im Norden, in einer Gesammtanzahl von 150.000 Seelen, wovon 100.000 auf Preussen (um den Mittelpunkt Kottbus) und 50.000 auf Sachsen (um den Mittelpunkt Bautzen) entfallen.

Auch innerhalb der Slaven sind im Laufe der Zeit bedeutende Mischungen vor sich gegangen. Am meisten waren denselben die Russen und die in den unteren Donauländern angesiedelten Slaven ausgesetzt (in deren Adern mancher Tropfen mongolischen Blutes fliesst): auch bei den nahe an germanischen Gebieten wohnenden Slaven sind nicht nur Mischungen, sondern oft eine förmliche Assimilation derselben an das germanische Element vor sich gegangen.

7. Germanische Familie.

Die germanische Familie zerfällt in drei Abtheilungen, nämlich: 1) Skandinavier, 2) Goten und 3) Deutsche.

Die Skandinavier sind die Bewohner Schwedens (mit einem Theile Finnlands) und Norwegens (mit Ausnahme der von den Lappen eingenommenen Landstriche), der dänischen Inseln, sowie der Halbinsel Jütland und des Nordens von Schleswig bis gegen Tondern und Apenrade. Durch die norwegischen Colonisten (Normannen) wurde die alte Sprache der Skandinavier nach Island verpflanzt, wo sie sammt ihrer reichen Sagen-Literatur bis auf den heutigen Tag in ungetrübter Reinheit sich erhalten hat. Das Norwegische, Schwedische und Dänische sind Abkömmlinge dieser altnordischen Sprache, von denen aber nur die beiden letzten als ausgebildete Sprachen gelten können. Gerade das Norwegische, die leibliche Tochter des Altnordischen, ist ohne eigentliche Literatur und wissenschaftliche Pflege geblieben.

Die Goten theilen sich in Ost- und West-Goten und treten erst mit dem Beginne der Völkerwanderung in Europa auf. — Die Sprache derselben, sowie einiger anderer mit ihnen verwandter Völker, wie der Vandalen, Heruler, Bastarner,

Rugier und wahrscheinlich auch der Burgunder ist, nachdem alle diese Völker in anderen völlig aufgegangen sind, gegenwärtig ausgestorben. Wir kennen das Gotische aus der bekannten Bibelübersetzung, welche vom Bischof Wulfila (Ulfilas) im vierten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung verfasst worden ist.

Die Deutschen oder Germanen im engeren Sinne sind dasjenige Volk, mit welchen nächst den Celten die alten Römer zuerst bekannt wurden. Sie waren schon damals von den Goten und Skandinaviern geschieden.

Was die alten Schriftsteller über sie berichten, ist wie alle ihre ethnologischen Angaben zu unbestimmt und für strengere wissenschaftliche Zwecke nur theilweise zu verwerthen. Nach einer auf die alte Mythe der Germanen zurückgehenden Ansicht sollen sie sich in Erinnerung an die Abstammung von den drei Söhnen des Mannus, Sohnes des Thuisto, in Ingävonen (am Meere), Herminonen (in den mittleren Gegenden) und in Istävonen (in den südlichen und östlichen Gegenden) geschieden haben. Auch was der römische Schriftsteller Tacitus über die Stämme der Germanen berichtet, ist für ethnologische Zwecke nicht zu verwerthen, da theils die Sitze dieser Stämme zu unbestimmt sind, theils nicht ganz klar ist, ob man unter seinen Bezeichnungen stets Stämme oder mitunter auch Gaue zu verstehen habe. Derselbe nennt in Süd- und Mittel-Germanien die Hermunduren, Markomannen und Quaden, zwischen dem Rhein und der Elbe die Friesen, Usipier, Tencterer, Bructerer, Chauken, Cherusker, Chatten, Marser und Sigambrer, und zwischen der Elbe und der Weichsel die Cimbern, Angeln, Sueben, Semnonen und die Langobarden.

Besser können wir in der Zeit während und nach der Völkerwanderung das Getriebe der verschiedenen germanischen Stämme übersehen, wo eine Reihe derselben auf dem Schauplatze der Geschichte auftritt. Davon verschwinden einzelne, indem sie in anderen Stämmen aufgehen, während andere sich bis auf den heutigen Tag behaupten. Unter die letzteren gehören die Franken, die Alemannen und die Schwaben, die Bajuvaren (welche man mit den alten Markomannen zusammenbringt), die Sachsen und die Westphalen, die Friesen und die Thüringer.

Das Germanische zerfällt in zwei grosse Abtheilungen, eine nördliche und eine südliche. Die erstere schliesst sich in vielen Beziehungen an das Gotische an, und zerfällt in drei Unterabtheilungen.

Die erste Unterabtheilung bildet das Friesische, die Sprache der Friesen; die zweite das Niederdeutsche, von welchem, durch die Mittelstufe des Mittel-Niederländischen, das Holländische und Vlämische abstammen; die dritte das Sächsische, dessen älteste Form uns im Heljand vorliegt. Mit dem Uebergange der Sachsen nach Britannien im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung entwickelte sich das Angelsächsische, die Mutter des durch die Eroberungen der französirten germanischen Normannen (im 11. Jahrhundert) erzeugten Englischen.

Die südliche Abtheilung — Hochdeutsch — ist die Mutter der gegenwärtigen deutschen Schriftsprache. Sie wird vom siebenten bis zwölften Jahrhundert Althochdeutsch, vom zwölften Jahrhundert bis zur Reformation Mittelhochdeutsch und von der Reformation bis auf unsere Zeit Neuhochdeutsch genannt.

In Betreff der leiblichen Abstammung bieten die gegenwärtigen Deutschen keinen einheitlichen Typus, da in den meisten Gegenden starke Mischungen vor sich gegangen sind und manche Stämme, welche früher slavisch waren, erst im Laufe der historischen Zeit germanisirt worden sind. Dies ist besonders im Osten der Fall, wo auch der Typus sich stark dem slavischen nähert. Im Westen und Süden ist Mischung mit Celten und Romanen vorherrschend.

Die Gränzen der deutschen Zunge sind schon theilweise bei der Bestimmung der romanischen und slavischen Völker angegeben worden. Sie sind im Westen von Hoier gegenüber der Insel Sylt bis an den Dollart das Meer und bis Eupen unterhalb Aachen das holländische Gebiet. Von da läuft die Gränze längs des französischen Sprachgebietes bis an den Monte Rosa, wo die Südgränze gegen das italienische und rhätoromanische Gebiet beginnt, die bis an den Triglaw hinanreicht. Hier beginnt die Gränze gegen das slavische Gebiet, die längs der Drau bis Drauburg sich zieht, um von da mit einer Biegung nach Norden bei Marburg dieselbe wieder zu erreichen. Vom letzteren Orte zieht sich die Linie über Radkersburg bis an die Raab, wo die Ostgränze gegen das Magyarische beginnt. Dieselbe läuft über Körmönd, Rechnitz, Güns bis gegen Oedenburg, um von da nach Osten gewendet über Wieselburg und Altenburg längs der Donau bis Pressburg zu verlaufen, wo das Deutsche an das Slavische stösst. Vom Einflusse der March an in die Donau windet sich die Gränze in der oben (S. 478) angegebenen Weise um Mähren, Böhmen und Schlesien, bis sie jenseits der Oppa nordwestlich von Oderberg mit dem polnischen Sprachgebiete

in Berührung kommt. Sie läuft dann in der S. 478 angegebenen Weise um das Polnische bis gegen den 54° 20′ nördl. Breite, von wo an bis gegen Memel sie vom Litauischen berührt wird. Die Nordgränze bis gegen die Insel Alsen wird bekanntlich vom Meere gebildet.

Ausserhalb des so umschriebenen Gebietes sind als deutsche Enclaven innerhalb fremden Gebietes zu erwähnen: Die zahlreichen Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen (Kurland, Lievland, Ehstland) und an der Wolga, die 13 und die 7 Gemeinden in Ober-Italien (vgl. S. 475), die deutschen Sprachinseln um Jglau in Mähren und Gottschee in Krain, die Sprachinseln in Ober-Ungarn um Proben, Kremnitz, Neusohl, Kesmark, Schmöllnitz, dann die zahlreichen Enclaven in Süd-Ungarn und Siebenbürgen. Ueberdies kommen Colonien von Deutschen in Polen und im südlichen Russland vor.

Wenige Stämme haben ihren Sprachen eine so weite Verbreitung verschafft, wie die Stämme der germanischen Familie. — Die englische Sprache ist zum grössten Theil die allgemeine Geschäfts- und Verkehrs-Sprache Nord-Amerikas, sie wird in Ost-Indien. Australien, Neu-Seeland, Süd-Afrika, auf den meisten Inseln des stillen Meeres, sowie in allen Seehäfen gesprochen. Das Holländische herrscht ausserhalb Europas am Cap der guten Hoffnung, auf den Sunda-Inseln und in den Häfen Japans. Am wenigsten als officielle Sprache verbreitet ist das Deutsche; es nimmt aber, wenn man die weite räumliche Verbreitung und Intelligenz der dasselbe sprechenden Individuen in Anschlag bringt, unter allen Sprachen vielleicht den ersten Rang ein.

8. Celtische Familie.

Die Celten sind das erste Volk indo-germanischen Stammes, welches in Europa auftritt. Wir finden sie frühzeitig in Spanien, wo sie sich mit den älteren Bewohnern, den Iberern, vermischen. Sie bewohnen Gallien, Belgien, Britannien und den Norden Italiens, wo sie vielfach mit den Römern und Deutschen zusammentreffen. Wir finden auch einzelne celtische Stämme in den Gegenden der heutigen Schweiz und Tirols, an der unteren Donau und als Galater in Kleinasien.

Gegenwärtig sind die Celten grösstentheils in den Romanen und Germanen aufgegangen, von denen erstere vorzüglich aus celtischem Blute aufgebaut sind. Unvermischte Ueberreste der Celten finden

wir gegenwärtig in Irland, auf der Westküste von Schottland, auf der Insel Man, in Wales und in der Bretagne.

Das Celtische, von dessen ältester Form (aus dem 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung) wir manche literarische Denkmäler besitzen, zerfällt gegenwärtig in zwei Dialekte, den kymrischen, worunter die Sprache von Wales und das Armorische (in der Bretagne) gehören und den gadhelischen (gaelischen), wozu die Sprache Irlands, Schottlands und der Insel Man gerechnet wird.

Leiblicher Typus der mittelländischen Rasse.

Die Statur des Mittelländers ist unter allen Rassen die grösste. Sie ist durch starke Muskelentwicklung ausgezeichnet, daher die Arbeitsleistung des Mittelländers jene der anderen Rassen bei weitem übertrifft. Der Kopf ist oval, die Gesichtsbildung mehr länglich. Die Stirn ist breit und gewölbt, die Nase edel geformt und vorspringend. Die Augen sind horizontal geschnitten, die Farbe derselben schwarz, braun oder blau. Die Augenbrauen sind bogenförmig und voll. Der Mund ist proportionirt, die Lippen schön geschwungen und roth gefärbt. Die Zähne sind fein und gerade eingesetzt, das Kinn ist klein, zierlich und wenig vorspringend. Das Haar ist lang, schlicht und weich; die Farbe desselben ist schwarz, braun oder blond und in der Regel mit der Farbe der Augen im Einklange. Ausgezeichnet ist diese Rasse durch einen üppigen, am Kinne, um die Lippen und an den unteren Wangenseiten sprossenden Bart von schwarzer, brauner oder blonder Farbe. Die Behaarung der bedeckten Theile des Körpers ist reichlich entwickelt. Die Farbe der Haut ist weiss, mit einem Stich ins Bräunliche, oft sogar braun; die Wangen bedeckt ein mehr oder weniger intensives Roth.

Im Ganzen ist der Typus der mittelländischen Rasse, wenn man die dahin fallenden Stammesindividualitäten berücksichtigt, ein sehr gemischter. Keine Rasse hat so ausgedehnte Wanderungen unternommen als die mittelländische, keine hat so viel fremdes Blut in sich aufgenommen. Andererseits führte kein Rassentypus zu so mannigfaltigen Differenzirungen wie der mittelländische, was seiner eminenten geistigen Begabung und Entwicklungsfähigkeit zuzuschreiben ist. Der letztere Punkt tritt namentlich bei den Culturvölkern dieser Rasse greifbar hervor, minder bei jenen Stämmen, welche auf einer tieferen Culturstufe zurückgeblieben sind. Unter den speciellen Typen dürfte der kaukasische als der ursprünglichste anzusehen sein, da mit ihm der baskische und reine

semitische, sowie der armenisch-persische (ausgezeichnet durch eine edel geformte Nase, grosse Augen, ovales Gesicht, reichlichen Bartwuchs und dunkle Haarfarbe) vollkommen übereinstimmen.*) Auch der indische Typus der Brahmanenkaste (namentlich in Kaschmir) schliesst sich diesem Urtypus — wie wir ihn nennen wollen — aufs engste an.

Speciell wird der hamitische (alt-ägyptische) Typus von Franz Pruner,**) gewiss einer der ersten Autoritäten auf diesem Gebiete, nach den Abbildungen auf den Denkmälern und den erhaltenen Mumien, folgendermassen geschildert: „Eine mittlere Statur mit rother Hautfarbe bei dem männlichen, mit gelber beim weiblichen Geschlechte; ein zarter, feiner Glieder- und Körperbau in schlanken Umrissen; eine schmale, mittelmässig erhabene Stirn; Haupt und Gesicht oval, wellenartig kräuselnder Haarwuchs; über den tief liegenden Augen feine, leicht gebogene Augenbrauen; die Farbe der Augen und Haare dunkel, von braun zu schwarz, mandelförmig gespaltene, von Aussen nach Innen leicht geneigte Augenlider, deren Mittellinie dem Mittelpunkte des niedlichen ovalen Ohres entspricht; eine ebenmässige, mit der etwas zurückweichenden Stirne fast gleichlaufende Nase, welche manchmal sanft nach unten gebogen sich erweitert, jedoch nicht abstumpft; die Lippen an den Winkeln nicht weit ausgeschweift, sondern fast scharf abgeschnitten und bei kleinem Munde immer etwas dicklicher als beim Europäer oder Semiten; das Kinn niedlich gerundet, mit dünnem Barte bewachsen und zurückgedrängt; die Wangen ohne hervorspringende Backenknochen, das längliche Oval ausfüllend; der Abstand vom Munde zur Nase scheinbar etwas gross. — Der Hals schlank. — Der Brustkasten ein umgekehrter Kegel und daher die etwas langen Arme bedeutend vom Rumpfe abstehend, nicht wie bei cylindrischem Brustkasten sich anschmiegend. Die Hand klein und die Finger elegant zugespitzt.***) Der untere Theil des Rumpfes einen

---

*) Diesem Typus mit dunkler Complexion gegenüber weist der germanisch-slavische mit lichter Hautfarbe und rothem oder blondem Haar (bei letzterem schwarzes, in Folge der Mischungen mit der mongolischen Rasse) auf einen langen Aufenthalt im Norden hin.

**) Die Ueberbleibsel der altägyptischen Menschenrace. (Abhandlung, gelesen in der k. Akademie der Wissenschaften am 24. August 1846.) München 1846, 4°.

***) Die ältesten Siegelringe männlicher Aegypter sind oft für die kleinsten europäischen Mannesfinger zu enge.

zweiten geraden ebenmässigen Kegel darstellend. Die unteren Extremitäten auf einen kleinen niedlichen Fuss gestützt, wobei die grosse Zehe mit der zweiten in gerader Linie läuft.“

„Das ganze Skelet der Mumien übersteigt nie die mittlere Grösse. Ebenmass und Feinheit herrscht in allen Theilen derselben. Die Knochen des Schädels insbesondere sind verhältnissmässig dünn und fein, die Form desselben oval, von vorne nach hinten in allen Richtungen sich erweiternd bis zum Scheitel und von hier nach unten und hinten sich wieder etwas verengend. Die Schläfen sind leicht gewölbt. Die Jochbogen und Fortsätze stehen vertical, so wie der Oberkiefer; die Jochbeingrube ist weder tief noch lang. Der Unterkiefer fein, schmal und zurücktretend. Der Nasenfortsatz des Stirnbeines ist schmal, ebenso die Nasenknochen, welche in spitzigem Winkel vereinigt und nur selten an ihrer Wurzel leicht eingekerbt, in fast gerader Linie nach unten und vorne laufen. Die Augenhöhlen sind gerundet und den Nasenbeinen genähert: die Zähne vertical eingesetzt, sehr gedrängt und schmal. Der Gesichtswinkel beträgt 75° bis 80°. Der ganze Kochenbau in seiner Höhe, Breite und Rundung hat und wird bei den Messungen der einzelnen Theile im Mittel nie andere Resultate ergeben, als dies bei allen Skeleten kaukasischer Abkunft der Fall ist.“

Gegenüber diesem Typus, der in der späteren Zeit durch Aufnahme von fremden afrikanischen Elementen eine nicht unbedeutende Modification erhält, stellt sich der semitische schon auf den altägyptischen Denkmälern durch dieselben charakteristischen Merkmale ausgezeichnet dar, durch die er noch heut zu Tage von den übrigen mittelländischen Typen sich unterscheidet. Dieselben sind im Wesentlichen folgende: Längliches Gesicht, mässig breite und hohe Stirne, hervorragende und gebogene Nase, unter schwarzen und buschigen Brauen tief liegende lebhafte Augen, wellenförmig gelocktes Haar und eben solcher Bart von schwarzer glänzender Farbe. Die Hautfarbe geht von Weiss durch Gelb bis ins Braun über. Die Muskulatur ist kräftig, die Extremitäten sind elegant und schön gebaut. — Merkwürdig ist die lichte Complexion bei einzelnen Mitgliedern dieses Stammes, wie den aramäischen Gebirgsvölkern und den germanischen Juden, wo blaue Augen und blondes Haar nichts Seltenes sind, ohne dass Mischungen mit fremdem Blute nachgewiesen werden könnten.

Gegenüber diesen beiden Typen, dem hamitischen und dem semitischen, zeichnet sich der indogermanische durch eine auffallend grosse Mannigfaltigkeit aus. Man kann jedoch zwei Hauptformen

innerhalb desselben unterscheiden, nämlich eine asiatische und eine europäische, welche auch mit der Trennung des indogermanischen Sprachstammes in zwei Sippen, nämlich eine arische und eine europäische parallel gehen. Den asiatischen Typus, der eine gewisse Aehnlichkeit mit dem semitischen verräth, zeigen die Inder, namentlich in ihren höheren unvermischten Kasten, die Perser, Afghanen, Belutschen, Kurden und Armenier. Er zeigt in der Regel eine stark entwickelte Nasenform und dunkle Complexion, sofern nicht Mischungen mit stammfremden Rassen modificirend eingewirkt haben. Dagegen ist bei dem anderen Typus, dem europäischen, die mehr kürzere Nasenform vorherrschend; ebenso tritt die lichte Complexion neben der dunkeln in beinahe gleicher Stärke auf. Namentlich jener Typus, in welchem die von der Wurzel an vorragende Nase mit kräftig entwickelter Stirn vereint auftritt, kann als die vollendetste Form dieser Richtung betrachtet werden.

Für die frühe Zeit der innerhalb des europäischen Typus des indogermanischen Stammes stattgefundenen Mischungen kann der Typus der Celten, des ersten Volkes indogermanischen Stammes, welches in Europa einzog, als Beleg dienen. Während die Gallier als von grosser Statur, mit langem blondem Haar, also von lichter Complexion von den alten Schriftstellern, namentlich von Ammianus Marcellinus, geschildert werden, scheinen die Britten, ein Volk desselben Stammes, von dunkler Complexion, also schwarzen Haaren, und einer kleineren Statur gewesen zu sein, mithin jenen Typus an sich getragen zu haben, den wir insgemein den celtischen nennen. Es müssen daher bedeutende Mischungen mit fremdem Blute stattgefunden haben, um den ursprünglich gewiss einheitlichen Typus der celtischen Volksfamilie zu zwei so starken Gegensätzen auszubilden.

Psychischer Charakter der mittelländischen Rasse.

Vermöge der hohen geistigen Begabung und bedeutenden Culturentwicklung, durch welche diese Rasse vor allen anderen sich auszeichnet, hat sie, wie keine, in ihren Stämmen scharf abgegränzte Individualitäten erzeugt. Namentlich die drei Stämme der Hamiten, Semiten und Indogermanen bieten in ihrer eigenthümlichen Entwicklung ganz bestimmte Momente, in denen sich die natürliche Begabung dieser Rasse mit voller Kraft offenbart. Sie zeigen uns in ihrem Leben die Entwicklungsgeschichte des Geistes der weissen Rasse, eines Geistes, der gleich auf der ersten Stufe

jenem der hochasiatischen Rasse ebenbürtig ist, im Fortschreiten der Entwicklung jedoch denselben weit überflügelt.

Der erste Stamm der mittelländischen Rasse, dem wir auf dem Gebiete der Geschichte und Cultur begegnen, sind die Hamiten. Alle Hamiten, sofern sie als Culturvölker auftreten, sind durch eine auffallend hervortretende objective Richtung des Geistes ausgezeichnet. Sie bilden frühzeitig Staaten mit prononcirter Centralisation. Wie die Geschichte zeigt, beruhen die Monarchien von Babel, Niniveh und Aegypten auf denselben Grundlagen.

Der Sinn für Plastik ist in den Hamiten bedeutend entwickelt. Er äussert sich, in vollkommenem Einklange mit der auf despotischer Grundlage organisirten Gesellschaft, im Aufbaue kolossaler Denkmäler. Hierin berühren sich die Pyramiden Aegyptens mit den Palästen und Tempeln Babylons und Ninivehs.

Der ganz in der Materie versunkene Sinn führt zur einseitigen Vergötterung der Natur, welche ebenso roh als grotesk aufgefasst wird. Dies illustriren die westasiatischen Religionssysteme mit ihrem grausamen Götzendienste ebenso wie der wundersame Glaube und Cultus der alten Aegypter.

Die Versunkenheit in der Materie tritt am grellsten hervor in dem Bestreben, den Leib selbst nach dem Tode vor der Zersetzung zu bewahren. Bekanntlich mumificirten die alten Aegypter die Leichen ihrer Verstorbenen, eine Sitte, welche keineswegs aus dem Klima allein erklärt werden kann, da sie sich bei den Guanchen auf den canarischen Inseln wiederfindet.

Gleichwie bei den Chinesen stehen auch bei den Culturvölkern dieser Gruppe (bei den Aegyptern, Babyloniern, Phöniciern) die verschiedenen Zweige der materiellen Cultur, wie Landbau, Industrie, auf einer hohen Stufe der Vollendung. Bei allen hamitischen Völkern finden wir den Landbau gegenüber der Viehzucht in hohem Ansehen, während bekanntlich unter den Semiten das Gegentheil der Fall ist. Nach den Berichten der arabischen Schriftsteller haben Assyrier und Babylonier Werke über den Landbau geschrieben; dasselbe wird auch von den griechischen und römischen Schriftstellern in Betreff der Punier, einer Colonie der Phönicier, gemeldet. In allen von Hamiten bewohnten Ländern finden wir ausgedehnte Werke zur Bewässerung des Landes aufgeführt, überall die zum Betrieb der Industrie und des Handels nothwendigen Maasse und Gewichte mit grosser Genauigkeit fixirt.

Diesem objectiven, utilitarischen Drange der hamitischen Völker entsprechen auch vollkommen die Geistesproducte derselben. Sie ähneln jenen der Chinesen. Auch hier bildet die Geschichte, welche ebenso wie dort durch Genauigkeit und Trockenheit sich auszeichnet, den Glanzpunkt der Literatur. Während aber der alte Chinese die Thaten seiner Vorfahren in Bambustäfelchen einschnitt, grub sie der Hamite in Stein. Diesem Umstande verdanken wir die zahllosen Denkmäler Babylons und Ninivehs, welche wohl nur einen geringen Theil dessen bilden, was die Geschichtschreiber jener Reiche aufgezeichnet haben; ihm verdanken wir die zahllosen Denkmäler Aegyptens, welche selbst die Barbarei und die Indolenz der jetzigen Bewohner nicht zerstören konnten.

Ein ganz anderes Bild bietet der Semite. Die Semiten sind ein Hirtenvolk; der Ackerbau spielt bei ihnen eine untergeordnete Rolle. Sie zerfallen von Haus aus in eine Reihe von einander unabhängiger Stämme, mit eigenen Oberhäuptern an der Spitze. Ihre Verfassung ist eine patriarchalische. Die von ihnen gegründeten Staaten können diesen Charakter nie verläugnen.

Der Semite wohnt unter Zelten. Es fehlt ihm jeglicher Sinn für Plastik und bildende Kunst. Daran ist auch theilweise seine religiöse Anschauung schuld. Diese ist rein innerlicher Natur und der lyrischen Anlage dieser Völker entsprungen. Die semitische Literatur umfasst streng genommen nur die Ode. Der Semite kennt weder das Epos noch das Drama. Die Religion des Semiten ist starrer Monotheismus. Diesen psychischen Elementen entspricht vollkommen das Denken des Semiten; es ist abgerissen und erhebt sich in der Regel nicht über die Gnomik.

In der materiellen Cultur sind die Semiten gegen die Hamiten bedeutend zurückgeblieben. Wir haben den Semiten keine Verbesserung oder Erfindung innerhalb des Kreises jener Dinge, welche sich auf die Bequemlichkeiten des Lebens beziehen, zu verdanken. Wenn die Semiten in dieser Richtung dennoch wirken, so sind es eigentlich nicht sie, sondern die Hamiten, ihre Lehrer und Meister in diesen Dingen.

Trotzdem hat die Menschheit den Semiten Vieles zu verdanken. Sie haben der auf das materielle Leben und seine Genüsse gewendeten Gesellschaft einen idealen Schwung mitgetheilt und sie mit einer gewissen Innerlichkeit erfüllt. Die Semiten haben die Welt mit zwei Weltreligionen beschenkt, welche nächst der Religion Sakyamuni's die zahlreichsten Anhänger zählen, nämlich mit dem Christenthum und dem Islam.

Leider können wir auch ein Uebel nicht verschweigen, welches die Semiten mit ihren religiösen Ideen den Völkern förmlich eingeimpft haben, nämlich die religiöse Intoleranz. Diese ist ein speciell semitisches Product, wie aus der Geschichte der semitischen Völker im Vergleich mit jenen anderer Nationen deutlich hervorgeht.

Ein ganz anderes Bild als die eben erwähnten zwei Stämme zeigt der dritte, der indogermanische.

Wie die aus der Sprachvergleichung gewonnenen culturhistorischen Züge darthun, waren die alten Indogermanen Viehzüchter und Ackerbauer. Sie wohnten in festen Wohnsitzen beisammen und waren in Stämme unter eigenen Oberhäuptern getheilt. Sie kannten den Anbau einer Reihe von Nutzpflanzen, besassen Ackergeräthe und hatten mehrere Thiere zu häuslichen Zwecken gezähmt. Sie hatten auch eine Religion. Ihr Gottesdienst bestand in der Verehrung des Himmels, der Erde und der den Menschen umgebenden Naturkräfte. Er war aber nicht so roh und materiell wie bei den Hamiten und so starr und ernst wie bei den Semiten, sondern vermenschlicht und dadurch wesentlich gemildert. Dadurch wurde er die Quelle ihrer Poesie und Kunst.

Durch diese Elemente des psychischen Lebens waren die Indogermanen berufen, die höchste Entwicklung, deren der Mensch überhaupt fähig ist, zu erreichen und allem dem, was die anderen Völker gefunden hatten, den Stempel der Vollendung aufzudrücken.

Die Staaten, welche von den Indogermanen gegründet werden, sind weder ein Aggregat loser Stämme, noch eine träge, durch den Willen eines einzelnen Despoten regierte Masse, sondern sie sind Staaten mit gesetzlich geordneten Zuständen, in welchen sich das Individuum zur höchsten Vollkommenheit entwickeln kann. Der Indogermane verherrlicht sich weder durch Aufthürmen gewaltiger Colosse, wie der Hamite, noch durch sinnlose Vernichtung der Menschenwerke zur Ehre des Einen Gottes, wie der Semite, sondern durch Werke reiner Menschlichkeit, welche immer als das Höchste dastehen werden, was der gebildete Mensch überhaupt zu leisten vermag.

Während die poetische Literatur der Semiten, entsprungen der augenblicklichen Erregung, sich auf die Ode beschränkt, geht die Literatur der Indogermanen über diese Stimmung hinaus und bewegt sich auch nebstdem im Epos und im Drama. Das Epos kennen alle Völker des indogermanischen Stammes. Die Celten haben ihren Ossian, die Griechen ihren Homer, die Römer ihren

Virgil, die Inder ihre Vyasa und Valmiki, die Perser ihren Firdausi, die Deutschen ihre Nibelungen, die Slaven ihre historischen Volkslieder. Man kann mit Recht behaupten, das Epos sei ein ausschliessliches Eigenthum des indogermanischen Stammes und sei, wo es sich ausserdem noch findet, entweder demselben erborgt, oder durch Einfluss desselben entstanden. So auf Java, wo es den Indern entlehnt ist, so bei den Finnen (Kalevala), wo es dem frühzeitigen Einflusse germanischer Stämme zugeschrieben werden darf. Gewiss sind auch die Heldensagen einzelner tatarischer Stämme auf persischen Einfluss zurückzuführen.

Die Geschichte der Indogermanen ist weder trockene Chronik, wie bei den Hamiten, noch tendenziöse Zusammenstellung und Fälschung der Geschehnisse, wie bei den Semiten, sondern eine pragmatische Darstellung der Begebenheiten. Merkwürdig ist es, dass der im weitesten Osten wohnende asiatische Zweig des indogermanischen Stammes für die Geschichte so wenig Sinn zeigt. Der Inder hat nie eine Geschichte seines Volkes geschrieben, da ihm bei seiner eigenthümlichen Weltanschauung diese Welt mit ihrem Treiben zu gering schien, um ihre Thaten zu verzeichnen. Anders war es bei den Persern, von deren reicher historischer Literatur sich wenig bis auf unsere Zeiten gerettet hat. Dagegen entwickelten die Armenier, wahrscheinlich durch griechischen Einfluss, die Kunst der Geschichtschreibung zu einer hohen Vollendung. So können Moses von Choren Herodot, und Elische Thucydides würdig an die Seite gestellt werden.

Wenn wir nun auch die Indogermanen auf die höchste Stufe stellen, welche die Menschheit in ihrer vollkommensten Entwicklung einnimmt, so können wir doch nicht umhin, zu gestehen, dass sie das, was sie sind, nicht geworden wären, wenn ihnen nicht die Hamiten und Semiten Jahrhunderte lang mit ihren Bestrebungen vorgearbeitet hätten.

Manche Forscher mögen wohl lächeln über den Versuch, die Cultur der Griechen aus semitischen und hamitischen Anregungen abzuleiten. Dabei übersehen aber diese Männer zweierlei. Erstens, dass uns von den Griechen die ersten Versuche, welche gerade das Mittelglied zwischen ihren Meisterwerken, welche wir kennen, und den Schöpfungen der Semiten und Hamiten bilden, grösstentheils verloren gegangen sind, und zweitens, dass man bei dergleichen Fragen nicht vom ästhetischen, sondern vom culturhistorischen Standpunkte urtheilen müsse. Forscher dieser Richtung, welche den Griechen

ausschliesslich vom ästhetischen Standpunkte beurtheilen, gleichen jenen bibelfesten Naturforschern, welche den Menschen als „Ebenbild Gottes“ aus der Betrachtung der Natur ausschliessen und von einer Verwandtschaft desselben mit den übrigen Organismen nichts wissen wollen.

Ethnographische Schilderung.

I. Hamiten.*)

Unter den hamitischen Völkern ist uns, was Geschichte, Culturentwicklung und Leben anbelangt, das ägyptische am genauesten bekannt, daher wir in der nachfolgenden Schilderung auf dasselbe näher eingehen werden.

Die Civilisation Aegyptens ist die älteste überhaupt, die wir kennen. Zu einer Zeit, in welcher die Semiten als kleine unbekannte Nomadenstämme umherzogen, waren die Aegypter bereits ein Volk, das den Zenith seiner Culturentwicklung überschritten hatte und damals, als Hellas in die Zeit seiner classischen Periode einzutreten begann, galt Aegypten für ein Wunderland, dessen Cultur zu jener Griechenlands wie ein ehrwürdiger Greis zu einem blühenden Kinde sich verhielt.

Die Cultur Aegyptens ist eine Gabe des Nils, jenes geheimnissvollen Stromes, der aus dem unbekannten Innern Afrikas kommend seine schlammigen, befruchtenden Wellen durch das enge, von hohen Gebirgen und der Wüste umschlossene Thal einherwälzt, um den von keinem Regen benetzten Boden zu überfluthen und mit unglaublicher Schöpfungskraft zu erfüllen. Ohne den Nil keine Fruchtbarkeit, ohne diese keine Cultur Aegyptens.

Die Grundlage der ägyptischen Gesellschaft war der Ackerbau. Man bebaute das Land zweimal, und zwar zuerst mit Körnerfrüchten und dann mit Gurken, Knoblauch, Zwiebeln und anderen Erdfrüchten. Zur Auflockerung des Bodens bediente man sich in der Regel des Pfluges, der sehr einfach gebaut war (er hatte keine Räder) und von Ochsen oder von Menschen gezogen wurde; seltener

*) Wilkinson, J., Gardner, Manners and customs of the ancient Egyptians, London 1837, 8°, 3 voll. Derselbe, The Egyptians in the time of the Pharaohs, London 1857, 8°, Uhlemann, Max, Handbuch der gesammten aegyptischen Alterthumskunde, II, Leipzig 1857, 8°. Reinisch, Simon, Aegyptus in Pauly's Realencyclopaedie der classischen Alterthumswissenschaft. II. Auflage, I. 1, S. 241 ff.

einer grossen Haue. In manchen Fällen pflegte man die ausgestreuten Körner durch Kleinvieh (Ziegen, schwerlich Schweine, wie Herodot berichtet, da dieses Thier für unrein galt) in den Boden eintreten zu lassen. Das reife Getreide wurde grösstentheils hoch oben mit einer sägeförmigen gekrümmten Sichel abgeschnitten und dann auf der Tenne von Ochsen (denen wie bei den alten Hebräern das Maul nicht verbunden wurde) ausgetreten. Das Korn wurde in eigenen Behältnissen, kegelförmigen Kammern mit einem Loch oben zum Hineinschütten und einem Loche unten zum Herausholen aufbewahrt. —

Das Land gehörte, in drei Theile getheilt, dem Könige und den beiden obersten Kasten (Priester und Krieger) und wurde den Ackerbauern, die eine besondere Kaste bildeten, gegen gewisse Abgaben in Pacht gegeben.

Neben dem Ackerbaue nahmen die Weincultur und Gärtnerei eine hervorragende Stellung bei den alten Aegyptern ein. Die Beschäftigungen, welche sich auf diese beiden Zweige der Landwirthschaft beziehen, finden sich auf den Denkmälern zu wiederholten Malen abgebildet. Unter den verschiedenen Weinsorten waren die mareotische, die teniotische und die sebennytische berühmt, namentlich die aus dem nördlichen Lande waren sehr geschätzt. Nach der Verbindung mit Griechenland und Phönicien wurde auch viel Wein aus diesen beiden Ländern eingeführt. Die Trauben wurden entweder ausgetreten oder in einem geflochtenen Sacke, den man durch Winden zusammenzog, ausgepresst. Der Most wurde, wahrscheinlich mit Zusatz eines klärenden Mittels (eines Eies?), durch ein aus Stoffen verfertigtes Sieb geseiht und dann in grossen Krügen mit zwei Henkeln in eigenen Vorrathskammern aufbewahrt.

Von den Fruchtbäumen wurden namentlich der Feigenbaum, der Dattelbaum, der Oelbaum, der Granatapfelbaum gezogen. Man liess die auf der Höhe der Bäume wachsenden Früchte von Knaben ablösen; öfters richtete man Affen zu diesem Geschäfte ab. Die Früchte wurden gesammelt, mit Blättern bedeckt und in flachen Körben, wie sie noch heut zu Tage in Aegypten gebräuchlich sind, nach Hause getragen.

Bei der ungemein grossen Vorliebe der Aegypter für Blumen (welche sie mit den Japanern theilen) stand bei denselben die Ziergärtnerei auf einer hohen Stufe der Vollendung. Man konnte zu jeder Jahreszeit die schönsten und seltensten Blumen haben, indem

auch die Blumen bei den Gastmälern der alten Aegypter zu den nothwendigsten Dingen gehörten.

Neben dem Landbau ist die Viehzucht besonders zu erwähnen. Zwar standen die Viehzüchter und namentlich die Schweinehirten tief unter den Ackerbauern, aber dennoch muss, wenn man aus den vorhandenen Nachrichten über die Lebensweise der alten Aegypter, sowie die zahllosen Opfer einen Schluss ziehen darf, der Bedarf an Fleisch ein ziemlich grosser gewesen sein. Man zog das Rind, das Schaf, die Ziege, das Kamel (in späterer Zeit), den Esel, den man zum Reiten benützte, und das Pferd, das als Zugthier verwendet wurde. Auch das Schwein wurde gezüchtet und sowohl zu gewissen Zeiten geopfert als auch von einzelnen Classen der Bevölkerung gegessen. Nach den Abbildungen auf den Denkmälern, sowie den Inschriften, die man in den Gräbern findet, müssen die Viehheerden bei den alten Aegyptern bedeutend gewesen sein, namentlich das Land im Osten, das bekanntlich den Israeliten zum Aufenthalte angewiesen wurde, war reich an Heerden. Unter dem Hausgeflügel sind die Gans und das Huhn speciell zu erwähnen. Die Hühner wurden, wie die Alten berichten, bei den alten Aegyptern in eigenen Brutöfen künstlich ausgebrütet.

Unter den Handwerkern, deren Beschäftigungen man auf den Denkmälern wiederholt abgebildet findet, sind zu erwähnen: Die Bäcker, die Schlächter und die Köche, die Weber, die Schuhmacher, die Töpfer und die Tischler. Auch die Glasbereitung, welche in Aegypten sehr alt ist, findet sich abgebildet. Ferner trifft man Schmiede, Goldarbeiter, Maler, Bildhauer mit ihren Arbeiten beschäftigt, so dass wir im Stande sind, uns über den Umfang und die Beschaffenheit der alt-ägyptischen Industrie ein ziemlich sicheres Urtheil zu bilden.

Die Kleidung der alten Aegypter war dem Klima angemessen und höchst einfach. Die Krieger und Arbeiter trugen einen kurzen Schurz, der um die Hüfte geschlungen wurde. Vornehmere trugen eine Art kurzes Hemd aus Linnen oder Baumwolle und zwar durfte bei feierlichen Gelegenheiten, die mit dem Cultus zusammenhingen, nur Linnen angezogen werden. Bei kühler Witterung warf man einen wollenen Mantel um den Rücken. Priester trugen bei feierlichen Gelegenheiten einen Ueberwurf aus Leopardenfell. Niemand der mit etwas anderem als Linnen bekleidet war, durfte den Tempel betreten oder begraben werden, daher denn auch die ägyptischen Mumien immer in Linnen eingewickelt erscheinen. An den Füssen

trugen die Vornehmen Sandalen aus Leder oder einem Geflechte aus Rohr, Stroh oder Blättern, die mittelst Riemen an den Füssen befestigt wurden, der gemeine Mann dagegen ging barfuss einher.

Das Haar wurde am ganzen Leibe geschoren oder ausgerupft. Auf dem Kopfe trugen die Vornehmeren eine Perücke, während die arbeitenden Classen den Kopf bloss liessen oder mit einem Tuche verhüllten. Frauen pflegten das theils natürliche, theils künstliche Haar zu Locken zu formen, die auf beiden Seiten herabfielen und mit natürlichen oder künstlichen Blumen geschmückt wurden. Bei feierlichen Gelegenheiten trugen vornehme Männer künstliche Kinnbärte, deren Form nach der Stellung der betreffenden Person bestimmt gewesen zu sein scheint.

Die Nahrung der alten Aegypter war dem Ertrage der von ihnen hauptsächlich gepflegten Beschäftigungen, Landbau und Viehzucht, entnommen. Man ass besonders viel Brod, woher die Aegypter von den Alten oft spottweise „Brodesser“ genannt wurden. Und zwar assen die Vornehmen Weizenbrod, das gemeine Volk Durra-Brod. Dasselbe wurde in Oefen, wie sie noch heut zu Tage im Oriente gebräuchlich sind, gebacken. Sonst wurde vom Volke mehr die vegetabilische Kost genossen, während auf den Tafeln der Vornehmen Fleisch sowohl von Hausthieren als auch vom Wild im Ueberflusse vorhanden war.

Das Getränk bestand in Nilwasser, das sehr rein und gesund gewesen sein soll. An den Tafeln der Vornehmen wurde Wein getrunken. Der Mittelstand, dem der Wein wegen des hohen Preises nicht zugänglich war, trank Bier, welches man in Ermangelung des Hopfens mit Wolfsbohnen, Petersilienwurzel u. a. Wurzeln versetzte. Als das beste galt das Bier von Pelusium, und wenn man den Nachrichten der alten Griechen trauen darf, mag das ägyptische Bier ein ganz vorzügliches Getränk gewesen sein.

Der Tisch war oft mit Linnen gedeckt. Man ass nach der Sitte des Orients mit den Fingern und hockte entweder auf dem Boden, der mit Matten bedeckt war, um den niederen Tisch oder sass auf Stühlen oder Sesseln herum. Nach aufgehobener Mahlzeit wurden Becher mit Wasser zum Ausspülen des Mundes von den Dienern herumgereicht.

Trotz dem ernsthaften und düsteren Temperamente, welches nach den Berichten der alten Schriftsteller die Aegypter auszeichnete, was auch mit ihrem Glauben an Träume und ihrer

Beschäftigung mit dem Tode und Grabe übereinstimmt, hatten sie eine Reihe von Unterhaltungen, die wir auf den Denkmälern zu öfteren Malen abgebildet finden. Man tanzte und musicirte auf mehreren Saiten- und Blas-Instrumenten und vergnügte sich entweder am Würfelspiel oder am Damenbrett. Namentlich das letztere Spiel scheint bei den vornehmen Classen beliebt gewesen zu sein. Frauen ergötzten sich gerne am Ballspiel. Andere beliebte Unterhaltungen waren Taschenspielerkünste und Gefechte, denen man mit grossem Interesse zusah.

Die Wohnungen waren aus lufttrockenen Ziegelsteinen aufgeführt. Tempel und andere öffentliche Gebäude baute man dagegen in der Regel aus Stein auf. Die Häuser der Vornehmen bestanden aus zwei bis drei Stockwerken, welche sich zu beiden Seiten eines geräumigen Hofes erhoben. Zwischen diesen, dem Eingang gegenüber, zog sich eine offene Halle, welche wahrscheinlich als Empfangszimmer diente. Die Fenster der einzelnen Gemächer gingen, um die letzteren kühl zu erhalten, auf den schattigen Hof. Das Dach war platt und man pflegte oft die warmen Nächte auf demselben zuzubringen. Die Wände der einzelnen Zimmer waren mit Malereien ausgeschmückt. Die Villen der Reichen waren in der Regel in der Nähe des Nils an einem von diesem gespeisten Canale angelegt und mit herrlichen Gärten und Wasserbassins versehen.

Die Einrichtungsstücke des Zimmers eines Vornehmen waren Ruhebetten, Stühle, Tische und niedere Kästen, sowie Teppiche und Matten. Die Füsse und Gestelle der ersteren waren mit verschiedenen Schnitzereien verziert und oft auch vergoldet. Die Stühle und Ruhebetten flocht man entweder mit Rohr aus oder polsterte sie mit Leder oder anderen Stoffen. Die Kästen waren oben mit einem dachgiebelförmigen Deckel versehen, der auf beiden Seiten aufgemacht werden konnte. In den Teppichen und Matten wurde oft ein grosser Luxus entfaltet. Von den ärmeren Leuten wurden die Decken zugleich als Schlafstellen benützt und dabei ein kleiner ausgehöhlter Schemel unter den Kopf geschoben. In den Empfangszimmern der Reichen standen kostbare Gefässe, Vasen, Krüge, Schalen, Pokale und andere Kostbarkeiten ausgestellt. Wenn sich Leute vornehmen Standes Besuche machten, liessen sie sich entweder in einer von vier Männern getragenen, weich ausgepolsterten Sänfte an den Ort bringen, oder sie fuhren auf einem zweirädrigen Wagen dahin, hinter welchem die zahlreiche Dienerschaft einherzog.

Innerhalb der Ehe scheint bei den alten Aegyptern im Volke die Monogamie die Regel gewesen zu sein, während die Reichen, wie anderswo, den Luxus mehrerer Frauen sich gestatteten. Doch war nur die erste rechtmässig angetraute Gemahlin die eigentliche Hausfrau, zu der die Nebenfrauen (meistens Sclavinnen) in einem Dienstesverhältnisse standen. Im Ganzen nahm die Frau eine geachtete freie Stellung in der Familie ein. Ob das Heirathen der Schwester allgemein gestattet war, oder nur den Königen erlaubt wurde (aus leicht begreiflichen Gründen, da man Ebenbürtigkeit beider Theile forderte), ist nicht mit völliger Sicherheit zu entscheiden.

Das Kind wurde von der Geburt an bis zu jenem Zeitpunkte, wo es für den zukünftigen Beruf sich vorbereiten konnte, von der Mutter gepflegt. Man liess es völlig nackt herumlaufen und nährte es mit Vegetabilien, namentlich mit Wurzeln verschiedener Wasserpflanzen und den Stengeln der Papyrusstaude, welche in heisser Asche gebraten wurden. War der Knabe herangewachsen, so wurde er, falls er der Priester- oder Krieger-Kaste angehörte, in die Schule zu einem Priester geschickt, wo er im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet wurde. Später wurde der angehende Jüngling in die Beschäftigung seines Standes eingeführt, indem der zukünftige Priester dem Studium der Wissenschaften sich widmete, der zukünftige Krieger den verschiedenen Leibesübungen und Waffenkünsten oblag; der Handwerker das von seinem Vater getriebene Handwerk erlernte.

Die Bevölkerung des alten Aegyptens zerfiel in zwei grosse Abtheilungen, nämliche Freie und Sclaven. Den Grundstock der ersteren bildete die eingewanderte hamitische Bevölkerung, während in den letzteren die schwarze Aboriginer-Bevölkerung unter Hinzutritt von Kriegsgefangenen, verurtheilten Verbrechern und gekauften Neger-Sclaven aufgegangen zu sein scheint.

Die Freien selbst zerfielen in mehrere Kasten (Priester, Krieger, Ackerbauer. Handwerker, Schiffer, Hirten). Obgleich alle Kasten vor dem Gesetze gleich waren, indem alle Angehörigen derselben in gleicher Weise das ägyptische Bürgerrecht genossen, galten dennoch die beiden ersten Kasten (Priester und Krieger) für eine Art Adel, indem ihnen die Würdenträger entnommen wurden und bei Erledigung des Thrones aus ihnen der König gewählt wurde. — Ueberhaupt darf man aber die ägyptischen Kasten nicht mit den indischen vergleichen. In der ägyptischen Kasten-

scheidung steckt nichts von dem pfäffischen Hochmuthe indischer Frömmigkeit; es scheint vielmehr das Bestreben, Jedermann zu einem brauchbaren Bürger zu erziehen, der seine Beschäftigung gründlich versteht, in ihr sich praktisch bethätigt zu haben.

Die Verfassung des Landes war seit jeher eine streng monarchische. Die königliche Würde war erblich und zwar konnte sie auch auf Frauen übergehen. Bei gänzlichem Aussterben des königlichen Stammes wurde der König aus einer der beiden höheren Kasten gewählt. Uebrigens musste der König als solcher, da er zugleich die höchste priesterliche Würde in seiner Person vereinigte, der Priesterkaste angehören, in welche er unmittelbar nach seinem Regierungsantritte auch aufgenommen wurde.

Die Lebensweise des Königs, der als Zeichen der höchsten Würde die silberne,*) mit rothem Stoffe verbrämte Doppelkrone von Ober- und Unter-Aegypten trug, war durch die strengsten Gesetze der Etiquette geregelt. Er hielt einen zahlreichen Hofstaat und hatte den dritten Theil des Fruchtlandes als Eigenthum zugewiesen, um damit die Kosten des ersteren zu bestreiten. In den späteren Zeiten bildete der Handel mit dem Auslande eine reiche Einnahmsquelle für die ägyptischen Könige. Und sie war allerdings nothwendig, um die Kosten der Pracht und Herrlichkeit zu decken, mit welcher sie dem Auslande gegenüber aufzutreten gewohnt waren.

Behufs der Verwaltung war das Land in 36 Bezirke (Nomen) getheilt, mit Bezirksverwaltern (Nomarchen) an der Spitze. Dieselben waren wahrscheinlich der Kriegerkaste entnommen. Sie hatten eine Menge von Unterbeamten (Schreibern) unter sich, welche über Grösse und Ertrag der einzelnen Grundstücke, Einkünfte und Steuern der einzelnen Unterthanen, alle Geburten und Sterbefälle und andere Verhältnisse und Vorkommnisse des Lebens genau Buch führten.

Als oberste Gerichtsbehörde fungirte ein eigener Gerichtshof aus dreissig Mitgliedern der Priesterkaste mit einem selbständig gewählten Präsidenten. Derselbe trug als Zeichen seiner Würde einen Sapphir an einer goldenen Kette um den Hals, das Symbol der Wahrheit. Dasselbe erinnert an die Urim und Thummim des hebräischen Hohenpriesters, denen es möglicher Weise zum Vorbild gedient hatte. Die Klage musste schriftlich eingereicht werden

*) Vermuthlich wegen der grösseren Seltenheit und Kostbarkeit des Silbers gegenüber dem Golde.

und wurde dem Geklagten zur Rechtfertigung zugestellt, worauf sowohl Kläger als Geklagter repliciren konnten. Man entschied nach dem geschriebenen Gesetzbuche, welches in acht Bücher zerfiel und den Richtern bei Fällung des Spruches, welcher durch Abstimmung erfolgte, zur Hand war. Die griechischen Autoren können nicht umhin, dieses schriftlichen Gerichtsverfahrens gegenüber den bei ihnen geltenden Institutionen lobend zu erwähnen, da der Schönrednerei und den Advocatenkniffen dadurch ein Damm vorgesetzt worden war.

Die Strafen waren zwar streng, aber rationell erdacht. — Die Geldstrafe, sowie die Strafe der Einsperrung scheint man nicht verhängt zu haben, da man durch die erstere dem reichen Manne vor dem Armen keinen Vorzug einräumen wollte und die letztere vom national-ökonomischen Standpunkte für nutzlos betrachtete. Die häufigsten Strafen scheinen Strafarbeit und Leibesstrafen gewesen zu sein: nur unverbesserliche Individuen wurden verstümmelt. Todesstrafe wurde nur über schwere Verbrecher verhängt. Bei den höheren Kasten scheinen häufig Ehrenstrafen (Entziehung der bürgerlichen Achtung) vorgenommen worden zu sein.

Die eigenthümliche Lage des Landes und die in Folge deren jährlich eintretende Ueberschwemmung des Nils machte die genaue Vermessung des Grundeigenthumes nothwendig, um Streitigkeiten der Eigenthümer des überschwemmten Bodens zu begegnen. — In Folge dieses Umstandes, der auch in Mesopotamien vielfach wiederkehrte, wurden die Hamiten frühzeitig zur Fixirung der Längenmasse hingeführt. — Die alten Aegypter hatten ein genau bestimmtes Längenmass, welches jeder öffentliche Beamte kennen musste. Auch bestimmte Hohlmasse und die Wage waren frühzeitig im Gebrauche. Dagegen geht die Einführung des geprägten Geldes erst auf die Ptolemäer zurück, wodurch nicht ausgeschlossen ist, dass in früherer Zeit andere Werthgegenstände, wie Ringe, Ohrgehänge und anderer Schmuck, die Stelle des Geldes vertraten.

Das Heer Aegyptens war eine stehende Armee, welche aus den Mitgliedern der Kriegerkaste bestand. Nur in Fällen dringender Noth scheint man auch Mitglieder anderer Kasten zur Heerfolge aufgeboten zu haben. Damit das Heer im Frieden für seinen Beruf sich ordentlich vorbereiten könne, war es frei von Abgaben und hatte ein Drittel des bebauten Landes zu seinem Eigenthum angewiesen. Es scheint im Kriegsfalle bedeutend gewesen zu sein und die Stärke einer halben Million erreicht zu haben.

Die Bewaffnung war sehr verschieden. Die leichten Truppen hatten nichts anderes am Leibe als den üblichen kurzen Schurz, während die schweren mit Helm, Panzer und Schild ausgerüstet waren. Zu den Trutzwaffen gehörten Bogen und Pfeil, die Schleuder, mit der man Steine warf, die Keule, der Speer, die Lanze und theilweise der Dolch und das Schwert. Die Schneide aller dieser Stücke war aus Bronze gearbeitet, welcher aber die alten Aegypter eine an unseren Stahl reichende Härte zu geben verstanden. Den hervorragendsten und gefürchtesten Theil der Armee bildeten die Streitwagen, welche unsere Cavallerie vertraten. Ein solcher zweirädriger und hinten offener Streitwagen war mit zwei Pferden bespannt und fasste zwei Mann, nämlich den Kutscher und den eigentlichen Wagenkämpfer, der in der Regel mit der Lanze oder mit Bogen und Pfeil focht. Wie unserer Cavallerie fiel auch den Streitwagen die Aufgabe zu, den in Unordnung gerathenen Feind niederzurennen und ihn auf der Flucht ausgiebig zu verfolgen. Der König rückte in der Regel auf einem schön geschnitzten und mit edlen Metallen verzierten Streitwagen selbst aus und betheiligte sich mit eigener Hand am Kampfe. Wir finden auf den ägyptischen Denkmälern Kriegsscenen sehr häufig abgebildet, aus denen auf die Erbitterung und Grausamkeit der damaligen Kriegsführung geschlossen werden kann.

Höher im Ansehen und mit grösseren Privilegien ausgestattet als der Wehrstand war der Lehrstand Aegyptens, die Priesterschaft. Die Priester waren nicht nur die intimsten Rathgeber des Königs, und in gewissen Zeiten seine Vormünder, sondern sie waren auch die einzige wissenschaftlich gebildete Schichte des Volkes und als solche dessen Lehrer und Mentoren. Sie waren nicht nur die Richter und Gesetzeserklärer, sondern auch die leiblichen und geistigen Aerzte und Ausspender der himmlischen Gnadenmittel. Sie pflegten die verschiedenen Wissenschaften und pflanzten sie durch mündlichen Unterricht an die Mitglieder ihrer Gesellschaft fort.

Gar mannigfaltig waren ihre Beschäftigungen. Die einen hatten sich mit der Wissenschaft zu beschäftigen, die anderen beobachteten die Gestirne und stellten das Horoskop, die dritten waren Sänger, um bei den festlichen Aufzügen mitzuwirken, andere wieder übten die Heilkunde. Wieder andere balsamirten die Leichen ein. Am zahlreichsten waren wahrscheinlich diejenigen, welche die Tempel zu reinigen und den Gottesdienst zu besorgen hatten.

Die Priester wohnten in Collegien beisammen und mussten sich eines reinen und anständigen Lebens befleissigen. Sie trugen weisse, linnene Kleider und Sandalen von Byblus, schoren sich jeden dritten Tag am ganzen Leibe und badeten zweimal des Tages und zweimal des Nachts. Wahrscheinlich waren sie alle beschnitten. Sie mussten sich gewisser Speisen enthalten und durften vorwiegend nebst Brod nur Rind- und Gänsefleisch geniessen.

Die Tempel, in denen die Bildsäulen der Götter und die heiligen Thiere sich befanden, waren mit der grössten Pracht ausgestattet. Sie fanden sich in grosser Zahl durchs ganze Land zerstreut. Man opferte da verschiedene Thiere, Brod, Früchte, Blumen, Wein, Milch u. a. Auch Menschenopfer scheinen in der ältesten Zeit vorgekommen zu sein. Dass die blutigen Opfer hier sehr alt waren, dies beweist der Gebrauch des Rauchwerkes (Kyphi), welches in seiner Zusammensetzung immer mehr und mehr vervollkommnet wurde. Neben den Opfern und Gebeten bildeten die religiösen Processionen einen wesentlichen Theil des Gottesdienstes. Als besonders charakteristisch erscheint bei den alten Aegyptern der Thierdienst, der jedoch bei den Hamito-Semiten in Assyrien und Babylonien wiederkehrt.

Die Religion der alten Aegypter beruhte, wie die Religion der Hamiten überhaupt, auf der Verehrung der Naturkräfte. Die Ursprünge derselben, sowie ihre Entwicklung sind uns unbekannt, da wir nur die Religion des bereits monarchisch gewordenen Staates kennen, in welcher trotz der hie und da hervortretenden ursprünglichen localen Verschiedenheit dennoch die spätere Einheit besonders stark hervortritt. Ueberdies sind wir nur im Stande, die durch Speculation der Priester philosophisch vertieften religiösen Ideen zu beurtheilen, während uns die Religion des gemeinen Volkes mehr oder weniger unbekannt ist.

Als höchste Gottheit des ägyptischen Pantheons erscheint Ra, die Sonne, der allmächtige, aus sich selbst gezeugte Gott. Sein heiliges Thier und Symbol ist der Sperber, mit der Sonnenscheibe auf dem Kopfe. Auch die Schlange, das Symbol seiner Schöpfung, Himmel, Erde und Meer, ist ihm heilig. Im Ganzen genommen galt Ra als dem Sterblichen unnahbar, und trat in Folge dessen, wenigstens praktisch, gegen andere Götter zurück, die auch in Folge dessen als seine Stellvertreter oder Manifestationen aufgefasst wurden. So namentlich Osiris, dessen Cultus als Ra schon auf das alte Reich von This zurückgeht. Osiris ist überdies Herr der

Unterwelt und Todtenrichter. Sein weibliches Gegenbild ist Isis, die kuhhörnige Mondgöttin. An diese beiden Götter knüpft sich eine Reihe von Legenden, die Schöpfung mehrerer kleinerer Götter und den gegenseitigen Kampf der Naturkräfte betreffend. Einem ganz anderen Kreise als Ra gehört der Gott Ptah an. Er ist eine memphitische Gottheit, und hat mit der Erhebung Memphis' zur Hauptstadt des Reiches selbst Ra eine Zeit lang zurückgedrängt. Er ist mehr transscendentaler Natur, was auch seine spätere Entstehung bestätigt. Sein heiliges Thier ist der Stier Apis. Auch Ptah hat seine sinnliche Manifestation in Osiris, dem dann als weibliches Gegenbild die löwenköpfige Göttin Pascht gegenübersteht. — Einem verschiedenen Kreise gehört endlich der Gott Amun (Ammon) an. Er ist ein thebäischer Gott und gelangte mit der Erhebung Thebens zur Hauptstadt an die Spitze des Göttersystems als „Amun-Ra, König der Götter". Sein weibliches Gegenbild ist die Göttin Mut.

An diese Hauptgötter der drei Götterkreise, die nach den drei Staaten (von This, Memphis und Theben) unterschieden werden, schliessen sich die zahllosen Localgottheiten, welche in den jeweiligen Gegenden verehrt wurden und die der dogmatisirende Geist der Priesterschaft ihnen unterzuordnen das Bedürfniss fand.

Die alten Aegypter glaubten nicht nur an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, sondern auch an eine zukünftige Belohnung und Bestrafung. Wir finden nicht nur das Todtengericht, sondern auch die Höllenstrafen, welche äusserst hart und grausam erscheinen, ausführlich abgebildet.

Bei diesem Umstande erklärt sich die Sorgfalt, womit man die Verstorbenen für den künftigen Aufenthaltsort ausstattete. Jedermann, der nicht ganz arm war und Verwandte hatte, wurde nach dem Tode einbalsamirt und in Linnenstoff gewickelt, überdies, wenn es seine Vermögensverhältnisse gestatteten, in einen hölzernen oder steinernen Sarkophag gelegt. Da eine solche Vorbereitung einige Zeit in Anspruch nahm, so konnte das Leichenbegängniss erst am 70. oder 72. Tage nach dem Tode vollzogen werden. Man gab dem Todten ein schriftliches Certificat auf seine Reise vor den Richter der Unterwelt mit und steckte ihm ein Goldblättchen als Uebergangszoll für den unterirdischen Fährmann Charon in den Mund. Nachdem mittlerweile die Grabkammer bereitet worden war (wenn man kein Erbbegräbniss hatte, musste man oft ein Jahr und noch länger warten), wurden die Verwandten und Freunde,

sowie die 42 Todtenrichter von dem bevorstehenden Begräbnisse benachrichtigt. Die Richter versammelten sich hierauf zur bestimmten Stunde am Ufer und empfingen den Leichenzug, um denselben jenachdem der Verstorbene sich vor ihnen über seinen Lebenswandel rechtfertigen konnte oder nicht, über den Fluss setzen zu lassen oder zurückzuweisen. Im letzteren Falle durfte die feierliche Bestattung im Erbbegräbnisse nicht vollzogen werden.

Die Grabstätten der alten Aegypter selbst bestanden in Kammern, deren Grösse und Ausschmückung sich nach der Stellung der Verstorbenen richtete. Mehrere derselben bestanden aus mehreren über einander gelegenen Gewölben. Am grossartigsten sind unstreitig die Denkmäler einiger Könige der memphitischen Dynastien, die weltbekannten Pyramiden, deren grossartige Anlage und Ausführung Perser, Griechen, Römer und Araber bewundert haben und die auch heut zu Tage uns, denen nie geahnte riesige Kräfte zur freien Verfügung stehen, mit Staunen erfüllen.

Unter den Wissenschaften der alten Aegypter standen die mathematischen und die auf ihnen beruhenden Wissenszweige obenan. Wie in Babylon und Niniveh mag auch hier die eigenthümlich betriebene Agricultur zur Begründung derselben den ersten Anstoss gegeben haben. Dass der Sinn für begriffliches Denken bedeutend entwickelt und die Mathematik ziemlich ausgebildet war, dies beweisen die Ausdrücke für hohe Zahlen, welchen wir in der ägyptischen Sprache begegnen. In der Geometrie sollen die Agypter die Lehrer der Griechen gewesen sein. Für die hohe Stufe der astronomischen Wissenschaft sind der ägyptische Kalender und die Eintheilung des Thierkreises beweisend. Wie bei uns zerfielen bei den alten Agyptern der Tag und die Nacht in je 12 Stunden. Zehn Tage bildeten eine Woche, drei Wochen einen Monat. Das Jahr bestand aus 360 Tagen und fünf Schalttagen. Es war nicht wie bei uns in vier, sondern in drei Jahreszeiten getheilt.

Auch Geschichte, namentlich deren Grundlage, die Chronologie, Geographie, Rechtswissenschaft und Medicin wurden eifrig gepflegt. Bei dem Umstande, dass die Leichen während des Einbalsamirens geöffnet und ausgespritzt wurden, scheinen die anatomischen Kenntnisse der ägyptischen Aerzte von einiger Bedeutung gewesen zu sein. Doch war die Therapie in vielen Punkten von jener der meisten Naturvölker nicht verschieden, insofern Sympathiemittel und Zauberformeln einen nicht unwesentlichen Bestandtheil derselben bildeten.

Die schönen Wissenschaften scheinen bei den alten Aegyptern, wie bei allen Hamiten gegen die ernsten Wissenschaften zurückgeblieben zu sein. Wenigstens findet sich in dieser Richtung nichts, was den streng-wissenschaftlichen Productionen ebenbürtig an die Seite gestellt werden könnte.

Bei dem ernsten Charakter und der mathematischen Begabung der ägyptischen Nation ist zwar alles, was sie geschaffen, mit grosser Genauigkeit und bewunderungswürdiger Virtuosität gearbeitet, doch fehlt Allem der ideale Schwung, wie denn dem Aegypter bei seinem durchwegs realistischen Streben der Begriff des Ideals nie aufgegangen ist. In dieser Hinsicht gleicht der Aegypter ganz dem Chinesen und Japaner; er zeigt uns die Höhe, bis zu welcher der Geist seines Stammes sich zu entwickeln vermag, und über welche hinauszukommen im Kreise seiner Begabung nicht gelegen ist.

II. Semiten.*)

Unter den semitischen Völkern sind uns, was Geschichts- und Cultur-Entwicklung anbelangt, die Hebräer und Araber am meisten bekannt. Sie haben auch von allen diesen Völkern am zähesten am semitischen Volksthum festgehalten, daher wir auch alles das, was wir bei ihnen antreffen (abgesehen von Zügen, deren Erborgung von fremden Völkern nachgewiesen werden kann), als semitisch bezeichnen können.

Zu den ursprünglichen und ältesten Beschäftigungen der Semiten gehört die Viehzucht. Nicht nur dass die Stammväter der Hebräer als Nomaden dargestellt werden, deren einziger Reichthum in ihren Heerden besteht, wird auch in der hebräischen Sage von Kain und Abel der Vorzug des ungebundenen Nomadenlebens vor dem mühsamen Landbau hervorgehoben. Auch der heutige Araber ist eine durch und durch nomadische Natur, indem er mit Vorliebe dieser seinem Drange nach individueller Freiheit am meisten zusagenden Beschäftigung sich zuwendet.

Unter den Viehsorten zogen die alten Hebräer in den mehr gebirgigen Gegenden das sogenannte Kleinvieh (Schafe und Ziegen). Dass man mit besonderer Vorliebe der Zucht dieser genügsamen und

---

*) De Wette, W. M. L., Lehrbuch der hebräisch-jüdischen Archaeologie, 4. Aufl, Leipzig 1864, 8°. Saalschütz, J. L., Archaeologie der Hebräer, Königsberg 1855—56, 8°, 2 voll. Rosenmüller, E. F. K., Das alte und neue Morgenland, Leipzig 1818—20, 8°. 6 voll.

reichliche Nutzproducte liefernden Thiere sich zuwendete, dies beweisen namentlich die vielen Bezeichnungen derselben nach Art, Alter und Geschlecht, denen man innerhalb der hebräischen Sprache begegnet. Von den grösseren Thieren waren es das Rind, das Kamel und der Esel. Das Pferd, das Lieblingsthier des heutigen Arabers, auf dessen Besitz er stolz ist, war den alten Hebräern bis auf die Zeiten Salomo's unbekannt und dürfte sowohl aus Aegypten als auch aus Persien (worauf die Namen parasch und sus, verglichen mit Persien und Susa, hinweisen) eingeführt worden sein.

Nach der Besitzergreifung des Landes Kanaan wurde auch der Landbau von den Hebräern mit grosser Sorgfalt betrieben und das von Natur nicht besonders fruchtbare Land durch künstliche Anlagen für denselben vorbereitet. Doch scheint es, dass die alten hamitischen Kanaaniter, die den Landbau nach den Schilderungen der von Josua ausgesendeten Kundschafter gut verstanden haben müssen, in diesem Punkte die eigentlichen Lehrmeister der Hebräer waren. Man durchackerte den Boden wie in Aegypten, entweder mit einem einfachen Pfluge ohne Räder, der von einem Paare Ochsen oder Eseln gezogen wurde, oder mit einem spitzen, hackenförmigen Instrumente. Man baute Weizen, Gerste, Spelt, Duchn, Bohnen, Linsen, Gurken und Flachs. — Das Getreide wurde mit der Sichel, jedoch nicht wie bei den Aegyptern hoch oben, sondern tief unten abgemäht und dann auf der Tenne von Rindern ausgetreten. Die Körner verwahrte man in Erdlöchern oder eigenen Kornkammern. Die Ernte, welche in die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten fiel, war ein Volksfest.

Neben dem Getreidebau sind der Weinbau, die Obst- und Oelcultur und die Bienenzucht hervorzuheben. Die Weinreben wurden wie in Aegypten in eigenen Weingärten gezogen und manchmal zu hohen Laubengängen aufgerankt. Man trat die Trauben entweder aus oder presste sie in eigenen Weinpressen. Den Wein hob man in Krügen oder Ziegenschläuchen auf. Auch die Weinlese, welche im Herbste stattfand, war ein Volksfest. Unter den Obstbäumen zog man besonders den Feigenbaum, die Dattelpalme, den Apfelbaum, den Wallnussbaum und andere Nutzbäume. Blumengärten, die in Aegypten und Babylon häufig vorkommen, scheinen bei den Hebräern nur selten und dies in späteren Zeiten, wo fremde Sitten einrissen, angelegt worden zu sein.

Unter den Nahrungsmitteln des Semiten steht das Brod obenan, daher die Ausdrücke hebräisch: ekhol lechem, arabisch: akala chubzan „Brod essen" für „speisen" überhaupt. Die alten Hebräer

bereiteten das Brod aus ungesäuertem Teige in flachen fladenförmigen Formen, indem man den Teig auf die Seitenwände eines durch Feuer erhitzten Ofens anklebte. Feinere Kuchen buck man in Pfannen. Auf Reisen scheint man auch geröstetes Getreide genossen zu haben

Das Fleisch der Zuchtthiere wurde wie heut zu Tage beim nomadisirenden Araber nur als Festtagsspeise genossen. Man briet es dann auf einem durchgesteckten Holzpflocke auf offenem Feuer; seltener wurde es in einem Topfe gekocht. — Häufig wurde die Milch der Heerden, und zwar wahrscheinlich so wie heut zu Tage bei den Arabern, gesäuert genossen. Auch der Honig war eine namentlich auf Reisen beliebte Speise.

Das gewöhnliche Getränk war Wasser, dem man oft zur leichteren Stillung des Durstes etwas Essig zusetzte. Der Wein, sowohl der Reben- als auch der Dattelwein, scheint nicht unvermischt, sondern mit Wasser versetzt getrunken worden zu sein.

Man hielt in der Regel eine Hauptmahlzeit und zwar Mittags, nur Gastmäler wurden gegen Abend abgehalten. Vor der Mahlzeit wusch man sich die Hände und langte sitzend mit den drei ersten Fingern der rechten Hand die bereits verkleinerten Speisen aus der gemeinschaftlichen Schüssel heraus. Ein vor jedem der Essenden liegender Brodfladen diente wie noch heut zu Tage als Schüssel und Tischtuch und wurde zum Schlusse der Mahlzeit selbst verzehrt.*)

Die Kleidung bestand — wie noch meistens heut zu Tage beim Araber — in einem hemdartigen, bis an die Knie reichenden Rocke aus Wolle, Baumwolle oder Linnen. Bei den Reichen und Vornehmen war dieser Rock etwas länger und wurde über einem zweiten Rock ohne Aermel getragen. Um die Mitte trug man einen Gürtel aus Leder oder Linnen. Bei kühler Witterung hing man einen Mantel um, eine viereckige Tuchdecke, welche auch während des Schlafes übergeworfen wurde. Hosen, welche bei den alten Persern allgemein getragen wurden, deren aber der moderne Araber grösstentheils entbehrt, scheinen nur von den Priestern — aus Schicklichkeitsrücksichten — getragen worden zu sein. Die Tracht der Frauen war im Ganzen jener der Männer gleich, nur dass sie etwas weiter und länger war und durch grössere Auswahl der Stoffe sich auszeichnete.

---

*) Der Tisch selbst scheint in einer ledernen Decke, die man auf dem Boden ausbreitete, bestanden zu haben. Das arabische sufrah, sowie das hebräische schulchan „Tisch", bedeuten ursprünglich „abgezogene Haut".

Kopf- und Barthaar wurden nicht geschoren, wie bei den Aegyptern, sondern nur gestutzt. — Als Kopfbedeckung diente ein Tuch oder ein aus demselben nach Art des jetzigen Turbans geschlungener Kopfbund. Die Frauen, welche ihr Haar entweder zu Zöpfen flochten oder zu Locken kräuselten, trugen darüber entweder ein mehr oder weniger breites Stirnband oder einen Turban, in der Regel auch den Schleier, der über das Gesicht herabhing. Die Füsse blieben entweder bloss oder man trug lederne Sandalen, die mittelst Riemen angeschnürt waren.

Als Schmuckgegenstände dienten Armringe und Halsketten. Frauen pflegten auch Fussringe und Fussketten nach Art der heutigen Morgenländerinnen zu tragen. Als eine besondere Zierde galten auch Nasen- und Ohrringe. Der Mann trug den Siegelring, das Zeichen freier Persönlichkeit am Finger. In der ältesten Zeit scheint auch eine Art von Tätowirung als Zierrath vielfach im Gebrauche gewesen zu sein. (Vgl. Moses III, 19, 28.)

Die Wohnungen bestanden ursprünglich in Zelten*) aus rauhen Wolle- oder Haardecken, welche über einige Pfähle ausgebreitet waren. Je nach der Grösse konnte man das Zelt durch herabhängende Vorhänge in zwei oder mehrere Räume abtheilen. Den Boden bedeckten Matten, auf denen man sich niederliess und schlief.

Die Häuser, welche der Form nach den Zelten nachgeahmt waren, bestanden wohl Anfangs aus einem einzigen Geschosse, dass in mehrere Räume abgetheilt und platt mit einer Zeltdecke, oder mit Erde oder Ziegelsteinen eingedeckt war. Erst später baute man, wie in Aegypten, mehrere Stockwerke über einander. Grössere Häuser bestanden aus einem im Viereck herumlaufenden Gebäude mit Säulenhallen und einem Hofe in der Mitte, der zu einem Garten mit Springbrunnen umgestaltet war. Das Material bestand, wie in Aegypten, in der Regel aus ungebrannten Ziegelsteinen; zu festeren Gebäuden pflegte man wie dort Steine zu verwenden. Als Einrichtungsstücke sind Teppiche und Ruhebetten zu erwähnen, auf denen man sass und schlief, Ess- und Trinkgeschirre, Lampen und andere Geräthe. Möglich, dass auch, wie bei den Aegyptern, Stühle vorkamen.

Von den verschiedenen Industriezweigen scheinen nur die Töpferei, Gerberei und Weberei von den Hebräern ursprünglich

---

*) Das hebräische Wort ohel „Zelt“, ist mit dem arabischen ahl „Familie“, wurzelgleich. Vergl. auch den Bau der Stiftshütte, welcher als geheiligt bei der alten Form verblieb.

getrieben worden zu sein, während diese im Uebrigen grösstentheils von ihren Nachbarn, den Phöniciern, abhängig waren. Die Töpfer bedienten sich, wie bei den Aegyptern, der Drehscheibe und wurden die Geschirre vor dem Brennen mit einer Glasur versehen. Die Weberei scheint in der Regel von den Frauen, seltener von den Männern getrieben worden zu sein.

Später kamen auch die verschiedenen Zweige der Metallindustrie, deren Material von Aussen bezogen wurde, sowie die Arbeiten in Holz und Stein, wahrscheinlich auf phönicische und ägyptische Anregung, bei den alten Hebräern auf. Glas und Farbstoffe bezog man aus Phönicien, Weihrauch und anderes Räucherwerk aus Arabien. — Im Ganzen war jedoch der Handel der Hebräer mit den benachbarten Völker ein passiver; erst zu den Zeiten der Könige scheint derselbe im grösseren Massstabe unter ihnen aufgekommen zu sein.

Im Verkehr war der alte Hebräer gleich dem heutigen Araber ernst und gemessen. Der Vornehme ward vom Niedern als „Herr“ angeredet, während dieser sich selbst seinen „Knecht“ nannte. Der Gruss war wie heute, „der Friede sei über Dir“, mit einer umständlichen Frage nach dem Wohlergehen. Beim Abschied gab man sich gegenseitig Segenswünsche auf den Weg. Der Gast wurde mit grosser Freundlichkeit aufgenommen und reichlich bewirthet. Beim Weiterreisen begleitete man ihn gleichsam zum Schutze eine Strecke weit und versah ihn oft sogar mit Lebensmitteln.

Im ehelichen Leben war die Polygamie gestattet; nur der Priester durfte eine Frau und zwar eine unbescholtene Jungfrau sich nehmen. Jene Nebenfrauen, die nicht Freigeborne, sondern Sclavinnen waren, nahmen wahrscheinlich, wie heut zu Tage beim Araber, die Stelle von Dienerinnen ein.

Die Braut wurde für den Bräutigam durch Vater oder Mutter geworben und ihren Eltern abgekauft. In jenen Fällen, wo der Bräutigam den Preis nicht zahlen konnte, scheint er in das Haus der Schwiegerältern gezogen zu sein, um den Preis der Braut als Knecht abzudienen (vgl. die Sitte der Battak S. 320). In jenem Falle als Jemand kinderlos starb, war sein jüngerer Bruder verpflichtet, die Witwe desselben zu heirathen (Leviratsehe).

Die Geburt ging mit Hilfe einer Hebamme vor sich. — Nachdem das Kind gebadet und in Windeln eingewickelt worden war, wurde es von der Mutter selbst gesäugt. — Das männliche Kind

wurde am achten Tage nach der Geburt beschnitten und ihm ein Name gegeben. Die Beschneidung scheint, wie in Aegypten, als eine alterthümliche rituelle Operation mit dem Steinmesser vorgenommen worden zu sein.

Die Kinder wurden, wie heut zu Tage bei den Arabern, im Frauengemache (Harem) erzogen; später wurden die Knaben der speciellen Obhut des Vaters, die Töchter der Aufsicht der Mutter unterworfen.

Die Mädchen und Frauen lebten zwar streng eingezogen, waren aber wie heut zu Tage bei den freien nomadisirenden Wüstenstämmen der Araber keineswegs zu einer Clausur im Harem verurtheilt.

War Jemand gestorben, so wurde die Leiche gewaschen, in ein Tuch gewickelt und auf einer offenen Bahre unter dem Ausdrucke der Trauer von Seite der Verwandten zu Grabe getragen. Dieses war bei Vornehmen und Reichen ein Familiengrab und befand sich ausserhalb des Ortes, gewöhnlich auf einem mit Bäumen beschatteten Platze oder in einem Felsen ausgehauen.

Die Verfassung der alten Hebräer war von Haus aus eine patriarchalisch-demokratische. An der Spitze der Familie stand der Hausvater; mehrere Familien bildeten ein Stammhaus, mehrere Stammhäuser ein Geschlecht, mehrere Geschlechter einen Stamm, mit einem Stammfürsten an der Spitze. Aus den Vorständen dieser Abtheilungen bildete sich, wie bei den Malayen, die Gemeinde, in deren Händen die eigentliche Regierung des Volkes gelegen war.

Durch Moses wurde diese alte Verfassung in eine Theokratie verwandelt, insofern als er die personificirte Gottesidee an die Spitze des Ganzen stellte und der alten Volksgemeinde die Priester als Ausleger des göttlichen Gesetzes hinzufügte. Mit dem Königthume brach sich zwar unter den alten Hebräern auch die Idee der Monarchie Bahn; dass sie aber nicht volksthümlich, d. h. semitisch war, dies beweist der Zerfall des Reiches, sowie auch die stete Opposition, in welcher die Priesterschaft zum Könige in der Regel sich befand. *)

Der Grundbesitz, welcher Eigenthum der einzelnen Stämme war, war unveräusserlich und durfte höchstens auf 50 Jahre verpachtet werden. In Betreff der Erbfolge galt der Grundsatz, dass

*) Auch im arabischen Chalifenreiche gingen die Empörungen und Separationsgelüste von den Arabern aus, während die Herrscher an den Persern und Türken grösstentheils gehorsame Unterthanen fanden.

der Erstgeborne immer das Doppelte erhielt. Die Töchter bekamen nur dann einen Antheil, wenn keine Söhne da waren, mussten aber dann nach dem Grundsatze der Unveräusserlichkeit des Besitzthumes einen Mann ihres Stammes heirathen.

Die Bevölkerung zerfiel in zwei Abtheilungen: Freie und Sclaven. Die Letzteren waren theils Kriegsgefangene oder von auswärts angekaufte Sclaven, theils auch Hebräer, die, wahrscheinlich in Folge von Schulden, als Sclaven sich verdingt hatten oder vom Gerichte als solche zugesprochen worden waren. Doch durfte die Leibeigenschaft der letzteren nicht länger als sieben Jahre dauern. Die Behandlung der Sclaven war im Ganzen eine milde, jeder siebente Tag war ihnen gesetzlich als Ruhetag zugesichert.

Verbrechen und Vergehen wurden hart bestraft. Das Verfahren war öffentlich (auf freiem Platze) und mündlich. Im Allgemeinen ging man von dem Grundsatze der Wiedervergeltung aus. Der Mörder, welcher einen Mord mit Vorsatz begangen, wurde getödtet, jener, der einen andern verstümmelt hatte, wurde wieder an demselben Gliede verstümmelt. Der Dieb musste den Diebstahl erhöht wiedererstatten. Namentlich die Strafen auf sexuelle Ausschreitungen waren streng. Der Ehebruch mit einer Freien, die Nothzucht an einer Verlobten, ebenso der Verlust der Jungfrauschaft von Seite der Braut wurden mit der Steinigung bestraft. Auf alle Arten unnatürlicher Laster war die Todesstrafe gesetzt.

Die Kriegsmacht war keine stehende, sondern es wurde bei herannahendem Kriege die waffenfähige Mannschaft (vom zwanzigsten Jahre an) durch Allarmzeichen zu den Waffen gerufen. Das Heer war in Abtheilungen zu je 50, 100 und 1000 Mann eingetheilt, mit bestimmten Befehlshabern an der Spitze.

Die Schutzwaffen bestanden in Helm, Panzer, Beinschienen und einem grösseren oder kleineren aus Holz gefertigten und mit Leder überzogenen Schilde. Als Trutzwaffen kommen vor das Schwert, der Speer, der Wurfspiess, Bogen und Pfeil, sowie auch die Schleuder, mit der man Kieselsteine warf. Später, wahrscheinlich erst unter den Königen, kamen auch die Kriegswagen in Aufnahme, die wie in Aegypten zweirädrig waren und von zwei Personen (einem Wagenlenker und einem Kämpfer) bestiegen wurden.

Was den Gottesdienst der alten Hebräer betrifft, so findet die in der Patriarchenzeit stattgefundene Verehrung Gottes in Stein-Denkmälern, die man mit Fett bestrich, ein Seitenstück in dem Cultus der alten Araber in Mekka, dessen Mittelpunkt der schwarze

Stein bildet. — In späterer Zeit scheint der Sterndienst benachbarter semitischer Stämme, sowie der Thierdienst der alten Aegypter mit dem Naturdienst der Hamito-Semiten einen nicht unwesentlichen Einfluss auf das Volk geübt zu haben. Die Verehrung Gottes als eines einzigen über der Welt stehenden Wesens wurde erst durch die auf Moses zurückgeführte theokratische Verfassung begründet und die Idee desselben von den Mitgliedern der Prophetenschulen immer mehr vertieft. — Diese Idee, die in der Weltreligion der Neuzeit (dem Christenthume) mehr und mehr durchgedrungen ist, ist in jener Reinheit und Entschiedenheit, mit denen sie vorgetragen wurde, ein Product des semitischen Geistes.

Man hat diese Behauptung, die in neuester Zeit von mehreren Gelehrten geäussert worden, als eine mit der Geschichte nicht stimmende Uebertreibung bezeichnet. Mit Unrecht. — Bei der Beurtheilung des Volksgeistes sind doch immer nur die grossen Geister eines Volkes massgebend, als die Marksteine, welche bezeichnen, wie weit ein Volk gelangen kann, nicht aber der gedankenlose Pöbel, der geboren wird und stirbt, und das, was ihm als Ansicht der Majorität vorgehalten wird, ganz willig aufnimmt. Für diesen ist, abgesehen von dem alltäglichen Nutzen, weder der Telegraph erfunden noch die wunderbare Kraft des Dampfes erkannt worden. Unterscheidet sich etwa der malayische Bauer wesentlich vom russischen? Und wird daraus Jemand ableiten wollen, dass die Begabung des malayischen Geistes von jener des russischen in nichts abweiche? Also nicht in dem, was der griechische und hebräische Bauer gedacht haben, sondern in dem, was und noch mehr wie der griechische und hebräische Denker gelehrt haben, ist der Unterschied des hellenischen und semitischen Volksgeistes zu suchen.

Während in den ältesten Zeiten der Hausvater die Priesterwürde in seiner Person vereinigte, wurde in der späteren Zeit ein ganzer Stamm (der Stamm Levi) als Priesterkaste aus dem Volke ausgesondert. Die Priester (Kôhen, identisch mit dem arabischen Kâhin, „Wahrsager, Zauberer“) hatten zum Entgelt der von ihnen versehenen Functionen bestimmte laufende Einkünfte und 13 Priesterstädte zugewiesen. Ihr Vorsteher, der Oberpriester, war zugleich der oberste Richter, in welcher Eigenschaft er mit den sogenannten Urim und Thummim geziert war. (Vgl. oben S. 497.)

Das Gotteshaus, ursprünglich ein grosses Zelt, welches von aussen mit doppelten Fellen und von innen mit doppelten Decken behangen war, später (unter den Königen) ein durch phönicische

Werkmeister aufgeführter Tempel, war der Mittelpunkt des hebräischen Volkes, um den es sich schaarte. Unter den gottesdienstlichen Handlungen stehen die Opfer obenan. Die Menschenopfer, welche in den ältesten Zeiten bei den alten Hebräern unzweifelhaft bestanden hatten, wurden in der Folge durch die Thier- und Fruchtopfer ganz verdrängt. Ausser dem Tempel opferte man auch auf Anhöhen, doch kam dieser Brauch später, als an das Heidenthum erinnernd, ganz ab.

Was die Künste und Wissenschaften der alten Hebräer betrifft, so ist uns ausser den poetischen Leistungen, die uns in den Schriften des alten Testaments vorliegen, nichts Näheres bekannt. Mit den exacten Wissenschaften (Mathematik, Geometrie, Astronomie) scheinen sie gar nicht vertraut gewesen zu sein: auch die wissenschaftliche Medicin konnte bei dem Umstande, dass man die Leiche nicht seciren, ja nicht einmal berühren durfte, kaum in ihren ersten Elementen sich entwickeln. Das, was man Geschichte nennen könnte, leidet an denselben Mängeln, wie der entsprechende wissenschaftliche Zweig bei den Arabern. Es ist entweder eine dürre Aufzählung der Geschlechter oder eine zum Zwecke der Verherrlichung des reinen wahren Glaubens vorgenommene Gruppirung der Thatsachen. Von wahrer Objectivität und chronologischer Genauigkeit ist beinahe keine Spur vorhanden. Das, was man Philosophie zu nennen geneigt ist, ist nichts denn Gnomik, da es auf das rein praktische Gebiet sich bezieht und ihm die theoretische Begründung fehlt. Wenn trotz dieser gegenüber anderen Völkern minderen Begabung die Weisen der Semiten einen Gedanken ausgesprochen haben, den die Weisen anderer Stämme nur ahnten, nämlich den Gedanken eines Gottes, und dies mit einer Schärfe und Reinheit, denen wir kaum anderswo begegnen, so ist dies nicht auf Rechnung einer tieferen Einsicht zu stellen, sondern vielmehr eines tieferen sittlichen Gefühles und einer grösseren Energie. Denn dies unterscheidet den semitischen Gott wesentlich von allen anderen, dass er nicht als ein Postulat des theoretischen Verstandes, sondern vielmehr der sittlichen Kraft und Ueberzeugung begriffen wird.

III. Indogermanen.*)

Unter den indogermanischen Völkern steht, was die Höhe der Culturentwicklung anbelangt, das Volk der alten Griechen oder

*) Guhl, Ernst, und Koner, Wilhelm, Das Leben der Griechen und Römer nach antiken Bildwerken. Berlin 1860—61, 2 voll. (II. Aufl., Berlin 1864.) Schömann, G. F., Griechische Alterthümer, Berlin 1855—59, 8°, 2 voll.

Hellenen obenan. Seine Cultur unterscheidet sich auch dadurch wesentlich von allen bekannten Culturen, dass sie nicht für die Bedürfnisse eines in sich abgeschlossenen Volkes, sondern des zur Höhe seiner Entwicklung gelangten Menschen überhaupt berechnet ist. — Trotz der weiten zeitlichen Entfernung steht uns Griechenland näher als das Mittelalter und die ältere Neuzeit. — Der Hellene kann in seiner vollen Entwicklung für die edelste Blüthe des indogermanischen Stammes und der Menschheit überhaupt gelten, er zeigt uns, was aus einer reichbegabten und in eine günstige Naturumgebung versetzten Menschenvarietät in leiblicher und geistiger Beziehung zu werden vermag.

Den Hauptbestandtheil der altgriechischen Bekleidung bildete ein Hemd (Chiton), das aus einem langen Stücke Stoffes, den man, wie den Oberkörper einwickelnd, umlegte, gebildet wurde. In der Mitte des Stoffes, dort wo er auf der linken Schulter auflag, wurde eine von oben nach unten laufende Oeffnung zum Durchstecken der linken Hand geschnitten, während man über dem rechten Arme die beiden Enden des Stoffes mit einer Nadel befestigte. Bei der Arbeit nahm man die Befestigung unterhalb der Achsel vor, so dass die rechte Hand ganz frei blieb (Exomis). Um die Mitte des Leibes wurde das Hemd mittelst eines herumlaufenden Gürtels zusammengehalten und nach oben und unten gefaltet. — Bei den Frauen war dieses Hemd länger; es fiel in manchen Fällen fast bis an die Fussknöchel und Sohlen herunter und wurde oben, durch Umbiegen des Stoffes nach aussen, mit einem über Schulter und Brust herabhängenden Vorsatz versehen (Diploïs), den man in Verbindung mit den vom Gürtel aufwärts entstandenen bauschigen Falten geschmackvoll zu drapieren verstand. Der Stoff zu diesen Kleidern war theils aus Wolle (bei den Männern), theils aus Linnen und feinen Pflanzenfasern (bei den Frauen) verfertigt. Beim Ausgehen, namentlich aber auf Reisen, wurde ein Mantel (Himation) übergeworfen, ein langes viereckiges Stück Zeug von verschiedener, bald grösserer, bald minderer Breite. Man setzte dasselbe gewöhnlich unter der linken Achsel ein, zog es rechts unterhalb der rechten Achsel durch und liess es dann über die linke Schulter herabhängen. Der kurze, namentlich bei den nördlichen Völkern einheimische Mantel (Chlamys), der von den jungen Männern und Kriegern allgemein angenommen wurde, bestand in einem Stück Zeug, das man einfach umlegte und über der Schulter mittelst einer Schnalle befestigte.

Bart- und Haupthaar wurden in den ältesten Zeiten von den Männern in ihrer natürlichen Länge getragen. In Athen soll man bis gegen die Zeit der Perserkriege dasselbe in einen Knoten geschlungen und diesen auf dem Scheitel mittelst einer Haarnadel befestigt haben. (Vgl. die altchinesische Haartracht.) Erst mit den Perserkriegen kam die Sitte auf, Bart- und Kopfhaar zu kürzen. Seit Alexander dem Grossen wurde häufig das Gesicht glatt rasirt. Nur die Philosophen und jene, welche die alten Sitten affectirten, gingen mit langem Bart und üppigem Lockenhaar einher. (Vgl. dasselbe in China bei den Anhängern der Tao.) Bei Sclaven scheint man Haupt- und Barthaar kurz abgeschnitten zu haben. Mannigfaltig und im höchsten Grade geschmackvoll war die Haartracht der Frauen. Man strich entweder das Haar wellenförmig nach rückwärts und fasste es dann in einen Knoten zusammen oder man formte es zu unzähligen Locken oder flocht es zu mehreren Zöpfen, die kranzförmig um den Kopf geschlungen wurden. In der Regel legte man einen Schleier darüber, der in Falten über den Rücken und die Stirn herabfiel.

Der Kopf wurde für gewöhnlich auch von den Männern unbedeckt gelassen. Bei Arbeiten im Freien oder auf Reisen setzte man eine Kappe von konischer Form auf, die bald einem krämpenlosen Calabreser-Hute, bald der italienischen Schiffermütze oder dem neugriechischen Fes ähnlich war, oder man trug einen seichten, breitkrämpigen Hut, wie er noch heut zu Tage von den Imerethiern getragen wird.

Die Füsse blieben namentlich zu Hause nackt, wie man denn auch im Falle der Beschuhung dieselbe beim Eintritt in das Gemach ablegte. Beim Ausgehen wurden Sohlen oder Sandalen aus mehreren Lagen dicken Rindsleders angelegt, auf Reisen und auf Jagden in gestrüppreichen Gegenden wurden Schuhe oder Stiefel angezogen aus Leder oder Filz, die vorne mittelst Riemen zusammengeschnürt waren.

Was die Form des griechischen Wohnhauses anbelangt, so fehlen (wenigstens für die Zeit der griechischen Unabhängigkeit) darüber die Angaben, und es ist auch kein unversehrtes Exemplar desselben auf uns gekommen. Gegenüber den herrlichen mit Luxus ausgeführten öffentlichen Bauten scheint das Privathaus durch grosse Einfachheit sich ausgezeichnet zu haben. Wie in Aegypten baute man wahrscheinlich mit luftgetrockneten Ziegeln und Holz, seltener mit Steinen, woraus sich die vollständige Zerstörung der betreffenden

Objecte erklären mag. Das Gebäude ging wohl kaum über ein Stockwerk hinaus.

Unter den Einrichtungsstücken des griechischen Hauses sind uns mehrere durch Abbildungen und durch einzelne in den Gräbern erhaltene Exemplare bekannt geworden. Dieselben zeigen uns sowohl den Entwicklungsgang der einschlägigen Industriezweige, als auch die künstlerische Ausstattung selbst jener Gegenstände, welche für den täglichen Gebrauch bestimmt waren. Abgesehen von den zum Hausrathe nothwendigen Küchengeräthen, bestehend in Kesseln, Pfannen und Schüsseln, nehmen die Trink- und Prunkgefässe eine hervorragende Stellung ein. Man scheint dieselben wie in Aegypten und wie bei uns in der Neuzeit als Kostbarkeiten ausgestellt zu haben, daher man sie auch in der Regel den Todten als deren Lieblingsgegenstände ins Grab mitgab. Die Formen dieser Gefässe sind nach Zweck und Oertlichkeit äusserst mannigfaltig; bei den kostbarsten derselben ist namentlich die äussere Bemalung (in der Regel rothbraun, in der Farbe des Thons, und schwarz) wegen der echt-künstlerischen Ausführung überraschend. Sie sind durchgehends auf der Drehscheibe verfertigt und gut gebrannt.

Zu den Einrichtungsgegenständen des griechischen Zimmers gehörten Stühle, Ruhebetten, Tische und Kästen. Die Stühle waren theils ohne Lehnen und unseren vierfüssigen Feldstühlen ähnlich, theils mit Lehnen. Zu den zierlichsten und kostbarsten Stücken gehörten die Armsessel, die oft mit herrlichen Schnitzereien versehen, mit Elfenbein ausgelegt und vergoldet waren. Auf den Sitz legte man einen Polster und überzog ihn obendrein mit einem Teppich oder einem weichen Felle. Die Ruhebetten glichen unseren Balzac's und Sophas und hatten an den Holztheilen, welche vom Stoffe unbedeckt blieben, mannigfache Verzierungen. Die Tische waren bald rund und dreifüssig, bald viereckig und vierfüssig und bald von hoher, bald von niedriger Gestalt. Die ersteren dienten zum Daraufstellen der Trink- und Prunkgefässe, während man sich der letzteren beim Mahle bediente, das man (gegenüber der Vorzeit, wo man sass) halb liegend einzunehmen pflegte. Die Kästen waren unseren Kisten ähnlich und hatten bald eine viereckige, bald eine runde Form (wie unsere Schachteln). Der Deckel war im ersteren Falle bald flach, bald, wie bei den ägyptischen Kästen, dachförmig gebildet, wo er wahrscheinlich nach beiden Seiten geöffnet werden konnte. Die Aussenseite war mit Schnitzereien und anderem Zierrath versehen.

Obwohl die alten Indogermanen von Haus aus ein Hirtenvolk waren und den Landbau in beschränkterem Masse trieben, gehört bei den Griechen der Landbau zu den Hauptbeschäftigungen. — Den Gebrauch des Pfluges erwähnt schon Homer und das Epithet, welches er demselben beilegt, nämlich „zusammengefügt", lässt auf einen über den einfachen etruskischen Pflug hinausgehenden Bau desselben schliessen. Wahrscheinlich glich der Pflug dem ägyptischen und hatte keine Räder. Die Aehren wurden abgeschnitten und von Rindern ausgetreten. — Nachdem man die Körner von der Spreu mittelst der Wurfschaufel an einem dem Zugwinde ausgesetzten Orte gereinigt hatte, hob man sie in eigenen Speichern auf. Die Mühlen, auf welchen man das Mehl malte, waren unzweifelhaft Handmühlen. Unter den verschiedenen Getreidearten baute man namentlich den Spelt, die Gerste und den Weizen.

Obwohl die Griechen den Wein, wie sein Name bezeugt, erst im Westen Asiens durch die Semiten kennen lernten, war seine Cultur schon im höchsten Alterthum unter ihnen allgemein verbreitet, wie aus den Schilderungen Homer's und seiner Beurtheilung der Wildheit der Cyclopen (Odyssee XI, 111) deutlich hervorgeht. — Der in eigenen Gärten gepflanzte und durch Austreten der Traube gewonnene Wein wurde in Schläuchen aus Ziegenfellen aufbewahrt.

Unter den Nutzthieren, die man seit den ältesten Zeiten zog, da sie Homer vielfach erwähnt und mehrere Gegenden als reich an ihnen anführt, sind hervorzuheben: das Rind, das Schaf, die Ziege, das Schwein, das Pferd, der Esel und das Maulthier. Auch der Hund, von dem es je nach der Verwendung desselben mehrere Spielarten gab, kommt allgemein als Hausthier vor. Um Honig und Wachs zu erhalten, wurde die Biene mit Sorgfalt gepflegt.

Die Speisen waren sowohl vegetabilischer als auch animalischer Natur. Zu den ersteren gehörte das Brod, speciell Weizenbrod, und in den ältesten Zeiten ein Muss, aus geschrotetem Weizenmehl, Honig, Wein und Käse bereitet. Zu diesem Zwecke pflegte man Mehl und Käse auf die Reise mitzunehmen. Eine besonders bei der ärmeren Classe beliebte Kost waren die Zwiebeln, die man auch in der älteren Zeit zum Weine ass, in derselben Weise wie wir den Rettig zum Biere zu verzehren pflegen. Zu den animalischen Speisen gehörte das Fleisch des Rindes, des Schafes, der Ziege, besonders aber des Schweines. Auch Gänse wurden gerne gegessen. Das Fleisch wurde in grösseren Stücken am Feuer gebraten und mit Mehl bestreut. Für eine besondere Delicatesse galt das

Mark der Röhrenknochen, mit dem man auch die Kinder vornehmer Leute aufzog. Die Fische scheinen mehr eine Nahrung des ärmeren Volkes gewesen zu sein.

Als Getränk diente Wein, mehr oder weniger mit Wasser gemischt. Auch Milch von Rindern, Schafen und Ziegen wurde mit Vorliebe genossen.

Man ass gewöhnlich drei Mal des Tages und wurde das Mahl in der ältesten Zeit allgemein sitzend eingenommen. In der späteren Zeit scheinen bei Gastmälern die Männer und zwar je zwei auf einem Sopha in halb liegender Stellung das Mahl eingenommen zu haben, während die Frauen und Kinder sammt der Dienerschaft die alte sitzende Stellung beibehielten. Die Speisen, welche wie bemerkt in der ältesten Zeit vorwiegend in Fleisch bestanden und später immer mehr und mehr in Vegetabilien und Fische übergingen, wurden mittelst der drei ersten Finger der rechten Hand aus der gemeinsamen Schüssel herausgeholt. Statt des Löffels, des Tellers und der Serviette zugleich bediente man sich wie heut zu Tage im Morgenlande eines Brodfladens. Das eigentliche Mahl war in der Regel sehr einfach, daher auch die Griechen als „Gemüseesser“ und „Knauser“ im Alterthume verschrieen waren.

Den eigentlichen Schwerpunkt des Mahles bildete in den späteren Zeiten das Trinkgelage, welches nach Entfernung der Speisen veranstaltet wurde. Man wusch sich zuvor die Hände mit Seife, und sprach unter Genuss von scharfen Käsen, gesalzenen Kuchen, Feigen, Datteln, Oliven und anderen den Gaumen reizenden Artikeln dem mit Wasser gemischten Weine wacker zu. — Man erging sich dabei in Gesprächen über verschiedene Gegenstände, lauschte dem Gesange oder der Musik, verfiel aber auch manchmal in Orgien der tollsten Art, wie sie eben die Sinnlichkeit eines solchen Volkes, wie es das griechische war, eingeben konnte.

Im ehelichen Leben der Griechen herrschte durchwegs die Monogamie. In der älteren Zeit wurde die Braut ihrer Familie durch Erlegung eines ziemlich hohen Kaufpreises (grösstentheils in Rindern bestehend) abgekauft, in der späteren Zeit bekam sie dagegen eine Mitgift in baarem Geld, Sclavinnen, Kleidungsstücken, Schmucksachen u. a. mit sich.

Da in der späteren Zeit gleiche Geburt und gleiche Vermögensverhältnisse bei Heirathen das allein Massgebende waren und die Gattin nicht so sehr als ebenbürtige Gefährtin des Mannes, denn vielmehr als Gebärerin der legitimen Nachkommenschaft

angesehen wurde, so konnte die Ehe umsoweniger auf gegenseitiger Neigung beruhen, als beide Theile vorher gar nicht Gelegenheit hatten, sich gegenseitig kennen zu lernen und der Bildungsgrad des Weibes gegen jenen des Mannes bedeutend zurückstand. Nachdem die Jungfrau von der frühesten Kindheit an ihr Leben zu Hause im sogenannten Frauengemache zwischen Spielen, Putz und den weiblichen Handarbeiten, wie Spinnen, Weben, Sticken und ähnlichen Beschäftigungen zugebracht hatte, wechselte sie, einem Manne angetraut, nur das Haus, nicht aber die Sphäre der Thätigkeit. Sie war zwar „des Hauses Herrin", aber das öffentliche Leben blieb ihr nach wie vor ganz verschlossen.

In den ältesten Zeiten, wo die Bildung beider Geschlechter im Wesentlichen nicht allzuweit von einander abstand und die Sitten einfach waren, mochte das Weib den derben Helden befriedigen und durch die schlichten Reize natürlicher Munterkeit auch dauernd fesseln. Als sich jedoch im Laufe der griechischen Culturentwicklung eine nicht unbedeutende Kluft zwischen der Bildung des Mannes und Weibes herausgebildet hatte, und die Sitten lockerer wurden, da mochten jene Weiber, welche über das Vorurtheil ihres Geschlechtes sich hinwegsetzend, dem ungehinderten Verkehr mit den Männern sich hingaben, und dadurch eine gewisse geistige Bildung sich aneigneten, einen immer mehr gesteigerten Reiz für dieselben gewonnen haben. Freilich beruhte das Hetärenthum nicht immer und überall auf dieser theilweise idealen Grundlage und war in den meisten Fällen von unserer modernen Prostitution nicht viel ververschieden. — In Betreff dieses Uebels aller Civilisation scheint der alte Grieche derselben nüchternen Ansicht gewesen zu sein, wie der moderne Japaner. (S. 403.) Ob die unter den Griechen so stark verbreitete Knabenliebe (Päderastie), jene überall wiederkehrende unnatürliche Ausschweifung des Geschlechtstriebes war, wie wir zu glauben Grund haben, oder ob sie in den meisten Fällen jenen idealen Hintergrund hatte, wie die Bewunderer des Hellenenthums uns einreden möchten, dies lassen wir vor der Hand dahingestellt, da in der That Indicien für beides vorliegen.

Das neugeborene Kind wurde unmittelbar nach seinem Eintritte in die Welt gebadet und in Windeln und Tücher eingewickelt. Zwischen dem fünften und siebenten Tage wurde es von der Hebamme mehrere Male um den brennenden Hausaltar getragen und am zehnten Tage unter der Ceremonie der Namengebung feierlich vom Vater als sein leibliches Kind anerkannt. Es wurde darauf von

einer Amme genährt, ein Gebrauch, der schon in der ältesten Zeit vorkommt und später immer mehr und mehr um sich griff. Nach der Entwöhnung wurde das Kind mit leichten Speisen, im Alterthume mit dem Marke der Röhrenknochen, in späterer Zeit mit Honigbrei aufgezogen.

Bis zum sechsten Jahre genossen beide Geschlechter eine gemeinsame Pflege, von da an wurde das Mädchen von der Mutter zu den verschiedenen Verrichtungen des Hauswesens angeleitet, während der Knabe unter der Aufsicht eines älteren Sclaven in die Schule geschickt wurde. — Dies waren durchwegs sogenannte Privatschulen; die Schüler wurden dort bis zum Eintritt der Pubertät, also etwa bis zum 16. Jahre im Lesen, Schreiben, Rechnen, sowie in der Musik und Gymnastik unterrichtet. — Durch die beiden letzteren Gegenstände des Unterrichts, deren Uebung für einen Bestandtheil der freieren Bildung angesehen wurde, unterschied sich die Erziehung der Hellenen wesentlich von jener aller anderen Völker des Alterthums. Ihr vor Allem haben sie die hohe Entwicklung der körperlichen und geistigen Anlagen zu verdanken, durch welche sie zum vollendeten Ideale des mittelländischen Rassentypus geworden sind.

Die Todten wurden in der ältesten Zeit verbrannt, später aber grösstentheils in Gräbern bestattet. Nur in speciellen Fällen, wie auf dem Schlachtfelde, bei Epidemien, scheint auch in der späteren Zeit Verbrennung der Leichen üblich gewesen zu sein. Man gab den Todten ihre Lieblingsgegenstände mit ins Grab und errichtete in vielen Fällen Grabsteine darüber. In der Fremde verstorbene Hellenen liessen ihre Asche auf den heimathlichen Boden überführen; in jenem Falle, wo man der Ueberreste nicht habhaft werden konnte, liess man zum Andenken des Todten ein sogenanntes Cenotaphium errichten. Mit der feierlichen Bestattung war ein Todtenmahl verbunden und wurden, wenigstens in Athen, am 3., 9. und 30. Tage nach derselben Todtenopfer für den Dahingeschiedenen dargebracht.

Bei der grossen Aufmerksamkeit, welche man der Entwicklung des Körpers zuwandte, ist es leicht erklärlich, dass man sich auch einer ausgezeichneten Reinlichkeit befliss. Dies war um so nothwendiger, als man bei den leiblichen Uebungen, die in ganz nacktem Zustande vorgenommen wurden (in der ältesten Zeit hatte man einen Schurz um die Lenden befestigt), mit Oel sich einrieb. Es gab daher überall Bäder, sowohl öffentliche als private. Während

man in den ältesten Zeiten warme Bäder liebte und für stärkend ansah, galt der öftere Gebrauch derselben in der späteren Zeit für verweichlichend und kamen die kalten Bäder mehr in Aufnahme.

Abgesehen davon, dass der alte Grieche nach dem Grundsatze „ein gesunder Geist in einem gesunden Körper“ die verschiedenen Leibesübungen als Mittel der Bildung des ganzen Menschen betrachtete, galten sie ihm auch als die beste Vorschule für die eines freien Mannes würdigste Beschäftigung — den Kampf um Freiheit und Vaterland. — Die Bewaffnung eines griechischen Kriegers war eben so einfach als edel. Den Kopf bedeckte ein Helm, der anfänglich aus Fell oder Leder gebildet war und in der Folge in den typischen ehernen Helm überging; Brust und oft auch Rücken schützte ein Harnisch aus Metall oder Leder. In der ältesten Zeit trug man Beinschienen, die in der Folge als allzu schwerfällig abkamen. Eine wesentliche Schutzwaffe war der Schild, von dem es zwei Arten gab, eine kleinere, die blos den Oberkörper und Kopf schützte, und eine grössere, hinter welcher ein Mann vollständig sich bergen konnte. In der Folge kam der bei den nördlichen Völkern gebräuchliche halbmondförmige kleine Schild in Aufnahme. Zu den Trutzwaffen gehörte das Schwert von kurzer Gestalt, mehr einem langen Messer ähnlich, die Lanze, die Streitaxt, Bogen und Pfeil und die Schleuder. Mit der Vervollkommnung der Taktik, wo es nicht so sehr auf die persönliche Tapferkeit des Einzelnen, als vielmehr auf den combinirten Angriff der Massen ankam, wurde die kriegerische Ausrüstung einfacher und leichter und die Bewaffnung auch gleichförmiger.

Wie bei den Völkern Asiens und den Aegyptern vertraten auch bei den Hellenen in der ältesten Zeit die Kriegswagen unsere Reiterei. Die Form des Wagens war ganz der ägyptischen ähnlich; derselbe war zweirädrig, hinten offen und wurde von zwei Mann, dem Wagenkämpfer und seinem Rosselenker bestiegen.

Mit dem Kriege einerseits und dem religiösen Cultus andererseits in Verbindung steht der griechische Tanz. Seine Weisen waren ebenso einfach als massvoll, und kein freigeborener Jüngling nahm Anstand, sich öffentlich an demselben zu betheiligen. Erst in der späteren Zeit, nachdem die Technik des Tanzes sich immer künstlicher gestaltet hatte, schieden sich auch die Tanzkünstler zu einer besonderen Gesellschaftsclasse heraus.

Die Gesellschaft zerfiel in zwei Classen, nämlich Freie und Sclaven. Das Verhältniss dieser beiden Classen zu einander beruhte

wahrscheinlich auf der Eroberung, so dass wir ursprünglich unter den Freien den herrschenden Stamm, unter den Sclaven die Unterworfenen zu verstehen haben. Anfangs mögen die letzteren von den Hellenen verschieden gewesen sein (nicht-hellenische Aboriginer), später, wo die verschiedenen griechischen Stämme unter einander in Fehde geriethen, wurden manche Hellenen selbst vom Lose der Sclaverei betroffen. Dazu kamen noch jene Sclaven, welche von den fremden Kaufleuten erhandelt wurden, was schon in der ältesten Zeit geschehen zu sein scheint. In die Reihe der ersteren, durch Unterjochung gewonnenen Sclaven gehörten die Penesten in Thessalien und die Heloten in Sparta, in die Reihe der letzteren, durch Kauf erworbenen, die Sclaven Athens.

Das Loos der Sclaven war bei den Hellenen im Ganzen ein mildes. Die Sclaven, welche uns Homer vorführt, unterscheiden sich in ihrem Auftreten wenig von den Freien und werden gut behandelt. Man betrachtet sie als Familienglieder und erlaubt ihnen jegliche Art des Erwerbes zur Gründung eines eigenen Hausstandes.

Die Heloten der Spartaner waren eigentlich Staatssclaven, d. i. Landbauer, welche an die Scholle gebunden waren und für eine bestimmte spartanische Familie gegen eine Abgabe das Land zu bebauen hatten, aber von dieser weder verkauft, noch irgendwie anders verwendet werden durften. Sie waren oft reicher als ihre Herren. Auch in Athen erging es den Sclaven oft besser als manchem armen Bürger. Einen Sclaven zu tödten, war vom Gesetze verboten; wegen grausamer Behandlung, sei es von Seite des Herrn, sei es eines fremden Bürgers, konnte der Sclave Klage erheben, und wurde der Herr gezwungen, den Sclaven zu veräussern, der fremde Bürger dagegen zu einer Geldstrafe verurtheilt. — Im äusserlichen Auftreten unterschieden sich die Sclaven von den Freien nur wenig: blos das Haupthaar lang zu tragen war ihnen verboten. Sie durften an allen gottesdienstlichen Festlichkeiten Theil nehmen: dagegen war ihnen der Zutritt zu den Volksversammlungen, den Gymnasien und den Theatern nicht gestattet. Vor Gericht mussten sie sich durch ihre Herren vertreten lassen und waren auch nicht befugt als Zeugen zu fungiren, ausser bei einer Anklage wegen Mordes.

Die Freien ihrerseits zerfielen in zwei Classen, nämlich Bürger und Ansässige (Perioiken in Sparta, Metoiken in Athen). Nur den ersteren, welche dem herrschenden Erobererstamme angehörten und freien Grund und Boden besassen, stand die eigentliche Ausübung der politischen Rechte zu. Die Ansässigen, entweder Verbündete oder Unterworfene, oder auch von der Fremde her Ein-

gewanderte, waren, wenngleich in ihren Communal-Angelegenheiten autonom, dennoch von allen obrigkeitlichen Würden sowie der Volksversammlung ausgeschlossen und politisch von den Beschlüssen des herrschenden Volkes abhängig. Sie bildeten so ziemlich den sogenannten „Mittelstand“, der nicht so sehr vom Ertrage des Grundbesitzes lebte (in Athen durften sie gar kein Grundeigenthum erwerben), als vielmehr in der Ausübung der verschiedenen Industriezweige und im Handel die Quelle seines Erwerbes fand. Sie waren besteuert und wurden im Kriege zum Heeresdienste und zwar zur Flotte und zum leichten Fussvolke herangezogen. In der Reiterei zu dienen war ihnen nicht gestattet.

Während im exclusiv rigorosen Sparta das Bürgerrecht zu erlangen unmöglich war, wurde in Athen, namentlich in späterer Zeit, das Bürgerrecht an jene Personen, welche sich naturalisirt und gewisse Verdienste um das Gemeinwesen erworben hatten, ertheilt. Dadurch bildete sich mit der Zeit ein Gegensatz zwischen Alt- und Neubürgern heraus. Der Bürger wurde mit dem zurückgelegten 18. Jahre mündig, und stand mit dem 20. Jahre im Genusse des activen, mit dem 30. Jahre des passiven Wahlrechtes.

Jeder Bürger gehörte einer bestimmten Familie (oikos) an; mehrere Familien bildeten ein Geschlecht (genos), mehrere Geschlechter eine Genossenschaft (phratria), mehrere Genossenschaften einen Stamm (phyle). Alle diese Glieder waren durch gemeinsamem Cultus mit einander verbunden. Doch nicht überall wurde dieser auf der supponirten Abstammungs-Verwandtschaft beruhende Gesichtspunkt festgehalten, sondern trat dafür oft ein aus dem Zusammenwohnen entwickelter ein, wornach der Stamm in mehrere Gemeinden (demoi) oder Dörfer (komai) zerfiel, welche ihrerseits wieder mehrere Familien (oikoi) umfassten.

Die ursprüngliche Verfassung, unter welcher wir den Hellenen begegnen, ist das erbliche Königthum, eine Form, die bei allen erobernden Zweigen des indogermanischen Stammes wiederkehrt. Sie beruht eben auf der Vereinigung der Stammesgenossen zu gemeinsamen Unternehmungen unter der Führung eines Oberhauptes (basileys). *) Doch machte diese Form der Verfassung, welche wohl für die Bedürfnisse eines erobernden Volkes berechnet war, bei fort-

*) In Betreff der Etymologie dieses Wortes bemerke ich, dass es „Anführer der (in den Krieg) Ausgezogenen“ bedeutet; es ist mittelst des Secundärsuffixes-eys von einem anzunehmenden basilos abgeleitet welches wieder auf basis zurückgeht.

schreitender Culturentwicklung und beim Erwachen des Bürgersinnes der republikanischen Staatsform Platz, welche wir nach und nach bei allen griechischen Stämmen durchdringen sehen. Die Formen, innerhalb welcher die Republik sich manifestirte, sind mannigfaltig. — Bald finden wir die Herrschaft in den Händen einer durch Geburt und Reichthum bevorzugten Classe, bald des ganzen Volkes; bald beide Theile ruhig nebeneinander bestehend, bald in stetem Kampf mit einander begriffen.

Am meisten der alten Form treu geblieben finden wir die Verfassung Spartas, des Hauptsitzes des conservativen Dorismus. Wir finden da ein unter zwei Personen getheiltes erbliches Königthum mit executiver und repräsentativer Gewalt. Der König ist hier nach wie vor der Oberbefehlshaber des Kriegsheeres, der Oberpriester und der Repräsentant seines Stammes nach aussen. Er ist aber nicht unumschränkter Herr, sondern hat einen aus dem Volke frei gewählten Senat von 28 Mitgliedern (gerusia), ein souveränes Volk, dem allein das Recht über Krieg und Frieden zusteht, und das Collegium der 5 Oberrichter (Ephoren) zur Seite. Namentlich die letztere Behörde, welche vom Anfang an nichts anderes als die Stellvertreterin der in den Krieg gezogenen Könige gewesen zu sein scheint, masste sich mit der Zeit als Repräsentantin des Volkes (demos) selbst ein Aufsichtsrecht über die Könige an.

Eine ganz andere Grundlage zeigt die durch Solon begründete Verfassung Athens. Den Mittelpunkt bildete das in vier Classen je nach dem Ertrage des Grundbesitzes vertheilte Volk (die vierte Classe umfasste alle jene, die kein festes Besitzthum hatten), das sich die Beamten selbst wählte. — Doch war dabei die Ausübung sowohl der activen als auch der passiven Rechte von der Höhe des Census abhängig. An der Spitze des Staates standen die 9 Archonten, welche, nachdem sie ihr Amt tadellos verwaltet hatten, in den areopagitischen Rath eintraten, eine Behörde, welcher die Controle des gesammten Staatswesens übertragen war. Den Archonten und der Volksversammlung zur Seite stand der hohe Rath (bule), ein aus 400 Mitgliedern bestehender Volk-Ausschuss, dessen Mitglieder jährlich aus den drei ersten Classen gewählt wurden. Er verwaltete die Geschäfte im Namen des Volkes und legte ihm diejenigen, welche besonders wichtig waren, zur Entscheidung vor. — Als oberster Gerichtshof fungirte ein Geschwornengericht (Heliaia), zu dem die Mitglieder aus dem gesammten Volke, wahrscheinlich durch das Loos ausgehoben wurden.

Diese echt-republikanische Staatsverfassung, welche von der tiefen politischen Einsicht Solons Zeugniss gibt, konnte aber die verschiedenen Classen für die Länge der Zeit nicht befriedigen. In der That haftete von Anfang ein wesentlicher Mangel an ihr, nämlich, dass sie diejenigen, die nicht ein festes Besitzthum hatten, und mochten sie sonst noch so begütert sein, dem erbgesessenen Spiessbürger nachsetzte, wodurch mit der Entwicklung Athens zu einer Grossstadt gerade der thätigste und intelligenteste Theil der Bevölkerung in Betreff der politischen Rechte wesentlich benachtheiligt erschien. Dadurch wurden verschiedenen politischen Intriguen Thür und Thor geöffnet und ein beinahe immer währender Verfassungskampf unterhalten. Mag dieser für Athen selbst sehr schmerzlich gewesen sein — für die Entwicklung des hellenischen Geistes und der Menschheit selbst wurde er von unberechenbarem Werthe. Nur durch den nie rastenden Kampf in seinem Innern trat Athen an die Spitze der hellenischen Civilisation und wurde dadurch zur Lehrmeisterin der gesammten civilisirten Welt des Westens.

Die immer zunehmende Zahl der Bevölkerung einerseits und die von den verschiedenen politischen Parteien ausgehende Verfolgungssucht andererseits hatten zur Folge, dass zahlreiche Familien dem heimatlichen Boden Lebewohl sagten und in der Fremde als Colonisten sich niederliessen. Dazu trat später noch der Umstand, dass viele der alt-hellenischen Ansiedelungen in Kleinasien ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegen die persischen Waffen nicht zu schützen vermochten und daher auf Punkte sich zurückzogen, wo Angriffe mächtiger Feinde nicht so leicht zu besorgen waren (im Norden und Westen). Diese Colonien, die mit dem Mutterlande in steter Verbindung blieben, theils als gleichberechtigte, theils als untergeordnete Glieder des Ganzen, trugen nicht unwesentlich zur Hebung und Blüte des griechischen Handels bei. Mehrere der grösseren griechischen Städte, wie Athen, Korinth, wurden dadurch Handelsstädte ersten Ranges, wie denn auch bei dem ersteren Staate die Kraft nicht so sehr ins Landheer als vielmehr in die Seemacht verlegt wurde.

Trotz der Zersplitterung in eine Anzahl kleiner Republiken, in welcher sich die hellenischen Stämme befanden, gab es doch gewisse Punkte, in welchen sie sich als eine Einheit fühlten. Dies waren das gemeinsame Heiligthum zu Delphi, wo der pythische Apollo durch den Mund seiner welterfahrenen Priester politische Rathschläge ertheilte, und die vier alten Nationalfeste. Unter diesen

war das dem Zeus zu Ehren in Olympia, in der Landschaft Pisatis gefeierte das bedeutendste. Es wurde jedes 5. Jahr durch 5 Tage hindurch mit Opfern an Zeus und die anderen Götter, sowie mit den verschiedenen Kampfspielen zu Fuss und zu Pferde begangen. Während der Zeit des Festes mussten alle Fehden ruhen und genoss jeder Besucher desselben den Schutz des sicheren Geleites. Da bei solchen Festen Besucher aus Nah und Fern zusammenströmten, so pflegten in der Folge auch Schriftsteller und Künstler dort ihre Werke dem Publikum vorzuführen. Dem olympischen Feste zunächst steht das pythische, welches dem Apollo zu Ehren bei Delphi mit Musik- und Gesangsproductionen einerseits und mit Wettkämpfen, die denen in Olympia gleich waren, andererseits jedes dritte Jahr abgehalten wurde. Das dritte Fest, die Nemeen, wurde in dem Thale Nemea, nahe der argivischen Stadt Kleonai, dem Zeus zu Ehren innerhalb eines vierjährigen Zeitraumes zweimal gefeiert, und ebenso wurden die Isthmien, ein ursprünglich dem phönicischen Melkarth (Herakles), später dem Poseidon zu Ehren eingesetztes Fest ungefähr nach je zwei Jahren in der Nähe Korinths abgehalten.

Der religiöse Glaube der alten Hellenen hat aus den allen indogermanischen Völkern von Haus aus gemeinsamen Vorstellungen, welche wir in den Hymnen der indischen Vedas, in einzelnen Stellen des Avesta und in den Sagen der germanischen Völker am ursprünglichsten wiederfinden, nach und nach sich entwickelt. Er beruht auf der Personification der Naturkräfte, welche aber nicht so roh und einseitig wie bei den Hamiten, sondern vielfach veredelt und mit menschlicher Individualität ausgestattet aufgefasst werden. Damit ist der Uebergang in das ethische Gebiet von selbst gegeben. Durch diesen Umstand wurde die griechische Mythe eine reiche Quelle der Poesie, und dieser Eigenschaft hat wiederum die Mythologie der Hellenen ihre seltene Vollendung nach Inhalt und Form wesentlich zu verdanken. In Hellas waren die Dichter die eigentlichen Kirchenväter.

Die alten, aus der Urheimath mitgebrachten Göttergestalten wurden später durch neue theils selbständig geschaffene, theils von den fremden Völkern, namentlich den Semiten angenommene vermehrt. Dazu traten später mehrere Personificationen abstracter Begriffe und verschiedene Heroengestalten. Jede der Gottheiten hatte ihren eigenen öffentlichen Cultus, der einzig und allein unter der Controle des Staates stand, während der Privatmann in Betreff

seiner Betheiligung am Cultus und seines Glaubens, falls er nicht die vom Staate anerkannten Götter direct läugnete, jeder Beaufsichtigung entrückt war.

Die Culte selbst waren theils öffentliche Staatsculte, theils private Geschlechts- oder Familien-Culte, jenachdem sie von den Repräsentanten des Staates (den späteren sogenannten Königen), des Geschlechts oder der Familie unternommen wurden. Da der Glaube der Griechen nicht auf einer Offenbarung beruhte und auch nicht dogmatisch festgestellt und gegliedert war, so gab es auch unter ihnen keinen besonderen Stand, der mit der Verkündigung und richtigen Auslegung desselben sich befasste und bei den religiösen Handlungen seine unmittelbare Intervention forderte. Letzteres war nur bei bestimmten Heiligthümern der Fall, die der Obhut dieses oder jenes Priestercollegiums anvertraut waren. Es kann daher unter den Griechen von einer Priesterschaft nur insofern die Rede sein, als sie an solchen speciellen Orten und bei bestimmten Gelegenheiten als Stellvertreterin des Opfernden auftrat.

Die Gegenstände und Handlungen, mit denen man die Götter ehrte, bestanden in Weihgeschenken, mehr oder weniger kostbaren Gaben, mit denen man die Statuen der Götter oder deren Behausungen, die Tempel, schmückte, in Opfern — Speisen und Getränken, — die man den Göttern darbrachte, um sie einerseits zu stärken und zu kräftigen, andererseits ihnen seine Dankbarkeit für die guten Gaben zu beweisen, und im Gebete, bald einfachen Anrufungen aus alter Zeit überliefert, bald herrlichen Gesängen.

Die ursprünglichsten Orte der Gottesverehrung, die man für die Lieblingssitze der Gottheiten ansah, waren Berge, Haine, Quellen und einzelne schöne, in die Höhe ragende Bäume. Dort opferte man den Göttern und flehte sie um Schutz und Beistand an. Als in der Folge die Gestalten der Götter immer bestimmter wurden und in menschliche Formen übergingen, ersetzte man den heiligen Hain durch Säulen ohne Dach, oder mit einem darüber gesetzten schützenden Dache. Das eigentliche Opfer, speciell das Brandopfer, wurde aber immer noch — wie von Alters her — auf einer Erhöhung, dem Altar, dargebracht.

Die Tempel mit ihren herrlichen Bildsäulen sind die eigentliche Quelle der griechischen Kunst. An ihnen entwickelte und bildete sich die hohe Begabung des hellenischen Volkes für Plastik und schuf jene Meisterwerke, die wir noch immer mit tiefem Erstaunen bewundern. Einfach und anspruchslos im privaten Leben,

war der alte Grieche freigebig und verschwenderisch, wenn es galt seinen Gott öffentlich zu ehren.

Dieser tiefen Religiösität, welche des Hellenen Gemüth erfüllte, verdanken wir auch die ältesten Erzeugnisse der Poesie, das Epos und das Drama. Hier wie dort bildet der Mensch im Verhältnisse zur Gottheit den Mittelpunkt des Ganzen, gleichsam ein Stück jenes gewaltigen Räthsels, welches das Denken jedes Edlen beschäftigt. Die Poesie der Hellenen ist Kunst- und Volkspoesie zugleich, da sie einerseits vom ganzen Volke gedichtet ist, andererseits die jedesmalige Form der Individualität des Dichters angehört. — Auf die Zeitgenossen wirkte sie ausschliesslich durch die letztere; es lässt sich daher der Genuss des antiken Theaters mit dem der Jetztzeit gar nicht vergleichen.

Die Hellenen sind dasjenige Volk, in dem die Anlage des indogermanischen Stammes für Philosophie am vollkommensten zur Entwicklung gelangt ist. Ihre Philosophie unterscheidet sich wesentlich von jener anderer Völker dadurch, dass sie nicht an religiöse Dogmen sich anlehnt, sondern von der Betrachtung der Welt ausgeht und die Räthsel auf natürliche Weise, in Uebereinstimmung mit dem menschlichen Denken, zu lösen sucht. Die ägyptischen Priester, die hebräischen Propheten und die griechischen Philosophen, die edelsten Blüten ihrer Stämme, — wie verschieden sind sie nicht von einander in Betreff ihrer Wirksamkeit, ihrer Lehren und der Resultate, welche sie dauernd erzielt haben!

Sprache.

Die Sprachen der Völker, welche zur mittelländischen Rasse gehören, gehen mindestens auf vier von einander unabhängige Ursprungspunkte zurück, von denen aus sie sich zur heutigen Form entwickelt haben. Sie unterscheiden sich wesentlich von allen anderen Sprachen dadurch, dass sie grösstentheils in ihrer Anlage die vollendetste Form, die flectirende repräsentiren, oder doch wenigstens derselben sich nähern.

Das Baskische zeigt jenen polysynthetischen Bau, durch den die amerikanischen Sprachen sich auszeichnen, daher auch manche Forscher beide in einen Zusammenhang zu bringen versucht haben. Abgesehen davon, dass die gänzliche Rassenverschiedenheit gegen eine beiderseitige Verwandtschaft verschieden spricht, ist die Gleichheit beider Sprachen doch eine blos äusserliche und zeigt sich in

der Behandlung der inneren Form auf beiden Seiten ein sehr bedeutender Unterschied.

Die kaukasischen Sprachen, welche in mancher Hinsicht morphologisch an die ural-altaischen erinnern, unterscheiden sich doch wesentlich von diesen durch das innerhalb derselben zur Anwendung kommende Princip der Präfixbildung. Während, abgesehen von diesem Umstande, an eine Verwandtschaft beider, vermöge der Rassendifferenz nicht gedacht werden kann, ist auch aus mehrfachen Gründen die Annahme eines Zusammenhanges der kaukasischen Sprachen mit den indogermanischen, wie sie in der That von einem berühmten Sprachforscher zu begründen versucht wurde, entschieden zu verwerfen.*)

Die hamito-semitischen Sprachen bilden gegenüber den kaukasischen und indogermanischen eine durch ein gemeinsames Bildungsprincip ausgezeichnete Einheit, über welche Kenner derselben keinen Augenblick in Zweifel sein können. Ein schlagender Beweis dafür, dass eine Verwandtschaft dieser Sprachen unter einander wirklich vorliegt, ist der Umstand, dass mehrere Forscher das Aegyptische und Berberische direct für semitisch zu erklären versucht haben.

Die indogermanischen Sprachen, welche in ihren Bildungen die schönste Form der Flexion repräsentiren, stehen mit den vorhergehenden in keinem genealogischen Zusammenhange. Wenn man oft eine Verwandtschaft der Indogermanen und Semiten behauptet, so beruht dieselbe, wenn nicht die Rassenverwandtschaft darunter gemeint ist, auf einer grundlosen Annahme. In der That lässt sich eine Verwandtschaft dieser beiden Völker wissenschaftlich nicht nachweisen und sind alle bisher angestellten Versuche als unwissenschaftlich entschieden zu verwerfen.**)

---

*) Vergl. meinen Aufsatz: „Ueber die sprachwissenschaftliche Stellung der kaukasischen Sprachen (Orient und Occident von Theodor Benfey, II).

**) Vergl. meine Abhandlung: „Indogermanisch und Semitisch.“ Ein Beitrag zur Würdigung dieser beiden Sprachstämme. (Sitzungsberichte der k Akademie der Wissenschaften in Wien phil. hist. Classe. Bd. LXV.)

Alphabetisches Verzeichniss

der im Buche erwähnten Völker und Sprachen.



INHALT.

I. Abtheilung.

Wollhaarige Rassen.

A. Büschelhaarige.

B. Vliesshaarige.

II. Abtheilung.

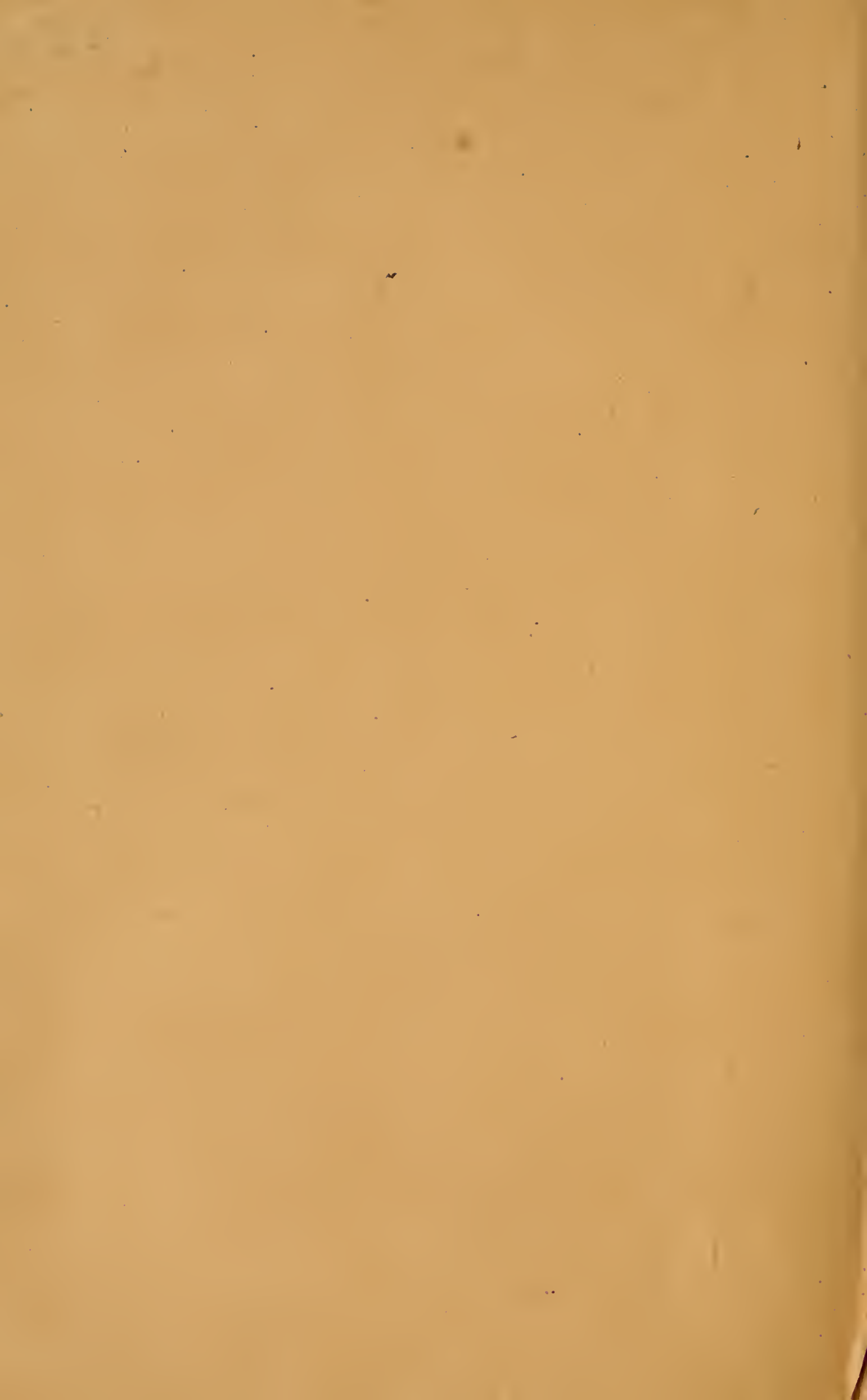
Schlichthaarige Rassen.

A. Straffhaarige.

B. Lockenhaarige.

Druck von Eduard Sieger in Wien.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 08 10 10 020 6